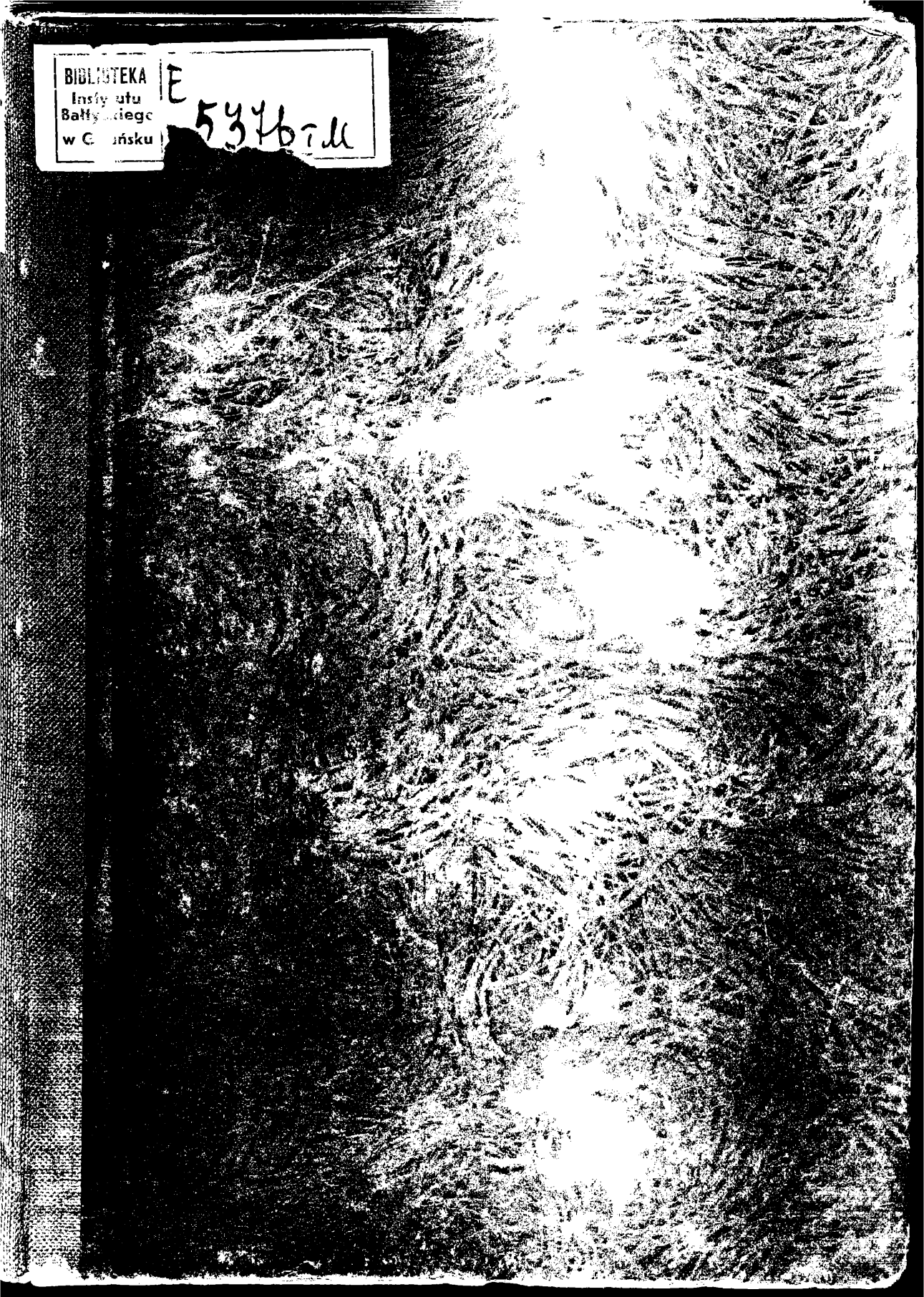
BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Gdańsku
E 534 b 1 M



27. 9. 33.

Ha 973

33123

74071/I

74083

050+070]::327=112.2

E 6

ZEITSCHRIFT FÜR
GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Herausgeber:

DR. KARL HAUSHOFER

Honorarprofessor an der Universität, München, General-Major a. D.

Unter ständiger Mitarbeit von
Dr. K. Wiedenfeld, Geh. Legationsrat, o. Professor an der Universität, Leipzig, Privatdozent *Dr. H. Lautensach*, Gießen, *Dr. G. Herrmann*, Leipzig und *Dr. Albrecht Haushofer*, Berlin.
Schriftleitung: *Kurt Vowinckel*, Berlin - Grunewald

X. JAHRGANG 1933
I. HALBBAND
HEFT 1—6 / JANUAR—JUNI

BERLIN-GRUNEWALD

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.

INHALTSVERZEICHNIS

von Heft 1–6 / Januar – Juni 1933

*Es bedeutet: * Mit Kartenbeigaben oder Zeichnungen*

PLANHEFTE

1 / Januar Verhängnis der Einseitigkeit

ALPHABETISCHES AUTORENVERZEICHNIS

G. Amann / Der Völkerbund in der Mandschurei III/134
Das bevölkerungspolitische Programm Mussolinis II/123
F. S. Bodenheimer / Bemerkungen eines Biologen über den Begriff der Verstädterung.... III/173
F. Burgdörfer / Stadt oder Land?... .. II/105*
Denkschrift der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik. V/301
G. Fester / Das Chaco-Problem II III/136*
G. Fester / Polarpolitik II VI/349*
Zum Fragenkreis der Verstädterung. II/100*
Zur Geographie der Monokultur I/7
C. G. Harke / Der Harzraum, der Herzraum des Reiches.... IV/213*
H. Harmsen / Verstädterung und Entvölkerung Frankreichs II/117*
H. Harmsen / Ziele und Möglichkeiten deutscher Bevölkerungspolitik IV/207
A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt I/46, II/83, III/157, IV/234, V/289, VI/354
A. Haushofer / Die ländliche Entvölkerung in Großbritannien... II/98*
A. Haushofer / Literaturbericht aus der atlantischen Welt. II/126
A. Haushofer / Maßstäbe der Monokultur I/29
H.-K. Haushofer / Das Agrarrecht als Mittel des sozialen Umbaus IV/201
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum I/54, II/89*, III/163, IV/241*, V/295, VI/360
K. Haushofer / Fromme Wünsche.. VI/330*
K. Haushofer / Literatur zum Auslanddeutschtum. II/126
K. Haushofer / Literaturbericht über den indopazifischen Raum III/188, IV/254

K. Helbig / Bevölkerungsprobleme von Niederländisch-Indien. II/76*
G. Herrmann / Handelspolitik als Instrument des sozialen Umbaus IV/195
G. Herrmann / Weltwirtschaftlicher Literaturbericht.. I/63
H. Hummel / Büchertafel. V/320, VI/383
H. Hummel / Die Verteilung von Monokultur und Autarkie I/8*
H. Jahrreiss / Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum I VI/321*
W. Kintzel / Deutsche und japanische Siedlung in Brasilien II/81
J. Kitayama / Japan und die Japaner VI/382
L. von Kohl / Biopolitik und Geopolitik als Grundlagen einer Naturwissenschaft vom Staate V/304
F. Leyden / Berlin als Beispiel einer wurzellosen Großstadt III/175*
G. von Natzmer / Monokultur im Reich der Organismen... .... I/2
O. von Niedermayer / Wachstum und Wanderung im russischen Volkskörper I / Bis zum Weltkrieg VI/334*
O. von Niedermayer / Wehrgeographische Betrachtungen über die Sowjetunion IV/219*
H. Offe / Geopolitik im Lexikon IV/255
E. Pfeil / Die deutschen Juden als Beispiel für das Aussterben bei Verstädterung.. II/113
E. Pfeil / Über den Zusammenhang von Verstädterung und Geburtenrückgang. III/168
K. Pintschovius / Die Stellung der Monokultur in der Geschichte I/35
P. Quante / Nicht Verstädterung, sondern Vergewerblichung, — das Schicksal des Menschen in der Zivilisation VI/379
M. Reinecke / Arbeitsteilung, fixe Kosten und unnatürliche Preisbildung als Eigenschaften der Monokultur..... I/18
H. Römer / Die Vereinigten Staaten und Haiti..... III/141
C. Ross / Kolonien ?..... V/257
G. Schmidt-Rohr / Die Sprache als politische Größe im Kraftfeld der Staaten..... IV/247
J. Semjonow / Die geographischen Leitlinien des Fünfjahresplans II/65*
J. Semjonow / Die Grenzen der Sowjetunion. III/149*
J. Semjonow / Das Nationalitätenproblem in der Sowjetunion.... V/280*
W. Siewert / Die geographischen Grundlagen der deutschen Seestellung.. V/270*
W. Volz / Industrie in den Osten! Die deutsche Wirtschaftsstruktur und das Problem der Ostsiedlung I. VI/367*
K. Vowinckel / Monokultur und Staatsführung I/22
S. Warneck / Wer beherrscht die Nordmandschurei? III/129*
H. Zeiss / Entwurzelung und Wurzellosigkeit. V/310
*** / Die Meuterei in Indonesien. IV/230

SACHLICHE ÜBERSICHT

GEOPOLITISCHE BERICHTERSTATTUNGEN

A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt I/46, II/83, III/157, IV/234, V/289, VI/354

K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum I/54, II/89*, III/163, IV/241*, V/295, VI/360

GRUNDFRAGEN

F. S. Bodenheimer / Bemerkungen eines Biologen über den Begriff der Verstädterung ... III/173

F. Burgdörfer / Stadt oder Land? ... II/105*

Denkschrift der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik ... V/301

Zum Fragenkreis der Verstädterung ... II/100*

Zur Geographie der Monokultur ... I/7

A. Haushofer / Maßstäbe der Monokultur ... I/29

H. Hummel / Die Verteilung von Monokultur und Autarkie ... I/8*

L. von Kohl / Biopolitik und Geopolitik als Grundlagen einer Naturwissenschaft vom Staate ... V/304

G. von Natzmer / Monokultur im Reich der Organismen ... I/2

E. Pfeil / Über den Zusammenhang von Verstädterung und Geburtenrückgang ... III/168

K. Pintschovius / Die Stellung der Monokultur in der Geschichte ... I/35

P. Quante / Nicht Verstädterung, sondern Vergewerblichung, — das Schicksal des Menschen in der Zivilisation ... VI/379

M. Reinecke / Arbeitsteilung, fixe Kosten und unnatürliche Preisbildung als Eigenschaften der Monokultur ... I/18

G. Schmidt-Rohr / Die Sprache als politische Größe im Kraftfeld der Staaten IV/247

K. Vowinckel / Monokultur und Staatsführung I/22

H. Zeiss / Entwurzelung und Wurzellosigkeit ... V/310

AUFSÄTZE

Deutschland

C. G. Harke / Der Harzraum, der Herzraum des Reiches ... IV/213*

H. Harmsen / Ziele und Möglichkeiten deutscher Bevölkerungspolitik ... IV/207

H.-K. Haushofer / Das Agrarrecht als Mittel des sozialen Umbaus IV/201

K. Haushofer / Fromme Wünsche ... VI/330*

F. Leyden / Berlin als Beispiel einer wurzellosen Großstadt ... III/175*

E. Pfeil / Die deutschen Juden als Beispiel für das Aussterben bei Verstädterung ... II/113

C. Ross / Kolonien? ... V/257

W. Siewert / Die geographischen Grundlagen der deutschen Seestellung ... V/270*

W. Volz / Industrie in den Osten! Die deutsche Wirtschaftsstruktur und das Problem der Ostsiedlung I ... VI/367*

Europa

Das bevölkerungspolitische Programm Mussolinis ... II/123

H. Harmsen / Verstädterung und Entvölkerung Frankreichs II/117*

A. Haushofer / Die ländliche Entvölkerung in Großbritannien ... II/98*

H. Jahrreiss / Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum I ... VI/321*

O. von Niedermayer / Wachstum und Wanderung im russischen Volkskörper I VI/334*

O. von Niedermayer / Wehrgeographische Betrachtungen über die Sowjetunion IV/219*
J. Semjonow / Die geographischen Leitlinien des Fünfjahresplans II/65*
J. Semjonow / Die Grenzen der Sowjetunion III/149*
J. Semjonow / Das Nationalitätenproblem in der Sowjetunion V/280*

Asien

G. Amann / Der Völkerbund in der Mandschurei III/134
K. Helbig / Bevölkerungsprobleme von Niederländisch-Indien II/76*
S. Warneck / Wer beherrscht die Nordmandschurei? III/129*
*** / Die Meuterei in Indonesien IV/230

Amerika

G. Fester / Das Chacoproblem II III/136*
G. Fester / Polarpolitik II VI/349*
W. Kintzel / Deutsche und japanische Siedlung in Brasilien II/81
H. Romer / Die Vereinigten Staaten und Haiti III/141

LITERATURBERICHTE

A. Haushofer / Literaturbericht aus der atlantischen Welt II/126
K. Haushofer / Literaturbericht zum Auslanddeutschtum II/126
K. Haushofer / Literaturbericht über den indopazifischen Raum III/188. IV/254
G. Herrmann / Weltwirtschaftlicher Literaturbericht I/63
H. Hummel / Büchertafel V/320, VI/383
J. Kitayama / Japan und die Japaner VI/382
H. Offe / Geopolitik im Lexikon IV/255

KARTEN, DIAGRAMME UND ZEICHNUNGEN

Grundfragen

Die nicht ernährungsautarken Staaten der Erde I/15

Deutschland

Der Ferienverkehr Berlins III/187
Der Güteraustausch mit Berlin III/183
Berliner Milcheinzugsgebiet III/182
Der sonntägliche Ausflugsverkehr Berlins III/186
Der Berliner Stadtkern und sein Wachstum III/175
Bevölkerung des Deutschen Reiches nach Wirtschaftsabteilungen 1882/1925 II/107
Bevölkerungsbewegung im Deutschen Reich 1871/1930 II/103
Das deutsche Fluß- und Küstensystem V/275
Reichsbundesgebiet Harz IV/215
Der Harz im stammesgemäß neugegliederten Reich IV/217
Die abgesperrte Nordsee V/277
Aufteilung Österreichs? VI/332
Der slawische Korridor VI/331
Pufferstaat Wien VI/333
Die Wirtschaftsstruktur Deutschlands VI/374

Europa

Europa: Küstenlage und Seemacht Europas V/273
Symmetrie Europas VI/323
Frankreich: Bevölkerungsanteil von Stadt und Land 1846—1921 II/118
Das Verhältnis der Fremden zur Gesamtbevölkerung II/121
Geburtenrückgang, -stillstand und -überschuß II/119
Großbritannien: Die ländliche Entvölkerung in Großbritannien II/99
Rußland: Rußland am Ende des 18. und 19. Jahrhunderts II/67
Ausgangsgebiete der Umsiedelnden VI/341
Die Ansiedlung in Asiatisch-Rußland VI/344
Das Bahnnetz an der Westgrenze IV/227
Die neuentstandenen Großbetriebe nach dem ersten Fünfjahresplan II/69
Die Militärorganisation der Westgrenze IV/223
Der Moskauer Staat am Ende des 16. Jahrhunderts II/165
Die national-autonomen Gebiete und die Rohstoffvorkommen V/283
Die verwaltungspolitische Gliederung III/153

Asien

China und Mandschurei: Wie Genf entscheidet II/93
Karte der Mandschurei III/131
Chinas heikle Nahtstelle II/91
Das wahre Ringen IV/243
Onkel Sams Vogelstraußpolitik II/90
Selbstverspottung als Fluchtweg IV/245
Shanhaikuan IV/243
Java: Anteil der Großstadtbevölkerung II/79
Bevölkerungskarte II/78

Amerika

Arktis und Antarktis: Besitzverhältnisse in der Antarktis VI/351
Strittige Zonen in der Arktis VI/350
Paraguay: Chaco-Kriegschauplatz III/138
Vorschläge zur Lösung des Chaco-Konflikts III/140

TABELLEN

Versuch einer Rangordnung monokultureller Staaten 1928 I/10
Statistik der ernährungsautarken Staaten der Erde 1928 I/12
Produktion der bayerischen Landwirtschaft IV/201
Deutscher Geburtenüberschuß I/40
Geburtenzahlen der deutschen Juden II/113
Die Wirtschaftsstruktur Deutschlands VI/373
Stadt- und Landbevölkerung in Frankreich 1846/1921 II/118
Geburtenentwicklung Italiens II/125
Handel der Niederlande I/21
Die nationalpolitische Zusammensetzung der UdSSR... V/287

Vorwort

I

Monokultur — als Ausdruck der Einseitigkeit, Autarkie — ihrem Wesen nach Vielseitigkeit: man muß diese beiden Gegensätze nebeneinanderstellen, um zu einer Deutung des Zeitgeschehens aus der geopolitischen Anschauungsweise heraus zu kommen.

Gibt es ein „Verhängnis", dem die großen Monokulturen in den tropischen Ländern, in den einseitigen Agrarländern, aber auch die industrielle Monokultur der Fabrikländer verfallen sind? Ist demgegenüber der Zustand gleichmäßiger Vielseitigkeit, die „lebendige Haushaltung" Herders, — ist die Autarkie ein Ziel, dem der Einzelne, wie die Wirtschaft, wie der Staatsorganismus unserer Zeit zustreben?

Und endlich: reicht unser Wissen vom Raum, von der Geschichte, vom Leben aus, um das Auspendeln zwischen Monokultur und Autarkie, das unsere Zeit kennzeichnet, zu deuten?

II

Das sind Fragestellungen, die den Bereich einer einzelnen Wissenschaft, die auch den Bereich der bisherigen geopolitischen Arbeit überschreiten. Sie sind ein Teil der Fragen, die unsere Zeitschrift planmäßig in Angriff nehmen will, nachdem wir sie im vergangenen Jahrgang, vor allem in Heft 12, bereits mehrfach angeschnitten haben.

Wir eröffnen den 10. Jahrgang unserer Zeitschrift mit einem Heft, das wir ausnahmsweise nur einer einzigen grundlegenden Frage gewidmet haben: der Monokultur. Denn hier ist das Verhältnis Mensch — Natur am sichtbarsten zu fassen: die soziale Gleichrichtung des Menschen, die Wucht der Unterstützung durch Hilfsmittel und Geräte führt in der Monokultur zu tiefgreifenden Einschnitten in den Haushalt der Natur. Aus dem Bereich verschiedener Wissenschaften haben sich Mitarbeiter zu einer Zusammenarbeit gefunden, die alle Beiträge gleichmäßig befruchtete, Mitarbeiter, die in diesem Heft nicht alle mit Namen hervortreten.

Im Februarheft gehen wir auf die bisherige Form unserer Zeitschrift zurück. Doch werden wir die im folgenden angeschnittene Themenreihe fortab in der erweiterten Abteilung der „Grundfragen" systematisch weiterverfolgen, um einer wissenschaftlichen Klärung des Gedankenbaus näher zu kommen.

Wie bei jedem wissenschaftlichen Vorgehen wird auch hier der Augenblick kommen, wo der aus der Kausalität und der Logik gewonnene Beweis lückenhaft wird. Es gilt die Grenze zu sehen und zu achten, die damit der forschenden Tätigkeit gesetzt ist. Denn erst diese Beschränkung gibt uns das Recht, Schlüsse zu ziehen für die Deutung der Gegenwart, die Gestaltung der Zukunft.

Die Schriftleitung.

BEISPIELE

Monokultur im Reich der Organismen

Ein echter Organismus ist eine physiologisch in sich geschlossene Lebenseinheit, die sich selbst erhält und sich aus sich selbst auch immer wieder erneuert. Dies gilt in gleicher Weise für einen Bazillus wie für einen Riesensaurier der Jurazeit. Solange sein Dasein währt, ist jedes Wesen ein Kosmos, der in sich selber kreist und sich gegenüber seiner gesamten Umwelt eindeutig abgrenzt. Zugleich aber wird ein solches Lebensganzes — welcher Ebene es auch angehören mag — in seinem Sein von den Daseinsbedingungen seiner Umwelt bestimmt. Ähnlich wie eine Kultur, die innerhalb eines bestimmten Erdraumes erwächst und die unter den Gesetzen dieses Raumes steht. Die Abhängigkeit vom geographischen Raume bedingt für jede gewachsene Kultur eine bestimmte charakteristische Note. Diese Abhängigkeit zwingt z. B. die meisten Organismen, sich an eine ganz bestimmte Nahrung, ja, oft nur an ein Beutetier anzupassen. In dieser allgemeinen Beziehung ist Monokultur ein Urphänomen alles Lebens.

Ebenso wie eine menschliche Monokultur als Ganzes autark erscheinen kann, also ohne irgendeinen Austausch mit anderen Lebensräumen der Erde zu bestehen vermag [z. B. die Reiskultur in Ostasien[1])], ist jeder echte Organismus trotz einseitiger Anpassung ein in sich geschlossenes Ganzes. Nun zeigt sich aber auf allen Ebenen des Lebens das Streben, zu weiter umfassenden Zusammenschlüssen zu gelangen. Die einst selbständigen, in sich autark gewesenen „Individuen" verlieren die Fähigkeit, alle zu ihrer Erhaltung notwendigen Funktionen auszuüben. Sie werden zunehmend von der Mithilfe anderer Individuen abhängig. Zwischen den Gliedern einer solchen „Lebensgemeinschaft" herrscht eine Arbeitsteilung, deren Grundlage eine Spezialisierung auf einseitige Aufgaben ist. Damit werden sie aus selbständigen Organismen zu untergeordneten Teilen. Nur als Glieder vermögen sie noch zu leben. Solche Teilglieder treiben „Monokultur", sei es, daß sie nur noch dem Nahrungserwerb, der Verteidigung oder der Fortpflanzung dienen. Da sie jedoch in ihrem biologischen Verhalten zu Organen eines Überindividuums geworden sind, das in sich autark ist, verliert hier der Begriff der Monokultur seinen eigentlichen Sinn.

Fast stets, wenn wir von Organismen sprechen, meinen wir solche Überindividuen oder Überorganismen. Jedes Lebewesen, das wir mit unbewaffnetem Auge erkennen können, ist eine Lebensgemeinschaft von zahllosen Einzelzellen. Die sog. Zelle vereinigt ursprünglich alle Fähigkeiten, die in den Zellverbänden der höheren

[1]) *Die Reiskultur stellt sich ihrem Aufbau nach als einzelzellige Autarkie unter Vorherrschaft einer standortgebundenen Leitpflanze dar. Es handelt sich hier nicht um Monokultur, sondern um ein beziehungsarmes Nebeneinander gleichförmig gebauter, in sich autarker Zellverbände.* *Die Schriftleitung.*

Lebewesen auf verschiedene Zellgruppen verteilt sind. Einzellige Organismen tierischen oder pflanzlichen Charakters gibt es in ganz ungeheuerlicher Gestaltenfülle überall. Jeder dieser einzelligen Organismen findet selbständig seine Nahrung, die er in dem winzigen Laboratorium seines Zelleibes in arteigene Substanz verwandelt. Er pflanzt sich durch Teilung fort, wobei jede Tochterzelle alle Erbanlagen mitbekommt. Die Einzeller sind keineswegs im landläufigen Sinne „primitive" Organismen. Viele von ihnen haben Teile ihres Zellkörpers in richtige Zellorgane umgebildet. Vor allem ist dies bei den Infusorien der Fall: sog. Wimpern dienen ihnen als Ruder oder als Tastvorrichtung, ja in anderen Fällen als Waffen, die sie gleich Giftpfeilen auf andere Infusorien abschießen, die dadurch gelähmt und dann verschlungen werden. Oder auch als Schutz vor stärkeren Räubern aus der Kleinwelt. Andere Arten haben Teile ihres Körpers gleichsam zu „Muskeln" umgebildet[1]).

Manche einzelligen Lebewesen schließen sich vorübergehend oder dauernd zu Kolonien zusammen. Zellkolonien sind z. B. die Fäden vieler niederer Algen (z. B. Spirogyra), die besonders im Frühling in gewaltigen Mengen die Oberfläche von Wassergräben und Tümpeln bedecken. Es findet zwischen den einzelnen Zellen ein Nahrungsaustausch statt. In diesen Fällen sind die Zellen oft auch einzeln lebensfähig. Innerhalb der Gruppe der Volvocineen, die zugleich pflanzliche und tierische Eigenschaften besitzen und daher von manchen Biologen zu den Algen, von anderen zu den Geißeltierchen (Flagellaten) gerechnet werden, läßt sich der Entwicklungsweg vom einzelligen Leben zur Koloniebildung und von dieser zur Entstehung allereinfachster vielzelliger Organismen in den verschiedenen Etappen gut verfolgen. Gewisse Zellen bilden kleine, von einer gemeinsamen Hülle umgebene Kolonien; trotzdem besteht keine Arbeitsteilung. Anders bei Volvox globator: einer Art, deren Zellkolonien die Gestalt hohler Kugeln haben. Hier liegt bereits ein einfacher Überorganismus vor. In ihm dient der größte Teil der Zellen ausschließlich dem Nahrungserwerb und der Fortbewegung im Wasser, nur ein kleiner Teil kann sich fortpflanzen. Selbst bei einfach gebauten höheren Lebewesen, bei Würmern und vielen Pflanzen z. B., haben sich auch in stark spezialisierten Zellen alle Möglichkeiten des gesamten Organismus so weit erhalten, daß selbst Teilstücke noch in der Lage sind, fehlende Organe durch Regeneration zu ergänzen.

Solche vielzelligen Überorganismen können untereinander wieder zu Überorganismen höheren Ranges verschmelzen. Unter den verhältnismäßig einfach gebauten

[1]) Übrigens betrachten manche Forscher auch die einzelne Zelle als eine Lebensgemeinschaft, und zwar noch niederer Einheiten, also auch als Überorganismus. Viele Einzeller sind in ihrer Weise hochspezialisierte Lebensformen, die auch z. T. stammesgeschichtlich durchaus nicht älter sind als hochdifferenzierte höhere Tiere und Pflanzen, da sie deren Dasein voraussetzen, sei es, daß sie in ihnen schmarotzen, sei es, daß sie in anderer Weise ihren Lebensprozessen eingegliedert sind.

„Pflanzentieren" (Coelenteraten) finden sich eigenartige Beispiele für die Verschmelzung zum höheren Verband. Ich erwähne die Korallentiere, deren äußere Skelette jene ausgedehnten unterseeischen Riffe bilden; sie sind in der Art verwachsen, daß ihre Leibeshöhlen miteinander in Verbindung stehen. Die Nahrung, die ein Tier verzehrt, kommt auch anderen Mitgliedern der riesenhaften Kolonie zugute: ein Magen ernährt hier also alle Einzelwesen. Bei gewissen Polypen ist es schon nicht mehr möglich, von „Einzelwesen" zu sprechen; es sind dies die Siphonophoren, die im Meere dahintreiben. An einem Stamm sitzen sehr verschieden gestaltete Polypen: die einen haben die Aufgabe zu fressen, die anderen sind ausschließlich Fortpflanzungsorgane, die dritten bilden ein einziges, reich mit Tastvorrichtungen ausgestattetes Sinnesorgan, die vierte Gruppe endlich ermöglicht dem gesamten Tierstock das Dahinschwimmen im Wasser. All diese verschieden gestalteten Wesen stehen in engster körperlicher Verbindung. Sie sind Organe eines Organismus. Ein Überorganismus zweiter Ordnung bildet sich also in gleicher Weise aus vielzelligen Organismen, wie sich der vielzellige Organismus aus Kolonien einzelliger Lebewesen gebildet hat.

*

Zusammenschlüsse zu höheren Einheiten kommen auf allen Ebenen des Lebens zustande, wenn Nahrungs- und Raumverhältnisse zur Koloniebildung drängen. Je weiter die damit verbundene Arbeitsteilung geht, desto geringer ist die Möglichkeit der Rückbildung. Jede weitere Entwicklungsmöglichkeit kann nur noch in der Ausgestaltung dieses Zusammenlebens bestehen. Aus einem anfangs genossenschaftlichen Beieinanderleben muß dann zwangsläufig die Lebensform des Überorganismus hervorgehen.

Dafür sind die Insektenstaaten sehr aufschlußreich. Sie zeigen, daß ein Überorganismus auch dort entstehen kann, wo seine einzelnen Glieder äußerlich ihre körperliche Selbständigkeit bewahrt haben. Ähnlich den Zellen in einem Organismus oder den Polypen eines Siphonophorenstockes sind die Mitglieder eines höher entwickelten Insektenstaates nur imstande, jeweils ihre begrenzte Lebensfunktion auszuüben. Die Lebensfunktionen sind um so enger begrenzt, je vollkommener das „staatliche" Leben durchgebildet ist. Die einzelne Ameise, Biene oder Termite geht außerhalb des Lebenszusammenhangs mit ihrer Kolonie zugrunde. In manchen Ameisen- oder Termitenkolonien gibt es nur ganz wenige Geschlechtstiere; häufig ist es nur eine Königin oder ein Königspaar, das sich fortpflanzt und den Weiterbestand der Art trägt. Bisweilen sind die Geschlechtstiere nicht einmal fähig, selbständig zu fressen, geschweige denn Nahrung zu sammeln oder ihre eigene Brut zu füttern und zu pflegen. All diese Arbeiten werden von den fortpflanzungsunfähigen „Arbeitern" verrichtet. Diese „Kaste" ist in verschiedene Untergruppen und -formen aufgespalten: Soldaten z. B. haben nur die eine

Aufgabe, ihre Kolonie vor Angriffen zu schützen. Wie sich in einem vielzelligen Organismus zahllose Einzelzellen opfern, um Fremdstoffe, die in den Körper hineingelangt sind, zu vernichten, so opfern sich in diesen „Staaten" die Einwohner, ihn zu verteidigen[1]).

Übrigens können wir uns gerade von der Entwicklung der Insektenstaaten ein anschauliches Bild machen, da wir noch heute die verschiedenen Stadien verwirklicht finden. Bei Ameisen und Termiten, die sich, dem System der Zoologie nach, sehr fernstehen, hat sich die Entwicklung ganz gleichartig vollzogen. Der Staatsaufbau bei Ameisen und Termiten ist einheitlich.

*

Auch verschiedenartige Organismen können enge, unlösliche Lebensgemeinschaften eingehen. Solche „Symbiosen" bestehen zwischen höheren Pflanzen und Pilzen oder Algen. Sie gründen sich auf gegenseitigen Nahrungsaustausch. Dieselbe Grundlage hat die eigenartige Lebensgemeinschaft zwischen höher entwickelten Tieren und Einzellern. So beherbergt der kleine Süßwasserpolyp Hydra im Innern seines Körpergewebes Zellen grüner Algen, die sich sogar in seinen Eiern vorfinden. Die Alge versorgt den Polypen mit Sauerstoff, der Polyp die Alge mit Stickstoffnahrung.

Im Darm holzfressender Insekten leben stets Infusorien oder Bakterien, die dort die Zellulosenahrung gleichsam vorverdauen und für das Insekt überhaupt erst verwertbar machen. Ohne jene Mitbewohner müßten diese Holzfresser verhungern. Wenn es sich hier auch um Lebensgemeinschaften handelt, die für beide Teile unlöslich sind, so haben doch beide ihre selbständige Existenz bewahrt. Die Flechten zeigen, daß sich auch aus der Verbindung verschiedenartiger Lebensformen ein einheitlicher Organismus entwickeln kann. Diese Flechten setzen sich nämlich stets aus Pilz- und Algenarten zusammen, die nicht mehr voneinander getrennt leben können. Unlöslich durchdringen sie sich; auch ihre Fortpflanzungskörper sind gemeinsam. Die Alge liefert Kohlehydrate, der Pilz Stickstoffverbindungen.

Als Überorganismus kann in einem weiteren Sinne jede große Lebensgemeinschaft der organischen Natur betrachtet werden, die mehr oder weniger von-

[1]) Äußerst eindrucksvoll ist ein Versuch, den G. Baum (Zeitschrift für wissenschaftliche Insektenbiologie, Jhrg. 1928, S. 243) mitteilt. Der Berichterstatter streute vor die Nestausgänge der südamerikanischen Blattschneiderameise Cyankalikörnchen. Sofort stockte der lebhafte Verkehr und wütend stürzten zahlreiche „Soldaten" aus ihnen hervor, um die Körnchen wegzuschleppen. Aber schon nach Sekunden brachen sie tot zusammen, sofort wurde das Gift von anderen „Soldaten" aufgenommen, die dasselbe Schicksal erlitten. So ging es weiter, bis endlich nach Opferung ungezählter Nestverteidiger die Körner so weit weggeschleppt worden waren, daß die Scharen der Blattschneiderameisen über die Leichen ihrer Kameraden ungehindert das Nest verlassen konnten.

einander abhängige Mitglieder umfaßt. Nicht mit Unrecht spricht man vom Organismus eines Waldes! Und zwar nicht nur in dem allgemeinen Sinne, daß seine Bewohner aufeinander abgestimmt sind. Die Verbindung geht tiefer. Ein Kiefern- oder ein Buchenwald können nur eine ihnen angemessene Bodenflora beherbergen. Sogar die Mikroorganismen des Bodens sind in jeder Waldgattung verschieden. Andererseits sind die Bäume von dieser Kleinwelt auf Gedeih und Verderb abhängig. Wald und Heide, diese großen, umfassenden Lebensgemeinschaften, kämpfen als geschlossene Einheiten gegeneinander, sie versuchen einander in stillem, jahrzehntelangem Ringen zurückzudrängen. Je mehr verschiedenartige Glieder solche Überorganismen umfassen, desto lockerer ist ihr inneres Gefüge. Berücksichtigt man diese Erkenntnis, dann kann man in der gesamten organischen Natur ein System konzentrischer Kreise aus weiten und engen Lebensgemeinschaften erblicken.

In der außermenschlichen Natur besteht die Frage nach der Schädlichkeit der Monokultur überhaupt nicht. Wo ein Lebewesen dazu ansetzt, zerstört es die Grundlage seiner Existenz. Es fehlt der Pflanze und dem Tier der Verstand, der sie befähigt, gegen ihre Lebensnotwendigkeiten zu handeln. Daher gibt es auf der Ebene des nichtrationalen Daseins keine „lebensfeindliche" Monokultur. Niemals entzieht die Natur einem Organismus seine Daseinsgrundlagen; wohl aber lischt sie ihn als Einzelwesen aus, damit er in einem höheren Organismus aufgehe. Eine „anorganische" Monokultur wird der Natur einzig durch den Menschen aufgezwungen, so z. B. im Kunstforst oder in der Plantage. Kunstgebilde, die sich nur erhalten können, solange der Mensch sie hegt und pflegt. Überläßt er sie ihrem Schicksal, gehen sie zugrunde. Hier wird der wesenhafte Unterschied zwischen gewachsenen Organismen und gemachten Kunstgebilden, deren Leben nicht in sich selbst kreist, vollends deutlich. Monokultur ist auf der Ebene des biologischen Geschehens ein organischer Wachstumsvorgang, erst im Bereich der Zivilisation kann sie auf Grund rationaler Entscheidungen „gemacht" werden, wird sie daher zum „Problem".

G. v. Natzmer

Zur Geographie der Monokultur

Wie die Quellenkunde Kernaufgabe der Geschichtswissenschaft ist, erscheint als Grundlage der Arbeit des Geographen der Tatsachenbefund im Raum der Erde. Im Fortgang der Untersuchung über die Frage der Monokultur hat die Geographie demnach festzustellen:

1. Wo gibt es auf der Erde Monokultur?

2. Wie verhält sich die Erscheinung der Monokultur zu den übrigen von der Geographie erfaßten Tatsachen?

Um zu einem Arbeitsergebnis zu kommen, führen wir die bisher in der Wirtschaftsgeographie übliche Scheidung der Erde in Naturlandschaften und Kulturlandschaften weiter, indem wir die Monokulturlandschaft als eine einseitige Übersteigerung der Kulturlandschaft herausheben.

Hierbei verstehen wir unter Naturlandschaft übereinstimmend mit dem bisherigen Literaturgebrauch alle Gebiete, wo der Mensch keine wesentlichen Eingriffe in Form oder Leben der Erdoberfläche gemacht hat; unter Kulturlandschaft die Räume, die er im Einklang mit der ursprünglichen Naturlandschaft umgestaltete, ohne die Dauerform des Zusammenlebens mit Pflanze und Tier zu gefährden; unter Monokulturlandschaft die Räume, in denen durch einseitige Kulturformen der ursprüngliche Raumaufbau und die Raumgliederung zerstört und neue artenärmere Lebensgemeinschaften gebildet wurden. Es zeigt sich ein grundlegender Unterschied zwischen Natur- und Kulturlandschaft einerseits, Monokulturlandschaft auf der anderen Seite. In den beiden ersten Formen hat die Zone des Menschen eine gleichmäßige, sich kaum verschiebende Größe, sowohl hinsichtlich der Zahl der Individuen wie nach dem Umfang der Eingriffe in die verbundenen Lebensformen von Pflanze und Tier. In der Monokulturlandschaft hingegen befindet sich der Mensch im Vordringen: die Zahl der Individuen wächst, stärker aber noch erweitern sich Reichweite und Heftigkeit seines Eingriffs in die Umwelt.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß diese Einteilung insoweit willkürlich ist, als es reine Typen dieser Landschaften kaum gibt — eine Erscheinung, die aber fast allen Lebensvorgängen gemeinsam ist. Es wird darauf ankommen, statistische Durchschnittswerte festzulegen, von ihnen aus die Einteilung vorzunehmen und dann zu sehen, ob unsere Dreiteilung ihren Nutzen erweist.

Hierbei können wir das Verhältnis zwischen Natur- und Kulturlandschaft aus unserem Untersuchungsbereich ausscheiden, weil es im Zusammenhang mit den Monokulturerscheinungen zunächst nicht wesentlich ist. Dafür stellen wir die Frage, wie sich Kultur- und Monokulturlandschaft zueinander verhalten, in den Mittelpunkt. In den folgenden Karten und ihren Erläuterungen versuchen wir aus der Statistik Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, wie sich die drei Landschaftsarten über die Erde verteilen.

Die Verteilung von Monokultur und Autarkie

Bezieht man, um eine sichere Ausgangsstellung zu haben, die Frage nach Monokultur und Autarkie nur auf das Staatsgebiet, so kann unter bestimmten Voraussetzungen die Außenhandelsstatistik zur Erklärung und Untermauerung der Begriffe beitragen. Sie kann ganz konkret feststellen, welche Staaten wesentlich autark und welche wesentlich monokulturell wirtschaften. Der statistisch klarliegendste Monokultur-Fall wäre der, daß ein Staat seine Ernährungsmittel aus dem Ausland bezieht, da er seinen Boden völlig für eine Monokultur zur Verfügung stellt, obgleich er in diesem Boden eine ausreichende Ernährungsbasis besitzt. An diesen Fall reichte z. B. Ägypten nahe heran. Man müßte, um eine Monokultur festzustellen, eine Grenze festlegen: wenn ein Artikel einen bestimmten hohen Prozentsatz der Gesamtausfuhr eines Staates überschreitet, nennen wir den Staat monokulturell. Die folgende Statistik der Monokulturen und die auf ihr beruhende Karte ist auch nach diesem Prinzip aufgestellt. Es verwischt sich aber das Bild aus folgenden Gründen:

1. Ist der Außenhandel eines Landes an sich gering, kommt für einen Hauptausfuhrartikel leicht ein sehr hoher Satz heraus. Man muß also, um diese Möglichkeit zu berücksichtigen, die absolute Höhe des Außenhandels, ferner die auf den Kopf der Bevölkerung entfallende Quote der Gesamtausfuhr in Betracht ziehen. Es handelt sich in diesem Falle ausnahmslos um Naturlandschaften, die nicht bewußt und zweckhaft zur Monokultur ausgenutzt werden, sondern ohne Schädigung der heimischen Wirtschaft zur Ausfuhr eines bestimmten Artikels, meist aus der Kategorie der Kolonialwaren, befähigt sind.

2. Ist der Hauptausfuhrartikel hochwertig — was allerdings bei Massengütern ein seltener Fall ist — oder ist seine Fertigstellung nicht mit großer Inanspruchnahme des Bodens oder der Arbeitskraft verbunden, täuscht der hohe Prozentsatz ebenfalls. Benutzt man zur Korrektur eine Statistik der gewerbezugehörigen Einwohner und ihren Prozentsatz an der Gesamteinwohnerzahl, kann die Schwierigkeit behoben werden. Da aber auch sie im wesentlichen nur für Gebiete in Frage kommt, deren Statistiken nicht ausreichen, ist ohne große Vorarbeit eine befriedigende Lösung nicht zu finden. Wieder sind es nur Naturlandschaften, in denen diese Schwierigkeit besteht (Persien: Erdöl).

3. Es wäre sicher richtiger, den Produktionswert eines bestimmten Hauptwirtschaftszweiges festzustellen und ihn zum Gesamtproduktionswert des Staates in Verbindung zu setzen. Leider sind aber diese Statistiken in fast allen Staaten sehr mangelhaft und für diesen Zweck unbrauchbar. Die Außenhandelsstatistik bietet immerhin die Möglichkeit, bestimmte wesensverwandte Artikel — wie etwa Milchprodukte, Fleisch, Wolle — zusammenzuziehen, um so den wahren Anteil eines Wirtschaftszweiges an der Gesamtausfuhr zu bestimmen. Die Brüsseler Nomenklatur, nach der alle Außenhandelsstatistiken eingerichtet sind, teilt in Lebensmittel, Tiere (!), Rohstoffe und Fertigwaren; sie trennt also auf diese Art Artikel, die zu demselben Wirtschaftszweig gehören, wie etwa Holz (Rohstoff) und Papier (Fertigwaren). Es würde zweifellos richtiger sein, in der Kategorisierung der Handelsartikel die zusammenzufassen, welche zusammengehören und nur in ihrer Gesamtheit Auskunft über die wahre Wirtschaftsverfassung eines Staates geben; das heißt: man sollte auch in der Statistik versuchen, die vertikale Wirtschaftsverfassung wiederzugeben, die dem

organischen Aufbau der Wirtschaft gerechter wird. Wenn auch die vertikale Wirtschaftszusammenfassung des Mittelalters (wie sie sich in der Tätigkeit etwa der Tuchverleger fand, die die Produktion und Vertrieb in einer Hand vereinigten) mit der Verbreitung der Maschinen zerstört wurde, mehren sich doch jetzt die Zeichen einer Rückkehr zu diesem Prinzip durch die Ausbreitung der vertikalen Vertrustung, die einen Artikel vom Rohstoff bis zum Fertigprodukt in eine Hand legt.

4. Die Ausfuhrstatistik gibt nicht die Möglichkeit, den wirklichen Anteil eines Hauptausfuhrartikels am Wirtschaftsleben eines Staates festzustellen; denn sie sagt nichts über die Leistungen der zur Herstellung und Ausfuhr dieses Artikels notwendigen Nebenindustrien aus. Es müßten also zum Beispiel für Kanadas Weizenmonokultur die Eisenbahnen, soweit sie eigens zum Zwecke der Beförderung kanadischen Weizens im Betrieb sind, ferner die Elevatoren an den Stationen und an der Küste, die Überseeschiffe, die Getreidehandelshäuser usw. in Betracht gezogen werden. Geld- und Arbeitswert dieser Nebengewerbe können aber statistisch nicht festgestellt werden.

Zusammengenommen müßte also eine wirkliche Einteilung in Monokultur- und Autarkiestaaten darauf beruhen: wie hoch ist der Produktionswert eines Artikels, der der Ausfuhr dient, einschließlich seiner sämtlichen wirtschaftlichen Begleiterscheinungen im Verhältnis zum Gesamtproduktionswert der Staatswirtschaft? Und: wieviel Boden und wieviel Menschen im Verhältnis zum Staatsraum und zur Staatsbevölkerung werden für die Fertigstellung eines Artikels in Anspruch genommen?

Die zweite Statistik faßt das gleiche Problem von der negativen Seite. Sie soll darlegen, welche Staaten und wieweit sie nicht autark sind, das heißt, bei welchen Staaten die Lebensmitteleinfuhrbilanz unter Berücksichtigung aller wirtschaftlichen Zusammenhänge passiv ist. Obgleich zur statistischen Umreißung des Autarkiebegriffs neben die Ernährungsbilanz die Bekleidungs- und Rohstoffbilanz gehört, greifen wir hier nur die wirkliche Grundlage des Staates, die Ernährungsbasis, heraus. Bezieht man allein die Lebensmitteleinfuhr auf den Kopf der Bevölkerung und sagt dann: Erreicht die Zahl die und die Höhe, dann ist der Staat nicht autark, so kommt man häufig zu einem falschen Ergebnis; denn es ergibt sich oft, daß die Ausfuhr bestimmter Lebensmittel die Einfuhr derselben Ware kompensiert. Eine Wechselwirkung, die durch die Staatsführung in Fällen wirklicher Gefahr leicht abgestoppt werden kann, weil sie nur aus gewissen Preisdifferenzen entsteht, die entweder die Herstellungskosten selbst oder Unkosten, etwa die Transportspesen, betreffen. Besteht in einem Staat Monokultur eines Lebensmittelgutes, so muß dessen Wertanteil natürlich aus der Ausfuhr ausgeschaltet werden; allerdings nur dann, wenn die Ware nicht unbedingt zum Lebensunterhalt gehört (wie z. B. die meisten Kolonialwaren und Luxusfrüchte). Nur in einzelnen Fällen wird dann die Lebensmitteleinfuhrbilanz eines Staates passiv werden, dort nämlich, wo es sich um ausgesprochene Naturlandschaften handelt. Für diese Einzelfälle gilt die Überlegung, daß der Staat durch direkten Eingriff die Autarkie sofort wieder herstellen kann oder die Monokultur sich von selbst aufhebt, wenn die Preisgestaltung oder eine Ausfuhrdrosselung (wegen eines Krieges oder ähnlicher politischer

Ereignisse) es ermöglicht oder erzwingt. Ein typisches Beispiel ähnlicher Entwicklung bietet Ägypten: durch die Herstellung der Souveränität des Staates im Jahre 1922 wurde die Aufhebung der Monokultur in Baumwolle ermöglicht, deren Ausdehnung auf das gesamte Wirtschaftsleben bisher der Grundsatz der britischen Politik mit dem Ziel wirtschaftlicher Beherrschung gewesen war. Ägypten hat die Monokultur seither, ohne irgendwie dazu gezwungen zu sein, weitgehend eingeschränkt, um eine heimische Ernährungsbasis zu schaffen. Die Ausfuhr an Baumwolle ist also gesunken, die Einfuhr an lebenswichtigen Nahrungsmitteln aber auch, so daß jetzt die Staatsgrenze zum Sudan — der weiterhin monokulturell von den Engländern bewirtschaftet wird — gleichzeitig die Grenze der Baumwollmonokultur bilden wird und nach den neuesten Zahlen schon bildet. Ein Beispiel zum Problem der Raumbezogenheit und ein Nachweis für die Berechtigung, den Staat und seine Grenzen als eine ausschlaggebende Bezugsgröße für die Betrachtung von Monokultur und Autarkie anzusehen. Die folgenden Statistiken sind mit dem Vorbehalt zu betrachten, daß sie nicht durchweg klarliegende Angaben als Grundlage hatten. Zwar ergeben sich die großen und eindeutigen Tatsachen zweifelsfrei. Für die Einzelheiten und Übergänge aber kann das zur Verfügung stehende statistische Material nur bei genauester und langwieriger Vorarbeit zu einem schlüssigen Ergebnis führen.

Hans Hummel

I. Versuch einer Rangordnung monokultureller Staaten (für 1928).

Vorbemerkung: Aufgenommen wurden alle Ausfuhrwaren, deren Anteil an der Gesamtausfuhr 25% übersteigt, jedoch nur, soweit sie, einzeln oder zusammen, nach der Umrechnung gemäß dem nachstehend gegebenen Schema die Zahl 35 erreicht haben. Macht das zweite Produkt mehr als die Hälfte des Restes nach Abzug des ersten aus, wurde es mit hinzugenommen. Das Jahr 1928 ist das letzte Normaljahr vor der Krise und wurde deshalb für die Statistik benutzt.

Um einige Fehlerquellen der Statistik auszuschalten, wurde die Prokopfquote der Ausfuhr berechnet, um die Länder mit an sich geringer Ausfuhr, aber einem hervorragenden Ausfuhrgut besser einordnen zu können. Dem diente folgendes Umrechnungsschema, das in Klassen, die sich als brauchbar erwiesen haben, eingeteilt ist:

Klasse	Ausfuhr pro Kopf in RM.	100	95	90	85	80	75	70	65	60	55	50	45	40	35	30	25
		= neue Vergleichszahlen															
		Prozent des Hauptausfuhrartikels															
A	400 und mehr	100	95	90	85	80	75	70	65	60	55	50	45	40	35	30	25
B	200—399		100	95	90	85	80	75	70	65	60	55	50	45	40	35	30
C	100—199			100	95	90	85	80	75	70	65	60	55	50	45	40	35
D	30—90				100	95	90	85	80	75	70	65	60	55	50	45	40
E	5—29					100	95	90	85	80	75	70	65	60	55	50	45

Z. B. Ägypten: Ausfuhrwert 83,2 RM. auf den Kopf der Bevölkerung, also Klasse D. Hauptausfuhrartikel: Baumwolle = 86% der Ausfuhr. Erhält also die Vergleichszahl 71.

Staat	Hauptausfuhrartikel		Prozent vom Gesamtausfuhrwert		Klassifizierung nach Ausfuhrwert	Vergleichszahl
	Kulturprodukte	Naturprodukte	einzeln	zusammen		
Neuseeland	Tierische Produkte		93	93	A	93
Kuba	Zucker		77			
	Tabak		14	91	B	86
Costa Rica	Kaffee		65			
	Bananen		28	93	C	83
Neufundland[1]		Holzprodukte	42			
		Fischereiprodukte	40	82	A	82
Venezuela		Petroleum	76			
	Kaffee		14	90	C	80
Uruguay[2]	Tierische Produkte		84	84	B	79
Porto Rico	Zucker		61			
	Tabak		23	84	B	79
Bolivien		Metalle	93	93	D	78
Chile		Salpeterprodukte	51			
		Metalle	32	83	B	78
El Salvador	Kaffee		92	92	D	77
Finnland		Holzprodukte	86	86	C	76
Guatemala[3]	Kaffee		81			
	Bananen		10	91	D	76
Argentinien	Getreide		49			
	Tierische Produkte		31	80	B	75
Dänemark	Tierische Produkte		74	74	A	74
Sierra Leone[2]		Erdnüsse	93	93	E	73
Schweden		Holzprodukte	46			
		Metalle u. Maschinen	31	77	B	72
Ägypten	Baumwolle		86	86	D	71
Honduras	Bananen		81	81	C	71
Kolumbien	Kaffee		66			
		Petroleum	19	85	D	70
Persien[4]		Petroleum	68			
	Textilien		18	84	D	69
Portugal	Wein und Produkte		53			
		Fischereiprodukte	35	88	E	68
Haiti	Kaffee		81	81	D	66
Griechenland	Tabak		51			
	Wein und Produkte		27	78	D	63
Goldküste[2]	Kakao		77	77	D	62
Südafrik. Union		Gold	36			
	Tierische Produkte		31	67	B	62
Trinidad		Petroleum	40			
	Kakao		27	67	B	62
Austral. Staatenb.[1]	Tierische Produkte		60	60	A	60
Nicaragua	Kaffee		58	58	A	58
Brasilien	Kaffee		72	72	D	57
Norwegen		Holzprodukte	33			
		Fischereiprodukte	29	62	B	57
Irland	Tierische Produkte		61	61	B	56
Panama	Bananen		71	71	D	56
Siam[5]	Reis		71	71	D	56

[1]) 1. 7. 1928 bis 30. 6. 1929. [2]) 1929. [3]) 1930. [4]) 21. 3. 1928 bis 20. 3. 1929.
[5]) 1. 4. 1928 bis 31. 3. 1929.

Staat	Hauptausfuhrartikel		Prozent vom Gesamtausfuhrwert		Klassifizierung nach Ausfuhrwert	Vergleichszahl
	Kulturprodukte	Naturprodukte	einzeln	zusammen		
Philippinen		Kopra und Kokos	40			
	Zucker		31	71	D	56
Rumänien[1]		Petroleum	37			
	Getreide		34	71	D	56
Japan	Textilien		69	69	D	54
Dominikan. Rep.	Zucker		64	64	C	54
Surinam	Zucker		34			
	Kaffee		30	64	C	54
Franz.-Indochina	Getreide		72	72	E	52
Brit.-Hondura[2]		Hölzer	60	60	C	50
Jamaica[2]	Bananen u. Früchte		60	60	C	50
Brit.-Guayana	Zucker		55	55	B	50
Nyassa[2]	Tabak		69	69	E	49
Litauen[2]	Tierische Produkte		36			
		Holzprodukte	26	62	D	47
Estland[2]	Butter		30			
		Holzprodukte	27	57	C	47
Peru		Petroleum	36			
		Metalle	25	61	D	46
Ceylon	Tee		53	53	C	43
Franz.-Äquatorialafr.		Hölzer	63	63	E	43
Brit.-Malaya	Kautschuk		39	39	A	39
Großbritannien	Textilien		43	43	B	38
Kanada	Getreide		36	36	A	36

[1]) 1930. [2]) 1929.

II. Statistik der ernährungsautarken Staaten 1928.

Vorbemerkung: Berechnet man den Einfuhrüberschuß lebenswichtiger Ernährungsgüter auf den Kopf der Bevölkerung, kann man den Grad der Autarkie aus dem Negativen ungefähr ablesen. Als lebenswichtig gelten: alle Getreide einschließlich Reis, tierische Produkte einschließlich Fischereiprodukte, Salz, Rübenzucker (da er im allgemeinen nur für den eigenen Bedarf hergestellt wird, während Rohrzucker als Plantagenerzeugnis im großen zu Ausfuhrzwecken angebaut wird). Wir rechnen nicht dazu: Getränke, Südfrüchte, Kaffee, Kakao, Tee, Rohrzucker, Bananen, Tabak, also Güter, die häufig in Monokulturen erzeugt werden. — Die Kolonien wurden von den Mutterländern getrennt, da es sich hier um Wirtschaftsgebiete, nicht um politische Gebilde handelt.

Im folgenden bedeuten:

Zahlen: Einfuhrüberschuß lebenswichtiger Ernährungsgüter auf den Kopf der Bevölkerung in RM. für 1928.

Buchstaben: I = Industriemonokultur,
L = Monokultur lebenswichtiger Ernährungsgüter,
N = Monokultur von Naturprodukten,
P = Plantagenmonokultur.

I. Ernährungsautarke Staaten (0,0—0,9 RM.).

Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?	Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?	Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?
Algier	—	—	Kenya u. Uganda	—	—	Rußland[2])	—	—
Argentinien	—	L	Litauen[2])	—	LN	Siam[4])	—	L
Australien[1])	—	L	Madagaskar[2])	—	—	Südafrika	—	NL
Brit.-Honduras[2])	—	N	Marokko	—	—	Südrhodesien[2])	—	—
Brit.-Indien	—	—	Mozambique	—	—	Südslawien	—	—
Bulgarien	—	—	Neufundland[1])	—	N	Tanganyka	—	—
Chile	—	N	Neuseeland	—	L	Tunis	—	—
China	—	—	Niederlande	—	—	Ungarn	—	—
Dänemark	—	L	Norwegen	—	N	Uruguay[2])	—	L
Estland[2])	—	L	Paraguay[2])	—	—	Vereinigt. Staaten[2])	—	—
Franz.-Indochina	—	L	Peru	—	N	Franz.-Äquatorialafrika	0,4	N
Irland	—	L	Polen	—	—	Mexiko	0,6	—
Kanada	—	L	Portugal	—	PN			
			Rumänien[3])	—	NL			

II. Fast ernährungsautarke Staaten (1,0—9,9).

Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?	Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?
Nigeria	1,2		Japan	2,7	P
Irak[2])	1,2	—	Persien[5])	3,4	NP
Türkei	1,3	—	Syrien[2])	4,2	—
Ekuador	1,3		Tschechoslowakei	4,3	—
Franz.-Westafrika	1,6	—	Bolivien	5,4	N
Sierra Leone[2])	1,9	N	Venezuela	7,3	NP
Niederl.-Indien	2,7	—	Schweden	7,8	N

III. Halb ernährungsautarke Staaten (10,0—19,9).

Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?	Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?
Spanien	11,6	—	Palästina[2])	16,7	—
Lettland[2])	11,7	—	Italien	17,4	—
Frankreich	13,3	—	Finnland	17,7	N

IV. Nicht autarke Staaten (20,0 und mehr).

Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?	Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?
Griechenland	20,3	P	Schweiz	54,0	I
Deutsches Reich	37,7	I	Österreich	60,6	—
Belgien und Luxemburg	43,1	I	Trinidad	65,0	NP
Britisch-Malaya	44,3	P	Großbritannien	142,3	I

V Staaten, die zwar eine Monokultur betreiben, aber bei Zwangslage autark sein können.

Vorbemerkung: Die größte Zahl der tropischen Monokulturstaaten hat eine andere Wirtschaftsverfassung, als sie sonst ein Monokulturstaat aufweist. Die Monokultur, meist

[1]) 1. 7. 1928 bis 30. 6. 1929. [2]) 1929. [3]) 1930. [4]) 1. 4. 1928 bis 31. 3. 1929. [5]) 21. 3. 1928 bis 20. 3. 1929.

Plantagenwirtschaft, ist unter Ausnutzung standortmäßig gegebener Möglichkeiten von außen herangetragen, ohne das ursprüngliche Wirtschaftsgefüge umgeformt zu haben. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, die Genügsamkeit der Eingeborenen und die Monokulturform der Plantagenwirtschaft geben die Möglichkeit, die Monokultur binnen kurzer Zeit aufzuheben, wenn eine Beschränkung des Außenhandels durch den Staat selbst oder durch äußere Mächte eine autarkische Wirtschaft erfordert.

Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?	Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?	Staat	Einfuhr RM.	Monokultur?
Guatemala[1])	1,4	P	Kuba	8,2	P	Brit.-Guayana	18,3	P
Honduras.....	1,5	P	Goldküste[2])	8,2	P	Jamaica[2])	18,9	P
Salvador	2,6	P	Brasilien	8,2	P	Surinam	22,0	P
Nicaragua	2,8	P	Haiti	8,6	P	Panama	26,1	P
Ägypten...	3,0	P	Kolumbien ...	8,8	PN	Costa Rica ...	30,3	P
Nyassa[2])	5,3	P	Dominikani-			Ceylon.....	40,7	P
Philippinen	6,7	NP	sche Republ.	17,2	P	Porto Rico ...	41,2	P

Ergebnis: I. Die ernährungsautarken Staaten treiben entweder gar keine Monokultur oder nur eine solche von lebenswichtigen Ernährungsgütern oder Naturprodukten (mit Ausnahme von Portugal [Wein u. Prod. 54%]).

II. Ebenso die fast ernährungsautarken Staaten, mit Ausnahme von Japan und Persien, die eine Textilienmonokultur betreiben. Für Venezuela: Kaffee, aber nur 14% der Ausfuhr und zweites Ausfuhrgut.

III. Die halb ernährungsautarken Staaten können, obgleich ohne Monokultur hindernder Art, infolge Kargheit des Bodens und hoher zivilisatorischer Ansprüche ihre Ernährung nicht mehr ganz selbst bestreiten.

IV. Nicht autarke Staaten: bestimmte Wirtschaftszweige haben ein Übergewicht bekommen und so das Gleichgewicht zwischen Ernährungs- und Ausfuhrindustrie gestört. Hierher kann man einen Teil der Staaten aus Gruppe V rechnen, etwa die, welche auf den großen Zwischenraum zwischen 8,8 (Kolumbien) und 17,2 (Dominikan. Rep.) folgen.

[1]) 1930. [2]) 1929.

ZU DEN KARTEN

Die nicht ernährungs-autarken Staaten der Erde (nach der Statistik von 1928)

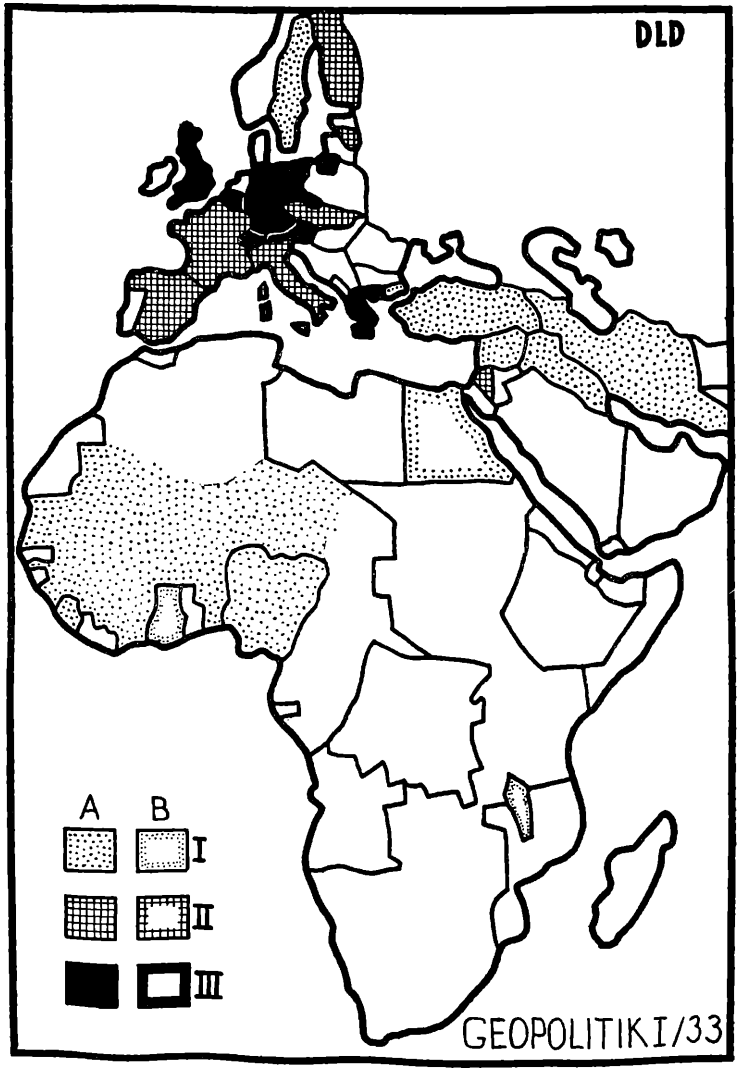
1. Die Staaten mit Ausfuhrüberschuß lebenswichtiger Ernährungsmittel blieben ohne Signatur (weiß).

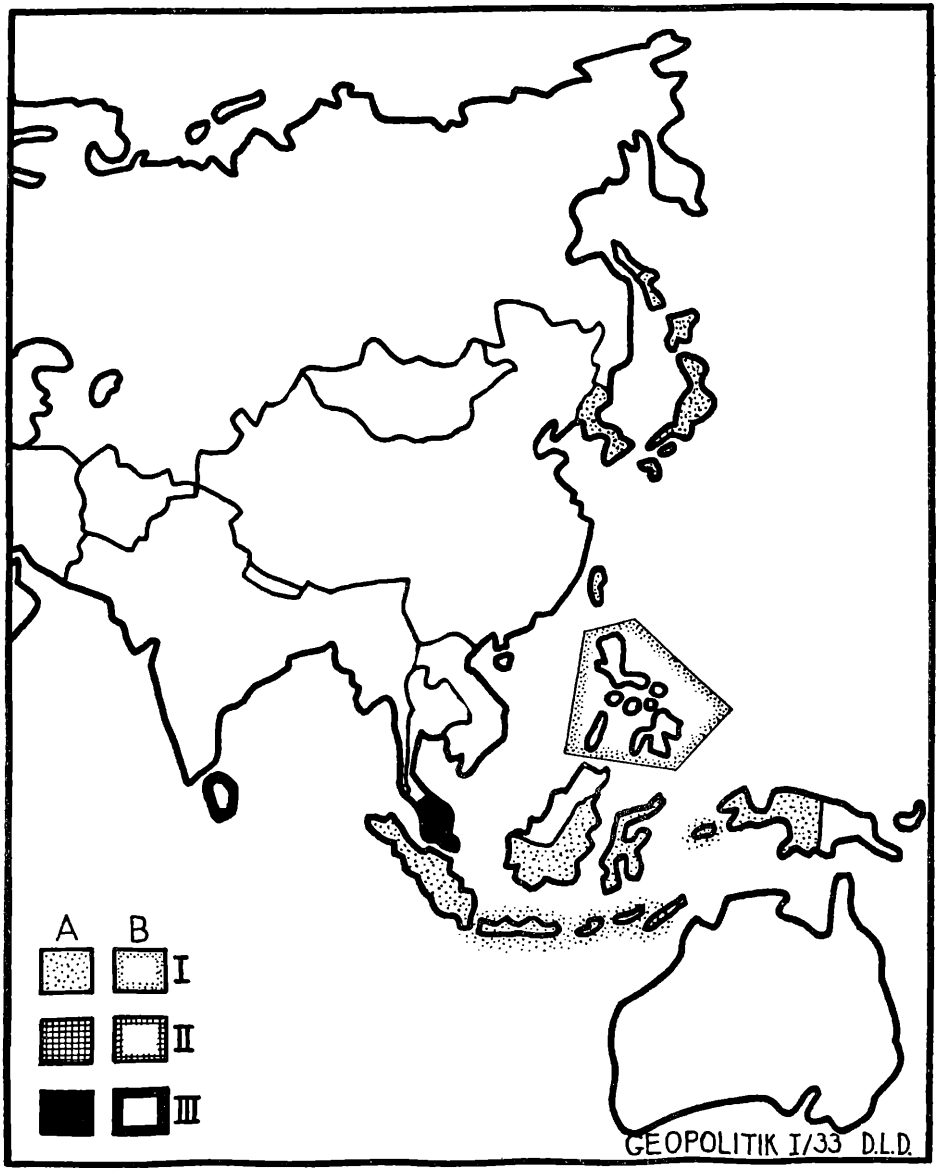
2. Die Staaten mit Einfuhrüberschuß auf den Kopf der Bevölkerung:

bis 0,9 RM.	ohne Signatur (weiß)
1,0—9,9 RM.	Zeichen I,
10,0—19,9 RM.	Zeichen II,
20 und größer	Zeichen III.

Die Staaten, die nur eine Zeichenumrandung haben (B-Reihe: Staaten mit umkehrbarer Kolonialmonokultur) entsprechen der Gruppe V der Statistik 2. Siehe die Vorbemerkung zu dieser Gruppe.

Hans Hummel.


DLD
A
B
I
II
III
GEOPOLITIK I/33


A
B
I
II
III
GEOPOLITIK I/33 D.L.D.

A
B
I
II
III
GEOPOLITIK I/33 D.L.D.

Aus den nun folgenden Beiträgen wird man für das gerade den Geographen interessierende Thema: die Beziehung zwischen der Naturlandschaft und den verschiedenen Formen möglicher Kulturlandschaft zunächst nur einige Hinweise finden. Sinnfällig wird aber diese Beziehung sofort, wenn man eine ganz ausgesprochene Monokulturlandschaft, z. B. das Gebiet auf der Grenze zwischen der Niederrheinischen Tiefebene und der Münsterer Bucht, wenn man das Ruhrrevier in seiner umgestaltenden Kraft verfolgt; wenn man seine Saugwirkung an Menschen, Lebensmitteln, Rohstoffen der Fernwirkung entgegenhält, die mit seinen Erzeugnissen verbunden ist; wenn man sich klar macht, daß diese große Raumwirkung ebenfalls im Sinne der Monokultur erfolgt: wer mit Monokulturen in Verbindung tritt, wird vor den Zwang zur Monokultur gestellt.

Aufgabe eines späteren Heftes wird es sein, die Vorgänge in einem solchen industriewirtschaftlich-monokulturellen Gebiet und ihre Auswirkungen, — die Verstädterung also —, in den Einzelheiten darzustellen und zu erfassen.

Die Schriftleitung.

Arbeitsteilung, fixe Kosten und unnatürliche Preisbildung als Eigenschaften der Monokultur

Die Lebensfähigkeit einer Monokultur beruht auf dem Absatz, der daher auch ihre schwache Stelle ist. Was dies an Unsicherheit und Gefahr bedeutet, zeigt die Gegenwart in letzter Vollendung. Alle Welt stöhnt unter Absatznot.

In dieser Richtung also hat man den Beurteilungspunkt zu suchen, der den Krankheitsgrad einer Monokultur angibt. Je nach Standort und Wertwelt des Beschauers wird die Verbundenheit mit dem Verbrauch als Moment der wirtschaftlichen Abhängigkeit (Handelsverträge mehr oder minder nach den Ansprüchen der Kundenländer), als Empfindlichkeit, Labilität und schließlich auch als Grund politischer Unfreiheit angesehen werden. Manche Monokulturen bieten eine wahre Krankenstatistik. Wenn bestimmte Teile der Thüringer Spielwarenindustrie (Sonneberg, Ohrdruf) noch bis 1928 als leidlich gesunde Monokulturen gelten konnten, so trifft dies heute längst nicht mehr zu. Die Zölle der USA., die dort forciert ins Leben gerufene Konkurrenz, die englische Zollmauer, schließlich auch die Absatzverluste im deutschen Hinterland gefährden den ganzen Aufbau.

Ohne eingehende Würdigung der Absatzverhältnisse ist also eine wissenschaftliche Durchdringung der Monokulturerscheinung undenkbar. Weitere Beispiele überzeugen schnell davon.

Beginnen wir mit Dänemark. Hier genügt es nicht, den Großabsatz nach Deutschland und England zu untersuchen, den Hauptabsatzweg der landwirtschaftlichen Spezialerzeugnisse: Butter, Eier, Vieh, bacon. Angesichts der durch Zölle, Kontingentierungen, Devisensperren und Valutagefälle zerfahrenen Austauschverhältnisse

reicht es nicht mehr aus, nur den Hauptabsatzgebieten handelspolitische Vergünstigungen zuzugestehen. Den Monokulturen wohnt der Natur der Sache nach eine expansive Tendenz zum Freihandel inne, die über die Nachbarländer hinweg schließlich den ganzen Weltmarkt beherrschen will. Nur bei halbwegs freundlichen Handelsbeziehungen hat Dänemark die im Anfang wenig geschickte Globalkontingentierung der deutschen Buttereinfuhr umgehen können, indem es seine Butter, soweit wie möglich, über das Kontingent Südslaviens und anderer Staaten leitete. Auch hat Dänemark seit längerer Zeit über polnische Kühlhäuser einen Sonderverkehr eingerichtet, der für den Vertrieb dänischer Spezialerzeugnisse zweiter Qualität (Butter und Eier) unentbehrlich geworden ist.

An einer wirtschaftspolitischen Faustregel für Monokulturstaaten fehlt es bisher. Was hat eine verantwortliche Wirtschafts- und Staatsführung zu tun, wenn sie merkt, daß sich aus irgendwelchen schwer durchsichtigen Gründen die Absatzverhältnisse, auf denen die Spezialwirtschaft aufgebaut ist, grundlegend ändern? Einstweilen haben die Monokulturstaaten sämtlich andere Wege eingeschlagen. Doch wird sich bald herausstellen, welche Methode am besten ist.

M. E. war es von holländischer Seite aus sehr unklug und gefährlich, schon die bloße Ankündigung einer deutschen Kontingentierungspolitik mit Repressalien zu beantworten — von einem neuen holländischen Zollgesetz bis zu eigenen Kontingentierungsmaßnahmen, ja bis zu Boykottdrohungen und wohl auch -versuchen. Die Erfahrungen, die der holländische Gemüse-, Eier- und Butterexporteur im Verkehr mit dem westdeutschen Industrierevier viele Jahre hindurch gemacht hat, hätten längst eine größere Kaltblütigkeit und die Einsicht entwickeln müssen, daß auch Kontingente zuweilen nur auf dem Papier stehen, wobei man nicht gleich an den ins Riesenhafte gewachsenen Lebensmittelschmuggel an der deutsch-holländischen Grenze zu denken braucht. Die wesentlichen Gesichtspunkte bestehen darin, daß der Autofernverkehr noch lange nicht alle Möglichkeiten erschöpft hat, und daß die Qualität gerade bei Nahrungsmitteln bis auf weiteres noch beim Käufer entscheiden wird.

Für den inneren Ausgleich zwischen seinen Monokulturen hat Holland eigentümliche Mittelwege versucht. Es ist keine Planwirtschaft, es ist aber auch keine freie Wirtschaft. In der hochentwickelten Landwirtschaft ist besonders das erste Halbjahr 1932 dadurch gekennzeichnet, daß man forciert mechanisierte und Arbeitskräfte abstieß. In der Landwirtschaft und im Gartenbau Hollands hat die Arbeitslosigkeit Ausmaße erreicht, wie sie sonst wahrscheinlich kein Land, wohl nicht einmal Kanada aufweist. Vielleicht wäre es hier klüger gewesen, mit staatlichen Machtmitteln einzugreifen. Denn wenn die holländische Regierung ohnedies schon den Weg zur Zwangswirtschaft einschlug (in

Form eines Butterbeimischungszwangs in der Margarineherstellung [25%], wodurch die Preissenkungsbestrebungen fühlbar durchkreuzt werden), so wäre es wohl konsequent gewesen, die wirtschaftspolitischen Hilfen für Landwirtschaft und Gartenbau noch weiter auszubauen, um gleichzeitig verlangen zu können, daß mindestens die bisherigen Belegschaften im Dienst behalten werden und die Mechanisierung nicht künstlich weitergetrieben wird.

Vergleichsweise erinnere man sich der Entwicklung in der deutschen Industrie seit 1927. Auch hier war es so, daß Löhne, öffentliche Lasten, Zins- und Amortisationsverpflichtungen immer schärfer zu Rationalisierung und Mechanisierung trieben, bis die übersteigerte Durchrationalisierung mit ihren hohen fixen Kosten Eigengesetzlichkeit bekam und immer mehr Arbeitskräfte entbehrlich werden ließ. Die Peitsche der Rentabilität wird erst in der arbeitsteiligen vielzelligen Monokultur, und gerade ihretwegen, wirksam. Auch sei auf die sonstigen Zwangsläufigkeiten verwiesen, etwa die gleichsam ansteckende Wirkung, die nicht nur den Träger der Monokultur, sondern auch die nur vorübergehend Beteiligten, schließlich die gesamten Geschäftsbeziehungsbahnen erfaßt.

Ein sehr bezeichnendes Sonderkapitel, für dessen breitere Ausführung hier der Raum fehlt, ist innerhalb der Monokultur Hollands die Diamantenindustrie. Wenn man sich schon vorstellen kann, daß sich eines Tages das kaffeetrinkende Deutschland anschickt, nur noch autarken Kornkaffee zu trinken, wodurch die Kaffeeländer ihres Hauptkunden verlustig gehen würden, so läßt es sich doch noch viel leichter ausmalen, wie Mode, Geschmackswandlungen, radikale Einkommensverschiebung oder Verarmung mit der Zeit dazu führen könnten, daß der Diamant seinen Liebhaberwert völlig einbüßt. Denn fraglos stehen die Diamantenpreise auf tönenden Füßen — ohne zwingende Rechtfertigung sind sie Kinder der Zeit. Zweifellos ist die Kalkulationsgrundlage, die innegehalten wird, kein Schutz vor einem solchen Zusammenbruch. Zweifellos ist auch das Auftreten neuer Konkurrenz durch die weiteren großen Funde in Südafrika kein Argument für die wirtschaftliche Natur der Diamantenpreise. Es sind dies ja nicht die einzigen Güter, die mit dem Liebhaberwert bilanzieren. Der industrielle Bedarf an Diamanten ließe sich mit Hilfe des synthetischen Diamanten decken. Die Diamantenschleiferei Hollands hat daher auch unerhört schlechte Jahre hinter sich. Ob sie bessere vor sich hat, ist zweifelhaft.

Daß es der Monokultur Hollands inmitten der Weltkrisis nicht noch viel übler geht, ist dem Kolonialbesitz und den Einnahmen aus Kolonialbesitz, der Stellung als Kapitalmacht und einer gewissen Risikoverteilung zu danken, wie sie andere, deshalb viel stärker erschütterte Staaten nicht haben. Risikoverteilung und finanzielle Vormachtstellung hatten — wenigstens bis 1931 — bewirkt, daß Hollands Außenhandel nicht nur den Vergleich mit Monokulturländern, sondern sogar mit den

auf bester Naturgrundlage ruhenden Großstaaten aushalten konnte. Die Kennziffern holländischer Banken lauten:

	1930		1931	
	Einfuhr in hfl.	Ausfuhr in hfl.	Einfuhr in hfl.	Ausfuhr in hfl.
Niederlande.....	88	86	69	66
USA.....	70	73	48	46
Deutschland	77	90	50	73
Frankreich	90	85	72	61
Italien.....	80	79	54	66
Schweiz	94	84	82	64

Die Vergleichsziffern für 1932 fallen allerdings schon erheblich ungünstiger aus.

Ganz anders ist das Bild, das die Monokultur Chiles bietet, deren beide Säulen Salpeter und Kupfer sind — Erzeugnisse, die der Weltsturm der Krise seit Jahr und Tag besonders gepackt hat. Über die Kupferpreisbewegung braucht nur wiederholt zu werden, daß in New York der Kupferpreis um die Mitte des Jahres 1932 mit 5,10 bis 5,20 cts. pro Kilogramm um mindestens 2—4 cts. unter den tatsächlichen Selbstkosten der chilenischen Gruben lag. Die Herstellungsbetriebe für Kupfer mußten bis zu 15% ihrer Leistungsfähigkeit gedrosselt werden.

Das Salpeterjahr 1931/32 hält mit Verkäufen in Höhe von 760000 t den Tiefenrekord. Für das neue Jahr hat man vorsichtigerweise überhaupt nur eine Erzeugung von 700000 t in Aussicht genommen. Unter diesen Umständen marschiert Chile mit einem Ausfuhrrückgang von 64% an der Spitze aller betroffenen Gebiete. Chile wird nur noch von Bolivien, das einen 67%igen Rückgang meldet, nach der Verlustseite hin überflügelt.

Die Schäden der gezüchteten, künstlichen Monokultur haben dort tatsächlich die Folge ausgelöst, die alle Phantasie für den ungünstigsten Fall bereit hat. Die Junirevolution von 1932 hat sich tief in die Geschichte Chiles eingeschnitten. Sie ist keine „politische" Revolution im bisherigen, europäischen Sinn, sondern Krampf, Umstellungskrampf eines Wirtschaftszusammenhanges, der so ziemlich alle notwendigen Lebensbedingungen verloren hat. Es bestanden zwei Möglichkeiten. Entweder mußten sich neue Geldgeber finden, die für die zerrütteten Finanzen des Landes, für die Währung und die „Cosach", den Salpetertrust, einsprangen, um zugleich die Ausfuhr für Kupfer und Salpeter anzukurbeln. Oder man mußte durch Planung und Nationalisierung einen Generalumbau versuchen. Man hat sich zum Generalumbau entscheiden müssen. Wie er ausgeht, weiß man auch heute noch nicht. Doch ist die Richtung des Sanierungsversuches interessant genug. Ein Landeswirtschaftsrat berät die Sanierung. Die Zentralbank wird verstaatlicht (eine Maßnahme, die der ersten Revolutionsregierung mißlang), sechs „Sektoren" (Bergbau, Verarbeitung, Landwirtschaft, Handel, Transport und public utilities) geben Gliederungsgesichtspunkte für eine „Nationalwirtschaft". Einstweilen steht aber begreiflicherweise die Arbeit an der Währung im Vordergrund. Bis Mitte 1932

war der Kurs des chilenischen Pesos um die Hälfte gesunken. Der Vorteil, den dies für das Unkostenkonto der Fabrikanten brachte, war leider schon sehr bald durch zahlreiche Preissteigerungen im Inland ausgeglichen. Außerdem erhöhte die verschärfte Zollabwehr der wichtigeren Abnehmerländer, namentlich der USA., die Verkaufsschwierigkeiten. Die Bemühungen, einen wesentlichen Teil der Arbeitslosen in den Städten zusätzlich in der Landwirtschaft unterzubringen, sind bisher ohne sichtbaren Erfolg geblieben. Die weiteren Arbeitsbeschaffungs- und Ankurbelungspläne sind wiederum aufs engste mit der Finanzierung verbunden, wobei alle Wege sehr konzentrisch auf die Zentralbank hinweisen, also auf Notenneudruck und stärkere Diskontierung von Schatzwechseln des Staates.

*

Der einzige feste Punkt, der sich in einer so starken Verschiebung aller Blickpunkte und Maßstäbe behauptet, ist der Begriff der Zelle.

Das noch nicht moderne China ist als Aufbau aus autarken Zellen ohne handelspolitische Problematik. Spezialerzeugung, Vertrieb, Verkehr, Verbrauch gehen, wenn auch nicht innerhalb der kleinsten Wirtschaftszelle, der Gemarkung, der Dorfgemeinschaft, so doch innerhalb der optimal-kleinen Zellengemeinschaft vor sich. Denn hier entscheidet nicht der Rentabilitätsgesichtspunkt expansiver Wirtschaftsmenschen, sondern die tatsächliche Bedarfslage am Orte. Nur die Monokulturen, die vielzellig und arbeitsteilig genannt werden müssen, sind von der hier zu erfassenden Problematik erfüllt. Bei so hochentwickelten, feingegliederten Kulturaufbauten gefährdet schon allein die Anfälligkeit eines Gliedes oder einer Zellgruppe das Gedeihen und die Existenz des Ganzen. Im Gegensatz zu einfachen Zellwesen, die in der Verstümmelung viel zäher sind und sogar noch in abgetrennten Teilen weiterleben können. Hochleistung und Lebensgestaltung sind den hochzelligen Wesen vorbehalten. Zugleich ist ihnen aber die Urerneuerung einer Gesundheit, wie das Primitive sie hat, die Lebenskraft des Nur-Kreatürlichen verwehrt. Die kleinzellige Bauernmonokultur ist ewig-lebendig wie der Bauer selbst. Das widersinnig amputierte, vielzellige Oberschlesien ist als zerschnittener Zellenorganismus lebensunfähig.

Martin Reinecke

Monokultur und Staatsführung

Von Monokultur läßt sich nur in bezug auf einen festumrissenen Raum sprechen. Monokultur ist ein Beziehungsbegriff, der in absoluter Fassung keinen Sinn hat. Die Bezugsgröße liefert das politische System, der Staat. Grenzen im heutigen Sinne sind fast immer politische Grenzen, jedenfalls niemals Grenzen der Erdoberflächenverhältnisse allein. Da der Staat viel mehr als ein „ideologischer Überbau" ist, da er mit der Gebietsunterlage und dem Staatsvolk in allen seinen

Äußerungen, insbesondere auch mit der Wirtschaft, zu einer rechtlich durchorganisierten Einheit verbunden ist, kann die Beziehung zwischen Staat und Monokultur niemals nur äußerlich sein. Ebensogut wie Epidemien, geistige Umwälzungen, Mißernten, Heuschreckenplage oder Wetterkatastrophen ist Monokultur eine Erscheinung, die den Staat in seinem Wesen und in seiner Gesamtheit betrifft.

In welcher Form tritt die Monokultur dem Staatsmann entgegen? Zunächst muß man feststellen: selten oder nie in reiner Gestalt. Spricht man von der Kaffeemonokultur Brasiliens, so wäre es falsch, zu übersehen, daß der Staatsregierung in Rio de Janeiro neben den Kaffeeprovinzen um São Paulo weit größere Räume unterstehen, die den Naturzustand noch kaum verlassen haben. Die brasilianische Regierung hat außerdem neben Kakao-, Zucker- und Baumwollgebieten auch Provinzen zu betreuen, die in sich annähernd autark sind. Schwierigkeiten werden sie ihr etwa in dem Grade machen, wie sie monokulturbestimmt sind.

Es hält auch die Behauptung, Deutschland sei ein Gebiet industrieller Monokultur, in solcher Verallgemeinerung nicht stand. Auch in Deutschland ist die Industrie ungleichmäßig verteilt. Die einzelnen Landschaften sind in ganz verschiedenem Grade monokulturell umgestaltet. Die Industriemonokultur des Ruhrgebiets ist nicht nur inhaltlich anders als die des Saargebiets oder Württembergs, auch ihr Anteil am Gesamtbild ist ganz anders.

Wir haben in Deutschland etwa an der Saar, an Rhein und Ruhr, in Sachsen, bei Bitterfeld und Staßfurt, bei Senftenberg, in Oberschlesien und bei Waldenburg starke industrielle Monokulturen. In diesen Gebieten überdeckt meist die Hauptindustrie alles übrige. Anders um Krefeld, oder am Unterlauf des Main, oder in Württemberg, wo die gewachsene Autarkie in land- und gartenwirtschaftlich ernährter Zelle noch starken Rückhalt hat. Außerdem gibt es auch landwirtschaftliche Monokulturen: über Getreide und Kartoffel im Osten des Reiches, über die Zuckerrübe in der Magdeburger Börde. Schließlich fehlen auch nicht die Gebiete mit den alten Formen der Autarkie: bäuerliche Gebiete, wie es sie z. B. noch in Bayern gibt. Gerade auch für Deutschland gilt der Satz:

Je einseitiger sich die Monokultur auswirkt, desto größer die Sorgen der Staatsführung — insbesondere dann, wenn die landwirtschaftliche mit einer industriellen Monokultur und mit einer Überbetontheit von Kapital, Handel und Verkehr einhergeht. Das Schlimme an diesem verwirrenden Durcheinander besteht vor allen Dingen darin, daß die verschiedenen Monokulturen gegeneinander arbeiten. Es fehlt ihnen die verbindende Grundlage, das gestaltende Band. Jede dieser Monokulturen sendet ihre Bevollmächtigten in die Öffentlichkeit, um von ihr Staatsmaßnahmen zu verlangen, die einseitig aus einer für das Ganze unverbindlichen Anschauung heraus begründet sind. Und dieses Durcheinander noch dazu auf einem Boden, der schon durch den Zwiespalt der Konfessionen seit Jahrhunderten kulturpolitisch zerrissen ist. Es fehlt uns das

übergeordnete Bild des Staates, in dem sich alles zusammenschließt, was an Volksgut innerhalb der Grenzen da ist. Es fehlt die gemeinsame Bezugsgröße und die Vorstellungseinheit für alle — ob sie nun ihr Schwergewicht in der Wirtschaft haben, ob ihre Seele noch ganz in dem Verhältnis zu Landschaft und Heimat ruht oder ob weltanschauliche Ideen ihr Leben bestimmen. Der geistige Hintergrund für den Begriff: „Einig in seinen Stämmen" fehlt Deutschland — es besteht so lange keine Hoffnung, sein Werden zu fördern, wie es an Einblick in die Grundsachverhalte der Monokultur gebricht.

*

Schon mehrmals ist in diesem Heft gesagt worden, daß „Autarkie" der Gegenbegriff zu „Monokultur" ist. Aus der Beziehung zum Autarkiebegriff sind auch die Gesichtspunkte zu gewinnen, mit denen man die typischen Staatssachverhalte der Monokulturproblematik herausarbeiten kann. Wir haben zu unterscheiden:

1. Staaten mit ursprünglicher Autarkie.

Ihr Kennzeichen ist die Summierung von Einzelautarkien, der herrschaftliche Aufbau autarker Zellen, die im wesentlichen auf Haus, Familie und Landschaftseinheit bezogen sind. In dem Zustand der einzelzelligen, ursprünglichen Autarkie befand sich vor 1800 fast die ganze bewohnte Welt. Noch heute finden wir die ursprüngliche Autarkie in weiten Teilen Asiens (China-Indien) und Afrikas (Abessynien). Die europäischen Kolonialgebiete sind, indem sie die besetzenden Mächte auf ihre politische Bezugsgröße gebracht haben, bereits in die Monokulturlinie eingebogen, ohne ihr bisher verfallen zu sein.

2. Staaten mit arbeitsteiliger Autarkie.

Ihnen liegen ausgedehnte Monokulturen zugrunde, die sich arbeitsteilig zu einer autarkischen Einheit ergänzen. Es handelt sich durchweg um Staaten industrieller Monokultur, denen Lage und Bodenreichtum eine weitgehende Selbstversorgung gestattet. Beispiele für Staaten arbeitsteiliger Autarkie: USA., Sowjetunion und (in mancher Hinsicht) auch Frankreich.

3. Monokulturbestimmte Staaten.

In ihnen hat die Monokulturerscheinung ihren Grenzwert überschritten. Es ist nicht mehr möglich, wirtschaftspolitisch einen Ausgleich der Einseitigkeiten im Rahmen des Staatsgebiets zu finden. Die Staatsbevölkerung ist nicht mehr aus den Erzeugnissen des eigenen Landes zu ernähren. Man muß einführen. Um einführen zu können, ist man erst recht auf Auslandsabsatz angewiesen. Die Wehrmöglichkeit ist gefährdet. Monokulturbestimmte Staaten gedeihen nur im Zeichen des Imperialismus, weil das Gewichtsverhältnis nur mit Hilfe von Auslandsabsatz zu wahren ist. Auslandsabsatz aber ist als Eindringen in den fremden Bereich ohne weiteres auch politische Invasion. Dieser Imperialismus kann aktiver Ausdehnungsdrang sein. Er kann sich aber auch passiv auswirken, wenn der Beziehungspartner stärker ist. Lehrreich hierfür ist die Geschichte der mittelamerikanischen Staaten im Kampf mit der Dollardiplomatie.

Für die Staaten mit arbeitsteiliger Autarkie ist Monokultur vorwiegend ein Problem der Innenpolitik. Monokulturbestimmte Staaten sind auch in ihrer Außenpolitik, vor allem aber im Kriegsfall vom Monokulturfaktor bedroht. In beiden Fällen gefährdet Monokultur die Staatshoheit.

Das größte Beispiel für arbeitsteilige Autarkie stellen die Vereinigten Staaten von Nordamerika dar. Um sich ein Bild von der Lage der einzelnen Monokulturen im Gebiet der USA. zu machen, nehme man Meyers Großen Handatlas vor, aus dem die Karten 30 B I—VII in Frage kommen.

Die Verteilung von Weizen und Mais, Baumwolle und Tabak, Rindern und Schweinen, Eisen und Stahl, Kohle, Erz und Blei liegt damit vor Augen. Man erkennt, wie sich die Monokulturen über die nordamerikanische Riesenlandschaft verteilen. Nimmt man außerdem noch die Bevölkerungs- und die Verkehrskarten zu Hilfe, so hat man drei Teilbilder vor sich: dem Gesamteindruck nach eine hochentwickelte arbeitsteilige Autarkie, die in sich völlig in Monokulturen zerfallen ist.

Und wie begegnet nun der USA.-Regierung das Monokulturproblem?

Die Erzeugnisse der Monokulturen an den Verbraucher zu bringen, erfordert einen starken Binnenhandel. Der Händler sucht die Nähe des Händlers. Er muß mit den Geschäftsfreunden täglich verkehren können. Als Dauerausspräche hat sich die Börse herausgebildet. Natürlicher Standort für das große Handelsgeschäft sind die Städte, die aufgetürmten Mammutstädte. Der Handel zwischen den Monokulturen wirkt sich in technischer Hinsicht als Warenverkehr auf weite Strecken aus. Mit Kapitalinvestierung dehnt sich der Zwang zu Profit und Mehrwert aus. Es müssen Kredite genommen und Zinsverpflichtungen eingegangen werden. Etwaige Unglücksfälle verschärfen die Last. Zweite Kredite sind teurer als erste Kredite. Zweite Zinsverpflichtungen lasten schwerer als erste Zinsverpflichtungen. Der Zwang zur Rentabilität übersteigert die Absatzorganisation. Die Notwendigkeit, den Absatz zu vergrößern, führt immer weiter von den natürlichen Versorgungserfordernissen ab. Man fängt an, neue scheinbare „Bedürfnisse" zu wecken. Hinter der Prahlerei des „Dienstes am Kunden" steht kein sittlicher Wert, sondern der Wille, den Kunden unter keinen Umständen zur Besinnung über die wirkliche Notwendigkeit seiner Einkäufe kommen zu lassen. Diese Fragen hat keiner besser als Werner Sombart beleuchtet. Die Wirtschaftsmacher entfernen sich gänzlich von den Grundbedingungen ihrer Aufgabe. Sie bauen sich auf der Suggestion halbwahrer Reklamemittel ein Kartenhaus auf, das dann eines Tages rauschend zusammenstürzt. Ist ein Wirtschaftsgebiet erst einmal auf dem Wege zur Monokultur, so verstärkt sich diese Tendenz wie auf einer schiefen Ebene.

Auch den Erzeuger erfaßt der Zwang, sich immer tiefer in den Handel einzulassen. In den großen Konzernen hat sich das Schwergewicht der Tätigkeit stark von der Seite des Schaffens nach der Seite des Verwertens hin verlagert. Dieselbe Erscheinung drückt sich in Deutschland in der Verlegung vieler Zentralverwal-

tungen nach Berlin aus; ebenso wie in dem Genossenschaftswesen, das als Selbsthilfe zur Sicherung des Absatzes entstanden ist. Und auch von dieser Seite her verdichten sich die Beziehungen des platten Landes zur Stadt. Das Problem der Verstädterung ist zum guten Teil ein Problem der Übersteigerung der Handelsfunktion.

Die Industrien in den USA. ballen sich. Die Eisenindustrie schließt sich zum Stahltrust zusammen; die Erdölindustrie im Shell-Konzern oder in anderer Gruppierung, der Verkehr in einigen Eisenbahngesellschaften, die Kapitalmacht in wenigen Riesenbanken. Und damit treten dem Staat gewaltige Gebilde entgegen, die mit ihm außer der Angewiesenheit auf Währung und Recht nichts gemein haben. Sie kennen dem Staat gegenüber nur das eine Ziel: seine Hoheitsmittel ihrem Gewinnstreben dienstbar zu machen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist dieses Vordringen gegen den Staat besonders schnell und scharf zum Ausdruck gekommen, weil es hier — unter dem Maßstab der heutigen Bedingungen — niemals eine ursprüngliche Autarkie von der Zelle aus gegeben hat: eine Folge der radikalen Vernichtung des ansässigen Volkstums durch die europäischen Eroberer. Wie ein Fluch der bösen Tat erscheint es deshalb, wenn der Staat dort so bitter wie in keinem anderen Lande um sein Dasein zu kämpfen hat.

Deshalb hat auch die Normung des Menschen im Gebiet der Vereinigten Staaten so besonders auffällige Fortschritte gemacht. Dort wirkte der Ablösung des Menschen von Boden und Beruf fast gar nichts entgegen. Dort war es von jeher üblich, sich auf beliebige Art zum ersten Erwerbserfolg durchzukämpfen; die örtlichen Bindungen gehen dort nicht sehr tief. Lohnt sich die Farm nicht mehr, verläßt man sie. Versagt die Erwerbstätigkeit als Verkäufer, so wird der Mann Kellner oder Chauffeur. Es kommt eine Fluktuation ins Volk, die alle bevölkerungspolitischen Berechnungen, jede Politik auf lange Sicht gefährdet. Die Bevölkerungsgrundlagen werden unsicher. Die Einstellung zur Ehe ist gänzlich unverbindlich geworden, Familienbildung und Fortpflanzung sind gefährdet. Die Geburtenziffer sinkt. Wohlstand nützt ihr wenig; im Gegenteil. Hier bilden sich Gefahrenherde auf lange Sicht heraus, die schlimmer sind als die Krisen des Augenblicks.

Aber auch die Krisen des Augenblicks sind furchtbar genug. Zum Wesen der Monokultur gehört Anfälligkeit. Anfälligkeit des Wirtschaftsgefüges gegen Störungstendenzen von außen und von innen. In einem Wirtschaftsaufbau wie dem der USA. gibt es keine Herde, die sich lokalisieren lassen: Monokultur bedeutet eine unerhörte Zusammenhängigkeit, eine Verwobenheit der Interessen, wie sie es früher nicht gegeben hat. Mit der gemeinsamen Rechnungseinheit Geld, mit Giro und kontenmäßiger Buchung ist auch eine Vertiefung der Gefahren gegeben, wie sie im Zeichen ursprünglicher Autarkie nicht vorkamen, die allerdings statt dessen andere Nöte kannte. Schnell, ohne jeden Widerstand durchdringt die Krise die politisch

betreuten Wirtschaftszusammenhänge. Der Staat hat keine Möglichkeit, durchschlagend einzugreifen. Die Wirtschaft weicht vor seinen Maßnahmen aus. Der Staat hat keine Mittel, sie zu packen oder Gegenkräfte zu wecken. Er selbst ist durch die innige Verflechtung mit der Wirtschaft und infolge des Hoheitsverlustes von der Krise erfaßt. Die Finanzpolitik ist machtlos. Soweit es sich nicht um die kontrollierbare Lohnsteuer handelt, hat er keine Möglichkeit mehr, seine Steueransprüche restlos durchzusetzen. Gleichzeitig schwinden auch tatsächlich die Steuerquellen, während seine Verpflichtungen wachsen. Was nicht noch bäuerlich dem Boden verwachsen ist, wandert auf die Straße. Ein regelloses Heer Maroder fluktuiert im Staatsbereich; parasitenhaft, hemmend, mit jedem Atemzug gegen den Staat, vor allem gegen die Hoheit des Staates eingestellt; dabei auf ihn angewiesen, denn die Sicherungen sind zerstört, die Familie oder Stamm dem Erwerbslosen in nicht monokulturbestimmten Staaten bieten. Auch der Weg der Auswanderung ist versperrt. Und so erfüllt sich das Schicksal der Hybris. Der Staat büßt dafür, daß er die in seinem Gebiet angesiedelte Wirtschaft zu Monokulturen, daß er den Handel zum Vortrupp seines Imperialismus werden ließ. Im Januarheft 1932 schon hat Karl Pintschovius festgestellt, daß der vom Kapitalismus ergriffene Staat nur noch als Kaufmann leben könne, und in dieser Eigenschaft als Kaufmann erfaßt ihn die Krise.

Daß sich die Monokulturen der USA. zur autarken Einheit ergänzen, mildert diese Erscheinungen nicht. Als innerpolitisches Problem bewahren sie ihre Wucht. Eins allerdings ersparen sie der Staatsführung: daß von außen in den Staatskörper eingegriffen wird.

*

Der Eingriff von außen aber ist das kennzeichnende Problem der Staatsführung in den Monokulturstaaten ohne inneren Ausgleich. Hier tritt zu den Erscheinungen, wie sie das Beispiel der USA. zeigt, tritt zu der Krise der Staatshoheit, zur Krise des Volkskörpers, zur Krise der Weltanschauung die politische Gefährdung von außen hinzu. Hier führte die Monokultur nicht zu Imperialismus mit starker Hebelwirkung in die Ferne. Hier ist es umgekehrt: daß von außen her fremde politische Mächte über die Wirtschaftszusammenhänge in das Souveränitätsgebiet einbrechen. Ein politisch geordneter Staat, dessen Monokulturen arbeitsteilig ausgeglichen sind, kann die Aktivität seiner eigenen Wirtschaft so weit fördern, daß ein imperialistisches Übergewicht behauptet wird. Monokulturstaaten jedoch, noch dazu, wenn sie politisch gebrochen sind, haben kein Verteidigungsmittel zu Gebote. Sie sind ganz auf das Können und die Gutwilligkeit der privaten Unternehmerschaft angewiesen und damit dem kapitalistischen Bereich ausgeliefert. Die handelspolitischen Mittel, wie sie in Handelsverträgen, Kredit- und Konzessionsverhandlungen und auch in der alltäglichen Diplomatie zum Ausdruck kommen, versagen gegen eine feindliche Umgebung,

die aus wirtschaftlicher Kraft heraus das Übergewicht hat. Bei solcher Verfilzung mit der Wirtschaft gibt nur das Interesse des anderen die wirtschaftspolitische Chance. Und diese ist nicht einmal von objektiver und fester Größe. Sie will täglich aufs neue erkämpft sein. Je näher noch ein Staatsgebiet der ursprünglichen Autarkie ist, um so sicherer ist die Stellung des Staates auf diesem Kampffeld. Daher die glückliche Lage Frankreichs und der nach außen hin autarken USA. Aus demselben Grunde hat die kranke und besiegte Türkei ihre führende Stellung im vorderen Orient in weniger als einem Jahrzehnt wieder erheblich ausbauen können.

*

Für einen politisch preisgegebenen Monokulturstaat kann Chile als klassisches Beispiel gelten. Wir bitten, neben dem Beitrag M. Reinecke in diesem Heft und neben den laufenden Berichten der Zeitschrift die beiden Aufsätze von E. Samhaber in Heft 5 und 11, 1932, als Unterlage mit heranzuziehen.

Für Chile sind zwei Monokulturen entscheidend: die Salpeter- und die Kupferwirtschaft. Beide befinden sich in Händen nordamerikanischer Kapitalmächte. In welchem Grade Chile gefährdet ist, wird klar, wenn man liest, daß der chilenische Staatshaushalt zu etwa 80% auf diesen Monokulturen beruht. Welche Rücksicht, fragen wir, bringt der Salpetertrust (Cosach), bringt die Dynastie der Guggenheim, bringt das Haus Morgan der Staatshoheit Chiles entgegen? Keine! So bildet sich eine neue Form der Dollardiplomatie aus, wie sie Samhaber beschrieben hat. Willkürlich wird der Kurs des Peso festgesetzt oder geworfen. Großzügig werden die Gesetze umgangen, die von der chilenischen Regierung zum Schutz der Staatshoheit erlassen werden. Es werden Revolutionen angezettelt oder gefördert. Es wird die Regierung zu schlechten oder beschämenden Verträgen gedrängt.

Vielleicht aber sind diese persönlichen Mächte noch am harmlosesten. Viel ernster ist gewöhnlich die Gefahr, die von solchen Mächten kommt, welche dem staatlichen Zugriff entzogen sind. Und solche Mächte hat ja die Wirtschaft aus ihrer kapitalistischen Verflechtung heraus vielfach entwickelt. Es sind Verschiebungen an irgendeiner weit entfernten Stelle des Wirtschaftszusammenhanges denkbar, die sich gegen das Erzeugnis der chilenischen Monokultur richten. Als die beiden deutschen Geheimräte Haber und Bosch ihr Verfahren zur Großgewinnung künstlichen Stickstoffes industriell ausbeuteten, griffen sie an die Lebensgrundlagen des chilenischen Staates.

Je reicher eine Monokultur ist, um so sicherer zieht sie den zunächst sanften, oft unsichtbaren Zugriff fremden Kapitals an. Den höheren Lebensstandard hat Chile teuer erkauft, wie er denn auch im allgemeinen und überall zum Unsegen ausgeschlagen ist. Jetzt ist es zu spät, mit Zöllen, Einfuhrverboten, Kontingentierungen, Beschlagnahme- und Devisenvorschriften vorzugehen. Alle Maßnahmen des Staates sind von vornherein durch

die außenpolitische Wucht des fremden Kapitals, durch den gutgläubigen Verrat gekaufter Untertanen, durch Not und Hunger durchkreuzt. Bankrott und Revolution sind das unvermeidliche Ende.

Es war schon an anderer Stelle des Heftes von der Gegenwehr des Staates gegen das Vordringen der Monokultur die Rede. Auch in dieser Gegenwehr erleben wir die verschiedensten Formen. Mussolini führt die battaglia del grano, um Italien von der Getreideeinfuhr unabhängig zu machen. Rußland läßt sein Volk hungern und zum Teil verhungern, um mit fremden Maschinen und mit Hilfe fremder Ratgeber Industrien aufzubauen, von denen man erhofft, daß sie eines Tages alle Einfuhr überflüssig machen werden. Die englische Regierung schickt den Prinzen von Wales nach Argentinien und Stockholm, um Absatzgebiete zu halten. In Deutschland sucht man die Industrie zu beschneiden, die Landwirtschaft zu fördern und einen Teil der Menschen im Arbeitsdienst neu einzusetzen, der ja leider immer nur eine Durchgangsstation, niemals eine Berufslösung für größere Massen sein kann.

Wenn diese Maßnahmen unter den Gesichtspunkten betrachtet werden, die wir vorher entwickelt haben, so kommt der grandiose Versuch der Staatskörper, sich aus dem Verhängnis der Monokultur zu lösen, deutlich heraus. Nicht das Streben nach Autarkie hat den ersten Anstoß gegeben. Es handelt sich vielmehr um Flucht aus der Monokultur.

Kurt Vowinckel

THEORIE DER MONOKULTUR

Maßstäbe der Monokultur

Die Erkenntnis von der Relativität aller irdischen Teilraumbegriffe[1]) erlaubt es, einige Vorstellungen schärfer zu umgrenzen, die auf der Ebene des praktischen Lebens in Politik und Wirtschaft eine größere Rolle spielen als auf der Ebene der Erkenntnis. Zu diesen gehört auch der Begriff der „Monokultur" als Gegensatz zu dem der „Autarkie".

Alle menschliche Kultur beruht auf Spezialisierung: Spezialisierung des Menschen selbst und Spezialisierung der von ihm mitgestalteten und in steigendem Maß beherrschten Umwelt. Wie hoch man menschliche Kulturleistung als solche einschätzt, ist eine Sache des Standorts. Geht man aus von den Grundlagen, die von der außermenschlichen Natur geboten werden, so wird man die enge Eingrenzung allen menschlichen Lebens in kosmischen und allgemeinbiologischen Vorgängen sehen und die menschliche Leistung für sehr gering achten. Geht man

[1]) Vgl. den Aufsatz „Zur Problematik des Raumbegriffs". Jahrg. 1932, S. 723.

aus vom Menschen selbst, so wird man feststellen, daß er in immer steigendem Maß in einer von ihm selbst mitgeschaffenen Umwelt lebt, und die menschliche Leistung für sehr bedeutend halten. Die Berechtigung beider Auffassungen muß im Auge behalten werden, wenn man den Versuch macht, Spezialisierung räumlich zu betrachten.

Die vom Menschen vorgenommene Umwandlung der Kulturlandschaft hat ihre Grenzen an dem von der Natur Gegebenen: niemals wird man im freien skandinavischen Klima Bananen und Kaffee anbauen; niemals wird man aus eiszeitlichen Schottern etwa Kohlen und Eisenerze gewinnen.

Die technische Freiheit des Menschen erlaubt ihm auf der anderen Seite, sehr viele naturgegebene Grenzen zu überschreiten: Treibhausanlagen haben ein künstliches Klima; lebendige Kraft kann auf große Strecken mit geringem Leitungsverlust übertragen werden.

So ist alle Spezialisierung der Kulturlandschaft sowohl naturbedingt als menschengeschaffen; je weiter nun der Spielraum des Menschen in der Gestaltung seiner Umwelt geht, desto verschiedenartiger sind seine Möglichkeiten. Mensch-Sein beginnt mit der Fähigkeit, in bescheidensten Grenzen zunächst, die Umwelt zweckbestimmt zu gestalten. Darin liegt immer ein Vorgang der Auslese und der Sammlung — eben das, was wir mit einem anderen Ausdruck Spezialisierung nennen. Der Urwald enthält Nützliches und weniger Nützliches. Sobald der Mensch anfängt, Pflanzen zu züchten, bestrebt er sich, den Lebensraum des ihm Nützlichen zu erweitern, des ihm weniger Nützlichen einzudämmen. (Daß er keineswegs immer richtig entscheiden kann, was ihm nützlich ist, was nicht, ist eine Sache für sich; immerhin sollten wir genauer sagen, daß der Mensch das zu züchten bestrebt ist, was ihm nützlich *scheint*; es braucht durchaus nicht immer das Nützliche *sein*.) Der Primitive, der bemüht ist, in der Umgebung seiner Hütte die eßbaren Knollen und Wurzeln zu vermehren, die für den Menschen giftigen auszurotten, während er an anderer Stelle die giftigen züchtet, um seine Waffen damit zu verbessern, ist schon Schöpfer einer menschenbestimmten Monokultur (daß es auch tierbestimmte Monokulturen gibt, sei hier nur angemerkt). Schon hier wird ein freilich sehr kleiner Raum auf menschliche Bedürfnisse spezialisiert. Aber die Größe des Teilraums ist für den Vorgang in seiner Grundsätzlichkeit ohne Bedeutung. Jede landwirtschaftliche Betriebseinheit — und sei sie als Teilraum nach außen völlig abschließbar — besteht aus einer größeren Zahl von scharf spezialisierten Teilräumen, die zwar in der Zeit wenigstens teilweise beweglich sind — Fruchtwechsel als Aufhebung der Monokultur in der Zeit: ein sehr wesentlicher Gesichtspunkt! —, die aber in sich Monokulturen tragen. Jeder vom Menschen gestaltete, und zwar durch Auslese gestaltete Teilraum ist eine Monokultur. Denn Kultivierung durch die Menschen wirkt auf die Naturlandschaft zwar häufig individuenvermehrend, aber artenverarmend. Die Wiese (die Kulturlandschaft der

Sense), die Weide (die Kulturlandschaft der vom Menschen umgeformten Tiere), das Ackerfeld, der Forst — sie alle sind auf ihrem Raum Monokulturen.

Man könnte einwenden, daß auf sie alle der Begriff „Monokultur" (ist gleich Alleinkultur) in seiner wörtlichen Bedeutung nicht zutreffe. Wörtlich genommen gibt es Monokultur nur im Laboratorium. Auch die einseitigsten Monokulturen der Kulturlandschaft sind nicht Alleinkulturen; es handelt sich immer um mehr oder weniger stark verarmte Lebensgemeinschaften, die doch immer noch Gemeinschaften bleiben. (Das gilt auch dann, wenn man den Begriff aus dem Bereich der Land- und Forstwirtschaft, in dem er entstanden ist, in einen allgemeineren überträgt und alle räumlich faßbaren Spezialisierungen der Wirtschaft — z. B. Bergbau, Industrie — darin einschließt.)

Erkennt man an, daß es reine Monokultur überhaupt nicht gibt, daß aber alle menschliche Kultur im breiteren Sinn Monokultur ist, dann wird zur Bestimmung des Wesens einer Monokultur dreierlei maßgebend: einmal der Grad der Einseitigkeit einer Kulturlandschaft; dann die Raumgröße, auf die man Bezug nimmt; endlich das Maß ihrer Veränderlichkeit. Diesen Bestimmungsreihen sei im folgenden kurz nachgegangen.

Die Einseitigkeit einer Kulturlandschaft kann an zweierlei Vergleichsgegenständen gemessen werden: an der Naturlandschaft, die einmal an ihrer Stelle bestanden hat; an der variationsreichsten Form von Kulturlandschaft, die unter den gegebenen klimatischen und topographischen Verhältnissen gedacht werden kann. Beide Vergleiche führen in die Irrealität: die Naturlandschaft ist in vielen Teilen der Erde vergangen und kann nur mühsam und unvollständig aus der Überlieferung erschlossen werden; der Vorstellungen einer möglichen Kulturlandschaft sind viele. So wird es immer bei einem mehr oder weniger verfeinerten, aber doch bei einem Abschätzen bleiben. Der Vergleich mit der vergangenen Naturlandschaft ist in erster Linie von historischer Bedeutung; die Auswahl unter den möglichen Kulturformen geht in erster Linie die Gegenwart an. Hier aber ist, bei aller Vorsicht der Aussage, doch vieles ohne langen Beweis ersichtlich. Daß 1000 Morgen Weizenfeld eine einseitigere Kulturlandschaft sind als die gleiche Fläche, wenn sie mit Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Kartoffeln und Rüben bestanden ist, ist ebensowenig zweifelhaft wie die Tatsache, daß ein Mischwald aus Eichen, Buchen, Ulmen und Eschen eine reichere Lebensgemeinschaft ist als ein reiner Kiefernbestand. Für jeden Raum gibt es ein Höchstmaß möglicher Variation und viele Einzelmöglichkeiten stärkster Spezialisierung.

Die Möglichkeit der Variation ist allerdings in den verschiedenen Klimagürteln und Großformen der Erde sehr verschieden. Es gibt lebensfreundliche und lebensfeindliche Landschaften. Je lebensfeindlicher eine Landschaft ist — d. h. je spezialisierter die in ihr heimischen Lebensformen schon ohne menschliches Zutun

sein müssen —, desto geringer ist die Zahl der in ihnen möglichen Spezialisierungen durch den Menschen. Man vergleiche nur die Variationsmöglichkeiten, die sich auf dem Inlandeis und in der Wüste zeigen, mit denen, die etwa feuchte tropische Bergländer dem Menschen bieten. Hier besteht ein Vielfaches an Einzelmöglichkeiten der Spezialisierung gegenüber jenen Randgebieten der Ökumene.

Was aber für eine bestimmte Raumgröße eine stark spezialisierte Form der Kulturlandschaft sein mag, kann für die nächste übergeordnete Raumgröße Teilstück einer sehr viel geringeren Spezialisierung sein. Das Weizenfeld, das in sich eine sehr deutliche „Monokultur" darstellt, kann im Verband einer Bauernwirtschaft von gemischter Betriebsform ganz anders betrachtet werden. Die Kiefernbestände des Grunewald sind anders zu bewerten, ob man nur den Waldbestand ihrer Fläche, ob man die Wälder der ganzen Mark Brandenburg, Norddeutschlands oder Nordeuropas betrachtet. Was auf den Grunewald bezogen „Monokultur" ist, verschwindet im größeren Raum.

Wir haben hier als Beispiel die verhältnismäßig einfachen Verhältnisse land- und forstwirtschaftlicher Flächen gewählt. Wählen wir größere Raumeinheiten, in denen sich alle Arten menschlicher Tätigkeit sammeln, so gilt das gleiche. Greifen wir einen Raum heraus, dessen Spezialisierung gegenüber der ehemaligen Naturlandschaft und gegenüber der variationsreichsten möglichen Kulturlandschaft sehr weitgetrieben ist: die Insel Kuba. Die Zuckermonokultur von Kuba ist ein ebenso bekannter Begriff wie die Gummimonokultur von Malaya, die Kaffeemonokultur von São Paulo. Natürlich liegt nur eine starke Spezialisierung, keine Ausschließlichkeit des Zucker-, Kaffee- oder Gummianbaus vor, ganz abgesehen davon, daß in allen diesen Gebieten andere menschliche Wirtschaftsformen neben der tropischen Landwirtschaft vertreten sind. — Auf der Insel Kuba nun bestimmt der Zuckeranbau Landschaftsbild und Wirtschaftsstruktur in höchst einseitiger Weise. Die Pflege anderer Kulturgewächse ist gegenüber dem Zuckerrohr stark zurückgedrängt; große Teile von Handel, Verkehrswesen und Industrie sind von der Zuckerwirtschaft abhängig. Denkt man sich Kuba von der übrigen Welt abgeschnitten, so ist eine wesentliche Umgestaltung seiner Kulturlandschaft notwendig, wenn die Bevölkerung weiterleben soll. Das heißt also, daß Kuba in seiner jetzigen Landschaftsgestalt abhängig ist von beliebigen anderen Teilen der Erde, in denen sein Zucker verbraucht wird. Ein großer Teil dieses Zuckers geht nach den Vereinigten Staaten. Die wirtschaftliche Verflechtung zwischen Kuba und den Vereinigten Staaten macht die Insel zu einem Teil des nordamerikanischen Wirtschaftsraums. Aber Kuba ist im staatsrechtlichen Sinne selbständig; zwischen Kuba und dem Festland können Zölle errichtet werden; solange das der Fall ist, bildet die Zuckermonokultur eine Quelle ständiger Unsicherheit für Kuba. Wäre diese staatliche Selbständigkeit aber nicht, hätten die Vereinigten Staaten nach

dem Krieg mit Spanien Kuba einverleibt, wie sie vor und nach dem mexikanischen Kriege Texas, New Mexico, Arizona und Kalifornien einverleibt haben, dann würde man die Insel Kuba jetzt ebensowenig als Raumeinheit für sich betrachten, wie man sie während ihrer Zugehörigkeit zu dem großen spanisch-amerikanischen Kolonialreich so aufgefaßt hat; und die Zuckermonokultur würde, auf den Gesamtraum der Vereinigten Staaten von Nordamerika bezogen, nur mehr als Teil einer im großen sehr variationsreichen Kulturlandschaft erscheinen. —

Die andere Seite des Beweises liefern die zahlreichen Monokulturen, die es innerhalb der Vereinigten Staaten gibt, wenn man sich jeweils auf den Raum eines der achtundvierzig Einzelstaaten beschränkt. Nur ist diese Betrachtungsweise nicht üblich. Die Obstkultur Kaliforniens, die Baumwollkultur mancher Südstaaten sind, für sich betrachtet, nicht anders zu werten als die Zuckerkultur Kubas. Nur wertet man sie nie für sich, sondern man hat sich daran gewöhnt, sie an einer räumlichen Bezugseinheit zu messen, die dreißigmal so groß ist wie die, nach der man Kuba mißt. Dadurch sieht man sie genau so wenig als Monokulturen wie der Bauer in der Einheit seines Hofes die Monokultur eines einzelnen Weizenfeldes.

Ähnliche Maßverschiedenheiten könnten noch an vielen anderen Beispielen aufgezeigt werden; es wäre nützlich, die entsprechenden Versuche für Europa durchzuführen; doch müssen wir uns auf das Grundsätzliche beschränken; schon ein einziges Beispiel, folgerichtig durchgedacht, muß genügen, um die Abhängigkeit des Monokulturbegriffs von der Relativität der Raumvorstellungen aufzuzeigen.

So wäre denn einer Wertung der Monokultur mit Maßstäben, die für die ganze Menschheit gültig wären, von vornherein der Boden entzogen, wenn sich nicht in dem Maß der Veränderlichkeit ein festerer Anhalt böte. Die Gestaltung der Kulturlandschaft ist ein Vorgang, der nicht räumlich allein zu verstehen ist. Die Veränderlichkeit im Raum ist verbunden mit einer Veränderlichkeit in der Zeit. Wenn die räumliche Betrachtung allein für die Frage der Monokultur keine allgemein verpflichtenden Wertungsgrundlagen liefert — vielleicht liefert sie eine raumzeitliche Betrachtungsweise.

Wenn ein Stamm von Primitiven seine Urwaldlichtung verläßt, um sich anderwärts einen Wohnplatz zu suchen, dann bleibt die kleine menschengeschaffene Lichtung zwar eine Zeitlang erhalten — aber wenige Jahre genügen, um sie zu beseitigen. Der Wald nimmt wieder von ihr Besitz; sie fällt der Naturlandschaft wieder anheim. Das Dasein des Menschen an dieser Stelle ist ausgelöscht — die außermenschliche Natur, die Grundlage für jedes spätere Wiederauftreten des Menschen, kehrt in ihrer früheren (oder in einer der früheren sehr ähnlichen) Gestalt zurück.

Denkt man sich die land- und forstwirtschaftlich verwendeten Teile des mittel-

europäischen Bodens vom Menschen und seinen Haustieren verlassen, so würde auch hier eine Rückkehr zur Naturlandschaft stattfinden. Sie würde Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte dauern, aber schließlich würden die menschlichen Kulturgewächse verdrängt werden oder verwildern, die Spuren künstlicher Bodenbeeinflussung würden verschwinden; aus dem Forst würde wieder Wald; das Land würde — gleichgebliebene klimatische Verhältnisse vorausgesetzt — zurückkehren in jenen Zustand, der einmal in Mitteleuropa gewesen ist. Auch hier würde die Anwesenheit des Menschen ohne Dauerfolge geblieben sein. Die Zeitspanne des menschlichen Auftretens hätte das Wesen des Naturraums unverändert gelassen — auch wenn die Erscheinungsform während der menschlichen Kulturzeit das nicht vermuten ließe.

Doch es gibt auch andere Fälle. Im Karst gibt es kahle felsige Strecken, auf denen kein Baum mehr wächst, die aber nach historischen Quellen einmal von reichem Wald bestanden waren. Denkt man sich den Menschen fort: niemals wird dort mehr ein Wald entstehen. Der Mensch hat zwar nur die Bäume gefällt — aber er hat damit ein mühsam bestehendes Gleichgewicht der Naturkräfte zerstört; er hat die Angriffsmöglichkeiten der exogenen Kräfte verstärkt: er hat den Wald, sie aber haben mit seiner unbewußten Hilfe das Erdreich beseitigt, in dem er wuchs. Hier ist eine Naturlandschaft ein für allemal zerstört. Verläßt der Mensch das Gebiet, so kehrt zwar eine Naturlandschaft wieder; aber sie ist ärmer als die, welche der menschlichen Einwirkung vorherging. Die Zeitspanne des menschlichen Auftretens hat den Naturraum unwiderruflich verändert.

So gibt es in der Gestaltung der Kulturlandschaft Vorgänge, die umkehrbar sind, und Vorgänge, die nicht umkehrbar sind. Da es sich immer um Spezialisierung handelt, bedeutet das zweite das Festlegen von Auswahlformen, die variationsärmer sind als die Ausgangsformen. Der Mensch beseitigt Lebensgemeinschaften oder anorganische Stoffe, die, so wie sie waren, nicht ersetzt werden können; weder von ihm selbst noch von der außermenschlichen Natur[1]). In solchen Fällen — in denen der Mensch sozusagen vom Kapital, nicht von den Zinsen der Naturlandschaft lebt, darf man von Raubbau sprechen.

Raubbau wird getrieben, wo der Mensch Formen oder Vorräte der Natur ein für allemal beseitigt: ob er die Stellersche Seekuh oder die Dronte ausrottet; ob er durch bestimmte Kulturen den Boden verwüstet oder beseitigt; ob er Bodenschätze aus der Erde holt, die er nicht ersetzen kann. Vielleicht läßt sich der grundsätzliche Unterschied zwischen umkehrbarer und nicht umkehrbarer Spezialisierung am schönsten aufzeigen an Hand der Entwicklung der menschlichen

[1]) Daß in dieser Betrachtungsweise ein anthropozentrischer Standpunkt enthalten ist, sei nur angemerkt. Die Karsthochfläche ist ja nicht unbelebt, wenn Wald und Busch darauf fehlen. Flechten und Polsterpflanzen sind zu sich selbst von demselben Wert wie Eichen, Ziegen oder Menschen. Nur vom Menschen aus gesehen gilt die Entwertung.

Wärmeversorgung. Solange Holz verwendet wird, treibt man im allgemeinen (von Fällen wie im Mediterrangebiet abgesehen) zwar Monokultur, aber keinen Raubbau. Die Wälder in der Nähe der großen Städte, die möglichst mit schnellwachsenden Bäumen bepflanzt wurden — der Grunewald bei Berlin, der Grünwalder und Forstenrieder Park bei München, die Stadtwälder von Wien, von Paris —, sind zum Teil sehr einseitige Monokulturen; aber Raubbau wird hier nicht getrieben. Aller Bergbau aber ist Raubbau: er erschöpft seine Vorräte, hinterläßt die Erde verarmt im Inneren und als Ruinenlandschaft an der Oberfläche. So ist die Wärme- und Kraftversorgung durch Kohle eine Versorgung durch Raubbau; soweit die menschliche Wirtschaft sich auf den Bergbau gründet, ist sie auf Raubbau gegründet. Darin nun liegt der große Vorteil im Übergang von der Kohle zur Wasserkraft: bei der Gewinnung von Wasserkräften handelt es sich zwar oft um sehr bedeutende Veränderungen der Naturlandschaft, aber niemals um Raubbau.

Damit hoffen wir das Wesentliche klargestellt zu haben, und können zum Ausgangspunkt unserer letzten Gedankenreihe zurückkehren.

Alle menschliche Kultur ist bis zu einem gewissen Grade Monokultur, wandelbar in der Zeit und im Raum; in der Wertung abhängig von den jeweiligen Raumvorstellungen. Es gibt nur e i n e feste Unterscheidungsmöglichkeit: die Grenze, wo das Nichtumkehrbare, der Raubbau, beginnt. Aller Raubbau ist Spezialisierung; aber nicht alle Spezialisierung ist Raubbau, wenigstens nicht im Bereich der vom Menschen gestalteten Landschaft. Wie es mit dem Schicksal des Menschen selbst, biologisch gesehen, in der Spezialisierung steht — das ist eine völlig andere und keineswegs geklärte Frage.

Albrecht Haushofer

Die Stellung der Monokultur in der Geschichte

In der Eigenschaft als soziologisches Problem gehört die Monokultur späteren Geschichtsstadien an. Zwar erlebt auch der primitive Mensch, wie der vorhergehende Beitrag zeigt, das Wesen der Monokultur. Wer ein Stück Wald rodete und von Jahr zu Jahr immer wieder Roggen darauf zog, erfuhr aus einfacher Erfahrung, daß die Ernte des Feldes langsam sank. Einseitige Kultur stört das Gleichgewicht des Bodens, wobei Boden als ein pflanzlich-tierischer Lebenszusammenhang biochemischer Natur aufzufassen ist. Der Landwirt muß entweder nach einigen Ernten eine Zeit der Brache einschalten oder die Anbaufrucht wechseln. Als dritte, zivilisatorische Möglichkeit kam die künstliche Ergänzung des Bodens durch Düngung hinzu. Heute aber hat sich das Problem weit über den landwirtschaftlichen Sachverhalt hinaus vertieft. Als soziologisches Problem verweist der Monokulturbegriff auf einseitige Gliederung und Schichtung im Bereich des sozialen Lebens. Hier muß es (parallel zur Gleichgewichtslage des Bodenzusammenhangs) so sein, daß die soziale Gleichgewichtslage durch auftretende Monokulturerscheinungen gefährdet ist.

Die Vorstellung „Gleichgewichtslage" setzt einen Raumsachverhalt voraus. Lage ist für uns immer Lage im Raum. Und der Begriff einer „sozialen Gleichgewichtslage" insbesondere setzt einen besonderen „sozialen" Raum voraus. Es ist deshalb nötig, an erster Stelle herauszuarbeiten, was unter diesem sozialen Raum verstanden werden kann.

Albrecht Haushofer hat bereits im Dezemberheft 1932 („Zur Problematik des Raumbegriffs") einiges darüber gesagt. Schon hier kam heraus, daß der primitive Mensch ein anderes Verhältnis zur Raumvorstellung hat als der Mensch der Zivilisation. Es war von der „Differenzierung der Lebensräume" die Rede. Es wurde auch davon gesprochen, daß der Begriff des natürlichen Raumes von seiner Verwendbarkeit verloren habe. Daß der Begriff „Heimat" seine Stellung in unserer Erlebniswelt verändert habe und daß mit „Weltbild einer Periode" meist das Weltbild der führenden „Schicht" gemeint sei. Über diese subjektive Erfahrung hinaus aber sei mit der abendländischen Naturwissenschaft und der Technik auch etwas objektiv Durchschlagendes, grundsätzlich Neues auf den Plan getreten: technische Mittel zur radikalen Umgestaltung der Naturlandschaft und zu einer Überwindung des geographischen Raums, wie sie bisher unbekannt gewesen sei. Und mit all diesen Erscheinungen sei verbunden, daß der heutige Mensch für seine Umwelt in ganz anderer Weise verantwortlich ist, als es der primitive Mensch je sein kann.

Diese verschärfte Verantwortlichkeit besteht auch der Monokultur gegenüber. Das sittliche Recht einer Haltung im Sinne des „laisser passer" ist vorüber. Die veränderte Lage erlaubt es nicht mehr, sich gehen zu lassen.

In der Monokultur befinden wir uns auf doppeltem Boden. Wie Kultur sich aus dem Zusammentreffen von Wachstum und Pflege ergibt, so ist auch Monokultur nicht einseitig nur Ergebnis menschlicher Willkür[1]): der Gesamtzusammenhang der zu entwickelnden Lebensform, die Bedingungen von Klima, Lage, geographischem Raum setzen ihr Grenzen, die nicht oder nur vorübergehend überschritten werden können. Wir kommen dahin, zwischen Monokultur als organischer Erscheinung und verhängnisvollen Monokulturen zu trennen. Organische Monokulturen liegen vor, wenn die natürlich gestaltenden Kräfte das Übergewicht haben. Verhängnisvolle Monokulturen haben wir, sobald der Wirtschaftsauftrieb des durch Absatz- und Gewinnaussichten verführten Menschen Mißverhältnisse geschaffen hat, die als Lebensbedingungen der staatlichen Körper auf die Dauer völlig versagen. Auch die Stadt, dieser Schnittpunkt der Monokulturbeziehungen (und selbst das Urbild einer Monokultur), ist hauptsächlich aus solchen Erwerbs-

[1]) Unter Kultur verstehen wir das Zusammentreffen von Wachstum und Pflege. In der Monokultur des Menschen ist das Wachstum durch zweckbestimmte Pflege einseitig entwickelt.

hoffnungen entstanden. In der Stadt haben wir den Hauptsitz der Arbeitsteilung. Arbeitsteilung und Handel gelangten zu den modernen Ausmaßen, weil Spezialisierung die geschäftliche Chance des vordringenden Kaufmannes geworden war. Monokultur und Arbeitsteilung gehören zusammen. Wie Weltwirtschaft und Arbeitsteilung gehören sie einem Entwicklungsgang an. Monokultur ist überhaupt erst aus Arbeitsteilung und Weltwirtschaft zu verstehen.

Erst aus dieser Verkoppelung heraus kommt man dem Unterschied zwischen organischen und verhängnisvollen Monokulturen ganz auf den Grund. Tragbar erscheint eine Monokultur vielleicht dann, wenn sie in dem politischen Rahmen, von dem aus geurteilt wird, mit anderen Monokulturen zusammen einen das Ganze autark abrundenden Ausgleich findet. Wir sprechen in diesen Fällen von arbeitsteiliger Autarkie, während die einzelzellige Autarkie die vorkapitalistische Ausgangsform ist. Wenn der „Gehirnspezialist" durch genügend Landarbeiter, Industriearbeiter und Verkehrsarbeiter ergänzt wird, wenn es neben den Familien ohne oder mit nur geringem Nachwuchs auch genug kinderreiche Familien gibt, wenn neben einseitigen Industrielandschaften auch einseitige Bergwerks-, Ackerwirtschafts- und Gartenbaugebiete Bestandteil des Staatskörpers sind, so hat man arbeitsteilige Autarkie.

Die Angelpunkte der Monokulturentwicklung sind Spezialisierung und Handel. Spezialisierung, die einseitige Ausbildung einer Fähigkeit, reicht von der Wissenschaft bis zum laufenden Band, erfaßt also den Gesamtbereich des von der Zivilisation bestimmten Lebens. Handelstätigkeit ist die notwendige Ergänzung einer Einseitigkeit, in der kein Mensch mehr selbstgenügsam ist. Der Handel gewinnt Eigenleben und wird zum Träger des modernen Verkehrs.

Technik, Spezialisierung, Arbeitsteilung, Monokultur und Handelstätigkeit bilden eine Entwicklungseinheit, aus der sich eine Tendenz zur Vereinigung nachbarlicher Staatsgebiete herausbilden muß: je größer die Gebiete, desto größer die Aussicht auf innere Ergänzung. Monokultur im Bereich eines Staatskörpers drängt zum Zusammenschluß mit ergänzenden Monokulturstaaten. Es treibt die Staaten von der ungewissen Einseitigkeit der Monokultur in die Richtung einer abgerundeten Sicherheit durch autarke Verhältnisse. Unter diesem Gesichtspunkt hat man Strömungen zu werten wie die Paneuropa-, Mitteleuropa-, Zwischeneuropa-Bewegungen, wie die panpazifischen und panamerikanischen Konferenzen, wie den Pakt von Ottawa und die aktivste Form: den Völkerbund. An den Aussichten dieser Strömungen mag man das weitere Schicksal der Bewegung zu größeren arbeitsteilig-autarken Räumen, mit anderen Worten: das Schicksal der „Vorkriegsentwicklung" ablesen. Der Völkerbund erscheint als Versuch, die verführerischen Gaben der Monokultur zu erhalten, ohne die Sicherheit ausgeglichener Selbstgenügsamkeit zu entbehren.

Man denke auch an das „Gesetz der wachsenden Räume", von dem Friedrich Ratzel spricht.

Von den geographischen Voraussetzungen unabhängige Wirtschaftsmonokulturen gibt es nicht. Die durch Arbeitsteilung und Technik angebahnte Emanzipation ist nie vollständig. Die Standortsfragen bleiben bestehen: irgendwie und irgendwo müssen die Rohstoffgrundlagen erreichbar sein, und ebenso wäre es zweckwidrig, an einem Orte zu produzieren, an dem der Absatz technische Schwierigkeiten macht. Der Fall, daß der eigene Standort alles überreich bietet, ist eine glückliche Ausnahme. Gewöhnlich bedarf es der Hilfe anderer Standorte, die nicht ohne weiteres offenstehen. Auch in dieser Hinsicht hat sich vieles geändert. Die ersten Industriemonokulturen waren dadurch außerordentlich begünstigt, daß sie in Staatsbereichen entstanden, die über genügend politische Kraft verfügten und sich ausreichende Überlegenheit der Mittel verschaffen konnten, um Kolonialpolitik zu treiben — oder in anderer Form eine an Einfuhrzwang und systematische Übervorteilung grenzende Handelstätigkeit zu entfalten. Die Industriemonokultur Westeuropas ist nur deshalb so groß geworden, weil das politische Übergewicht der Hauptstaaten Rohstoffeinfuhren sicherte, für die nicht die vollen Gegenwerte geopfert zu werden brauchten: Europas Wohlstand wurde auf der hemmungslosen Ausnutzung der übrigen Welt begründet, wie Nordamerika seine heutige Überlegenheit der Übervorteilung Europas während des Krieges zu verdanken hat.

Monokultur drängt entweder aktiv zum Imperialismus oder passiv in die Abhängigkeit von fremdem Imperialismus hinein. Während in der einzelzelligen Autarkie jener Druck nach außen, jene Expansionstendenz zum ergänzenden Standort (Rohstoff oder Absatz!) fehlt, ist der Imperialismus auch in die arbeitsteilige, d. h. aus Monokulturen zusammengesetzte Autarkie eingedrungen.

Auch damit hängt die heutige Krise zusammen, daß es den Monokulturen schwer wird, nunmehr mit vollen Geschäftskosten und unter Absatznot zu erwerben, was ihnen vor der Emanzipation der farbigen Völker halb geschenkt in den Schoß gefallen ist — besonders, wenn die Monokultur in einem Staat sitzt, der kriegsgeschwächt keiner imperialistischen Handlung mehr fähig ist. Daher haben die deutschen Industriemonokulturen zwiefache Schwierigkeiten: den Verlust des „kolonialen" Einkaufs und außerdem noch die Einbuße aller imperialistischen Fundierung.

Monokulturhaftes Wirtschaften bewirkt Ersparnisse an Energie. Es vermehrt die Lebensmöglichkeiten. Mit dem Ausbau leistungsfähiger und handelstüchtiger Monokulturen wächst die Aufnahmefähigkeit eines Gebietes. Solange die Arbeitsteilung zunimmt, wächst die Bevölkerung.

Von den Japanern z. B., die seit vielen Jahrhunderten zuverlässige Statistiken haben, ist bekannt, daß sie lange Zeit bei geringen Ausschlägen ein Gleichgewicht behauptet haben, das sich auf einer absoluten Höhe von 26—33 Millionen Köpfen bewegte. Und zwar solange die Wirtschaft von der Familienzelle her autark aufgebaut war.

„Um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist der Nationalcharakter, die Volksseele und die Eigenart der autarkischen, auf sich allein gestellten, sich selbst genügsamen Stammesinselwelt etwas Vollendetes, von der übrigen Welt aber so vollkommen, als dies überhaupt möglich war, Abgeschlossenes [1])."

Als dann nun 1854—1858 das Land unter amerikanischem Zwang geöffnet worden war, begann die Umschichtung im Sinne der Monokultur:

„Als wichtiger allgemeiner Zug der Wirtschaftsgrundlagen kann dann... das sichtbare Streben bezeichnet werden, das Reich in nach ihrer Eigenart möglichst wirtschaftlich auszunutzende Monokulturgebiete zu zerlegen, deren gegenseitiger Ausgleich unter Vermittlung ihrer Stapel- und Sondererzeugnisse durch die Reichskernlandschaften erfolgt [2])."

Zugleich begann die Volkszahl sprunghaft zu steigen:

1860	33 Millionen Köpfe
1900	45
1905	48
1910	50
1915	55
1920	58

Ganz ähnlich wie in Europa, wo man allerdings nicht so klare Ausgangsbedingungen hat, weil die Staatsvölker weniger deutlich abgegrenzt, die gegenseitige Beeinflussung stärker war. Dafür bietet Europa den Vorzug, schon über den weiteren Verlauf der Entwicklung einen gewissen Aufschluß zu geben; denn hier liegt der Ausgangspunkt um annähernd 100 Jahre weiter zurück.

Aus den Unterlagen über Europa läßt sich schließen, wo die Grenze beider Erscheinungen: Monokultur und Bevölkerungsvermehrung, zu suchen ist. Diese Grenze liegt in der Anfälligkeit begründet, wie sie sich stets unter derart einseitigen Voraussetzungen ausbildet. Ich denke an die kapitalistischen Krisen; sie rühren von Störungen her, die auf übertriebene und übermäßig schnell geförderte Monokulturen zurückgehen. Hat aber die Monokulturentwicklung ihre Grenze erreicht, so kommt auch die Bevölkerungsbewegung zu Stillstand und Rücklauf. Die Großstadt, von der diese Bewegung ausgeht, die wir schon als den Hochsitz der Monokultur bezeichnet haben, ist für das menschliche Geschlecht sehr unfruchtbarer Boden. Die Volkskraft der Großstadt zu erhalten, ist die Hauptfrage des Verstädterungsproblems. Zumal da mit dem Vordringen der Monokultur die Lebenseinstellung der Stadt mit ihren Folgen biologischer Art auch auf das Land übergreift.

---

[1]) Haushofer, K., Japan und die Japaner. Leipzig 1923. S. 124.

[2]) a. a. O. S. 133.

Die Statistik des Deutschen Reiches kennzeichnet die Bevölkerungsbewegung folgendermaßen:

		Geburtenüberschuß auf 1000 Einwohner
Altes Reichsgebiet	1841—1875	10,6 Köpfe
	1901—1905	14,4
	1913	12,3
Jetziges Reichsgebiet (ohne Saargebiet)	1913	12,1
	1920	10,7
	1922	8,6
	1924	8,3
	1926	7,9
	1928	7,0
	1930	6,5
	1931	4,7

Burgdörfer[1]) hat aber nachgewiesen, daß diese Ziffern sogar noch im ungünstigen Sinn täuschen. Geht man mit bereinigten Methoden vor, so ergibt sich überhaupt kein Überschuß mehr, nicht einmal jener kleine Überschuß von 4,7 pro Mille, sondern ein regelrechtes Defizit, und zwar seit 1926:

1926 — 0,4 Köpfe
1928 — 1,6
1930 — 2,6
1931 — 4

An diesem Umschwung im Bevölkerungszuwachs sind die Städte unverhältnismäßig stark beteiligt. Berlin würde, wenn man allen Zuzug und Abzug sperrte, nach fünfmaligem Generationswechsel von 4 Millionen Einwohnern auf weniger als 100000 Einwohner zurückfallen. Ähnlich ist es mit den Städten der Schweiz, der nordischen Staaten und Englands. Die Erscheinung ist (was Burgdörfer zweifelsfrei nachweist) vom Wohlergehen des Staates und seiner Bevölkerung weitgehend unabhängig.

Es besteht ein starker Zusammenhang zwischen Bevölkerungsbewegung einerseits, der Wirtschaftsform, Wesen und Form des staatlichen Lebens und den allgemeinen Kulturerscheinungen andererseits, den man zu Unrecht übersehen hat. Fügt man diesen Zusammenhang in das Geschichtsbild ein, stellt sich manche neue Deutung ein. Zunächst ergeben sich zum Thema Bevölkerungsbewegung selbst starke Anhaltspunkte dafür, daß sich die Bevölkerungsbewegung den Lebensmöglichkeiten einer Raumeinheit anpaßt. Unterlagen hierfür sind von der Biologie bereits geliefert worden[2]). Das würde für Industrie-Europa bedeuten: in dem Maß, wie das Vordringen von Monokultur (zunächst in der Form von Arbeitsteilung und Spezialisierung = Zerlegung des Arbeitsprozesses in einfache Handlungen, welche die Maschine übernehmen kann, später im Weiter-

[1]) Burgdörfer, Fr.: Volk ohne Jugend. Beiheft 9 zur Zeitschrift für Geopolitik. Berlin 1932.

[2]) Bodenheimer, F.: Thesen für eine menschliche Bevölkerungslehre. Zeitschrift f. Geopolitik. 9. Jhrg. 1932. Heft 8, S. 470.

wachsen zu den geschilderten Enderscheinungen) — in dem Maß also, wie ertragssteigernde Monokulturen die Lebensmöglichkeiten erweiterten, stieg die Volkszahl in gewaltigem Schwung. Mit dem jährlichen Zuwachs von Hunderttausenden, die in das kapitalistische Wirtschaftsleben eintraten, erhielt die Produktion immer wieder neuen Auftrieb. Damals konnte noch Verwegenheit im kaufmännischen Handeln zum Erfolg führen, als sich das Absatzfeld von selbst unter schnellem Wachstum vergrößerte. Anstoß und Entwicklung zu Monokulturen ergriff immer weitere Räume. Die Monokulturbeziehungen überspannten (verschieden eng geknüpft, aber noch locker) den ganzen Erdball. Auf diesem trügerischen Boden waren Ernährung und Vermehrung von mehreren hundert Millionen „Zivilisations"menschen aufgebaut.

Diese Bewegung scheint unwiderruflich gestoppt. Wohl in fast allen Ländern wächst der Widerstand gegen die Herrschaft der Monokulturen. Abschließung, Nationalismus und Selbstbestimmungsforderungen bilden die Reaktion. Inzwischen hat sich aber längst die Bevölkerungsbewegung Industrie-Europas dem Abstoppungsvorgang angepaßt. Der Bevölkerungszuwachs hat aufgehört, ein kräftiger Rückgang eingesetzt, der im Lauf einiger Jahrzehnte zu sichtbarem Rückgang der Volkszahlen führen wird. Schon die heute sichtbare Verlangsamung des Wachstumsvorgangs liegt als schwere Hypothek z. B. auf der deutschen Wirtschaft. Manche Industriemonokulturen beginnen zusammenzubrechen. Vielleicht sind dies die Anzeichen eines allgemeinen Auflösungsvorganges. Die autarkistischen Tendenzen in der Zoll- und Handelspolitik Europas, die Flucht aus der Großstadt, der Drang zur Siedlung und die neue Betonung des Staatswillens geben deutliche Hinweise.

Mit dem Auftreten von Technik, Arbeitsteilung, Spezialisierung, Monokultur und kapitalistischem Handel ist eine grundlegende Änderung im Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt verbunden. Während autarkes Wirtschaften von der Zelle aus die Neigung in sich trägt, das Bestehende zu erhalten und zu pflegen, um es in alter Größe an die nächste Generation weiterzugeben, treibt hier im Reiche der Monokultur eine merkwürdige Unruhe des Mehrwollens zum Experiment. Man will weiter. Man will über die Maße der Voreltern hinaus. Man kostet den süßen Geschmack des Mehrwertes und will als wirtschaftender Mensch immer größer werden.

Es begann dies bei einigen führenden Menschen, die entwicklungsbestimmend im Vordergrund standen. Es blieb aber nicht auf die führenden Persönlichkeiten beschränkt, sondern griff auf ganze Gruppen und schließlich auf die Masse über. Kein Wunder auch. Denn wer sich heute als Arbeiter oder als Angestellter fühlen muß, kann von dieser unorganischen Situation, in der Menschliches und Familie, Beruf und Erwerb auseinanderfallen, auch bei loyalster Gesinnung nicht wün-

schen, daß sie auf seine Kinder und Enkel übergehe. Andererseits geht aber auch der Übermut um. Der Bauer will nicht mehr Bauer sein. Er nennt sich Landwirt, Gutsbesitzer, er wird Zucker- und Spritfabrikant, Genossenschaftsvorsitzender und in der dritten Generation Rittmeister der Landwehr. Der Schuhhändler möchte auch Maschinen und Arbeiter haben und versucht, Fabrikant zu werden. Der Fabrikant, schon seit zwei oder drei Menschenaltern in bevorzugter Lage, findet im angestammten Betrieb nicht mehr volles Genügen. Ihn drängt es auf das Parkett von Generalversammlung und Börse. Die Söhne sollen studieren, auch wenn sie im Betrieb bleiben.

Wie diese Veränderungen der Seelenlage entstanden ist, läßt sich nicht ohne weiteres erklären. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob man einen vollen Aufschluß hierüber gewinnen kann. Die Einsicht vollzieht sich ja nicht sofort, sondern hinkt nach (oft um die Weglänge einiger Generationen verzögert), so daß bei Erwachen des Bewußtseins meist schon wieder ein völlig anderes Bild vorliegt. Es ist fraglich, ob wir überhaupt imstande sind, die letzten Antriebe einer Gegenwart im Erleben bewußt zu erfassen. Das Bewußtsein jedenfalls ist im allgemeinen nicht der Antrieb für die eben geschilderte „Entwicklungsmechanik der Seele".

Es setzte jedenfalls ein Ausleseprozeß ein, dessen neuartige Merkmale Schulungs- und Denkübergewicht sind. Auch in geistiger Hinsicht sind die Voraussetzungen dieses Ausleseprozesses ungleichmäßig. In der Spur der geistigen Arbeit hat der Besitzende einen natürlichen Vorsprung, so daß die klassenbildende Rolle der Schule bei weitem nicht der reine Ausdruck einer Rangordnung nach Begabung und Moral ist. Höhere Schule und Universität sind mehr und mehr zu Zweckeinrichtungen des praktischen Lebens geworden, ohne daß die alten Ideale bewußt aufgegeben und die neue dienende Rolle zugegeben würde. Wenn heute Eltern ihre Kinder auf besondere Unterrichtsanstalten schicken, denken sie weniger an Bildung als an Zurichtung auf einen Erwerbsberuf. Die Berufe selbst entwickeln sich zum großen Teile so, daß es in ihnen viel mehr auf Technik und Routinierungsfähigkeit als auf echte Bildung ankommt. Monokultur zieht Monokultur nach sich. Es werden Spezialisten gewonnen, die, wenn sie noch unterkommen, der weiteren Ausgestaltung der Monokultursachverhalte zu dienen haben.

Im Taumel der neuen Möglichkeiten übersieht man die Folgen. Einseitigkeitsleistungen verstärken die Anfälligkeit aller. Die Gewöhnung an ein gewisses Wohlleben schwächt den Willen, manche zivilisatorischen Genüsse sogar die Möglichkeit zur Fortpflanzung (Koffëin)[1]. Die Technik der Lebenserhaltung greift in den selbsttätigen Vorgang der Auslese ein. Der Volkskörper verdorrt, die einheitliche Kulturleistung versiegt. Und dies sind nur die zwei nächstliegenden Gesichtspunkte.

*

[1] Bodenheimer, a. a. O. S. 474.

Der Gesellschaftskörper einzelzellig-autarker Staaten bildet von selbst eine klare Gliederung nach Ständen aus: Adel und Beamtenschaft als Vertreter der Staatshoheit, Bauern und Handwerker als Hauptsubstanz, städtische Bürger als Träger des Handels. Je mehr der Handel zunimmt, desto stärker tritt das Bürgertum in den Vordergrund. Die Industrie folgt dem Handel. In Europa gab der Anteil des Bürgertums am Volkskörper lange Zeit hindurch den Grad der Entwicklung zur Monokultur an.

In Technik und Industrie ordnete sich im 19. Jahrhundert der Vierte Stand ein, der sich um die Maschine gruppiert. Man kann hier „Maschine" in dem allerweitesten Sinne fassen. Nicht nur das Räderwerk der Fabrik ist in diesem Sinne Maschine, sondern auch das Büro des modernen Konzerns. Mensch als Teil von Maschinen — so muß der neue Begriff des Proletariats umrissen werden. Ob nun diese Maschinen als Traktoren in der Feldbestellung laufen und den abhängigen Landwirt im Gegensatz zum Bauern proletarisieren, oder ob es sich um den Inhaber oder die Angestellten eines Maklergeschäftes handelt, sie sind Teile einer neuen Monokultur, mag man diese Erscheinung mit dem Begriff Industrie- und Kapitalwirtschaft, mit dem Begriff Verstädterung, oder mag man sie mit dem Begriff Kapitalismus zu erschließen suchen. Mit Kapitalismus klingt der Sachverhalt der Normung an, den man also auch zu den wesentlichen Merkmalen der Monokultur zu rechnen hat.

Es wäre falsch, die Normung des Menschen in der Maschinenmonokultur, die mit einer Lösung des festen Verhältnisses zu Boden, Landschaft und Stamm verbunden ist, als einfachen Auflösungsprozeß zu erklären, der die soziale Welt in einzelne Personen und Anstalten zerschlägt. Sie ist der Grundstock neuer Gebilde. Auch Konzerne und Berufsorganisationen sind Gestaltungen. Nur weichen sie darin von den alten Gebilden ab, daß sie ohne Rücksicht auf Landschaft und Tiefenraum ganz und gar ihr Schwergewicht nur im Bedingungsfeld des Sozialen haben. Die gewerkschaftlich organisierte Industriearbeiterschaft kennt keinen Unterschied zwischen dem Berliner und dem Stuttgarter Metallarbeiter. Ihr Streben geht dahin, mit dem Metallarbeiter in Sheffield, in Bethlehem USA. und mit den schwarzen oder braunen Metallarbeitern Südafrikas oder Indiens in wirksamer Beziehung zu stehen. Der Konzern der I.G.-Farben steht in engerer Interessengemeinschaft zu der Chemieindustrie Englands, Frankreichs oder der Vereinigten Staaten als zum deutschen Bauern, falls sich dieser entschlossen hat, nicht mit Stickstoff zu düngen, oder wenn er sich nicht der künstlichen Preisbildung fügen will, die ihn zur Finanzierung des Auslandsdumpings für andere Produkte des Konzerns ausnutzen möchte. Die Tankstellen der Shell-Werke sind überall gleich. Nur die Menschen,

die sie bedienen, und der Name, unter dem das Erzeugnis verkauft wird, sind (fast zufällig) noch verschieden.

Herrisch greifen diese neuen Gebilde in die Räume ein. Es entstehen künstliche Landschaften, wie das Ruhrgebiet oder Teile Sachsens. In den erwerbszweckgetriebenen Konzernen wird die Grenze überschritten, bis zu der die Monokulturen noch staatspolitisch tragbar sind. Die Konzerne drängen die Monokulturpraxis zum Raubbau. Raubbau am Boden, Raubbau am Tier, Raubbau am Menschen, Raubbau auch am Staat. Langsam unterhöhlen sie die Hoheit des Staates, untergraben sie seine Grenzen.

Und noch immer locken die Städte ins Land hinaus. Noch immer locken sie, von der Bedarfswirtschaft auf die Marktwirtschaft hinzusteuern. Es gehört eine große Zähigkeit dazu, sich dagegen zu sträuben. Eine Zähigkeit, wie sie z. B. der hessische Bauer hat. Gesundes Mißtrauen und scharfer Blick. Nur der Bauernstand ist noch geschlossen in der Lage, sich gegen die Monokultur zu wehren. Alle anderen Stände sind längst in die Umschichtung hineingezogen worden. Wer die Neuordnung des Deutschland von heute auf die „Stände" stützen will, steht auf falschem Boden. Er vergißt, daß die neuen Schichten gar nichts mit dem Wesen des Staates gemein haben, daß sie in Wahrheit ihrer Natur nach aus den Grenzen des Staates herausfallen.

*

Den als Monokultur bezeichneten Sachverhalt haben wir somit als einen Entwicklungsvorgang erkannt, in dem sich drei einzelne Zusammenhänge vereinigen:

1. eine Veränderung in der Seelenlage des betroffenen Volkstums,
2. eine Bevölkerungsentwicklung, die in der ersten Phase starkes Anschwellen, in der zweiten Phase aber Stillstand und Rückgang zeigt, und
3. Auflösungserscheinungen in der Zellstruktur der Staatskörper unter Bildung neuer Zellverbände, die vom Raum emanzipiert sind und die beteiligten Menschen nur noch teilweise in Anspruch nehmen.

Der Zusammenhang zwischen diesen drei Erscheinungen ist nicht zu bestreiten. Zweifelhaft ist nur, wie hier das Verhältnis von Ursache und Wirkung ist. Ist die Veränderung der seelischen Haltung für den Umschwung in der Bevölkerungsentwicklung verantwortlich? War die Bevölkerungsvermehrung eine Folge der Industrialisierung? Oder war umgekehrt die neue Art zu wirtschaften etwa eine Anpassung an das enge Zusammenleben und die Notwendigkeit, viel mehr Menschen Unterhalt zu verschaffen? Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß keine dieser Geschehensreihen das kausale Übergewicht hat. Wahrscheinlich sind sie alle gleichwertig und gleichzeitig.

Aufgabe der Geopolitik ist es jedenfalls, sich das Ineinander dieser Vorgänge vor Augen zu führen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß der neue Sozialzusammenhang noch nicht die ganze Erde erfaßt hat. U. U. wird die neue Technik

weiter vordringen, ohne daß ihr die industrialistische Wirtschaft folgt. Vielfach haftet das zivilisatorische Gehaben nur ganz oberflächlich an bestimmten Plätzen oder einzelnen Gesellschaftsschichten. Es ist noch lange nicht die ganze Welt von der Verstädterung erfaßt. Selbst im industrialisierten Europa, wenige Stunden z. B. östlich von Berlin, leben große Teile der Bevölkerung still und abseits in ganz ähnlichen Formen wie vor einigen hundert Jahren.

Und die Schicksalsfrage der Monokultur? Einstweilen können wir nur sagen, daß es sich bei Monokultur tatsächlich um einen Gefährdungsvorgang handelt. Wir kennen die Abwehrkräfte, die sich im außermenschlichen Raum gegen sie entwickeln. Wir sehen heute, daß sich ähnliche Gegenkräfte im menschlich-sozialen Raum erheben. Der soziale Raum setzt sich mit den geographischen Voraussetzungen und der Naturbedingtheit seiner Lebensvorgänge auseinander. Es ist die Stunde des Autarkieproblems gekommen.

Der Autarkiegesichtspunkt ist nicht erfunden oder literarisch wiederentdeckt worden. Wir würden heute von der mit dem Stichwort Autarkie bezeichneten Notlage auch dann sprechen, wenn weder Plato, noch Herder, noch Fichte geistige Vorgänge dazu geschaffen hätte. Der heutige Begriff ist nicht so einfach und nicht so grundsätzlich, wie ihn der Genius des Philosophen gebrauchte. Er ist der Ausdruck eines sehr verzweigten, doppeldeutigen Sachverhalts, dem man nicht mit alten Formeln zu Leibe gehen darf. Überhaupt nicht mit allgemeinen Erkenntnismitteln. Zur Aufgabe gehört vor allem: ein systematisch ausgerichtetes Wissen um die Tatsachen.

Karl Pintschovius

Ein Wort der Klarstellung gehört zur Vermeidung von Mißverständnissen an den Schluß der Beiträge, die das Wesen und die Folgen der Monokultur abzugrenzen suchten.

Wir gelangten eindeutig zu dem Schluß, daß der Versuch großer Teile der Menschheit, vielseitig spezialisierte Formen des Daseins anzustreben, steigende Schwierigkeiten der menschlichen Lebensordnung bedingt. Diese Erkenntnis birgt zunächst weder Wertung noch Kritik, auch da nicht, wo sich die Einstellung der Mitarbeiter von ihrem Arbeitsgebiet aus gegen den Zerfall der Welt oder einzelner ihrer Teilräume in monokulturbestimmte Lebensformen richtet. Wo die Grenze liegt, bei der die Überspitzung der Einseitigkeit den Gesamtorganismus gefährdet, wo m. a. W. Monokultur keine Dauerform sein kann, — darüber kann heute nichts allgemeingültiges ausgesagt werden. Es wird in jedem Einzelfall genauer Kenntnis des Gesamtsachverhalts und der zugrunde liegenden Tatbestände bedürfen.

Aufgabe der Geopolitik ist es mithin, zunächst den Blick für den Gesamtsachverhalt zu schulen, zu zeigen, daß man den Krisenerscheinungen, unter denen wir leiden, nicht von der Wirtschaft, nicht von der Wissenschaft und nicht von der Politik allein begegnen kann. In zweiter Linie gilt es dann, mit einer umfassenden Betrachtungsweise an einzelne grundlegende Fragen — wir nennen die Problemkreise Verstädterung und Siedlung — heranzugehen.

Die Schriftleitung.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Den ersten Bericht des neuen Jahres wollen wir mit zwei Ereignissen aus dem äußersten Südwesten unseres Bereiches beginnen lassen, die kurz aufeinander gefolgt sind und eine fast symbolische Bedeutung haben. Der argentinische Außenminister Lomas hat in den letzten Monaten in einer Reihe von südamerikanischen Konflikten mit einigem Erfolg eine vermittelnde Tätigkeit ausgeübt. Nach dem vorläufigen Scheitern aller Pläne einer La Plata-Union ist er vor kurzem mit dem Plan eines Locarno ähnlichen Paktes für Gesamt-Südamerika hervorgetreten. Dieser sieht den Verzicht auf gewaltsame Austragung von Streitigkeiten zwischen südamerikanischen Mächten vor, allgemeine Schiedsgerichte, Handels- und Währungskonferenzen und ähnliche schöne Dinge. Was läge näher als der befreiende Gedanke allgemeiner Gewaltlosigkeit in einem dünnbevölkerten, kulturell engverwandten Erdteil? Wenige Wochen später gaben nicht die befragten Nachbarn, sondern die Unruhen in der eigenen Hauptstadt ernüchternde Antwort. In Buenos Aires wurde ein Aufstandsversuch der Radikalen noch eben im rechten Augenblick niedergeschlagen, die Expräsidenten Irigoyen und Alvear wurden verhaftet, ein strenges Ausnahmerecht durchgeführt... Nach außen die große Geste des Friedens — und innen wankt der Boden, auf dem man steht. Dabei ist Argentinien noch immer eines der stabileren unter den südamerikanischen Ländern!

Wer die Aussichten einer südamerikanischen Einigung größeren Stils beurteilen will, der braucht sich nur in die Geschichte der mittelamerikanischen Föderationsversuche zu vertiefen, wie sie etwa im „Survey of American Foreign Relations" gegeben wird. Seit Iturbide haben die Versuche, die Isthmusstaaten zu einer Einheit zusammenzufassen, niemals ganz aufgehört. Aber wenn Honduras und Salvador einig waren, dann war Guatemala dagegen; wenn Guatemala die Vereinigung durchführen wollte, dann widerstrebten Kostarika und Nikaragua; bald kam ein Präsidentensturz dazwischen, bald eine Intervention des Nachbars — und im Hintergrund zog an den Drähten der jeweilige Präsident in Washington . . Was im 19. Jahrhundert Mittelamerika war, ist im 20. der ganze lateinische Teil des Kontinents. Es würde schon einer sehr seltsamen weltpolitischen Lage bedürfen, um eine südamerikanische Föderation auch in den lockersten Formen zustande zu bringen.

Einstweilen wird an den Brennpunkten territorialer Ansprüche weiter gekämpft — soweit es das Klima gestattet. Gerade für den Chaco-Konflikt sollte man diese weitaus stärkste unter den kriegführenden Mächten niemals außer acht lassen. — Auch das Hinterland von Leticia gehört nicht zu den klimatisch erfreulichsten Gebieten der Erde. Von den beiden streitenden Parteien am oberen

Amazonas aber sind die Peruaner immerhin in einer günstigeren Lage. Ihnen steht der Wasserweg des oberen Amazonas wenigstens auf weite Strecken zur Verfügung; die Kolumbianer müssen sich — wenn ihnen die Befahrung des mittleren Amazonas mit Kanonenbooten durch Brasilien nicht erlaubt wird — durch wegeloses Waldgebiet vorarbeiten, wenn sie wieder in den tatsächlichen Besitz des ihnen von Peruanern entrissenen, von einer früheren peruanischen Regierung freilich in einem schönen Staatsvertrag zugebilligten Amazonashafens gelangen wollen. Bei solchem Streit freut sich im allgemeinen ein Dritter. Es gehört zu den Besonderheiten dieses Falles, daß von den beiden in Frage kommenden Dritten der eine völlig unbeteiligt ist (Brasilien hat durch eine klug vorausschauende Vertragspolitik alle möglichen territorialen Konflikte frühzeitig aus dem Weg geräumt), dem anderen aber keineswegs wohl ist. Während sich Peru und Kolumbien wenigstens theoretisch über ihre Grenzen im oberen Amazonien geeinigt hatten, ist das ganze Ostgebiet von Ekuador umstrittenes Gebiet und wird von beiden Nachbarn beansprucht. Der Ostabfall der Kordillere wird auf ekuadorianischen Karten mit ganz anderen Farben der politischen Zugehörigkeit versehen als auf peruanischen oder kolumbischen. So sieht man es in Ekuador nicht gern, wenn die beiden Nachbarn sich vertragen; aber man sieht es noch weniger gern, wenn sie miteinander Krieg führen: denn die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß ein solcher Krieg auf einem Territorium geführt würde, das man in Ekuador mit Recht oder mit Unrecht für ekuadorianisch hält. Aus dieser Lage heraus, verbunden mit gründlicher Unkenntnis über die Leistungsmöglichkeiten des Völkerbundes, ist der Hilferuf der Regierung von Quito an die Genfer Versammlung zu verstehen. Auch wenn nichts darauf erfolgt, bleibt ein gewisser Wert als Demonstration . . .

Es gehört nicht allzuviel prophetische Gabe dazu, den vorhandenen lateinamerikanischen Spannungsgebieten ein weiteres hinzuzuzählen, das im Augenblick noch ruhig ist, aber nicht mehr lange so bleiben wird, wenn tatsächlich die amerikanischen Marinetruppen daraus abberufen werden sollten. Nikaragua gehört zu den unmittelbaren Interessengebieten der Union. Es ist kaum zu erwarten, daß die Vereinigten Staaten das Land jemals wieder ganz aus der Hand geben. Wir sollten dabei den Einfluß des Bananentrusts nicht überschätzen: es geht hier nicht in erster Linie um nordamerikanisches Kapital, so groß dessen Interesse auch sein mag; es geht zunächst um die Strecke, längs deren ein zweiter interozeanischer Kanal gebaut werden könnte: Entlastung und Sicherung für den Panamakanal. Wenn man in Washington glaubt, die langjährige militärische Besetzung des Landes aufgeben zu können, so hofft man eben, die kleine Republik mit anderen Mitteln abhängig erhalten zu können. Ob das gelingt, bezweifeln wir. Die Erinnerung an den Aufstand des Generals Sandino ist noch nicht erloschen. Wir würden uns wundern, wenn Nikaragua nach einem Auszug der amerikanischen Truppen

noch lange Zeit ruhig bliebe. Es könnte sein, daß Roosevelt sehr bald vor Entscheidungen stünde, die peinlich sind, wenn man den Anschein des Imperialismus vermeiden will.

Sehr eigenartig ist auch die Behandlung der Philippinenfrage in Washington. Das einmal gegebene Versprechen, den Philippinen die Unabhängigkeit zu gewähren, führt eine seltsame Existenz zwischen Schatten und Wirklichkeit. Im Dezember hat der amerikanische Senat ein Gesetz verabschiedet, das die Unabhängigkeit der Philippinen in acht bis zwölf Jahren verwirklichen will. Es widerspricht in einer Reihe von wichtigen Einzelheiten dem Vorschlag des Repräsentantenhauses. Der Kongreß als Ganzes ist also durchaus nicht einig. Und wenn er einig wäre, würde Hoover sein Veto einlegen. Roosevelt vermeidet es, sich zu äußern. Welche tatsächlichen Grundlagen hat diese schwer durchschaubare Tatsachenreihe?

Militärpolitische Gesichtspunkte — wie sie in erster Linie in der Regierung vertreten werden — verbieten jede wirkliche Unabhängigkeit der Philippinen vom amerikanischen Standpunkt aus (und wir geben hier mit Absicht einmal die amerikanische Beleuchtung dieser westpazifischen Frage). Das heißt: wenn es eine Möglichkeit gäbe, die Japaner daran zu verhindern, sich der Philippinen zu bemächtigen, nachdem man sie freigelassen hätte — dann wäre vom marinetechnischen Standpunkt gegen die Aufgabe dieses im Zeichen moderner Bewegungsmöglichkeiten allzu angreifbaren vorgeschobenen Postens nicht allzuviel einzuwenden. Aber solange man befürchten muß, die amerikanische Flottenstation Manila nur mit einer japanischen zu vertauschen — solange wird von militärischer Seite jede Räumung der Philippinen bekämpft werden. Natürlich ließen sich Zwischenzustände denken: Möglichkeiten der Herrschaft, wie sie England am ägyptischen Beispiel so eindrucksvoll vorführt. Man könnte Marine- und Militärstationen auch auf den „unabhängigen" Philippinen lassen. Das aber wäre Unabhängigkeit vielleicht de jure, aber nicht de facto. Vom wirtschaftlichen Standpunkt wird die Beherrschung der Philippinen für die Vereinigten Staaten häufig als unentbehrlich betrachtet. Das trifft nicht zu. Gewiß liegen erhebliche nordamerikanische Kapitalien auf den Philippinen fest; gewiß sind manche der tropischen Produkte von dort zur Ergänzung der nordamerikanischen Naturausstattung sehr erwünscht; aber gerade in Zeiten der Krise drängen sich andere Gesichtspunkte vor. Die Erzeugung der Philippinen ist (vor allem im Bereich der Zuckerwirtschaft) eine gefährliche Konkurrenz für die Heimerzeugung der Südstaaten geworden; die Unterwanderung durch Philippinos in den Weststaaten fängt an, Besorgnisse zu wecken: kurz, der Kreis derer, die ein Interesse daran haben, daß die Philippinen aus der nordamerikanischen Staats- und Wirtschaftseinheit ausscheiden, ist in den Staaten selbst in ständigem Wachsen begriffen. So stehen sich das Interesse der Wehrmacht und des Kolonialkapitals auf der einen, das der

heimischen Landwirtschaft und — beginnend — das der Arbeiterschaft auf der anderen Seite gegenüber. Auch der Philippino gehört zu den Gelben; er ist anspruchslos (wenngleich weniger fleißig und klimahart als der Chinese) und vermehrt sich rasch: Gesichtspunkte, die berücksichtigt werden müssen, wenn man das Hin und Her in der Behandlung der Philippinenfrage in Washington verstehen will.

Wie im pazifischen und im mittelamerikanischen Bereich steht auch an zwei anderen Stellen die Beherrschung gegenwärtiger und künftiger Linien des See- und Luftverkehrs im Hintergrund aktueller Fragen: in Grönland und im Persischen Golf.

Wir haben schon im vorigen Bericht auf die dänisch-norwegischen Auseinandersetzung um Ostgrönland hingewiesen. Die rechtlich-historische Seite können wir nicht im einzelnen betrachten; wir fragen uns: was ist der heutige Zustand? Die Gesamtheit von Grönland ist seit der Trennung Norwegens von Dänemark ohne Zweifel von dem größten Teil der Welt als unter dänischer Verwaltung stehend betrachtet worden. Aber der Siedlungsstreifen der grönländischen Küste ist dünn und erstreckt sich fast ausschließlich auf die Westküste. An der Ostküste bestand mit Ausnahme einer einzigen Stelle keine Eskimobesiedlung mehr. Nun wird Grönland von der dänischen Verwaltung in merkantilistischer Abgeschlossenheit erhalten; die dänische Absicht geht dahin, auch den unbesiedelten Osten Grönlands in diese Abgeschlossenheit einzubeziehen, ihn sogar versuchsweise von neuem mit Eskimo zu besiedeln. Es bedeutet natürlich einen Einbruch in diesen Plan, wenn freie norwegische Kolonisten den Eisgürtel des Ostgrönlandstromes durchbrechen, und sich, anknüpfend an uralte nordische Wikingertradition, als Tierfänger und Dauersiedler in Ostgrönland niederlassen. Hat die geplante dänische Kolonisation mit Eskimo den Vorrang vor der freien Landnahme der Norweger? Das ist die Tatsachen-Frage, die der Haager Gerichtshof zu entscheiden hat, wenn er über den juristischen Hoheitsstreit entscheidet. Weder das dänische, noch das norwegische Interesse würden eine so breite Darstellung des Streitfalls rechtfertigen, wenn es sich ausschließlich um die Rechte von ein paar hundert Grönlandsiedlern und um ein Handelsvolumen von bestenfalls einigen Millionen handelte. Auf norwegischer Seite sieht man weitere Hintergründe, die wichtig genug sind, um wiedergegeben zu werden, auch wenn wir selbst hinter manches ein Fragezeichen setzen. Danach sei der Gesichtspunkt der Siedlungsrechte für Dänemark nur ein vorgeschobener; das Wesentliche sei für Dänemark die Erhaltung der territorialen Integrität Grönlands, und zwar im Hinblick darauf, daß die Absicht bestehe, Grönland gelegentlich an den Meistbietenden zu verkaufen — d. h. an eine der beiden angelsächsischen Großmächte. Diese hätten ein Interesse an Grönland als möglicher Zwischenbasis eines transatlantischen Flugverkehrs auf der kürzesten Strecke. Es ist klar, daß sich eine Bezeichnung wie „British Arctic Air Route Expedition" einer solchen

Deutung geradezu aufdrängt; schließlich hat Dänemark schon einmal amerikanische Kolonien (die westindischen Inseln in seinem Besitz) unter sanftem Druck an eine benachbarte Großmacht verkauft... Das alles sind Gedankengänge, für die Beweise nicht leicht gefunden werden können. Ein gewisses Maß von innerer Möglichkeit ist ihnen nicht abzusprechen.

Freilich, sehr viel realer als diese verschleierten Hintergründe des Grönlandkonflikts sind die Auseinandersetzungen um den Persischen Golf. Hier gibt es — zunächst zwischen England und Persien — einen doppelten Konflikt: zuerst um die Flugroute der Imperial Airways, dann um die Ölkonzession der Anglo Persian Oil Company.

Von Europa gibt es im Augenblick — nachdem die transsibirische Flugroute infolge der mandschurischen Wirren zur Zeit nicht weiter als Irkutsk betrieben werden kann — drei Flugrouten nach Süd- und Ostasien: eine englische, eine französische und eine niederländische. Sie erreichen das östliche Mittelmeer teils über Italien, teils über den Balkan; meiden die Türkei und treffen auf verschiedenen Wegen in Bagdad zusammen. Zwischenhalte werden von den Franzosen in Syrien (Beirut), von den Engländern in Palästina (Haifa), von den Niederländern in Ägypten (Kairo) gemacht (Ägypten wird von den Engländern auf ihrer Afrikaroute beflogen). Von Bagdad muß Karachi erreicht werden. Das erfolgte bis vor kurzem für alle drei Linien auf gemeinsamer Strecke längs der persischen Küste, mit kurzen Zwischenhalten in Buschir und anderen persischen Häfen. Nun hat die persische Regierung den Imperial Airways endgültig die Konzession entzogen, während die Niederländer und Franzosen bis auf weiteres das persische Territorium überfliegen dürfen (es verdient angemerkt zu werden, daß ungefähr gleichzeitig auch der von deutscher Seite organisierte innerpersische Luftverkehr mit Junkers-Flugzeugen von der persischen Regierung abgedrosselt worden ist). Die Flugroute der Imperial Airways liegt nun auf der arabischen Seite; unter Benutzung von einigen schnell hergerichteten Nothäfen gelangen die englischen Flugzeuge über Koweit und Bahrein nach Oman und müssen dann das offene Meer bis zur Grenze von Persien und Britisch-Belutschistan überfliegen. Ohne Zweifel ist die Sicherheit auf dieser Strecke geringer als auf der südpersischen, so daß die englische Linie gegenüber den beiden anderen durch die Haltung der persischen Regierung in Nachteil gekommen ist. Dazu kommt die Tatsache, daß die britische Linie in Indien endet; während die französische über Kalkutta und Bangkok nach Saigon geht, die niederländische Batavia erreicht. Die Verknüpfung der Luftlinie der Imperial Airways mit der australischen Überlandstrecke nach Port Darwin ist ein offenes Problem; augenblicklich verhandelt die australische Regierung sogar mit den Niederlanden zwecks Fortführung der niederländischen Linie von Batavia über die Timorsee nach Nordaustralien. Das wird in England beklagt; man merkt, daß man ins Hintertreffen geraten ist, und versucht nun, die Durchführung der

indischen Linie mit der Gabelung Rangoon—Bangkok—Hongkong und Singapore—Port Darwin—Sidney zu beschleunigen. Voraussetzung dafür aber ist der Ausbau der nordarabischen Strecke, nachdem eine Einigung mit Persien außerhalb des Wahrscheinlichen liegt.

Denn mittlerweile ist zu dem Luft-Konflikt der Öl-Konflikt hinzugetreten. Persien hat der Anglo-Persian die Konzession entzogen, auf Grund deren mächtige Anlagen im südwestpersischen Vorland entstanden waren. Die Einnahmen aus dieser Konzession machen einen erheblichen Teil des gesamten persischen Etats aus. Sie sind im letzten Jahr auf einen Bruchteil der früheren Beträge zusammengeschrumpft. Die Gründe dafür sind dreifach: Rückgang der Triebstoffpreise in der ganzen Welt (mit Ausnahme des monopolistisch beherrschten und mit Hilfe des Staates ausgebeuteten deutschen Triebstoffmarktes), Pfundsturz, und nicht zuletzt die besonderen Verrechnungsmethoden der Anglo-Persian, gegen die sich der Zorn der persischen Regierung richtet. Diese ist nicht gewillt, auf einen erheblichen Teil ihrer Einnahmen zu verzichten — sie war durch den Einnahmeausfall z. B. schon gezwungen, den Bau der transpersischen Bahn in ihrem Südabschnitt einzustellen — die Anglo-Persian wollte nicht nachgeben; so kam es zu einem Vorgehen, dessen rechtliche Haltbarkeit bezweifelbar ist. Es handelt sich um eine Machtfrage, an deren Beantwortung das persische Selbstbewußtsein ein ebenso großes Interesse hat, wie auf der anderen Seite das britische Reichsinteresse; darüber hinaus sollte nicht vergessen werden, mit welchem Interesse die nördlichen Nachbarn von Baku aus dem Kampf um einen recht wesentlichen Teil der vorderasiatischen Ölproduktion beobachten.

Wie auch der Streit um die persischen Ölvorkommen ausgehe — der Völkerbund ist von der englischen Regierung damit befaßt und steht hier wieder vor einer sehr peinlichen Frage; um so peinlicher, nachdem er eben erst durch den Eintritt der Türkei einen neuen vorderasiatischen Erfolg erzielt zu haben glaubte — eine praktische Folge haben schon seine Vorstadien gehabt: die Ölvorkommen des Irak sind um so wichtiger geworden, je zweifelhafter die Verfügung über die persischen wurde. Nun nähert sich der große Plan einer Röhrenleitung von Mosul zum Mittelmeer seiner Verwirklichung: mit einer gegabelten Leitung nach Haifa und Beirut soll der Abschluß der mesopotamischen Petroleumvorräte an die Mittelmeerstationen der englischen und der französischen Flotte gesichert werden. Die Umschiffung Arabiens, die Benutzung des Suezkanals wird dadurch überflüssig.

Auch im Sudan wird im kommenden Frühjahr ein großes technisches Werk begonnen, das die Verknüpfung eines „unabhängigen" Staates mit englischer Herrschaft enger schlingt: der große Staudamm von Djebel Aulia wird den Wasserhaushalt nun auch des Weißen Nils regulieren und den Herrn des Sudan noch eindeutiger zum Herrn Ägyptens machen, als es schon bisher der Fall war.

Aber der Bau geschieht mit Einverständnis und Finanzkraft der ägyptischen Regierung Sidky Paschas. Deren Gegner, die ägyptische Volkspartei des Wafd, hat sich gespalten; einer radikalen Gruppe unter Nahas Pascha steht eine koalitionsbereite gegenüber, die nicht gewillt ist, auf lange Zeit das karge, ämterlose Brot der Opposition zu essen.

Eigene Beachtung verdient auch die innere Entwicklung Südafrikas in jüngster Zeit. Mehr durch die Unzufriedenheit weiter Kreise auch der Buren mit der starren, den Pfundsturz nicht mitmachenden Finanzpolitik der Regierung, als durch die Unabhängigkeitsbewegung in Natal ist die Lage der Regierung Hertzog recht unsicher geworden. Aber die Erwartung eines baldigen Regierungswechsels lockt allerhand weitgehende Wünsche der verschiedenen Gruppen hervor. In ihnen äußert sich mannigfache Unzufriedenheit mit dem staatsrechtlichen Status quo des gesamten nichtportugiesischen Südafrika. Der zum britischen Empire gehörige Teil Südafrikas gliedert sich in der Hauptsache in drei Teile: das Mandat Südwestafrika; das Dominion Südafrikanische Union (aus den vier Provinzen Kapland, Natal — überwiegend britisch —, Oranje, Transvaal — überwiegend kapholländisch — und verschiedenen Protektoraten bestehend); die Kronkolonie Rhodesien. Dieses Gesamtgebiet wird von sehr verschiedenen Volksgruppen bewohnt: zunächst einmal von einer unbezweifelbaren Mehrheit von Negern, die politisch nichts zu sagen haben; von Engländern, die nicht von den Buren, von Buren, die nicht von den Engländern beherrscht werden wollen; von Deutschen, welche die Sonderstellung von Südwest bewahren wollen, um nicht in einem größeren Südafrika aufzugehen. Die Beherrschung von Kapland und Natal durch eine rein burische Regierung hat den Widerstand dieser Provinzen, vor allem Natals, gegen die allzu zentralistische Regierungsform geweckt; dabei ist man teils auf den Gedanken der Separation gekommen, teils auf den des föderativen Verfassungsumbaus, teils auch auf den Gedanken, durch Vergrößerung des Dominions, etwa durch Einschluß Rhodesiens, die britische Vorherrschaft wiederherzustellen. Nun ist die kolonisatorische Oberschicht Rhodesiens ganz überwiegend englisch; es ist also ein geschickter Schachzug Hertzogs, wenn er der Vergrößerung der Union nur unter der Bedingung zustimmt, daß das zweisprachige Regime der Union auch auf Rhodesien übertragen werde: eine Bestimmung, die sich aus der südafrikanischen Verfassung ableiten läßt, aber in Rhodesien kaum angenommen werden dürfte. So werden die schönen Pläne wohl Pläne bleiben; die tatsächliche Entwicklung wird auf einen Ersatz der Regierung Hertzog durch eine Koalitionsregierung oder durch eine zeitweilige Wiederkehr von Smuts hinauslaufen; aber die Gliederungsproblematik von Südafrika ist interessant genug, um sie einmal genauer darzustellen.

Wenden wir uns zum Schluß nach Europa, so seien einige Einzeltatsachen zunächst herausgegriffen, die auf Gebiete ständiger Bewegung hinweisen: in Bar-

celona ist nach Annahme des katalanischen Statuts das erste katalanische Parlament eröffnet worden. Damit ist eine Sonderlandschaft wieder zu staatlich anerkanntem Eigenleben gelangt, die im Mittelalter überragende Bedeutung hatte und auch unter der Herrschaft des Madrider Zentralismus ihre Sonderart niemals verloren hatte.

An der adriatischen Ostküste erinnert die Beseitigung venezianischer Löwen auf südslawisch gewordenen Gebäuden an eine seit Bestehen der italienisch-südslawischen Nachbarschaft vorhandene Spannung. Die Erinnerung an die venezianische Adria-Herrschaft ist in Italien lebendig; die slawische Besiedlung der adriatischen Ostküste außerhalb einiger weniger Städte ist ebenso unbezweifelbar wie der italienische Kultureinfluß in der ganzen dalmatinischen Landschaft und ihre mangelhafte Verbindung zum bosnisch-serbischen Hinterland.

In Ungarn gibt man das Ergebnis einer Volkszählung bekannt, die es fertiggebracht hat, rund ein Sechstel der Deutschen in Ungarn hinwegzuzählen. Damit werden alterprobte Methoden fortgesetzt; daß sie fortgesetzt werden, ist uns ein Beweis dafür, wie wenig Ungarn die einzigen Bedingungen begriffen hat, unter denen an eine Revision des Vertrages von Trianon in größerem Stil gedacht werden kann. Glaubt man in Budapest ernstlich, daß sich Siebenbürgen, Banat und Slowakei nach einer Rückkehr sehnen, die ihnen nichts anderes brächte als nationale Unterdrückung in etwas veränderter Form? Das Verhalten Ungarns gegenüber seiner deutschen Volksgruppe — der einzigen größeren Gruppe, die es noch beherbergt, handelt es sich doch um mindestens 600000 Köpfe (und nicht um 470000, wie die letzte Statistik will!) — sollte auch für die deutsche Politik ein Maßstab für ihre Unterstützung ungarischer Wünsche sein.

Gegenüber Danzig hat Polen einen gewissen Rückzug angetreten; das Ergebnis des Schiedsspruchs ist für Danzig erfreulicher, als befürchtet werden mußte. Dafür fährt Polen in der unterschiedlichen Behandlung deutschen Besitzes im Korridor entgegen allen Verträgen fort; über die Notwendigkeit eines Schiedsspruchs in dieser Frage wird es nötig sein, vor allem die angelsächsische Politik immer wieder auf das Korridorproblem hinzuweisen: um so dringender, nachdem die deutsche Gleichberechtigung in der Rüstungsfrage wenigstens theoretisch anerkannt ist und die praktische Auseinandersetzung sich auf das Gebiet der Sicherheit verschiebt. Die europäische Auseinandersetzung ist mit der Erledigung der Reparationen, mit der Gleichheit in Rüstung und Abrüstung nicht zu Ende. Bedingung der Sicherheit bleibt die Revision. Verständnis für diesen Standpunkt sollte zu Beginn des Jahres 1933 leichter gefunden werden, als noch vor einem halben Jahr. Das Schlagwort von der Heiligkeit der Verträge ist eine schartige Waffe in der Hand dessen, der wegen einer verhältnismäßig geringen Summe den Kriegsschuldenvertrag mit Amerika gebrochen hat.

Die großen politischen Ereignisse des letzten Monats sind bekannt genug, als daß wir ihnen noch eine lange Einzelbetrachtung widmen müßten. Wir fassen

sie nur kurz zusammen: England zahlt seine Schulden an die Vereinigten Staaten, Frankreich tut es nicht; der deutsche Anspruch auf Gleichberechtigung in der Abrüstung ist wenigstens theoretisch anerkannt; Frankreich und Polen haben ohne Rücksicht auf Rumänien ihre Schiedsverträge mit Sowjetrußland in Kraft gesetzt; im Deutschen Reich hat die Regierung Schleicher bisher den Konflikt mit einer in sich uneinigen Volksvertretung vermieden; der Völkerbund weicht einer Entscheidung in Ostasien — die auch für ihn zu einer Lebensfrage wird — abermals aus; in Washington scheitert der Versuch, den abtretenden und den neugewählten Präsidenten auf einer gemeinsamen politischen Linie zum Handeln zu bringen.

So läßt sich ein Überblick der Weltlage zu Beginn des neuen Jahres verhältnismäßig leicht gewinnen. Wie man sie wertet, mag verschieden sein — einiges wird man doch zusammenfassend sagen dürfen.

Vergleicht man die Lage der Welt zu beiden Seiten des Atlantischen Ozeans zu Beginn des Jahres 1932 mit der vor zwölf Monaten, so hat sich weniger verändert, als wohl die meisten Beobachter erwartet haben mochten. Die Schrumpfung des weltwirtschaftlichen Verkehrs und der Urproduktion ist zwar weitergegangen, aber längst nicht in dem erwarteten und — je nach dem Standpunkt — erhofften oder befürchteten Ausmaß. In keinem der wichtigeren Staaten hat die Wirtschaftsnot zu einer grundsätzlichen Änderung der Staatsorganisation geführt. Das Ende des Kapitalismus ist ebensowenig eingetreten wie der Zusammenbruch der Sowjetunion unter der Last des Fünfjahresplans. Es geht den Menschen im Bereich des Kapitalismus zu Anfang 1933 um einiges schlechter, als es ihnen zu Anfang 1932 ging; es geht den Menschen unter der Herrschaft der sowjetrussischen Planwirtschaft mindestens ebensoviel schlechter, wie es ihnen vor einem Jahre ging; der Abstand in der Verbrauchsbefriedigung zwischen Amerika-Westeuropa auf der einen Seite, der Sowjetunion auf der anderen Seite hat sich kaum geändert. Die Zahl der Propheten, die grundsätzlich Neues verkünden, ist nicht geringer geworden; die Zahl derer, die ihnen glauben, hat sich zum mindesten nicht mehr vermehrt.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Autarkie-Monokultur-Spannungen im indopazifischen Raum

Hinter großen und kleinen politischen Reibungen steht oft — und 1932/33 besonders als geopolitischer Beweggrund erster Ordnung, wenn auch nicht immer als solcher erkannt, — die Spannung zwischen bewußter Selbsterhaltung durch möglichste Rettung der Autarkie, des „Sich-selbst-genügen-Könnens" unter Abgabe nur von Überschüssen (einst Ostasiens Leitmotiv), und zwischen erzwungener oder

freiwilliger Hingabe an die Raubwirtschaft, die selbst im Rahmen der arbeitsteiligen Weltwirtschaft die von ihr erfaßten Teilräume vom guten Abnahme- und Hingabewillen außenbürtiger, erdraumfremder Kräfte abhängig macht.

Großräumiger, wie die Kultur- und Machtverhältnisse des indopazifischen Gebietes sind, bleiben sie es selbst im Raubbau; darum gestatten sie auch, diese Art Abhängigkeit und ihre geopolitischen Gründe eindeutiger zu durchschauen, als in der politisch und wirtschaftlich mehr beweglichen, expansiven und überlagerten atlantischen Welt.

Nicht nur, daß Räume, wie der indische Volks- und Wirtschaftsboden (mit seiner Erdteilgröße und seiner weltteilhaften Einwohnerzahl von 353 Millionen), jahrzehntelang unter das Schlagwort gestellt worden sind: „Swaraji durch Swadeshi": Selbstherrschaft, Selbstbestimmung durch Eigenbetrieb; nicht nur, daß Chinas innere Nöte einen guten Teil ihres letzten Grundes in einem furchtbaren, von außen aufgedrängten Monokulturanbau eines Völkergiftes, des Opium erzeugenden Mohns, in weiten Landstrichen haben, der zuvor schon Indien und Persien schwere Wunden schlug; nicht nur, daß in Japan ein leidenschaftliches Autarkiestreben nach Erz, Kohle und Siedlungsraum im größeren Reichsrahmen zur Hauptursache des Vergreifens an dem autarkischen, rohstoffreichen „Manchuoko"-Gebiet war, daß sich also drei der wichtigsten indopazifischen Fragen vielfältig auf solche des Autarkie-Monokultur-Gegensatzes zurückführen lassen! Derselbe Reiz und Zwang steckt hinter der gefährlichsten innerindischen Spannung zwischen N. W. Islam und S. O. Hindu als Reis-Weizen-Gegensatz; hinter der Bevölkerung Umschichtung in Malaya (Gummi, Zinn-Monokultur mit chinesischer Kuliarbeit); warf er Burma aus seinem glücklichen wirtschaftlichen Gleichgewicht (Reis, Öl); bedroht er die Wirtschaftsstruktur der Philippinen (Großgrundbesitz-Plantagen gegen Bauernland) und Australiens (grünrote Gegenfront); ist er die letzte Ursache des Schwindens der Eingeborenen in Hawaii (Fremdarbeiter in den Zuckerplantagen), in Taiwan, Fiji und an anderen Stellen der Südsee. Und weit umher in den Grenzzonen sehen wir als Strafe für Volksverschleppungen aus Monokulturgier Wanderstreitfragen entstehen: der Inder, früher der Malaien, in Südafrika, der Gelben am pazifischen Gegenufer Amerikas, am australasiatischen Mittelmeer.

Greifen wir aus den vielen Spannungskomplexen einen der bösartigsten heraus, weil er nicht nur indirekt, durch Zerstörung des wirtschaftlichen Gleichgewichts, Raubbau, Verwandlung ihrer Heimat in Ruinenlandschaft, zuletzt in eine Landschaftsruine, der Bevölkerung den Lebensgrund und Lebensraum entzieht, sondern direkt eine Millionenbevölkerung vergiftet und entnervt, als scheinbar sorgenlösender, falscher Freund, so ist es zweifellos der mit dem Mohn, der Opiumfrage verbundene. Gewiß werden wir nicht alles Böse glauben, was z. B. das „China Forum" (Shanghai, 13. August 1932, S. 8) über die Einschmuggelung

eines praktischen Opiummonopols in China nach den heftigen Angriffen von Dr. J. Heng Liu (Vorstand des „Central Opium Suppression Committee") oder von Garfield Huang (Gen.-Sekretär d. „National Anti-Opium Association of China") berichtet. Aber sicher sind wir weitab getriftet von dem geraume Zeit so nahe scheinenden Erfolg der internationalen Opiumbekämpfung im Völkerbund, die eben bei Opiumerzeugern und -verbrauchern gegen Lieblingslaster und große Gewinnmöglichkeiten sehr starke Regierungen und einmütigen Volkswillen zur Gesundung voraussetzt.

Schlimm genug, wenn ein solcher Aufsatz schließt: „Das Opium kann unterdrückt werden, es kann völlig ausgetilgt werden. Das zu tun, braucht es nur eine Regierung, die den Nutzen der Masse der Bevölkerung vertritt und nicht die des Drogenhandels und der Militaristen" (wie nach dieser Meinung die Nanking-Regierung!). „Das Faktum der Opiumunterdrückung sei in den Sowjetdistrikten Zentralchinas zu sehen, wo nicht ein ‚mow' dem Mohnanbau diene und der Opiumhandel völlig durch scharfe Antiopiumgesetze der Chinesischen Sowjetregierung und ihre Durchführung unterbunden sei."

Wie groß die Versuchungen zur Rettung aus der chinesischen Geldnot durch ein solches Monopol an sich wären, durch die auf kurze Frist und Sicht eben überhaupt aus dem Raubbau von Monokulturen winkenden Gewinne, das verrät eine Schätzung, wonach das Gesamtsteueraufkommen aus dem Volksgift auf rund 800 Mill. GM. im Jahr angeschlagen wird und 24 Mill. GM. monatlich aus Shanghai allein betragen würde! Nach Berichten aus Shensi und Kansu, nach anderen aus Szechuan und Yünnan, nach weiteren aus Ost-Honan, Mittel-Anhwei, der früheren Musterprovinz Shansi, aus Nordchina (mit neun Erhebungsgauen, darunter auch Chahar, Suiyuan, Jehol) sind alle diese Länder ebenso wieder von der gefährlichen Monokultur verseucht, wie Yangtse-China selbst! Böse Aussichten! —

Ist es im Fall des Mohnanbaus in Bengalen zuerst, dann unter dem Druck der Opiumeinführung durch den Opiumkrieg in China der große Handelsgewinn, der aus verhältnismäßig kleinen Lasten gezogen wird, der zum Hinaustragen von Monokulturen weit über ihre Raumoptima und zum Zurückdrängen lebensnotwendiger Anbaupflanzen verführt, so sind es an anderen Stellen wieder naturgegebene Versuchungen, Begleitpflanzen, wie Reis, Bambus und Tee, die in südlichen Insellagen glänzend erprobt sind, über ihr Optimum mit dem eigenen Wanderdruck hinaus in ungünstigere, namentlich niederschlagsärmere Anbaugebiete zu verschleppen. Daraus entstehen dann Ernterückschläge mit schlimmen sozialen Folgen, wie 1931 einer die japanische Hauptinsel Hondo im Norden traf (wo der Reisbau zu weit nach Norden geht) und wie sie in Nordchina eine traurige Regel sind und dem periodischen Zusammenhang zwischen Dürren, Unruhen und Seuchenausbrüchen zugrunde liegen. In diesen Landschaften, wie Kansu, Chahar, Jehol, regeln dann die Seuchenausbrüche, aber leider grausam genug, das wirt-

schaftliche Gleichgewicht durch Bevölkerungsschwankungen um Millionenwerte (die übrigens auch die Steppenrandgebiete der Sowjets heimsuchen und deren Riesenbetriebe gefährden, soweit sie sich zu weit in niederschlagsarme Landschaften vorwagen).

Schwere Verantwortung lädt auf sich, wer unter dem Eindruck vorübergehender Wettergunst zu dichterer Besiedelung solcher Landschaften anregt und auffordert. Voraussetzung ihrer Erhaltung auch in günstigerer Klimalage ist aber die der Wasserbauanlagen, auch der vorbeugenden Verbauung. Wo die dafür bestimmten öffentlichen Gelder und Kräfte in politischem Raubbau andern Zwecken zugeführt werden, da bricht in Gestalt von Wasserkatastrophen (Hwangho-Laufverlegungen, Yangtse 1932, Sungari und Nonni 1932) die Strafe herein: unmittelbar gewiß als Folge von Nachlässigkeit und Unterschleif, mittelbar aber daraus, daß für eine besonders pflegliche Behandlung unentbehrlicher Monokulturgrundlagen in einer eigentlich nicht für solche Übernützung geeigneten Landschaft die dauernden Voraussetzungen nicht ständig im Auge behalten worden sind.

Monokultur verlangt dauernd viel sorgfältigere Behandlung des wirtschaftsgeographischen Gleichgewichts als eine einmal in großen Zügen eingelebte Autarkie; sie ist deshalb für innere Wirren, Bürgerkriege, auch nur schlaffer werdende Verwaltungen viel empfindlicher als autarkische Gegenden, was China eben ausprobt, aber auch Mitteleuropa und der Nahe und Mittlere Osten aus vielen schlimmen Erfahrungen wissen könnten! (Notwendigkeit von Ausgleichszentralen, wie einst Wien und Peking, heute noch London.)

Gewiß hatte man in China mit Vergnügen die rasch emporschnellenden Zolleinnahmen der Mandschurei, die Erträge von Dairen, die künftigen von Hulutao verbucht; man hatte erkannt, daß die rasch aufblühenden drei östlichen Provinzen ein Drittel des Handelswertes von China erreichten; aber man hätte sich auch klarmachen müssen, daß mit dem zunehmenden Hineintriften des reichen Überschußgebiets in Monokulturbetriebe, wenigstens strichweise, durch die Soyabohnenpflege, durch die entstehenden Schwerindustriegebiete um Pensihu, Fushun u. a., durch das Wiederaufschließen uralter Goldminen Begehrlichkeiten entstehen mußten, die sich die höchst unklaren Zuständigkeiten des Gebiets zunutze machen konnten; Warnungen waren genug aufgestanden, so das plötzliche Wiederauftreten japanischer Macht in Shantung 1927 und 1928, die erst zögernd im Frühjahr 1929 sich wieder zurückzog, was sie vermutlich angesichts der russisch-mandschurischen Eisenbahnstreitigkeiten im Juli 1929 schwer bereut hat. Dazu kam die deutlicher und deutlicher werdende Drohung um Mukden, der die Mißwirtschaft des jungen Marschalls in Peiping kaum einen Riegel vorschieben konnte — auch wenn er als unrühmliches Werk, als erster in seinem weiteren Machtbereich, Monokultur begünstigte, das verhaßte Opiummonopol aufbaute, das mit Hilfe regelrechter Opiumsteuermarken in neun Kreisen: Peiping, Tientsin,

Shanhaikuan, Chahar, Suiyuan, Jehol, Tangku und Tonghan, diesen unsauberen Unterscheidungsapparat zwischen strafbaren Schmugglern und „ehrenwerten", gesetzestreuen Händlern errichtete — obwohl das Ganze den internationalen Verpflichtungen ins Gesicht schlug. Wie dann, wenn z. B. hier Japan zugunsten seiner chemischen Ersatzmittelindustrie im heiligen Namen des Völkerbundes für Ordnung und Recht eintrat??

Auf diese gute Idee zur Bereicherung der Genfer Phraseologie und der ohnehin genügend belasteten internationalen Verlogenheit kam es gar nicht. Und sie hätte sich angesichts gewisser Abrüstungsschwierigkeiten so gut verwerten lassen! — Wie leicht hätte man — in Ergänzung der wohlbekannten Räuberkarte der Mandschurei — für Nordchina ein Opiumordnungsmandat anstreben und dabei die dortigen Kohlenschätze und ihre Arbeiter gegen den Opiummißbrauch dauernd schützen können. Solche selbsterteilte Ordnungsaufträge in Monokulturfragen (siehe Baumwolle im Sudan, Salpeterintervention der USA. in Chile, Banantrusthilfe in Nikaragua) können lange ausgedehnt werden, wenn erst einmal das wirtschaftliche Gleichgewicht umgeworfen ist und die entsprechenden sozialen Folgen eintreten.

Noch jetzt nicht hat sich Mexiko von der Ölpolitik gegen Porfirio Diaz erholt! Immerhin war dort der Bissen zu groß — selbst für die USA.

Auf diese Weise kamen die USA. nach dem einseitig Zucker erzeugenden Hawaii und Cuba, die Briten einst durch Rohrzucker nach Westindien, durch Baumwolle in den Sudan, durch Gold in die Burenländer; warum sollten sich die Japaner nicht der koreanischen Wasserwirtschaft für Reis und Soya im mandschurischen Gebiet bedienen, um dort ihre gefährdeten, dahin ausgerissenen koreanischen Untertanen zu schützen? Wenn man dann schon die Gewöhnung des Schützens angenommen hat, dann ist sie viel leichter in Landschaften mit Monokulturcharakter zu rechtfertigen — die innerhalb eines arbeitsteiligen Kolonialreichs, wie des japanischen, tatsächlich eine Ausgleichszentrale brauchen — als in autarkischen, in denen zudem viel weniger zu holen ist — in des Wortes eigenster Bedeutung —, weil die Einwohner gewöhnt sind, selbst von den Früchten des Landes zu leben.

Autarkische Landschaften sind auch meist weniger leicht unterm Daumen zu halten; sie sind selbstbewußter, „auflüpfischer" — wie man in der Schweiz sagt, die es früher auch war —, als von Monokulturen lebende Erdräume, die auf wenige Transportstraßen und Häfen zur Verwertung ihrer Erzeugnisse gegen Lebensmittel angewiesen sind und meist eines komplizierteren Wirtschaftssystems bedürfen als Bauernländer; auch dafür liefern Mandschurei und Shantung, die mittelchinesischen Reisüberschußländer, auch der weizentrotzige Punjab, in den letzten Jahren Belege. Umgekehrt ließen sich die Philippinen immer leichter bändigen, je mehr durch Beteiligung an den Gewinnen der u.s.amerikanischen Großtropenwirtschaft dort ein Teil der führenden Intellektuellenschichten gewissermaßen aus der Unabhängigkeitsbewegung heraus gekauft wurde. Auch in

Manchukuo schließen sich ja viele an die Japaner an, die mit der günstigen Wirtschaftsentwicklung anfangen, viel bei beständigen Umstürzen zu verlieren.

Das Anlehnungsbedürfnis der Besitzenden an den Starken, der Ordnung hält, ist nicht zu unterschätzen; unterliegen ihm ja doch auch die Kolonialmächte in Südostasien, wo man eben überall hochwertige Monokulturen an Stelle der autarken, früheren Monsunländerwirtschaft gesetzt hat und deshalb mit dem neuerdings innerhalb seines Kolonialreichs arbeitsteiligen Japan auf einer Stange sitzt. So sieht man mit gemischten Gefühlen — neben der Gefahr, daß die zugrifflüsterne ostasiatische Großmacht andere von der Stange verdrängen könnte, die größere, daß die ganze Monokulturstange, auf der sie alle sitzen, bricht und Moskau samt Sowjetchina mit den Trümmern eine breite Bettelsuppe für alle kocht: Journey's End!! Einsturz des Hauptunterstandes der Monokulturbesitzer!

In dieser Frage aber sitzen die großen Raubmächte des Abendlandes mit den USA. als „Euramerikaner", nach B. K. Sarkar, auf einer Bank. Das hindert sehr ihr Vorgehen gegen die nach solchen Mustern nun innerhalb ihres Machtbereichs ähnlich verfahrende ostasiatische Inselmacht. Und seit die großen autarkischen Festlandreiche der Monsunländer, Indien (1757) und China (1840—1858), aus ihrem Wirtschaftsgleichgewicht, ihrer Thesaurierungspolitik des Ertrags der abgegebenen Überschüsse (Webwaren, Juwelen, Opium, Seide, Tee) von den Westmächten herausgedrängt worden sind, und etwas später (1854—1868) Japan durch U.S.Amerika, hat eben im indopazifischen Bereich das durch die Autarkie-Monokultur-Spannung erzeugte Unheil auf Erden weitaus die größten Menschenmassen und Volkszahlen erfaßt.

Denn was sind schließlich die 75—80 Millionen Deutschen mit ihrem, den germanischen Mittelmächten ehedem wirtschaftlich angegliederten Ostsaum von wieder etwa 50 Millionen gegen das Massenleid, unter dem in Indien 353 Millionen, in Insulinde und Malaya fast 70, in China 480 stöhnen, ganz abgesehen davon, daß in Korea und Taiwan rund 25 Millionen auch in Selbstbestimmungsfragen nicht auf Rosen gebettet sind.

Das ist eine Zahl, die sich der Menschenmilliarde nähert — der es noch viel schlechter geht als uns, deren Leidenserkenntnis von den Propagandamitteln der Sowjets mit ihren 160, allerdings gleichfalls geplagten Millionen dialektisch und wirtschaftswissenschaftlich nichts erspart wird. Ein letzter Hintergrund des Unbehagens liegt aber überall in aufgedrängten, übernützten, krisenreifen Monokulturbetrieben, die ohne Rücksicht auf den Bedarf der übervölkerten Länder von fremder Gewinngier ins Leben gerufen worden sind, wenn auch auf Grund besonders günstiger Erzeugungsbedingungen, sei es in Klimagunst, Bodenwert, Naturschätzen oder billigen Arbeitskräften. So ist den Monsunländern gerade die Erzeugungsgunst für gewisse Weltstapelprodukte, deren Domestizierung aus der Wildpflanze, wie beim Tee und Reis, aus einer mit unsagbarer Geduld hochent-

wickelten Symbiose von Nutzpflanzen und Insekten (Maulbeerpflanzung und Seidenraupe), ursprünglich ein Segen, durch Übersteigerung der Ausnützung zum Fluch geworden; sie zeigt die Spannung zwischen Reiz und Not, von Selbsterhaltung und Raubwirtschaft in Reinkultur — wenn der Begriff „Kultur", der edelste Fortschritt an pfleglicher Behandlung eines Lebensraumes, überhaupt noch auf Gewinngierexzesse angewandt werden darf, und nicht höchstens das durch Mechanisierung bereits entzauberte Wort „Zivilisation" — weitab vom „größtmöglichen Glück der größtmöglichen Zahl".

Übertragen wir das vorher grundsätzlich über das Verhältnis der Monsunländer zur selbstgenügenden oder in einer weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung aufgehenden Kultur, Macht und Wirtschaft Gesagte auf den „aktuellen" Zustand, die Forderung des Tages, so steht in der größten Tagesfrage des indopazifischen Bereichs, der nach „Manchukuos" Zukunft, nichts anderes im Hintergrund, als der brennende Wunsch des aufstrebenden japanischen Reiches, einer möglichen Weltkriegs-Einkreisung mit einem viel größeren Rückhalt für Widerstandsdauer zu begegnen, als ehedem die Zentralmächte Mitteleuropas.

Man hat die Gründe für deren Größe, Einkreisung und Fall im Fernen Osten sehr genau studiert. Wenn man zu Ende 1932, Anfang 1933 die ganze, ins Groteske angeschwollene Propagandaliteratur von chinesischer wie japanischer Seite überschaut, einschließlich der Kämpfe um den Lytton-Bericht an den Völkerbund (jenes Musterbeispiel zu spät gekommenen guten Rats, eine Sammlung von jedem, der sie wissen wollte, längst bekannten Gemeinplätzen), dann bleibt doch als Kern die Tatsache, daß ein japanisches Reich — bei der Eigenart und dem Charakter der japanischen Staatskultur, wie sie noch ist —, mit einem auch festlandwärts durch die Verfügung über die Bodenschätze und Kriegsrohstoffe von Manchukuo ausgebauten meerumspannenden Reichsgebiet, einer Welt zu trotzen vermag und ihr stahlharte Nüsse zu knacken aufgibt, ein nur auf den Inselkranz und Korea angewiesenes zu schmales und überhöhtes Wehr- und Wirtschaftsgebäude aber nicht.

Aus vielen japanischen Schriften spricht der tiefe Groll, daß sich China allen Versuchen Japans versagt habe, einen gemeinsamen Weltwiderstand der alten ostasiatischen Kulturreiche, freilich unter japanischer Führung — mit euramerikanischer Zivilisationspanzerung, aber fernöstlichem Kulturkern — aufzubauen; fast überall findet man das Zugeständnis, daß die Mehrheit der Führenden erst nach der Gewinnung dieser schmerzlichen Einsicht zwischen 1929 und Frühjahr 1931 zu gewaltsamen Wegen übergegangen sei. Das klingt als Unterton aus den rührigen Mitteilungen des japanischen Vereins für Deutschland (fortlaufend; Berlin W 30, Motzstr. 31); aus der Würdigung von Graf K. Ishii (Manchukuo, Tokyo, 20. 10. 32); aus den vielen Erklärungsversuchen von Bronson Rea; aus den deutsch und französisch verbreiteten, sehr sachkundigen Darstellungen von J. C. Balet (Die Mandschurei; Wien 1932); aus K. K. Kawakamis: Japan spricht!

(Wien 1932). Gewiß wird es einer mehr auf arbeitsteilige Weltwirtschaft eingestellten Stimme, wie André Andréades (Les Finances de l'Empire Japonais et leur évolution; Paris 1932), schwerer, angesichts des gefährlichen Zustandes dieser Finanzen, dem Streben nach selbstgenügender Kriegswirtschaft über deren Trümmer hinweg gerecht zu werden. Doch auch Andréades schließt seine höchst bemerkenswerte Studie mit der Betrachtung: „Aber es ist nicht das erstemal, daß sich Japan in einer schwierigen Finanzlage befindet. Seit der großen Reform ist es mindestens die vierte Krise. Die Geschichte dieser sechzig Jahre gestattet die Hoffnung, daß die Japaner auch diesmal zeigen werden, daß ihr Wirtschaftspatriotismus auf der Höhe ihrer militärischen Tugenden steht, und daß es wieder einmal mehr den Schwierigkeiten, die es bestürmen, standhält („pourra victorieusement faire face"). So Andréades.

Dieses Vertrauensurteil ist von einem welterfahrenen Kosmopoliten niedergeschrieben worden, als man die mandschurischen Mehrausgaben Japans allein auf rund 200 Millionen M. schätzte (II. 1932), und ihre monatliche Vermehrung auf mindestens 20 Millionen: angesichts der Arbeit auf lange Sicht ein gewiß beträchtlicher Aderlaß, der sich freilich auf chinesischer Seite um ein Vielfaches vermehrt.

Wie unmöglich es beim augenblicklichen Zustand Chinas ist, dort die Kräfte und Mittel für eine Reorganisation aus dem Eigenen aufzubringen, verrät nicht nur jeder Blick in so leidenschaftlich vaterlandstreue Zeitschriften, wie die „Peoples Tribune" (Shanghai), sondern auch in die wirklich unparteiischen Register der „Pacific Affairs" (Pacific Trends), ob sie nun „Asiens Erbe" besprechen, oder Helmer Key, Taft oder unsereinen.

Auch die Philippinen-Frage läßt sich zurückführen auf die grundsätzliche Entscheidung, ob die reichen Inselgruppen auf lange Sicht wieder ein im wesentlichen sich selbst genügender Bestandteil Ostasiens werden sollen, oder ein auf tropische Monokulturen in Raubwirtschaft umgestellter Bestandteil der unterjochten Wirtschaftsräume der US.-Amerikaner bleiben. Die untereinander widersprechenden Entscheidungen von Senat und Kongreß der USA. (achtjährige oder zehnjährige Bewährungsfrist bis zu scheinbarer Unabhängigkeit bei dauernder militärischer und wohl auch wirtschaftlicher Vormundschaft der USA.) entscheiden in Wahrheit nichts; sie lassen die Frage im Grunde in der Schwebe, versuchen ihr nur die revolutionäre Schärfe mindestens bis zur Entscheidung eines westpazifischen Machtaustrags zu nehmen; dabei sind aber atlantische und pazifische Motive nicht zu trennen.

Sehr nützlich ist in diesem Augenblick das Erscheinen einer guten Leipziger Dissertation (Dr. Siegfried Lenk: „Die Bevölkerung der Philippinen." Frommhold & Wendler), die dem Problem mit einem gediegenen anthropogeographischen Material (vielen treffsicheren Karten!) zu Leibe geht und unter dem Patronat von

W. Volz und Schmitthenner erschien (beide Kenner der malaio-mongolischen und chinesischen Probleme aus eigener Erfahrung); ein Beweis, wie fruchtbar es ist, wenn sich für aktuelle, weltpolitische Sturmfelder ganze Gruppen von Sachkennern: Volz, Schmitthenner, Wedemeyer, Überschaar an akademischen Brennpunkten zusammenfinden und das Weltbild von akademischen Generationen über das Nachrichtenspiel des Zufalls hinaufheben und festigen. Ähnlichen Zielen dienen in Frankfurt die Vortragsreihe über den Pazifischen Ozean, die nach einer allgemeinen Einführung in das Problem folgerichtig allen großen Anliegern dieses bedeutsamen politischen Raumes eigene Stunden widmete, in Wiesbaden gleichartige Veranstaltungen. Gerade angesichts der von außen höchst temperamentvollen, von innen sehr bedenklichen Versuche, Mitteleuropa in eine aktivere Rolle bei den bevorstehenden Entscheidungs-Vorbereitungen hineinzudrängen, ist es dringend notwendig, daß 1933 mehr zur Erhaltung des überseeischen Weltbildes breiter Schichten in Mitteleuropa geschehe, als vordem.

Auch das Hebelspiel vor dem Weltkriege zur Einkreisung des deutschen Volksbodens und zum Fall seiner Reiche begann zwei Jahrzehnte vorher im Fernen Osten, an pazifischen Ufern; und auch damals hat es sich nicht bewährt, daß man seine Beobachtung wenigen, scheinbar Berufenen überließ und darauf sündigte, daß die Amtsbeflissenen scharf genug Wache halten würden.

Gerade die lebendige Beteiligung aller politischen Schichten in China, Japan und Indien an der Ausstrahlung auf die öffentliche Meinung der Erde, das Zusammenwirken beim Ausschalten von Entgleisungen einzelner und von Gruppen, aber auch die Verwertung dort der von uns so teuer bezahlten Erfahrung könnten uns Fingerzeige geben, wie sich erhöhte Umsicht, wachere Auffassung, kritische Sichtung des Nachrichtenspiels zuletzt eben doch in eine geistige Bereitschaft gegenüber jähen Umschwüngen des weltpolitischen Kräftespiels niederschlägt, denen der Vorbereitete dann außen- und innenpolitisch gewachsen ist, während der Unvorbereitete übermannt und überrannt wird.

Wir müssen uns aber klar sein, daß 1931 und 1932 — trotz ihren lärmenden Einzelerscheinungen — im indopazifischen Gebiet wenigstens Vorbereitungsjahre auf Entscheidungen waren, die schwerlich länger als bis etwa zum Antritt der Präsidentschaft Roosevelts, also etwa bis zum Frühjahr 1933, hinausgeschoben werden können. Bis dahin sollte sein Haus bestellt und in Ordnung gebracht haben, wer nicht von unerwarteten Stößen überrascht werden will.

GERHARD HERRMANN:

Weltwirtschaftlicher Literaturbericht

Adolf Weber, Weltwirtschaft. Was jeder davon wissen muß. 334 S. Verlag F. Bruckmann, München 1932. RM. 4,80.

Fritz Sternberg, Der Niedergang des deutschen Kapitalismus. 400 S. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1932. Kart. RM. 7,50, Leinen RM. 9,—.

Sir Arthur Salter, Recovery. 306 S. G. Bell & Sons Ltd., London 1932. Preis 10 s 6 d.

Leo Hausleiter, Revolution der Weltwirtschaft. 308 S. Verlag Knorr & Hirth, GmbH., München 1932. Geheftet RM. 5,20, Leinen RM. 6,40.

A. E. Johann, Amerika, Untergang am Überfluß. 256 S. Ullstein Verlag, Berlin 1932. Broschiert RM. 4,—, Leinen RM. 5,50.

Paul Einzig, Das Schicksal des Pfundes. 142 S. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1932. Broschiert RM. 4,20.

Seit Jahr und Tag steht die Frage, ob die Weltwirtschaftskrise eine Krise innerhalb des Kapitalismus oder eine Existenzkrise des herrschenden Wirtschaftssystems ist, im Brennpunkt der wirtschaftlichen Diskussion. So erscheint es doppelt reizvoll, die Stellungnahme von vier Autoren sehr unterschiedlicher Haltung einer kurzen vergleichenden Betrachtung zu unterziehen.

Adolf Weber ist der anerkannte Papst der akademischen Nationalökonomen streng liberaler Prägung. Wer die Denkweise des wirtschaftlichen Liberalismus in seltener Klarheit und logischer Folgerichtigkeit kennenlernen will, muß zu Webers souverän geschriebenem Weltwirtschaftsbuch greifen. Er findet dort eine geradezu klassische Blütenlese der für weltwirtschaftliche Arbeitsteilung und gegen jede Autarkisierung, für wirtschaftlichen Individualismus und gegen jede Planwirtschaft oder gar Sozialisierung vorgebrachten Argumente. Immer wieder wird die These von der Eigengesetzlichkeit des wirtschaftlichen Geschehens verfochten und demgemäß die Überwindung der Krise von der radikalen Ausschaltung aller „Störungen" erwartet. Dabei entbehrt es nicht einer gewissen Tragik, wenn gerade Weber gegen allen Utopismus energisch zu Felde zieht. Wenn schließlich (S. 76) die lapidare Feststellung getroffen wird, daß „heutzutage Volkswirtschaft mit Weltwirtschaft identisch sei", so hört natürlich damit jede Möglichkeit einer Diskussion oder immanenten Kritik auf.

Sternberg kommt aus dem marxistischen Lager, das den großen Gegenspieler des Liberalismus darstellt und bei aller Gegensätzlichkeit doch die Basis des Internationalismus mit diesem gemein hat. Ein Appell zur Weltrevolution, zur Solidarität der Arbeiterklasse, zur Bildung einer Einheitsfront von SPD. und KPD. gegenüber dem „Faschismus", zur Revolutionierung der proletarischen Mittelschichten bilden den Ausklang des Buches. Soweit man sich auch von solchen Folgerungen wird distanzieren müssen, so bringen doch die beiden Hauptteile dieses Werkes eine ganz ausgezeichnete Darstellung vom Niedergang des Weltkapitalismus und des deutschen Kapitalismus, die zum Besten gehören, was in den letzten Jahren hierüber geschrieben worden ist. Sternberg vertritt in sehr überzeugender Form seine bereits früher aufgestellte Imperialismus-These: Es ist ein Wendepunkt im gesamten kapitalistischen System eingetreten, weil dieses immer größere Schwierigkeiten hat, über die eigenen Grenzen vorzustoßen, die kapitalistische Produktionsweise in Gebiete zu tragen, die erst kapitalistisch erschlossen werden müssen.

Das Buch Salters hat in England einen sensationellen Erfolg davongetragen. Und das mit gutem Grund. Denn dieser in internationalen Wirtschaftsfragen führende Engländer verfügt seit Kriegsende über einen unmittelbaren Einblick in die Tätigkeit wohl aller interinternationaler Konferenzen und des Völkerbundes wie wenig andere. Dazu tritt eine ungewöhnliche Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung und eine typisch angelsächsische Unbefangenheit der Betrachtung, frei von allem Theoretisieren. Sein Standpunkt ist aus-

gesprochen vermittelnd. Im Gegensatz zum Doktrinarismus eines Weber sieht er aber klar, daß die Zeit des Kapitalismus streng liberaler Prägung vorüber ist. „The passing of an era, competition in transition" sind bezeichnende Kapitelüberschriften. Der wirtschaftliche Automatismus funktioniert nicht mehr, und es liegt ein Widerspruch darin, daß fast alle wirtschaftspolitischen Maßnahmen nationalen Charakter haben, während die wirtschaftlichen Handlungen, auf die sich solche Maßnahmen richten sollen, überwiegend weltwirtschaftlich bezogen sind. „Wir haben viele Vorteile des alten Wirtschaftssystems verloren, ohne jedoch die Vorteile einer Planung zu gewinnen. Wir können nicht zu der ungezügelten Konkurrenz des vergangenen Jahrhunderts zurückkehren. Aber wir brauchen deswegen nicht nach einer regulierten Welt zu streben, aus der freie Konkurrenz und Unternehmungsfreiheit ausgeschlossen sind. Es muß also ein System gefunden werden, in dem Konkurrenz und Unternehmungsfreiheit auf der einen Seite und allgemeine Planung auf der anderen Seite so aufeinander abgestimmt sind, daß die Mißbräuche beider verhindert und die Vorteile beider beibehalten werden." Aus diesem Gedanken heraus mündet das Buch aus in einen Appell zu Weltfrieden und internationaler Zusammenarbeit, wobei Notenbanken und Völkerbund eine wichtige Rolle zu spielen hätten, eine Zukunftsentwicklung, für die freilich keinerlei ernsthafte Anzeichen vorliegen. Mögen die Schlußfolgerungen schwach und wenig überzeugend sein, die Darstellung der tatsächlichen Entwicklung, bei der allerdings die Behandlung finanzpolitischer Fragen allzusehr in den Vordergrund tritt, ist sehr lesenswert. Die Vorbereitung einer deutschen Übersetzung wäre eine dankenswerte Aufgabe.

Das Buch von Hausleiter hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck. In seiner grundsätzlichen Haltung wird man ihm vorbehaltlos zustimmen können. Er wird nicht müde zu betonen, daß die Wirtschaft kein eigengesetzlicher Automatismus ist, der im luftleeren Raum hängt, sondern „daß die Grundform aller Wirtschaft im Volke und in seinem Raum lebt". Die Darstellung selbst aber, die sich mit der Entwicklung der modernen Wirtschaft bis zur Krise und der Deutung der Krise befaßt, ist recht aphoristisch gehalten und nicht frei von Oberflächlichkeiten. Die an sich begreifliche Bemühung, populär zu schreiben, hat den Verfasser zu einer sehr lockeren Diktion geführt, deren Mangel an begrifflicher Schärfe dem anders Eingestellten die Kritik leicht macht. Dies ist doppelt zu bedauern, da die Ausgangspunkte des Vf. richtig gewählt sind. An die bekannten Werke von Friedländer-Prechtl und Fried reicht es nicht heran. Immerhin dürfte es für Leser, die sich bisher vor der Trockenheit wirtschaftlicher Bücher fürchteten, als erste Einführung zu empfehlen sein.

*

Johann gibt in seinem Reisebericht außerordentlich lebendig geschriebene Impressionen von einer Reise durch den nordamerikanischen Kontinent, die sich erfreulicherweise von der bei uns nur allzu üblichen Amerika-Verhimmelung ganz frei halten. Johann schildert nicht das Amerika des „Big Business", sondern er zeigt USA. von unten. Er sieht es nicht von der Perspektive der Luxushotels, sondern treibt sich höchstpersönlich mit Arbeitslosen und Negern herum, um sie an Stelle der sonst bevorzugten Prominenz zu interviewen. Daneben sind die Kapitel über Kommunismus, Gewerkschaften und die Lage der Farmer besonders lesenswert.

Währungsfragen sind mit Grund als besonders trocken und theoretisch verschrieen. Das ausgezeichnete Buch des bekannten englischen Publizisten Einzig zeigt, daß dies auch anders sein kann. Anschließend an sein früheres Buch „Der Krieg mit den goldenen Kugeln" zeigt der Vf. die enge Verknüpfung internationaler Kapitalbewegungen und der Währungspolitik mit der „großen Politik". Er vertritt die These, — bei ausgesprochen antifranzösischer Einstellung —, daß die Abkehr Großbritanniens vom Goldstandard für England wie die Weltwirtschaft nur Vorteile gehabt habe und haben werde.

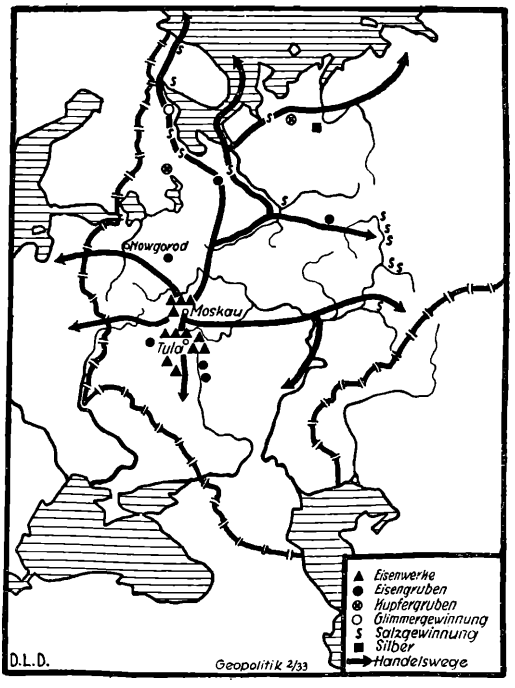
Verantwortlich ist. Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig / Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

JURIJ SEMJONOW:

Die geographischen Leitlinien des Fünfjahresplans

Die allgemein üblichen Versuche, über das „Gelingen" oder „Mißlingen" des Fünfjahresplans ein Urteil zu fällen, gehen von einer durchaus falschen Vorstellung dieses Planes als einer in die Wirtschaft der Sowjetunion von außen hineingetragenen, einmaligen und feststehenden Größe aus. Aus dieser Einstellung heraus kann man weder die Bedeutung des Planes in seiner historisch-geographischen Gültigkeit verstehen, noch ihn als Aufbaumethode einer einheitlichen Wirtschaft würdigen. Ebenso wie die Revolution selbst, die ihn hervorgebracht hat, kann der Plan nur dialektisch aufgefaßt werden — in seiner Dynamik, als eine Synthese aller ihn bestimmenden Faktoren, als ein gegenwärtiges Glied zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Zunächst: Auf welcher Grundlage, mit welchem vorhandenen Material wurde der Fünfjahresplan aufgebaut? Einerseits stellt er ein Ergebnis neuer Ideen dar und verkörpert festumrissene, in die Zukunft gerichtete Ziele. Seine Urheber wollten sich auf keinen Fall an irgendwelche geschichtliche Traditionen halten. Andererseits war man jedoch gezwungen, ihn einer aus der Vergangenheit übernommenen wirtschaftlichen und geographischen Grundlage anzupassen. Betrachtet man den Entwicklungsgang der russischen Wirtschaft im Laufe der vergangenen Jahrhunderte, gewahrt man einen viel größeren Zusammenhang zwischen dem Fünfjahresplan und der früheren Entwicklung als man glauben sollte: dieser Zusammenhang ist durch die geographischen Verhältnisse gegeben; sie haben sowohl die Standortbildung der Industrie, wie auch die Richtungen des Warenaustausches geschichtlich bedingt.



I. Moskauer Staat am Ende des 16. Jahrhunderts.

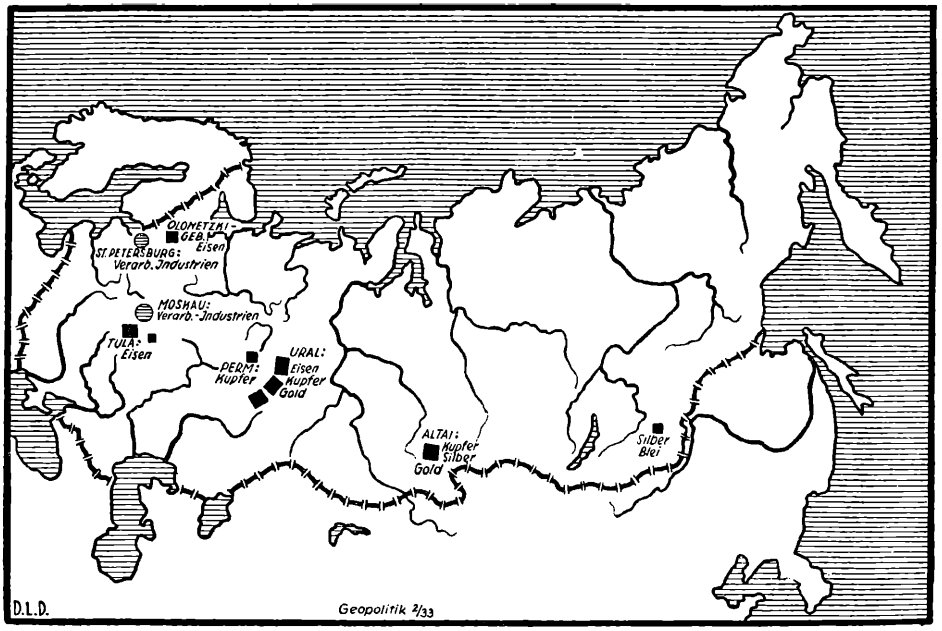
Die mongolischen Eroberer des 12—13. Jahrhunderts bewegten sich

auf dem eurasiatischen Raum von Osten nach Westen, indem sie sich auf die metallische Basis Sibiriens (wahrscheinlich Altai) stützten — den Sitz der damaligen „Rüstungsindustrie". Die spätere Gegenbewegung von Moskau aus richtet sich von Osten nach Westen und stützte sich auf die metallische Basis des russischen Zentrums (Eisenerze des Tula-Gebiets) und des Nordens (Eisen und Kupfer der Gebiete um den Onegasee, das Dwina- und Petschorabassin) (s. Karte I) (1). Die Überreste des mongolisch-tatarischen Druckes wurden erst im Laufe des 18. Jahrhunderts abgeschüttelt. Um diese Zeit findet Rußland eine neue industrielle Basis am Ural (Eisen und Kupfer) und Vorräte von Nichteisenmetallen am Altai (Kupfer, Gold, Silber) (Karte II). Peter der Große versuchte eine „moderne" Industrie in dem Gebiet um den Onegasee zu gründen. Jedoch mißglückte dieser Versuch, und erst in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts entsteht dort mit Hilfe von ausländischem Kapital eine Eisenindustrie. Am Ural hingegen glückte ein ähnlicher Versuch in vollem Maße. Am Ende des 18. Jahrhunderts stand Rußland in bezug auf die Roheisenproduktion an erster Stelle in Europa. Damals schon, als die Entwicklung der russischen Industrie erst einsetzte, trat jene Diskrepanz in der Standortbildung in Erscheinung, die bis zum Weltkrieg anhielt: die Orientierung der verarbeitenden Industrien nach Westen und die der Montan- und Rohstoffindustrien nach Osten.

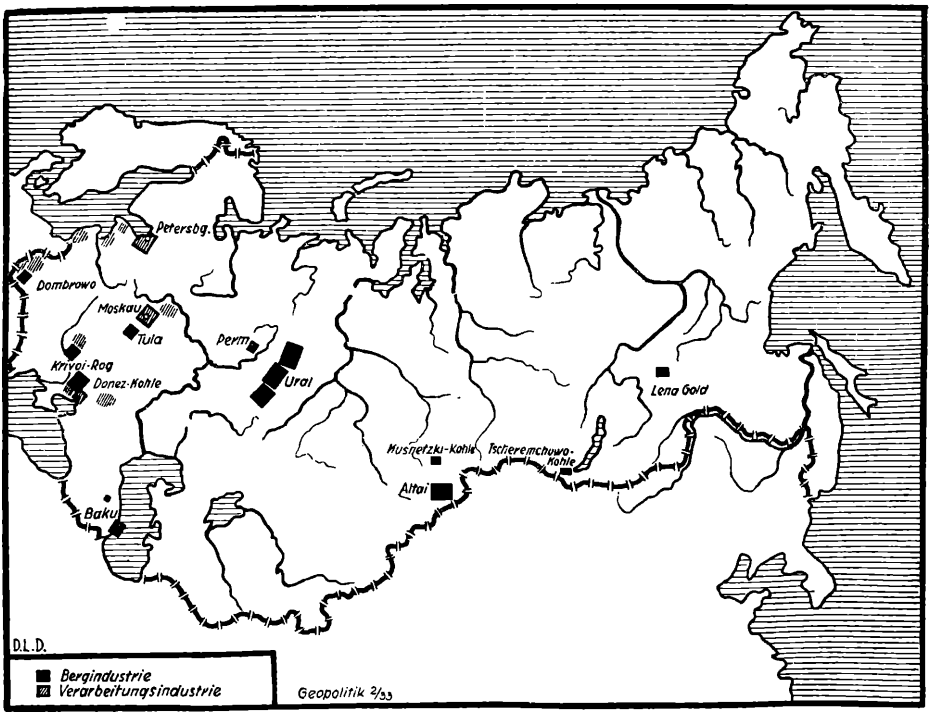
Wenn das moskowitische Rußland seine industrielle Basis im Norden suchte, und das Rußland des 18. Jahrhunderts am Ural, so wandte es sich im 19. Jahrhundert dem Süden zu. Die Aufschließung der Donkohle um 1840, sowie des Kriwoi Rog (siebziger Jahre) hatten eine schnelle Entwicklung der südrussischen Metallindustrie zur Folge; sie überholt bald die Uralindustrie. Auch die Erschließung der Ölquellen und der Erzlager im Kaukasus führt das industrielle Gründertum nach Süden. Die Bewegung der Industrie nach Sibirien kommt zum Stillstand. Abgesehen von der Goldgewinnung bringt das 19. Jahrhundert Sibirien nur noch eine sehr unbedeutende Steigerung der Kohlegewinnung im Kusnezki- und Tscheremchowskibassin, wogegen die Silber- und Kupfergewinnung am Altai bedeutend zurückgeht. Dafür ist dies Jahrhundert aber gekennzeichnet durch den Seitensprung nach Westen, welcher durch den Weltkrieg aufgehalten wurde.

Polen (Dombrowo) lieferte in den 50er Jahren 59% der gesamten russischen Kohle, im Anfang der 90er Jahre 42,6% (2). Die baltischen Provinzen und Polen umfaßten zusammen zu Anfang des 20. Jahrhunderts ca. 25% der gesamten Textilindustrie, 23% der Papier-, 29% der Holzverarbeitungs-, 21% der Metall- und 34% der chemischen Industrie, darunter die gesamte Gummiindustrie Rußlands. Im Zentralgebiet um Moskau wurden etwa 60% der Textilindustrie, 16% der Metall- und 23,2% der Mineralverarbeitung vereinigt.

Auch im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts setzte sich der Prozeß, der im vorigen Jahrhundert begonnen hatte, fort: der Süden überflügelte weiter sowohl Dombrowo in bezug auf Förderung von Kohle, wie auch den Ural in bezug auf Eisen- und Stahlerzeugung.



II. Rußland am Ende des 17. Jahrhunderts.



III. Rußland am Ende des 18. Jahrhunderts.

Auf den Ural, der beinahe 20% des gesamten russischen Roheisens lieferte, entfielen nur 4% der verarbeitenden Industrien (ca. 11% der Metallindustrien). Auf den Süden, der 74% Roheisen lieferte, entfielen 8,4% der verarbeitenden und 22% der Metallindustrie. Das 19. Jahrhundert war demnach das Jahrhundert der russisch-europäischen Orientierung der Rohstoff- und der westlichen Orientierung der verarbeitenden Industrien. Von der gesamten Kohlenförderung entfielen auf die asiatischen Gebiete nur 6,4%, von der Roheisengewinnung etwa 2% und von den verarbeitenden Industrien 3,5%.

Wie weit diese westliche Orientierung sich auswirkte, ersieht man aus folgender Tatsache: in der hundert Kilometer breiten Zone an der westlichen Grenze, an der Ostsee und am Schwarzen Meer war ein volles Drittel der russischen Verarbeitungsindustrie konzentriert, darunter $^2/_5$ der Metallverarbeitung und $^2/_3$ der chemischen Industrie! Dies alles ging Rußland im ersten Jahr des Weltkrieges verloren.

Die wachsende Erschließung durch den Kapitalismus des 19. Jahrhunderts brachte endgültig die geoökonomischen und geopolitischen Grundlagen Rußlands in ihren gegensätzlichen Richtungen zum Ausdruck. Wir sahen eben die Entwicklungsrichtung der Industrie. Gleichzeitig aber verlagert sich auch das Schwergewicht der Landwirtschaft, und zwar immer mehr nach Südosten — ins Hinterwolgagebiet und nach Westsibirien. Der Strom der landwirtschaftlichen Kolonisation richtet sich nach Sibirien und Nordostturkestan.

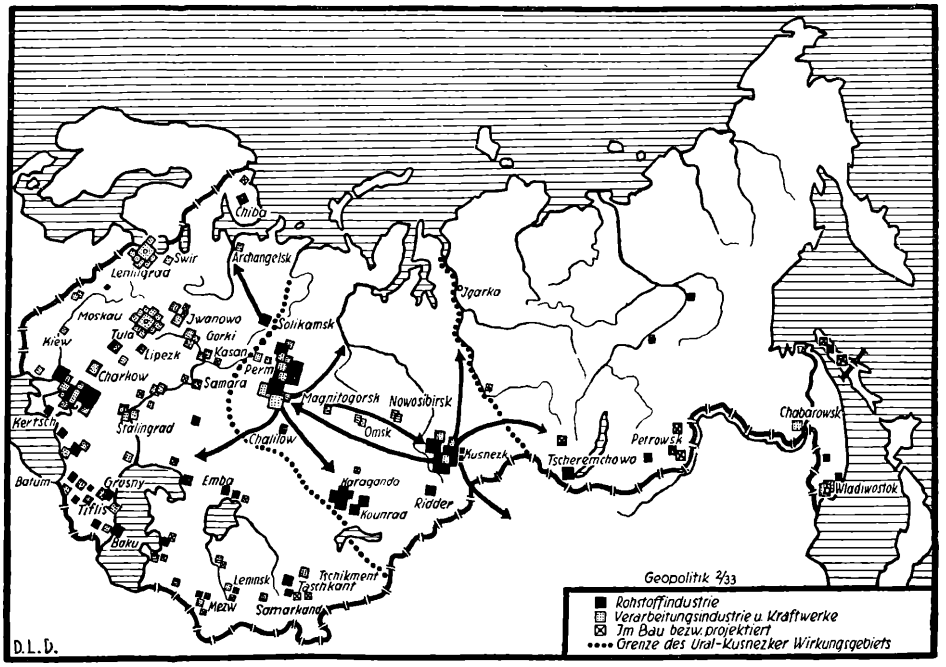
Entgegen einer vielfach verbreiteten Meinung gewinnt die russische Kolonisation erst im 19. Jahrhundert landwirtschaftlichen Charakter. Ursprünglich diente sie vorwiegend dem Handel, im 18. Jahrhundert auch schon der Industrie — damals nämlich, als Unternehmer und Abenteurer auf der Suche nach Gold, Silber, Kupfer und Erzen zum Osten zogen (3). Diesen „industriellen" Charakter verliert sie aber wieder im 19. Jahrhundert, mit der Verlagerung der Industrieinteressen nach Süden.

Die Ausbreitung Rußlands in Mittelasien und im Kaukasus geschah vorwiegend im Interesse des Handels. Die ersten Baumwollplantagen russischer Firmen in Turkestan entstehen erst in den achtziger Jahren, und noch 1907 wurden laut offiziellen Statistiken aus Turkestan keinerlei Industrieerzeugnisse ausgeführt. In Transkaukasien beginnt die Ölgewinnung in den siebziger, der Baumwollanbau in den neunziger Jahren, jedoch noch am Ende des 19. Jahrhunderts wurden in ganz Transkaukasien, das Baku-Ölgebiet einbegriffen, nur etwa 20000 Arbeiter gezählt. Das einzige, worin sich der russische Drang nach Osten im 19. Jahrhundert kundtut, ist der Bau von Eisenbahnen. Dennoch dient auch er den Interessen des Handels und der landwirtschaftlichen Kolonisation, nicht denen der Industrie — wenn man von strategischen Zwecken einmal absieht. Die Eisenbahnen verstärken den Strom der Kolonisten; dadurch wird das Auseinanderfallen der Richtungen in der Wirtschaft nur unterstrichen. Während die Industrie sich nach Süden und Westen hin entwickelt, wächst die Bevölkerung am schnellsten im Osten. Zur Zeit der Volkszählung von 1897 betrug die gesamte Bevölkerung Rußlands auf dem heutigen Gebiet 103,8 Millionen, nach der Volkszählung von

1926 146,8 Millionen. Der durchschnittliche Zuwachs im ganzen Land beträgt somit in 30 Jahren 38,6%. Allein in Sibirien, im Fernostgebiet, in Kasakstan und Mittelasien vermehrte sich die Bevölkerung um 78%, in Transbaikalien um 138,5%, im Amurgebiet um 164,5% und im Fernostgebiet um 166% (4).

*

Der Weltkrieg brachte eine entscheidende Wendung. Durch den Verlust des Baltikums und Polens hatte sich die Bedeutung der inneren und der östlichen Industriegebiete automatisch vergrößert. Jene grundlegende Tatsache des russischen



IV. Die neuentstandenen Großbetriebe nach dem ersten Fünfjahresplan.

Wirtschaftsaufbaus: daß fast alle bedeutenden mineralischen Rohstofflager sich außerhalb des europäischen in den asiatischen Gebieten Rußlands befinden, mußte endlich zum Ausdruck kommen (5). Auf der Suche nach Rohstoffen wandte sich die russische Industrie dem Osten zu. Die verarbeitenden Industrien folgten und siedelten zum Teil nach Osten, vorwiegend nach dem Moskauer Gebiet, über — im Verlauf der berühmten „Evakuierung" aus dem Baltikum und Polen. Diese Vorgänge wirkten auch in die erste Wiederaufbauperiode nach der Revolution hinüber. Eben in dieser Zeit vor dem ersten Fünfjahresplan beginnt die energische Erforschung der Bodenschätze, die in erster Linie nach Osten führen mußte. Von wichtigen Bodenschätzen kommt im Westen der Sowjetunion nur noch Phosphorit (in

Podolien) vor, Apatit- und Eisenerze (auf der Kolahalbinsel), das Bauxit (im Leningrader Gebiet) und neuentdeckte Vorräte von Eisenerzen auf der Kertschhalbinsel. Das sind Ergebnisse, die nicht ins Gewicht fallen gegenüber den ungeheueren Vorkommen von Kohle, Eisen, Buntmetallen und chemischen Rohstoffen, die in verschiedenen östlichen Gebieten der Sowjetunion entdeckt worden sind. Und dabei wurde nach der Erklärung des bedeutendsten russischen Geochemikers, A. E. Fersmann, bisher nur ein kleiner Teil der erzhaltigen Gebiete der UdSSR. geologisch erforscht.

Über die räumliche Verteilung der während des ersten Fünfjahresplanes neuentstandenen industriellen Unternehmungen gibt die Karte IV Aufschluß. Auf ihr sind nur ganz große Unternehmungen, „Giganten", sowohl der Rohstoff- wie der Verarbeitungsindustrie angedeutet. Zum Verständnis der Karte muß man folgendes berücksichtigen: alle Energie des ersten Planes war auf die Schaffung einer neuen schwerindustriellen Basis für die Sowjetunion gerichtet. Daher wurden Unternehmungen zunächst in Angriff genommen, die 1. industrielle Rohstoffe gewinnen (Erze, Mineralien, Baumwollplantagen usw.), 2. die Industrie mit Energie beliefern (Kohle-, Erdöl-, Torf-, Brennschiefergewinnung, Kraftstrom, insbesondere Wasserkraftstromwerke) und 3. Produktionsmittel erzeugen (Metall- und Maschinenbau, Schwerchemie, Elektrotechnik und dergl.). Vom geographischen Standpunkte aus betrachtet liefert der erste Plan nur eine rohe Skizze jener Grundtendenzen, die ihren vollen Ausdruck erst nach dem endgültigen Ausbau der verarbeitenden und leichten Industrien erhalten werden.

Da wir den Fünfjahresplan als eine Methode auffassen, deren Voraussetzung eine Kontinuität der wirtschaftlichen Vorgänge ist, haben wir zur besseren Ausprägung der Grundzüge auch diejenigen Unternehmen angeführt, die noch nicht vollendet bzw. nur projektiert sind, deren Bau aber beschlossen ist. Selbst die wichtigsten von ihnen hier auch nur aufzuzählen wäre unmöglich: allein während der ersten 3 Jahre sind 769 Werke gebaut worden (alte, die zu mehr als 80% renoviert wurden, sind dabei mitgerechnet). Wir können hier auch nicht die theoretische Auffassung des Standortproblems in der Sowjetliteratur wiedergeben; darum beschränken wir uns darauf, die Grundsätze anzuführen, welche die wirtschaftliche Praxis in der UdSSR. befolgt. Auf die Notwendigkeit, das Standortproblem auf das genaueste durchzuarbeiten, hat schon Stalin auf dem XVI. Kongreß der Kommunistischen Partei im Jahre 1930 hingewiesen. Jedoch wurden die Grundsätze der Standortbildung im Rahmen des Fünfjahresplans erst von der „Unionskonferenz zur Verteilung der produktiven Kräfte" im April 1932 formuliert. Diese Grundsätze sind: Spezialisierung der Wirtschaftsgebiete, Kooperierung, d. h. Koordinierung der wirtschaftlichen Tätigkeit von verschiedenen Gebieten, und Kombinierung, d. h.

„vertikale" Konzentration von Unternehmungen, die durch den Produktionsprozeß aufeinander angewiesen sind (6).

Es ist klar, daß diese Grundsätze einer wirtschaftlichen Zielsetzung auf den ganzen Zusammenhang der naturgegebenen und der sozial-ökonomischen Faktoren angewandt werden müssen. Bei aller Freiheit der Plansetzung, die durch den sozialistischen Charakter der Sowjetwirtschaft gewährleistet wird, sind hier die Tatsachen zumindest ebenso schwerwiegend wie Zielsetzung und Wille. Welchen konkreten Ausdruck haben diese Grundsätze in dem ersten Fünfjahresplan erhalten?

Als Antwort können wir nur ein ganz allgemeines und grobes Schema entwerfen. Zum Unterschied gegen Vorkriegsrußland bleibt im Westen eine Zone frei von neuen großen Unternehmungen — jedenfalls von Unternehmungen der Schwerindustrie. Zwar sind auch hier viele neue Fabriken entstanden, aber nur solche, die mit den örtlichen landwirtschaftlichen Rohstoffen und mit der Holzwirtschaft verbunden sind. Man sieht, hier hat der Naturfaktor stark mitgesprochen; denn wenn auch andere Erwägungen nicht ohne Einfluß gewesen sein mögen, so hat eben dieser Streifen sehr wenig Vorkommen an mineralischen Rohstoffen aufzuweisen. Als einziges nach Westen vorgerücktes Gebiet ist der Leningrader Rayon geblieben, wo riesige Metallbearbeitungs- und Maschinenbaufabriken, Schiffswerften, Präzisionswerkzeugfabriken u. a. m. gebaut worden sind. Hier haben sich die wirtschaftshistorischen Verhältnisse ausgewirkt: die alten Industrieherde, die Kaders der qualifizierten Arbeiter und schließlich die Bedeutung Leningrads als des bestausgerüsteten und mit dem ganzen System der inneren Wasserwege verbundenen Ausfuhrhafens ziehen die verarbeitenden Industrien nach wie vor an sich. Indessen von einer „westlichen Orientierung" des Leningrader Gebietes im alten Sinn kann kaum mehr die Rede sein. Es lag ja nicht nur im Westen Rußlands, sondern es hing vor dem Krieg auch von den ausländischen Rohstoffen und Halbfabrikaten, sowie vom Kapital und der Technik des Auslandes ab. Heute fällt diese Orientierung weg, denn der Nachdruck wird auf die Entwicklung der eigenen Rohstoff- und Energiequellen gelegt. Im Jahre 1913 wurden nach Leningrad etwa 6 Millionen Tonnen Kohle eingeführt, deren Fehlen während des Krieges die Leningrader Industrie fast lahmgelegt hat. Heute wird nur noch ein winziges Quantum Kohle importiert, dagegen die Torfgewinnung und Kraftstromerzeugung mit allen Mitteln gefördert.

Eine zweite Zone, welche die Mitte des europäischen Rußlands ganz durchquert, schließt die zwei wichtigsten industriellen Rayons ein: das russische Zentrum (Iwanow-, Moskau- und Gorkigebiet) und die Südukraine.

Das russische Zentralgebiet konzentriert in sich, ebenso wie das Leningrader Gebiet, die Bearbeitungsindustrien, hauptsächlich Metallbearbeitung, Schwer- und Leichtmaschinenbau, Holzbearbeitung, Elektrotechnik und Chemie. Hier fallen besonders die Industrien auf, die früher in Rußland gar nicht vorhanden waren, wie Auto- und Traktorenfabriken, Textilmaschinen- und Drehbänkebau, oder die sämtlich an der Ostseeküste lagen, wie die Gummi-

industrie. Neu ist auch hier die Schaffung einer eigenen energiewirtschaftlichen Basis. Die alte Diskrepanz zwischen Produktion und Energie wird durch die Entwicklung der Kraftstromversorgung sowie der Kohle- und Torfgewinnung beseitigt. Im Südukrainischen Montanrevier wird die Stahl- und Eisenindustrie, die Erzeugung von Nichteisen- und leichten Metallen, im Rayon von Dnjeprostroi die Schwerchemie konzentriert. Die neuen Maschinenfabriken sind hauptsächlich in Charkow entstanden, weil die Südukraine schon früher große Maschinen-, Lokomotiv- und Waggonfabriken besaß. Neue Maschinenbauanstalten sind in Rostow am Don geschaffen worden, darunter eine riesige Fabrik von landwirtschaftlichen Maschinen. Nordkaukasus erhielt vorwiegend neue Anlagen zur Gewinnung und Destillierung des Erdöls (eine neue Rohrleitung Grosny—Maikop—Tuapse und Maikop—Donbassin) und eine Anzahl von Buntmetallbetrieben. In Transkaukasien wurde die Naphthagewinnung und Destillation neu organisiert und mehrere Maschinen- und Werkzeugfabriken in Baku geschaffen, sowie der Bau eines neuen Eisenhüttenwerks in Aserbaidschan (Daschkesan) in Angriff genommen; die Kohlenförderung wurde verstärkt, neue Buntmetallbetriebe und mehrere Wasserkraftwerke gebaut. Für die UdSSR. bleibt Transkaukasien vorläufig ein Öl- und Buntmetallgebiet. In Turkestan war das Hauptaugenmerk auf das Verkehrsproblem gerichtet (Turksib, Eisenbahnen und Landstraßen örtlicher Bedeutung) sowie auf den Baumwollanbau. Große Kraftwerke sind errichtet worden, und ebenso wie in Transkaukasien wurde der Grundstein für die Textilindustrie und die Verarbeitung von Buntmetallen gelegt.

Schon aus dieser Übersicht erkennt man, daß die Hauptzweige der Verarbeitungsindustrie sich nach Osten verlagert haben. Von Westen nach Osten gehend, könnte man folgende meridionale Zonen verzeichnen: die westliche industrielose Zone mit dem vorgerückten Leningrader Gebiet; die Jaroslawl-Rostow-Zone mit ihrer Maschinenbauindustrie sowie der Metallbearbeitung, wobei im Süden die schwarze und bunte Metallurgie und die Schwerchemie, im Norden, im Moskauer Rayon, die Elektrotechnik und die leichte Chemie überwiegen. Die dritte Zone ist durch den Wolgalauf gekennzeichnet: Maschinenbau- und Metallbearbeitung, Rohöldestillation, Holzbearbeitung, alles unter starker Inanspruchnahme der neuen Wasserkraftwerke der Wolga (das Problem „Große Wolga"). Die vierte Zone bildet das Territorium des Ural-Kusnezki-Kombinats (abgekürzt: UKK.).

Das Territorium des UKK., als einheitliches Wirkungsgebiet betrachtet, umfaßt den Ural, die Baschkirische Sowjetrepublik, Westsibirien und Nordkasakstan, d. h. ein Areal von mehr als 6 Millionen Quadratkilometer Ausdehnung. Wie wenig dieses Gebiet früher entwickelt war, ersieht man daraus, daß die alten Industriegebiete der Union (Zentrum, Leningrad und Ukraine) noch 1927/28 71% der gesamten industriellen Produktion der Sowjetunion lieferten, das UKK. hingegen nur 5,3%. Dabei entfällt auf das UKK. der größte Teil der Bodenschätze der Union. Nach der Berechnung von J. A. Joffe (7) entfallen von den bereits erforschten Vorräten der Union auf das UKK. 20% Eisenerze (Ukraine 12%), 75% Kohle, 95% Kupfer, 73% Zink, 73% Blei und über die Hälfte aller Wasserkräfte. Ebenda finden sich Vorräte ausnahmslos fast aller Arten chemischer Rohstoffe wie der Buntmetalle und seltener Erden. Die Bedeutung dieses Gebietes für die Wirtschaft der UdSSR. wurde uns schon durch den Krieg und die Blockade deutlich, die schließlich die europäisch-

russische Industrie fast zum Stillstand gebracht hatten, wodurch der Anteil des Ural an der gesamten Roheisengewinnung von 19,7% 1913 auf 71% 1920, der Anteil der Kohlegewinnung in Grenzen des UKK.-Territoriums von 6,4% auf 24% anwuchs. Damit war bereits die Schwergewichtsverlegung nach dieser zweiten Montanbasis der Union vorgezeichnet. Wir können uns nicht bei Einzelheiten aufhalten. Die Aufgabe des UKK. liegt in der Überwindung des grundlegenden wirtschaftsgeographischen Mangels, der den Ural kennzeichnet: er zeigt zwar gewaltige Vorkommen aller mineralischen Rohstoffe, insbesondere hat er Eisenerze von Weltbedeutung; aber der Ural besitzt fast keine eigene Kohle — die Kohlenvorräte von Kisel sind gering und die Kohle eignet sich schwer zur Verkokung. Der Ausbau des Ural wird somit in großzügigster Weise abgestellt auf die Zusammenarbeit mit dem Kusnezk-Kohlengebiet, das über ungeheuere Lager bester Kohle verfügt. Und zwar wird die Kusnezker Kohle über rund 2000 Kilometer nach dem Ural befördert; um aber den Rücktransport nicht leerlaufen zu lassen, errichtet Kusnezk eine eigene Eisen- und Stahlindustrie (zwei große Werke), welche zur Befriedigung Ostsibiriens beitragen soll. Am Ural sind Kombinate riesenhaften Ausmaßes geschaffen worden, die sowohl Eisen- und Buntmetallverarbeitung in sich beschließen, wie auch Kohlen- und holzchemische Betriebe, Maschinenfabriken u. a. m. Die Roheisenerzeugung innerhalb des UKK. stellte bereits im Jahre 1931 22% der Gesamtproduktion der UdSSR. und soll im Jahre 1937 50% liefern; die Kohleförderung soll 1937 55% (1931 16,1%), die Kupfergewinnung 90% und die Erzeugung von Schwerchemikalien 60% betragen.

Als natürliche Wirkungsgebiete des UKK. erscheinen in erster Linie Baschkirien und Nordkasakstan. In Baschkirien wird eine Eisen- und Stahlindustrie bei den Erzlagern von Chalilowo geschaffen. In Kasakstan haben wir bereits Buntmetallkombinate größten Stils (die alten, von Grund aus modernisierten Werke Spasski, Ridder und Kounrad), ebenso wie die Kohlengruben von Karaganda. Diese sind bereits durch eine Eisenbahnlinie mit der Transsibirischen Magistrale verbunden, wobei diese Linie nach Süden bis zum Balchasch-See weitergeführt wird und damit Anschluß an die Turksibbahn gewinnt. In dem von diesen Linien gebildeten Dreieck und weiter nach Südwesten, an den nördlichen Hängen des Tjan-Schan befinden sich ausgiebige Erz- und Öllager, an deren Ausbau bereits herangegangen ist. Dieses Gebiet wird die Grundlage für die Eigenindustrie Mittelasiens bilden. Vorläufig zählen wir zum Wirkungsgebiet des UKK. nur noch Nordkasakstan. Den Ausgang nach Nordwesten wird dem UKK. die Eisenbahnlinie von Perm durch die Waldgebiete Nordrußlands nach Archangelsk und die Murmanküste schaffen.

In Sibirien stellt die große Sibirische Eisenbahnlinie bis Transbaikalien ein unmittelbares Wirkungsgebiet des UKK. dar. Dort bildet sich ein neuer Industrierayon Enissei-Angara, der sich an das UKK. anschließt. Seine Grundlage sind das Tscheremchowsker Kohlenbecken und die Wasserkräfte von Angara.

Hier soll im zweiten Jahrfünft ein Zentrum der Textilindustrie entstehen. Die sibirischen Wasserwege verbinden das UKK. mit dem gesamten Gebiet Westsibiriens und dem nördlich des Polarkreises liegenden neuen Binnenhafen Igarka, einem Knotenpunkt der sibirischen Binnenschiffahrt und des nördlichen Seeweges.

Die Entwicklung der fünften Zone — von dem Enissei nach Osten bis zur Meeresküste — hängt von der Erschließung der reichen Gold-, Erz- und Kohlengebiete ab, die längs der mandschurischen Grenze und um Wladiwostok herumliegen, sowie vom Kohle- und Erdölvorkommen auf Nordsachalin. Die ersten Schritte sind in dieser Beziehung schon getan — insbesondere auf Sachalin und bei Wladiwostok. Die geopolitische Lage des Fernostgebiets erschwert indessen seine unmittelbare Einbeziehung in das einheitliche System der Sowjetwirtschaft. Als wichtigste Aufgaben erscheinen hier nach wie vor die Entwicklung des Verkehrs und einer eigenen Verpflegungsgrundlage.

Das UKK. schafft nicht nur eine zweite metallurgische Basis der UdSSR. im Osten. Es revolutioniert im wahren Sinne des Wortes die bisherige wirtschaftliche und politische Struktur der Sowjetunion. Es umfaßt das ganze geographische Zentrum der Union von der Wolga bis zum Enissei und sogar das Zentrum des ganzen eurasiatischen Mutterlandes. Nach dreihundertjährigem Suchen nach ihrer „schweren" Basis — im Norden, Westen und Süden — findet die eurasiatische Wirtschaft sie endlich im Osten, im Zentrum ihres Mutterlandes. Diese Orientierung unterscheidet sich von allen früheren dadurch, daß sie mit der natürlichen Lagerung der Rohstoffe, mit der Bewegung der Landwirtschaft und mit der Bevölkerungsentwicklung und der Wanderung zusammenfällt.

In der deutschen Presse wurde der Gedanke des UKK. öfters vom Standpunkte der Rentabilitätsberechnung aus kritisiert. Als problematisches Moment wurde stets die Notwendigkeit hervorgehoben, Kusnezker Kohle auf eine Entfernung von 2000 Kilometer zu den Uralerzen zu schaffen. Diese Erwägung aber gründet sich auf einen Mangel an Verständnis der geo- und ökopolitischen Probleme der Sowjetunion. Der Ural besitzt keine eigene Kohlenbasis, die für seine Bedürfnisse genügt. Wollte man bei privatkapitalistischer Rentabilitätsberechnung bleiben, so hieße das, den Ural überhaupt zum Erstarren und allmählichen Absterben verdammen, was ja auch vor der Revolution beinahe drohte. Die geoökonomischen Voraussetzungen des Ural verlangen, daß der Staat, und zwar der Sowjetstaat, dieses Problem in Angriff nimmt. Denn nur er handelt nach seiner eigenen Auffassung geopolitisch-wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit, die nicht mit dem Begriff der kapitalistischen Rentabilität zusammenfallen kann[1]). So

[1]) Die Frage der Rentabilität in der staatlichen Planwirtschaft wird später eingehender beleuchtet werden müssen. Die Schriftleitung.

führt er Planwirtschaft in einem zeitlichen und räumlichen Maßstab durch, der sich vom Kapitalismus von Grund aus unterscheidet. (Es ist übrigens kein Zufall, daß auch die erste Blüte des Urals in der russischen Geschichte mit der Errichtung einer staatlichen Wirtschaft dort im 18. Jahrhundert zusammenfällt.) Die soziale und Nationalitätenpolitik des Sowjetstaates ist mit dem Prinzip sozialistischer Planwirtschaft harmonisch verbunden. Sie alle haben geographisch dieselbe Richtung und führen die Sowjetunion eben zu jener geo- und ökopolitischen Basis, von welcher der russische Zarismus das Land zur Zeit seiner scheinbaren Blüte abgedrängt hatte. Die Katastrophe des Weltkrieges war die Buße für solch grundlegende Fehler der Standortbildung. Alexander I. hat gesagt, daß „wir die Schlüssel zu unserem eigenen Hause in Konstantinopel suchen müssen". Hundert Jahre lang hat man dort gesucht, ohne zu ahnen, daß sie an einer ganz anderen Stelle lagen. Die UdSSR. hat sie gefunden.

Anmerkungen

Die wirtschaftliche Entwicklung des alten Rußlands wurde, außer in früheren Arbeiten von Kulischer, Tugan-Baranowski u. a. m., insbesondere von den marxistischen Historikern M. Pokrowski, N. Roschkow u. a. beleuchtet. Ferner befaßt sich damit die bahnbrechende Monographie von Lenin über die „Entwicklung des Kapitalismus in Rußland", die auch eine glänzende Charakteristik der einzelnen Gebiete enthält.

(1) Karte I ist nach dem „Russischen historischen Atlas" von Kudrjaschow, Moskau 1928, skizziert.

(2) Die Prozentsätze sind nach dem Produktionswert berechnet. — Siehe M. Wolff, „Die geographische Verteilung der russischen Industrie", Moskau 1928, ferner das Sammelwerk, herausgegeben von Prof. W. E. Dehn, „Die Schwerindustrie in der UdSSR.", Moskau 1926.

(3) Prof. Downar-Sapolski in den „Publikationen des Staatlichen Agrar- und Kolonisationsinstituts", B. XI, Moskau 1929.

(4) Die Zahlen stammen aus dem „Atlas der Industrie der UdSSR.", Moskau 1929—31, einem monumentalen Werk, das 175 große Karten enthält, herausgegeben vom Obersten Volkswirtschaftsrat der UdSSR.

(5) Eine Übersicht über die Bodenschätze der UdSSR. findet man in der Zeitschrift „Planowoje Chosjaistwo" (Die Planwirtschaft), Moskau 1932, Maiheft.

(6) Reichhaltiges Material über die Methodik der Planierung in der UdSSR. enthält insbesondere die „Planowoje Chosjaistwo". Wichtig ist in dieser Beziehung auch die kollektive Arbeit: „Die Prinzipien der geographischen Verteilung der Schwerindustrie nach dem zweiten Fünfjahresplan", Moskau 1932.

(7) J. A. Joffe im Sammelwerk „Ural-Kusnezki-Kombinat", Moskau 1931. Siehe auch „Magnitostroi" von Bulatow und Gekker, M. 1931. Sehr gut zusammengestellte fortlaufende Zahlenangaben über die Wirtschaft der UdSSR. bietet ferner die von der Handelsvertretung in Berlin herausgegebene Zeitschrift: „Sowjetwirtschaft und Außenhandel".

Der Beitrag von Dr. J. Semjonow ist der erste einer Aufsatzreihe zur Geopolitik Sowjetrußlands. Wir versuchen in ihr, die Erfahrungen zu erschließen, welche das größte Staatsexperiment der modernen Geschichte zeitigt. Zunächst werden wir in weiteren fünf Aufsätzen die Grenzziehung (innere und äußere Grenzen), die Verkehrsfragen (zugleich Kritik des ersten Fünfjahresplans), die Behandlung der Nationalitätenfrage, der Wehrpolitik, Wanderung und soziale Umschichtung darstellen. Für die Aufsätze stehen uns neue und besonders gesichtete Unterlagen zur Verfügung.

Die Schriftleitung.

KARL HELBIG:

Bevölkerungsprobleme von Niederländisch-Indien

Niederländisch-Indien, vom Europäer heute „Insulinde" und vom Eingeborenen „Indonesien" genannt, wird durch die ewigen Streitfragen im fernsten Osten (Japan, China, Mandschurei) einerseits und die bedenklichen Wirren in Vorderindien andererseits mehr und mehr aus unserem aktuellen Interesse gerückt. Sehr zu Unrecht, denn bei gründlicher Betrachtung lassen sich dort tiefgreifende Bewegungen feststellen, die in ihren Ausmaßen den übrigen asiatischen Problemen in keiner Weise nachstehen. Ohne großes Aufsehen, ohne breite Erörterungen in der Presse (die aktiven Kriegs- und Aufstandsbewegungen beherrschen, wie gesagt, die öffentliche Anteilnahme allzu sehr) befindet sich Insulinde seit mehr als zwei Jahrzehnten in der Anbahnung und langsamen Verwirklichung eines gewaltigen Schrittes: nämlich in dem Aufstieg aus kolonialer Massenbeherrschung zur nationalen und politischen Freiheit.

Nur zu gerne sehen wir von hier aus Insulinde als einen grünen Südseetraum mit friedlichen Inseln, sanften Menschen und paradiesischer Fülle. Dies ist in gewisser Hinsicht alles richtig; und wenn man mit den nötigen Dichteraugen im Lande umherreist, wird man dieses Ideal auch gern überall bestätigt sehen. In der Tat gibt es solche Gebiete, die in der Schönheit ihrer Natur, der Üppigkeit ihrer Kulturen der Sorglosigkeit der Eingesessenen und im Fehlen jeglicher aufpeitschender Fragen unsere westliche Welt, knapp gesagt, als ein riesiges Irrenhaus erscheinen lassen, von dem man sich zur Wahrung seines inneren Friedens am besten so fern wie möglich halten sollte.

Aber dies sind eben nur Teileindrücke, die nicht maßgebend für das Ganze sind. Insulinde von der nüchternen Seite läßt alle Märchenträume grausam zerrinnen und uns im Schatten seiner schlanken Palmen fast die gleiche Not, gleiche Bitterkeit und gleiche Auflehnung sehen, wie sie uns aus den steinernen Schluchtwänden unserer Großstädte anglotzt. Ein Glück, daß es solche Elends- und Spekulationsgeburten allerdings in Insulinde noch nicht gibt; aber reich bevölkerte Städte und selbst Großstädte mit einem echten Stadtproletariat sind auch dort zur Genüge vorhanden. Der Europäer hat sie — besonders auf Java — importiert.

Vorderindien hatte sie schon längst vor Ankunft der Europäer gekannt. Auf Insel-Indien dagegen sind einige wenige Tempel- und Priestersiedlungen hinduistischer Glaubensbringer, die man allenfalls „Städte" nennen könnte, immer Fremdgeburten geblieben und nicht von der eingeborenen Bevölkerung als heimisches Gut aufgenommen worden. Die „große javanische Stadt" Jacatra beispielsweise, die sich zu Beginn der holländischen Kolonisationsperiode am Platze des heutigen Batavia erhob, bestand aus etwa tausend windschiefen Bambushütten, die erhöht auf Pfählen in den Küstensümpfen ver-

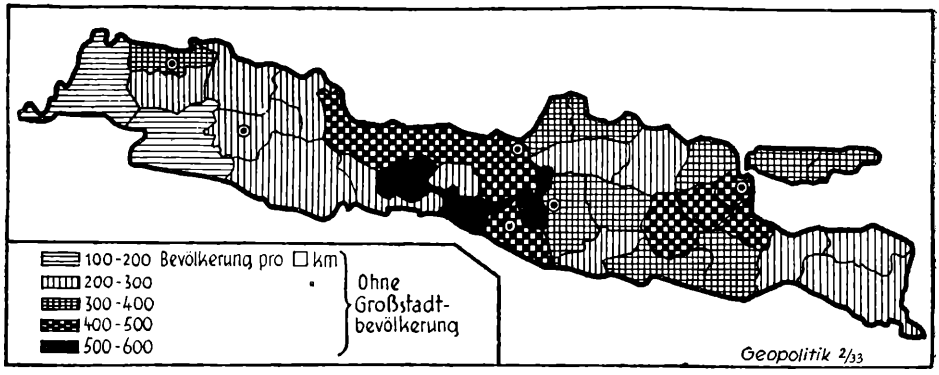
streut waren und durchaus den Eindruck eines „Dorfes" machten. Die Städte, die dann unter der Herrschaft der Holländer entstanden, und deren größte: Batavia, heute fast eine halbe Million Menschen beherbergt, haben zwar anfangs echt amsterdamsche Engigkeit und vor allem auch chinesischen Massenhaus-Charakter besessen, sind dann nach schwerer Lehrzeit aber bald zur tropischen Weitläufigkeit übergegangen, wie sie der eingeborene Malaie als Vorbild stellte. Was aber am bedeutsamsten für die Stadt- und Volksgeschichte Niederländisch-Indiens wurde: auch der Eingeborene, der Kuli, der Proletarier behielt selbst im dichtesten Zentrum der Großstadt seine heimische Bauart bei, das heißt also: das einstöckige, nur für eine Familie berechnete Häuschen aus leichtem pflanzlichem Material. Raumnot hat später dazu geführt, daß diese „Kampongs", wie man sie ihres dorfähnlichen Aussehens wegen in der Landessprache nennt, zwar eng zusammenrücken mußten, ihren Grünschmuck teilweise verloren und selbst in langen einheitlichen Reihen aneinander gefügt wurden, aber doch ist man vom Ein-Stockwerk-Bau nicht abgegangen. Was in Europa, im Orient, in Vorderindien, ja selbst noch im nahen Singapore in die kubistische Höhe gebaut wird, das verliert sich in Insulinde in die flächenhafte Breite. Das macht die Städte so endlos groß und gibt z. B. Batavia eine Ausdehnung von fast 14 km Länge! Selbst der zugewanderte Chinese hat nur in ganz seltenen Fällen mehr als zwei Stockwerke gebaut, der Europäer erst recht nicht; und ein modernes vierstöckiges Kontorhaus, das sich an Batavias belebtester Geschäftsstraße befindet, kann geradezu als eine einzig dastehende Sehenswürdigkeit in ganz Niederländisch-Indien angesprochen werden.

Diese tropenangepaßte Bauart hat sehr dazu beigetragen, daß der städtische Eingeborene den Verlust seiner ursprünglichen Dorffreiheit nicht allzu schwer empfunden hat; und daß ihn selbst in der Großstadt die gleiche Heimatliebe für den Geburtsort beseelte wie auf dem platten Lande. Volkspolitisch ist dies ein ungeheures Plus gegenüber etwa dem britisch-indischen Proletariat, das in den steinernen Kasernen und Elendshöhlen seiner Massenquartiere keine Heimat sehen kann, sondern nur ein verdammtes Gefängnis. Lediglich die Verstädterung des Malaien wäre also sicherlich nicht zur zersetzenden Gefahr und Unruhenquelle unter der Bevölkerung geworden, wie man es in Anlehnung an die Wirkungen unserer Städte auf den Volkscharakter leicht annehmen könnte. Zu den Spannungen innerhalb der holländischen Kolonien haben ganz andere, teils natürliche, teils künstlich geschaffene Umstände beigetragen.

In Niederländisch-Indien gibt es noch eine Reihe anderer Tatsachen, die zu wirklichen „Problemen" führen. Niederländisch-Indien ist der reinen Landfläche nach fast 60mal größer als das Mutterland Holland. Auf das ganze Gebiet bezogen, kann man die 65 Millionen Einwohner geradezu als eine „spärliche" Bevölkerung dafür bezeichnen. Problematisch aber ist die Verteilung der Menschen. Java (nur

etwa 1/3 so groß wie das heutige Deutschland) beherbergt allein 45 Millionen, während auf dem 3mal größeren Sumatra 8,3 Millionen und auf der Rieseninsel Borneo noch weniger Menschen wohnen. Die Bevölkerung auf Java wächst katastrophal. Während dort 1870 nur 125 Menschen auf den Quadratkilometer entfielen, sind es heute schon 325. Das heißt: soviel wie in der Provinz Sachsen; in manchen gut aufgeschlossenen Gebieten sind es 900, ja sogar über 1000!, so daß Java als das dichtest bevölkerte Land der ganzen Welt anzusprechen ist.

Der Landbau (auf eigener Scholle bzw. im gemeinsamen Dorfbesitz oder als Lehen vom Fürsten) ist stets der Hauptwirtschaftszweig auf Java gewesen. Man erzeugte genug, um sich zu ernähren und noch davon abzugeben. Dann setzte um 1870 die „freie Plantagenwirtschaft" des Großkapitals ein. 10% der

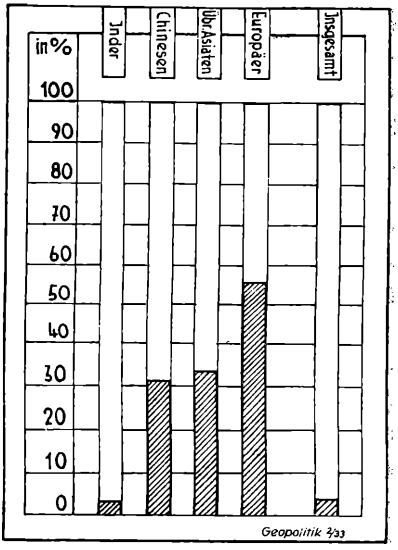


Bevölkerungskarte von Java und Madoera.
Nach Siegfried Peer: Niederländisch-Indien (L'India Olandese).

Landesoberfläche sind in seine Hand gekommen, Landmangel für die zunehmende Bauernschaft war die Folge. Heute drängt sich die Landbevölkerung auf Java eng zusammen, alle 20 Minuten kommt man durch ein Dorf. Auf 5 Eingeborene fällt im Durchschnitt nur noch 1 ha Land; und für rund 6 Millionen Menschen, das ist fast 1/7 der Bevölkerung, ist überhaupt kein Land mehr da. Für die Hälfte davon auch schon keine Nahrungsmittel mehr. Sie müssen eingeführt werden, vor allem Reis aus Hinterindien. Freies Land ist auf Java nirgends mehr zu bekommen, die Insel ist so gut wie restlos durchkultiviert. Die Plantagen haben allerdings noch ungenutzte Reserven liegen. Aber im Verhältnis zu denen auf anderen Inseln sind sie doch nur klein, bestenfalls 20, 30%. Während in Südsumatra beispielsweise von dem ausgegebenen Plantagenland erst 7% bepflanzt sind und 93% noch für spätere Zeiten in Reserve liegen.

Die Regierung gibt sich alle Mühe, den Menschenüberschuß Javas erträglich zu machen. Unter ungeheurem Aufwand wird das restliche Freiland, in der Hauptsache Sümpfe, nutzbar gemacht und für den Nahrungsmittelanbau verteilt. Durch

Bewässerungsanlagen sucht man den Eingeborenen-Reisbau zu verbessern, um höhere Erträge herauszuholen. Bisher sind etwa 70% aller Ländereien von dieser Wasserverteilung erfaßt. Es ist ein besonderes Ministerium dafür eingerichtet worden. Viele Millionen werden jährlich für den Rückkauf privater Ländereien aus der Hand der Europäer ausgegeben, um sie den Eingeborenen wieder zur Verfügung stellen zu können. Seit vielen Jahren schon darf überhaupt kein Land mehr an Europäer verkauft, sondern nur in Pacht oder Konzession gegeben werden. Es wird energische Kolonisationspropaganda für die Nachbarinseln getrieben. Der Erfolg war bisher, daß etwa 5000 javanische Familien in Südsumatra und einige Hundert an der Ostküste dieser Insel angesiedelt werden konnten; ein Tropfen auf den heißen Stein! Ferner sucht man Java durch Belieferung auswärtiger Plantagen mit Arbeitskräften zu entlasten. In dem weiten Kulturdistrikt an der Ostküste Sumatras hat sich ein geeignetes Feld dafür geöffnet. Neben Tabak ist hier ein Standardgebiet für Kautschuk. Mehr als 300 000 javanische Kulis haben in letzter Zeit jährlich auf diesen Plantagen gearbeitet und damit zugleich der Überfremdung durch chinesische Hilfskräfte entgegengewirkt, die hier bedenkliche Formen annahm. Auch durch scharfe Kontrolle über die zuwandernden Chinesen hinsichtlich ihrer politischen Gesinnung wehrt man sich gegen die Überhandnahme des gelben Elementes. Aber dann kam der große Kautschuk-Krach. Die Welt will keinen Kautschuk mehr kaufen, es sei denn weit unter Selbstkosten. Die Folge ist, daß eine große Zahl Pflanzungsgesellschaften ihre Betriebe schließt. Die Arbeiter werden entlassen, mehr als 1/3 der javanischen Kulis ist bereits in die Heimat zurückgeschickt; zum Entsetzen der Regierung, die nicht mehr weiß, was sie mit all den Arbeitslosen anfangen soll. — Trotzdem steigt die Bevölkerung Insulindes weiter; eine Million neuer Erdenbürger erblickt in jedem Jahr das Licht der Welt.



Anteil der Großstadtbevölkerung an der Gesamtbevölkerung, nach Rassen (Peer, a. a. O.).

Man kann nicht sagen, daß der Lebensstandard des Eingeborenen mit dem wirtschaftlichen Aufschwung des Landes gleichen Schritt gehalten hätte. Nur während des Krieges und kurz nachher, als die Preise für Tropenprodukte ins Märchenhafte stiegen, hat sich auch das Gros der Eingeborenen eines nennenswerten Wohlstandes erfreut. Sonst aber nie. Jedoch hat Bescheidenheit stets zum Volkscharakter des Malaien gehört, und nur selten hat er sich mit dem Kris in der Hand

gegen sein Los aufgelehnt. Der Eingeborene ist mehr und mehr zum Kleinlandbauer und Lohnarbeiter herabgesunken. Man kann getrost sagen, daß 92% der einheimischen Bevölkerung Proletariat ohne wesentlichen Besitz ist, denn 92% aller steuerpflichtigen Eingeborenen in Niederländisch-Indien hat ein jährliches Einkommen, das unter 500 Gulden liegt. Von den Europäern dort dagegen sind es noch nicht 2%, die ein derartiges Minimaleinkommen beziehen; mehr als 16% weisen jährlich ein steuerpflichtiges Einkommen zwischen 25 000 und 200 000 Gulden aus (Zahlen von 1928). Interessant ist auch, daß sich die eingeborenen Lohnarbeiter durchweg besser stehen als der Bauer mit eigenem Landbesitz, obwohl es schon von den Löhnen im amtlichen niederländisch-indischen Regierungsbericht von 1924 wörtlich heißt, daß sie „niemals eine Höhe erreicht haben, die den Lebensbedürfnissen der Eingeborenen entspricht"! Folge war, daß eine große Zahl der Bauern zum Anbau von gewinnbringenden Exportgütern, wie Kautschuk und Kaffee, überging. Die ständig sinkenden Preise der letzten Jahre aber haben auch diese Verdienstmöglichkeit sehr geschmälert.

Alle diese Umstände: die teilweise Übervölkerung, der Landmangel, die niederen Löhne und die Notwendigkeit, die Bedürfnisse zu beschränken, die Erniedrigung zum Halb- oder Vollproletariat haben den Boden günstig vorbereitet für die neuen Ideen, die der Weltkrieg bis zu den fernsten farbigen Völkern brachte, und die der unerwartete japanische Sieg 1904 über das weiße Volk der Russen bereits eingeleitet hatte. Das Selbstgefühl stieg ins Ungeheure. Die Eingeborenen Niederländisch-Indiens begannen sich zu rühren und politische Rechte zu fordern. 1910 entstand die erste nationalpolitische Massenorganisation. Im November 1918 hat der Generalgouverneur dann die ersten und schon gleich weitgehenden Zugeständnisse gemacht und eine Beteiligung an Regierung und Verwaltung in Aussicht gestellt. Holland hatte seinen imperialistischen Standpunkt als Kolonialmacht verlassen.

Als 1926 ein neuer Generalgouverneur an die Spitze der Kolonien trat, erklärte er sogar, „den Belangen der Eingeborenen vor allen anderen Belangen den Vorzug geben zu wollen". Ein Konflikt mit dem Großkapital war dadurch unvermeidlich, weil dieses naturgemäß weniger Belang am Wohlergehen des Eingeborenen haben konnte als an der möglichst wirtschaftlichen Ausnutzung seiner Anlagemittel. In demselben Jahre kam es allenthalben zu blutigen Aufständen, die man immer gern mit „Moskau" in Verbindung bringen will, die aber sicher ihre tieferen Gründe in dem Erwachen des indonesischen Freiheitsgedankens haben. 1929 setzte sich der „Volksrat", eine Art koloniales Parlament, schon zur Hälfte aus Eingeborenen nebst Chinesen zusammen; und heute hat selbst das oberste Regierungskollegium, der „Rat von Indien", der vorher aus 5 Europäern bestand, durch Aufnahme von 2 Eingeborenenvertretern der Stimmung des Volkes Rechnung tragen müssen.

WALTER KINTZEL (São Paulo):

Deutsche und japanische Siedlung in Brasilien

Wie man auch „großzügige" Siedlungspläne von der Art der von General Kundt vertretenen[1]) beurteilen möge, — man muß verstehen, aus welchem Boden sie entstehen. Sie wachsen aus der Ansicht, daß gerade die von Deutschland aus bisher betriebene Art der Ansiedlung elend Schiffbruch gelitten hat. Diese Ansicht setzt sich mehr und mehr durch.

Man vergleiche nur die glänzenden Erfolge, welche die Japaner in den letzten Jahren hier in Brasilien durch ihre straffe Organisation, durch geschlossene Ansiedlung und durch Unterstützung vom Heimatlande aus erreicht haben, und betrachte dagegen das Ergebnis unserer deutschen Siedlung. Dann wird jeder auch nur oberflächlich mit den hiesigen Verhältnissen Vertraute zugeben müssen, daß die deutsche Südamerika-Siedlung in den 14 Nachkriegsjahren nur geringe positive Ergebnisse aufzuweisen hat. — Und warum?

Weil unsere Auswanderer von dem Augenblick an, wo sie die Heimat verlassen, vollkommen auf sich selbst angewiesen sind.

Weil sie ohne Kenntnis des Landes und der Sprache gezwungen sind, ihr Land von den großen Kolonisations- und Bodenspekulationsgesellschaften zu kaufen, die Hunderte von Kilometern im Innern, weit von jeder Bahnstation entfernt siedeln.

Und weil das auswandernde Menschenmaterial — bis auf Ausnahmen — zwar nicht schlecht ist, aber so verstädtert, daß es einfach nicht in den primitiven Rahmen einer südamerikanischen Urwaldsiedlung paßt.

Wenn heute Tausende unserer deutschen Landsleute allein in der Stadt São Paulo arbeitslos sind und sich nur durch den kümmerlichen Verdienst, den ihre Frauen als Wäscherinnen oder Aufwärterinnen haben, durch das Leben schlagen, so ist dies allerdings zum Teil mit auf die mangelhafte Organisation unserer Auslandssiedlung zurückzuführen. Denn ursprünglich saßen fast alle diese Leute als Kolonisten im Urwald und hatten nicht die Absicht, Verdienst in der Stadt zu suchen.

Warum sind sie nicht auf ihrer Scholle geblieben?

Weil keine planmäßige Kolonisation, weil keine Organisation vorhanden war, die sie landsmannschaftlich geschlossen ansiedelte. Sie saßen als Einzelgänger unter polnischen, rumänischen oder italienischen Ansiedlern auf ihren Urwaldkolonien. Not, Entbehrungen und Krankheiten, die keinem Neusiedler erspart bleiben, sowie schlechtes Vorwärtskommen durch Unkenntnis der Verhältnisse oder unter den Auswirkungen der Krise fanden in ihnen naturgemäß geringere Widerstandskraft, als wenn sie einen Rückhalt unter gleichdenkenden, gleichsprachigen Stammesangehörigen gehabt hätten.

[1]) Ansiedlung von 250 000 deutschen Familien (!) in den hochlandähnlichen Quellgebieten des Amazonas mit Hilfe nordamerikanischen Kapitals.

So verloren sie den Mut und flüchteten bei der ersten Gelegenheit in die Stadt, um dort ein kümmerliches Proletarierdasein zu fristen. Ihre einzige Hoffnung ist: eines Tages in die Heimat zurückkehren zu können; wenn der vom Zuckerrohrschnaps und Krankheiten verseuchte Körper bis dahin noch aushält. —

Ein ganz anderes Bild bieten die Japanersiedlungen[1]), die ich hier im Staate São Paulo, etwa 80 km von der Landeshauptstadt, kennengelernt habe. Sie sind in einem Maße aufgeblüht, daß sie jeden Europäer, der die Verhältnisse auf den Urwaldkolonien kennt, mit Neid erfüllen müssen. Auch diese Siedler der gelben Rasse hatten im Anfang schwer zu kämpfen. Aber sorgfältige Auswahl des Menschenmaterials, Organisation der Auswanderung, Rückhalt des einzelnen an gleichrassigen Genossen sowie staatliches Interesse und Beratung durch eigene Agronomen ließ sie bald die schwersten Jahre überwinden, ließ sie sogar zu Wohlstand gelangen. Es wäre daher recht angebracht, wenn unsere Fachleute für Südamerika-Siedlung einmal bei den Japanern in die Lehre gingen. Dann würden sie wissen, was siedeln und kolonisieren heißt.

Gewiß haben auch wir, z. B. im Staate Santa Catharina, viel geleistet, aber fast alles in den Vorkriegsjahren. In der Nachkriegszeit bleibt als wesentlicher Erfolg nur die Ansiedlung der Wolgadeutschen auf den Gebieten der „Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft" bestehen. Wer hat sich aber um die Reichsdeutschen bekümmert? — — —

Ich will nicht verkennen, daß in einer ganzen Anzahl Fälle der Auswanderer selbst sein hartes Schicksal verschuldet hat. Wir vergessen nur zu oft, daß in den letzten 30 Jahren Deutschland aus einem Agrarlande ein Industriestaat geworden ist. Diese Wandlung bedingte zwar die heutige hohe Kultur des arbeitenden Auswanderers, aber damit auch seine hohen Lebensansprüche. Unter den primitiven südamerikanischen Verhältnissen, im Wettbewerb mit den weniger verstädterten, anspruchslosen und lebenstüchtigen italienischen, polnischen und rumänisch-ungarischen Auswanderern mußten sie sich unbedingt nachteilig auswirken. Primitivität ist die erste Vorbedingung für den Lebenskampf im Neulande.

Unter Berücksichtigung aller dieser Tatsachen und der augenblicklich in ganz Südamerika herrschenden Wirtschafts- und politischen Krisen muß mit allen Mitteln dahin gewirkt werden, daß die Auswanderung nicht mehr planlos hierhergelenkt wird. Denn deutsches Wesen und deutsche Arbeitskraft können sich in ihrer ganzen Größe nur in einer deutschen Volksgemeinschaft unter deutscher Verwaltung und Obhut entwickeln.

---

[1]) Über die Japanersiedlungen haben wir ausführlich berichtet in IX. Jahrgang 1932, Heft 5: Max Biehl: Brasilien als japanisches Kolonisationsgebiet. Dort auch Karten der japanischen Konzessionen bezw. des jetzigen Standes der Siedlungen. Schriftleitung.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Während sich in den letzten Wochen vor Übernahme des Amtes durch den neuen Präsidenten wenigstens eine formale Zusammenarbeit zwischen Hoover und Roosevelt in der Schuldenfrage anzubahnen scheint, die zu einer sehr unterschiedlichen Behandlung Englands und Frankreichs führen wird, wollen wir als bedeutsamstes Ereignis dieser Übergangszeit in der amerikanischen Politik das überstimmte Philippinen-Veto Hoovers verzeichnen. Wir haben in unserem letzten Bericht den Versuch gemacht, die Grundlinien der amerikanischen Philippinen-Politik aufzuzeigen. Die Ereignisse des Januars fügen sich diesen Linien ein. Senat und Repräsentantenhaus haben sich auf eine gemeinsame Form des Unabhängigkeitsgesetzes einigen können. Dieses Gesetz sieht die Unabhängigkeit der Philippinen für 1943 vor, beginnt aber die Vorbereitung dieser Unabhängigkeit damit, daß bereits 1933 erhebliche Einschränkungen in der Freiheit des Wirtschaftsverkehrs zwischen den Philippinen und den Vereinigten Staaten eintreten sollen. Während die Ausfuhr nach den Inseln freibleiben soll, sind sehr weitgehende, mit den Jahren wachsende Hemmungen sowohl der Einfuhr wie der Einwanderung aus den Philippinen nach den Vereinigten Staaten vorgesehen; diese würden eine plötzliche Verschlechterung der Wirtschaftslage auf den Philippinen hervorrufen und auf die Dauer eine erhebliche Umstellung im Wirtschaftskörper der Philippinen erzwingen. Diese Umstellung wird nie zu vermeiden sein, wenn die Philippinen unabhängig sein, d. h. auch von der Notwendigkeit eines sehr weitgehenden Wirtschaftsaustausches mit einem größeren Wirtschaftsraum frei sein wollen. Monokulturen müßten dann verringert werden, die Produktion müßte vielfältiger werden; erhebliche Kapitalien würden dadurch entwertet; in jedem Fall würde die Wirtschaft der Insel von einer heftigen Krise ergriffen. Das alles jetzt — die Unabhängigkeit, immer noch umhegt von militärischen Klauseln, erst in zehn Jahren! So ergibt sich die reizvolle Lage, daß gegenüber diesem Gesetz die amerikanische Regierung und die nach Unabhängigkeit rufenden Führer der Philippinos gemeinsam gegen den Kongreß kämpfen. Aus sehr verschiedenen Gründen — es wird weder der einen noch der anderen Seite in dieser Gesellschaft wohl sein! — aber die Tatsache besteht. Hoover hat sein Veto gegen das Gesetz eingelegt. Dieses Veto ist sowohl vom Repräsentantenhaus wie vom Senat mit einer starken Zweidrittelmehrheit übergangen worden. So könnte denn das Gesetz von Washington aus in Kraft treten — wenn nicht das Einverständnis des Philippinen-Parlaments vonnöten wäre. Dieses Einverständnis zu diesem Gesetz zu erlangen, erscheint ausgeschlossen; die Philippinos bedanken sich für die vorgesehene Methode des Unabhängigwerdens. Die Führer der Philippinos verlangen damit von ihrer Gefolgschaft ein sehr feines Unterscheidungsvermögen zwischen Ziel und Methode; sie besorgen damit gleichzeitig die Geschäfte

der amerikanischen Admiralität, die grundsätzlich nicht willens ist, die Philippinen freizugeben aus der begreiflichen Sorge, die Begehrlichkeit Japans durch Schaffung eines machtpolitisch leeren Raumes im Westpazifik zu Handlungen aufzufordern, denen das Vorgehen in der Mandschurei ein Vorbild wäre.

Geringere „Unabhängigkeits"-Sorgen macht im Augenblick der westindische Herrschaftsbereich der Vereinigten Staaten. Auch gegenüber Haiti hat man eine ähnliche Methode verfolgt wie gegenüber den Philippinen. Haiti ist seit 1917 durch amerikanische Truppen „befriedet". Nachdem man den Versuch gemacht hat zu sehen, wie sich Nikaragua ohne amerikanische Truppenhilfe im Interessenkreis der Vereinigten Staaten halten wird (Anfang Januar haben die letzten Besatzungen das Land verlassen), versucht man das gleiche mit Haiti. Die Truppen sollen teils zurückgezogen, teils „haitisiert" werden; eine strenge finanzielle Bevormundung soll weiter bleiben; trotzdem nennt man das Ganze einen Versuch, „die volle Unabhängigkeit der souveränen Republik Haiti wiederherzustellen". Der Präsident von Haiti war mit diesem Vorgehen einverstanden (zum Teil wohl aus Furcht vor der kommenden Präsidentschaft Roosevelt, in Erinnerung daran, daß Roosevelt im Jahre 1917 als Unterstaatssekretär im Marineamt erheblichen Anteil an der Besetzung von Haiti hatte und als Vater der von Washington aus oktroyierten Verfassung von Haiti gilt). Das Parlament von Haiti hat dem Präsidenten die Gefolgschaft verweigert; es ist mißtrauisch gegen das Geschenk einer Unabhängigkeit, die nur eine Unabhängigkeit des Namens wäre.

Aus Südamerika ist von beiden Kriegsschauplätzen ein Zustand leidlicher Waffenruhe zu melden. Der Krieg um den Chaco leidet mehr unter dem Klima, als unter den Vermittlungsversuchen verschiedener Herkunft, von denen sich die des Papstes immer noch als am wirksamsten erwiesen haben; die geopolitische Komödie um Leticia scheint um den neuen Akt eines brasilianischen Vermittlungsversuches bereichert zu werden, nachdem sich Brasilien schwer dazu entschließen kann, eine an verschiedenen Stellen zusammengekaufte kolumbianische Armada, bestehend aus älteren Flußkanonenbooten, den Amazonas hinaufdampfen zu lassen. In Chile ist eine Periode von mehreren Monaten ohne Revolution vergangen; die Frage, ob überhaupt eine Reorganisation der Salpeterwirtschaft möglich ist — eine Lebensfrage für Nordchile —, beherrscht die innere und die Finanzpolitik des Landes. In dem handelspolitischen Zwist mit Argentinien ist wenigstens soweit ein Ausgleich erzielt worden, daß man als Symbol dafür, daß Grenzen nicht nur eine Sperrfunktion haben, die Bahnverbindung über die Anden wieder geöffnet hat, die viele Monate gesperrt war.

Die Entwicklung Südafrikas, deren Hintergründe wir in unserem letzten Bericht gestreift haben, ist noch nicht zu irgendwelchen Entscheidungen gelangt. Tielmann Roos, der sich von den Nationalisten getrennt hatte und einen erheblichen Teil der gemäßigten öffentlichen Meinung hinter sich hat, ist bis jetzt auch mit General

Smuts nicht einig geworden. So bleiben die großen Verfassungsprobleme Südafrikas einstweilen in der Schwebe; sie werden sich jeder kommenden Regierung stellen, ob sie nun von Smuts, Roos oder Hertzog geführt werde.

Ein Vorgang von grundsätzlicher Bedeutung spielt sich in der britischen Kronkolonie Kenya ab. Dort war nach langen Kämpfen im Jahre 1930 ein Interessenausgleich zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten weniger erzielt, als vom Colonial Office verfügt worden. Den stärksten Beschränkungen war dabei die indische Händlerschicht unterworfen worden; aber auch die weißen Siedler hatten weitgehende Ausdehnungspläne aufgeben müssen. Der Landbesitz der zahlreichen Eingeborenenstämme war, wie man annahm, dauernd gesichert worden. Durch die Native Lands Trust Ordinance waren etwa 30 Millionen Acres Land zu dauerndem Gebrauch durch die Eingeborenenstämme reserviert worden, denen auf diesem Gebiet ihre alte Stammverfassung und ihre ländliche Betätigung erhalten bleiben sollte. Ein Vorgang, der in sehr viel größeren Ausmaßen der Bildung der amerikanischen Indianer-Reservationen vergleichbar ist. Nur sind die Neger von Kenya sehr viel widerstandsfähiger, zahlreicher und im biologischen Sinn zukunftssicherer, als es die Reste der Indianer in Nordamerika jemals waren. Um so bedeutsamer ist nun ein Vorgang, der sich vergleichen läßt mit den Ereignissen, die sich in Oklahoma abgespielt haben, als die dortigen Mineralschätze bekannt wurden. Zum Unglück für alle feierlich unterschriebenen Versprechungen ist im Kavirondo-Distrikt in Kenya Gold gefunden worden; soweit man den geologischen Berichten trauen darf, ein sehr reichhaltiges Goldvorkommen. Und dieses Goldvorkommen liegt nun innerhalb des Landkomplexes, der von Eingeborenen dicht bevölkert ist und ihnen nach der Ordinance von 1930 auf ewige Zeiten gehören sollte. Die Verwaltung der Kolonie befand sich in einem peinlichen Zwiespalt der Gefühle, als die Goldfunde bekannt wurden. Kann man auf Gold verzichten, wenn es darum geht, den Eingeborenen ein Versprechen zu halten? Reiche Goldausbeute würde für den Etat der Kolonie sehr viel bedeuten Man könnte vieles tun, auch zum Wohle der Eingeborenen, wenn man über die reichen Erlöse des Goldes verfügte . . . Die armen Eingeborenen verstehen ja ihren eigenen Vorteil nicht . . Was haben sie denn von dem bißchen Land, das so viel weniger wertvoll ist als der Schatz in seinem Boden . Dieses waren die Gedanken einer hohen Kolonialverwaltung. Sie hatte nicht die Absicht, die Eingeborenen zu schädigen; sie glaubte sehr klug zu sein und allen Verpflichtungen gerecht zu werden, wenn sie auf dem Verordnungsweg nur eine kleine Klausel der Native Lands Trust Ordinance änderte: jene Klausel, die vorsieht, daß Landflächen, die aus dem Eingeborenenland zu wirtschaftlichen Zwecken herausgenommen werden müßten, für Bahnen, Straßen und ähnliches, niemals in bar abgegolten, sondern nur durch gleichwertige Landflächen ersetzt werden dürften. Man verordnet also, daß den Eingeborenen das goldhaltige Land weggenommen werden kann, daß sie Entschädigung aber nicht in neuem Land

finden — das nämlich ist bei der dichten Besiedlung nicht ohne weiteres zu haben, es sei denn, man wollte weißen Siedlern das Land abnehmen, von denen mancher nur zu bereit wäre, sein Land zu gutem Preise zu verkaufen! —, sondern in barem Geld. Was sollen die Neger damit machen? Sollen sie ihren Stamm verlassen, sollen sie ihre Familien auflösen? Sollen sie an die Küste auswandern, in die Hafenstädte? Man hatte sie an den Boden gebunden, gerade um die Überflutung der Städte mit wurzellosem Negerproletariat zu verhindern. Sollte all das im Goldrausch verschwinden? — Noch ist eine endgültige Entscheidung der britischen Krone nicht erfolgt; in England selbst hat sich starker Widerspruch gegen das Vorgehen der Kenya-Verwaltung erhoben. Persönlichkeiten vom Rang des Erzbischofs von Canterbury und Lord Lugards haben Einspruch erhoben. Die letzte Entscheidung über die Frage des Kenya-Goldes — die ihren Weg in deutsche Zeitungen noch kaum gefunden hat — wird einen tiefen Einblick in die Grundsätze vermitteln, nach denen England in der Gegenwart seine Kolonialpolitik richtet.

Inzwischen hat auch die irische Krise eine nur im Zeitpunkt überraschende Wendung genommen. Um der Einigung seiner Gegner zuvorzukommen, hat De Valera das Parlament aufgelöst. Die Neuwahlen werden stattgefunden haben, wenn dieser Bericht vor unsere Leser tritt. Zu erwarten ist eine Befestigung der Stellung De Valeras bei den Wählern des „armen Südwestens", jener Kleinbauerndistrikte im Süden und Westen der Insel, in denen sich das Gälische als Sprache am besten behauptet hat, in denen die wirtschaftliche Not groß ist, die Augenblickserleichterungen, die De Valera gewährt hatte, daher besonders wohltätig empfunden wurden; in denen auf der anderen Seite der Blick für wirtschaftliche Zusammenhänge am wenigsten entwickelt ist. Wer zu verlieren hat, schart sich um Cosgrave, der wohl kaum ohne Zusagen seitens Englands das Versprechen gewagt hat, er werde, falls er die Mehrheit gewinne, binnen drei Tagen den Zollkrieg mit England beendigen und den englischen Markt wieder für den irischen Farmer eröffnen. Das Ergebnis der Wahl wird knapp sein. Bleibt De Valera siegreich[1]), so eröffnen sich Ausblicke auf dauernden Unfrieden mit England, steigende Wirtschaftsnot im Inneren und Entwicklungen, die der Dritten Internationale angenehmer sein könnten als der in Irland an sich so mächtigen katholischen Kirche.

Neben Irland ist Spanien seit der Revolution ein dauernder westeuropäischer Unruheherd; innerhalb Spaniens sind es immer wieder die gleichen Landschaften, vor allem Andalusien und Katalonien, in denen sich Unzufriedenheit gewaltsam äußert — Katalonien mit der Industriebevölkerung von Barcelona, Andalusien mit einer auch für spanische Verhältnisse ungewöhnlich unglücklichen ländlichen Besitzverteilung.

Aus dem Bereich der Mittelmeerpolitik sei die Ernennung de Jouvenels zum Bot-

[1]) Das ist inzwischen eingetreten; de Valera hat die knappste aller absoluten Mehrheiten, eine Stimme im Parlament, gewonnen.

schafter in Rom hervorgehoben — als Zeugnis für die neuerdings aufgenommenen Versuche Frankreichs, zu einer Teilverständigung mit Italien zu gelangen, deren Vordergrund-Objekte zunächst wieder die Behandlung der Italiener in Tunis und die Südgrenze Tripolitaniens sind, während die großen Fragen der beiderseitigen Flottenstärken, der Adria-, Balkan- und Donaupolitik im Hintergrund stehen. Herriot, der aus psychologisch wohlgewählten Gründen das Ministerpräsidium an Paul-Boncour abgegeben hat und sich nun eine freiere Sprache gestatten kann, hält es allerdings für richtig, schon jetzt das Scheitern der von ihm eingeleiteten Verständigungspolitik mit Italien festzustellen. Dazu wäre zu sagen, daß sein eigener Besuch in Madrid, verbunden mit den Balearen-Beschlüssen des spanischen Parlaments, nicht geeignet war, italienisches Mißtrauen gegen Frankreich zu beseitigen; die südslawischen Angriffe auf die künstlerischen Wahrzeichen früherer venezianischer Hoheit in dalmatinischen Städten sind ebenfalls Zeichen steigender Spannung, nicht steigenden Verständigungswillens. Auf der anderen Seite der Adria werden die Handelsvertragsabsichten Italiens gegenüber Albanien mit wachsendem Mißtrauen beobachtet. Man befürchtet in Südslawien, daß die neuen Abmachungen höchstens dem Namen nach keine Zollunion sein werden.

Griechenland und Rumänien haben fast zu gleicher Zeit ihre Regierungen gewechselt; in Griechenland hat sich Tsaldaris nicht halten können, in Rumänien ist das Kabinett Maniu an dem persönlichen Herrschaftswillen des Königs gescheitert. Donauaufwärts ist eine Benesch-Rede bemerkenswert, die sich über das „korrekte" Verhältnis der Tschechoslowakei gegenüber dem Deutschen Reiche ausspricht, in der aber zugleich die sehr engen Grenzen angezeigt werden, innerhalb deren dieses korrekte Verhalten gilt. Wieder einmal hat sich Benesch namens der Tschechoslowakei als erbitterter grundsätzlicher Gegner jeder Vertragsrevision erklärt, auch wenn die Tschechoslowakei davon unmittelbar nicht berührt wird. Das ist erklärlich: Mögen auch Polen, Rumänien und Südslawien von einer allgemeinen Revision der Verträge manches zu fürchten haben — in allen diesen Fällen bleibt ein unbestrittener Kern des Staates, der selbst nach einer gründlichen Revision der Grenzen Träger einer geschlossenen Macht sein könnte. Benesch weiß, daß es sich mit der Tschechoslowakei anders verhält; aus diesem Wissen stammt seine Feindschaft gegen jede Revision, und wenn sie an einem sehr entfernten Landstrich wirksam würde; daher stammen auch neuerdings die Versuche, das Verhältnis zwischen Polen und der Tschechoslowakei zu verbessern; Versuche, die auch wirtschaftspolitisch gekleidet werden: so etwa in dem Bestreben des aus Danzig bekannten polnischen Ministers Strasburger, der Tschechoslowakei den Exporthafen von Gdingen zu empfehlen. Es ist ein Zug aus derselben Entwicklung, wenn das Verhältnis Polens zu Rumänien im Gefolge der russischen Paktpolitik, aber auch der Weigerung Rumäniens, sich in Donaufragen antideutsch festzulegen, etwas kühler geworden ist.

Während die russische Außenpolitik die Vereinsamung Rumäniens mit Befriedigung beobachtet, hat die außenpolitische Freude an einer anderen Stelle der weitgestreckten Sowjetsüdgrenze nicht lang gedauert. Die schroffe Haltung Persiens gegenüber der D'Arcy-Konzession der Anglo Persian hat gegenüber dem englischen Widerstand schnell nachgelassen; der für den Handstreich der Annullierung verantwortliche persische Minister ist vom Khan entlassen worden; ein Kompromiß mit der Anglo-Persian, deren strenge Unterscheidung gegenüber der englischen Regierung mehr dem persischen Prestige-Bedürfnis als den Tatsachen entspricht, liegt näher, als noch vor kurzem zu erwarten schien. Dafür wendet sich die persische Wirtschaft mit steigendem Nachdruck gegen ihre Ausbeutung durch das russische Durchfuhrmonopol und drängt auf unmittelbare Verkehrsverständigung mit den Mittelmeernachbarn.

In der Sowjetunion selbst bedeutet dieser Winter, der am Ende des „Fünfjahresplans in viereinviertel Jahren" steht, eine Steigerung der allgemeinen Not, die an die Jahre des Kriegskommunismus erinnert. So hält man es im Kreml für richtig, den Fortgang der Industrialisierung zu bremsen und mit dem Erreichten seine Zufriedenheit zu erklären. Die Rede Stalins vom 7. Januar 1933 ist ein Meisterstück der Darstellung — sie ist dem deutschen Leser in der Moskauer Rundschau vom 15. Januar zugänglich gemacht. Wir können uns nicht versagen, unseren Bericht mit dem Zitat zweier kurzer Abschnitte aus dieser Rede zu beschließen, darin manches ausgesprochen ist, was selten in solcher Offenheit gesagt wird. Die Not verteidigend, die dem russischen Volk auferlegt worden ist, heißt es da folgendermaßen:

„Selbstverständlich hätten wir von den eineinhalb Milliarden Rubel ausländischer Valuten, die während dieser Periode für die Einrichtung unserer Schwerindustrie aufgewandt wurden, die Hälfte für den Import von Baumwolle, Leder, Wolle, Kautschuk usw. zurücklegen können. Wir hätten dann mehr Kattun, Schuhe, Kleider. Wir hätten aber dann weder eine Traktorenindustrie noch eine Automobilindustrie, hätten dann keine gediegene Hüttenindustrie, hätten dann kein Metall für den Maschinenbau und stünden der mit der neuen Technik ausgerüsteten kapitalistischen Umgebung waffenlos gegenüber. Wir hätten uns dann der Möglichkeit beraubt, die Landwirtschaft mit Traktoren und landwirtschaftlichen Maschinen zu versorgen, würden also ohne Brot dasitzen. Wir hätten uns der Möglichkeit beraubt, den Sieg über die kapitalistischen Elemente im Lande zu erringen, hätten folglich die Aussichten auf die Restauration des Kapitalismus unglaublich gebessert. Wir hätten dann nicht alle die modernen Verteidigungsmittel, ohne die die staatliche Unabhängigkeit des Landes unmöglich ist, ohne die sich das Land in ein Objekt der militärischen Operationen ausländischer Feinde verwandelt. Unsere Lage wäre dann mehr oder weniger der gegenwärtigen Lage Chinas gleich, das keine eigene Schwerindustrie besitzt, keine eigene Kriegsindustrie, und das von allen, denen es nur einfällt, geschröpft wird.

Mit einem Worte, wir hätten in einem solchen Falle militärische Intervention und keine Nichtangriffspakte, hätten Krieg, einen gefährlichen Krieg auf Tod und Leben, einen blutigen und ungleichen Kampf, denn in diesem Kriege würden wir den Feinden, denen alle modernen Angriffsmittel zur Verfügung stehen, fast waffenlos gegenüberstehen...

Man kann nicht umhin, ein Land nicht anzuspornen, das um hundert Jahre zurück war und dem infolge seiner Rückständigkeit Todesgefahr drohte. Nur auf diese Weise konnte dem Lande die Möglichkeit geboten werden, sich in der Eile auf der Basis der modernen Technik neu auszurüsten und schließlich die breite Bahn zu betreten. (Könnte dieser Satz, 230 Jahre früher, nicht von Peter dem Großen gesprochen worden sein? Anm. d. Ber.)

Ferner, wir konnten nicht wissen, an welchem Tage die Imperialisten über die Sowjetunion herfallen und unseren Aufbau unterbrechen würden, und daß sie in einem beliebigen Augenblick unter Ausnutzung der technisch-wirtschaftlichen Schwäche unseres Landes über uns herfallen konnten, darüber kann kein Zweifel bestehen. Die Partei muß deshalb das Land anspornen, um keine Zeit zu versäumen, um die Atempause bis aufs äußerste auszunützen und rechtzeitig in der Sowjetunion die Grundlagen der Industrialisierung, die die Basis ihrer Macht darstellen, zu schaffen. Die Partei hatte keine Möglichkeit, zu warten und zu manövrieren, sie mußte die Politik der weitmöglichst beschleunigten Tempos durchführen.

Schließlich mußte die Partei in möglichst kurzer Frist die Schwäche des Landes auf dem Gebiete der Wehrfähigkeit überwinden. Die augenblicklichen Verhältnisse, die Zunahme der Rüstungen in den kapitalistischen Ländern, das Fiasko der Abrüstungsidee und der Haß, den die internationale Bourgeoisie gegen die Sowjetunion hegt, all das zwang die Partei, die Verstärkung der Wehrfähigkeit des Landes, der Grundlagen ihrer Unabhängigkeit, zu forcieren."

So sprach Stalin am 7. Januar 1933.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

Alles, was der Völkerbund durch passives Geschehenlassen — ganz im Sinn Gandhis durch „Nichtwiderstehen dem Übel" — China widerfahren läßt und was ihm die japanische Vitalität aktiv nun jenseits von Manchukuo in Shanhaikwan und Jehol zufügt, ist ein Kinderspiel gegen das, was ihm auf weite Sicht die weder dem Völkerbund noch Japan besonders grünen beiden anderen großen Bünde der Welt an Schaden bereiten: die Vereinigten Staaten von Amerika (USA.) und die Sowjetunion (SSSR.).

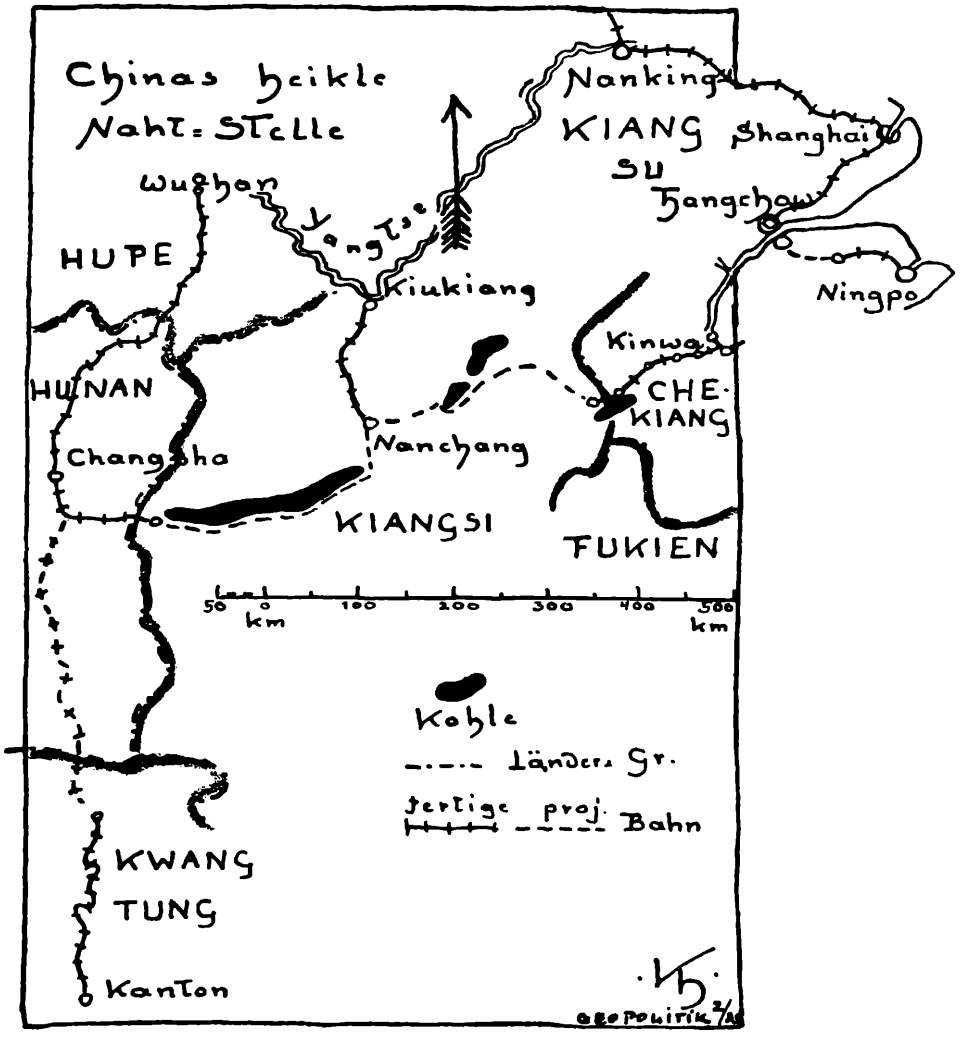
Denn diese beiden vermochten, was weder Japan in seiner Waffenrüstung noch

der Völkerbund in seiner Hilflosigkeit vollbringen konnten: China an seinem fünftausendjährigen Kulturgefüge, an seiner Seele zu schaden. Wer sich aus jüngster Zeit Belege dafür aus dem nur scheinbar geistreich an der Oberfläche hinflitzenden Buch eines „rasenden Reporters" sammeln will, der in Wahrheit mit einem herben Mut, Tatsachen ins Gesicht zu schauen und mißratene Kinder beim Namen zu nennen, in sonst verborgene Tiefen schaut, der findet viele bei Egon Erwin Kisch, „China Geheim", einem würdigen Nachfahren des unvergeßlichen Pseudonymträgers für Putnam Weale, Lennox Simpson, der bei allem Unfug doch für eine recht ernste Sache zu sterben wußte.

Onkel Sams Vogelstrauß-Politik.

Wer aber dann wissen will, wieviel an diesen grausamen Geißelhieben eines Satirikers grimmige Wahrheit ist, der mag es, wenn er schon uns nicht glaubt, aus der stummen Verzweiflung des Nahzeugen Gustav Amann und vieler anderer echter Chinafreunde erfahren, oder aus einem sehr ernsthaft zu nehmenden, neuen Buch von R. H. Tawney: „Land and Labour in China" (London, Allen & Unwin). Mit diesen beiden Worten Land und Labour nennt Tawney, geraume Zeit sozialpolitischer Berater der chinesischen Regierung, die wundesten Stellen Jungchinas. Wo so grundverschiedene Autoren, wie Tawney, Wittfogel und Kisch, über Land- und Arbeitsfragen und Schäden an Imponderabilien um beide übereinstimmen, da wird wohl Feuer bei diesem Rauch sein! „Das Problem ist nicht, wer den Staat regieren soll, sondern ob es überhaupt einen Staat geben soll!" Aber hatten die so schwer gescholtenen japanischen Denkschriften über das „Chaos" in China Schlimmeres behauptet als dieser langjährige Berater Chinas?

Tawney erinnert allerdings auch daran, daß — abgesehen von einem halben Dutzend von großenteils außenbürtigen Großstädten — im Rest von China die Industrialisierung kaum begonnen habe, daß die Zahl seiner Textilwerke etwa der Englands von 1795, seine Kohlenförderung der Englands von 1820 gleichkomme,



Gerade an solchen Stellen aber, wo jede geopolitische Erwägung zu verbindenden Neuanlagen drängen mußte, ist zwar viel geredet, aber wenig gebaut worden. Dazu gehört eine der gefährlichsten Nahtstellen Chinas, von der wir eine Skizze bringen. In der Nordsüdrichtung zwischen altangeglichenem Kolonialgebiet südlich des Yangtse und noch unvollkommen eingeschmolzenem in den Kwang-Ländern, in der Westostrichtung zwischen den uralten Nordsüdverbindungen von Hunan und Kiangsi (deren Wichtigkeit u. a. Georg Wegener so klar gezeichnet hat), schrie alte und neue Erfahrung geradezu nach besseren Quer- und Diagonalverbindungen. Nun sitzt gerade hier in allen Schutz- und Reservat-Landschaften die Sowjetorganisation fest, die sich offenbar klarer über die geopolitische Gunst dieser Gaue war als die Papierzentrale. Die Seiten 270—275 des Annex IV zu den „Memoranda" der Chin. Regierung an den Völkerbund, Nanking, April-August 1932 verraten es amtlich in den „cartes des zones soviétisées", von denen mindestens Kiangsi und Hunan durch einen Bahnbau zur rechten Zeit politisch und wirtschaftlich hätten durchorganisiert werden können, statt dauernd Guerilla-Kriegsgebiet beider Parteien zu sein.

sein Eisenverbrauch — verglichen mit beiden Angelsachsenreichen — lächerlich gering sei. Aber nicht das ist entscheidend, wie Japans Vorstoß in die erste Reihe der großen Mächte beweist, sondern die Tatsache, daß vorerst kein opferbereiter Erneuerungswille, wie in Japan, in gleicher Stärke hinter der papierenen Wirtschaft Jungchinas steht. Tawneys Fabrikerfahrung führt ihn zu „stufenweiser Verbesserung" der Arbeitsbedingungen, „statt zur fruchtlosen Proklamation unerfüllbarer Verheißungen" — wie in China und bei den Sowjets. „Aber wirtschaftliche Erneuerung — wofür China so fruchtbar an Plänen ist — und auch nationale Selbstbestimmung hängt zuletzt davon ab, ob die ersten Daseinsbedingungen eines modernen Staates geschaffen werden können." Diese sieht Tawney mindestens in China trotz allen großen Worten vorläufig noch nicht gegeben. Sonst würde er nicht schreiben: „Entweder die innere Unstete findet sich von selbst zu einem Kräftegleichgewicht durch und schafft sich eine Regierung, stark genug, dies zu erhalten; oder sie wird gezwungen werden, in der einen oder anderen Form, sich bei einer Ordnung zu beruhigen, die ihr fremdes Handeln aufnötigt." „Das Leitproblem für ein unabhängiges China", fügt der A. P. W.-Kritiker Tawneys im Manch. Guard. v. 11. 1. 1933 hinzu, „ist die Schaffung einer wirksamen Regierungsgewalt; eine Landschaft muß die Rolle Preußens und Piemonts im Europa des 19. Jahrhunderts spielen (sic!) und neue Maßstäbe durch sein Beispiel aufrichten!" Wie kann sie das aber, wenn man die Stärke der Länder zerschlägt und aushöhlt?

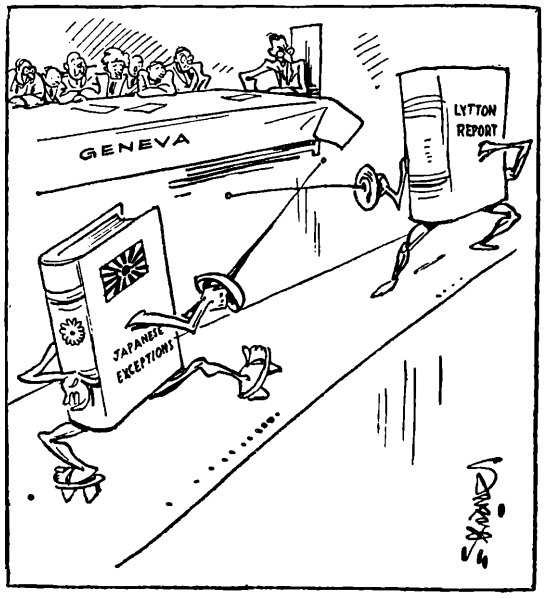
Über die Schulen und Universitäten aber, die dem neuen Staat die Reichserbauer mit moderner Technik über chinesischen Grundmauern liefern sollen, über das „neue Erziehungssystem", „eine auf der Spitze stehende Pyramide", urteilt T. mit einer „an Verzweiflung grenzenden Offenheit und Freiheit". „Die Universitäten hängen in der Luft, breit geschieden von jeder Fühlung mit dem wirklichen Leben." Sehr ermutigend klingt das nicht! —

Man hat eben zwischen 1906 und 1932 in China zuviel auf einmal eingerissen und zuviel nur auf Papier, statt auf Boden und Erde neu gebaut.

Es fehlte nur noch, daß die Unheilsidee von Sun-Fo und seiner Kanton-Regierung zur völligen Zerschlagung der physischen und historischen Länder wie des Heeres Gestalt gewonnen hätte, um ganz China in Fetzen aufzulösen und uns vergeblich nach irgendeinem Kern für einen möglichen Widerstand umherblicken zu lassen. Oder wollen gerade die Kriegstreiber in Kanton und Nanking denn Japan und Manchukuo auch noch Jehol und die altberühmte Berg-Meer-Schranke (Shan-Hai-Kwan), ein unzweifelhaftes Stück altchinesischen Kulturbodens, ohne Schwertstreich überlassen? „Der Völkerbund führt Chinas Kriege nicht." (Far Eastern Review.)

Taktische und technische örtliche Vorteile legten freilich den japanischen Truppen die Sicherung von Shanhaikwan und Umgebung und des Chiumenkow-Passes so ähnlich nahe, wie 1864 den deutschen die Besetzung von Kolding (Jütland)

jenseits der schleswig-holsteinischen Grenze, die auch erhebliche diplomatische Schwierigkeiten in sich barg. Mindestens bis zum Lwan-Fluß aber waren die Küstenstellungen ohnehin gegen die immer flankierende, übermächtige japanische Flotte kaum zu halten, die Vorsicht also der bessere Teil der Tapferkeit. Über die große Mauer, die heute noch mit einem sehr malerischen Auftakt vom Meer und einem scheidenden, in die Befestigung gezogenen Höhenrücken abschwingt, den die Bahn Mukden—Tientsin mit Tunnel unterfährt, reicht die Verwaltungsgrenze von Chili-Hope an verschiedenen Stellen nördlich hinaus. Das alte Reichsschutz-Sinnbild ist also nur mehr ein Imponderabilienhüter, steht als solcher aber hoch im Wert in der Volksseelenstimmung. Japan wußte, was es tat, als es gerade hier die Vorstellung vom internationalen Schutz des eigentlichen chinesischen Altkulturbodens zerfetzte. Selbst Shanghai 1932 tat dem internationalen Gefühl in China nicht so weh wie der ruhmlose Fall von Shanhaikwan. Was der Fall von Shanhaikwan an eingreifender, helfender Fremdgewalt nicht weckte, wird hinter diesem Schleier auch ein weiteres Vorgehen auf Jehol nicht wachrufen. Schon geht ein Gerücht aus Genf, daß erst „ein Vormarsch auf Peking oder Nanking eine neue Lage schaffen würde...". Für weitere Zurückhaltung Englands — trotz seinem kurzen Ausgleichsversuch — sprechen mancherlei Anzeichen.



Wie Genf entscheidet.

Eines davon ist in Indien unter lebhaftem Spektakel hervorgetreten.

Das kleine indische Fürstentum Alwar in Radjputana mit seinen rund 8000 qkm und der ungefähren Einwohnerzahl Münchens im ganzen Fürstentum, am Nordostende des Arawalligebirges, mit einem starken mohammedanischen Bevölkerungseinschlag (Meos; mindestens 200 000, höchstens 400 000) unter einem einsichtigen Hinduherrscher ist gewiß keines der großen Probleme unter den 562 namhafteren indischen Fürstenstaaten, wenn es auch zu den über hundert (106) lebensfähigeren darunter gehört. Aber es ist durch seine Lage an einer spannungsreichen Gewölbestelle des India-Reichsbaues ein merkenswertes Probierstück, zwischen der Südspitze des Punjab, zwei Tagmärsche (rund 60 km) von Delhi, am Stoß von Radjputana

und der vereinigten Provinzen, etwas südöstlich der Hauptverbindung Delhi—Agra—Bombay. Nur einen schwachen Tagmarsch von zwei Hauptschlagadern des indischen Verkehrs haben sich im Ostteil dieses kleinen Fürstentums um Govindgarh Zustände entwickeln können, die es den freilich zuerst und zu lang in die Luft schießenden Truppen des Maharaja unmöglich machten, 8000 bewaffneten Meos Herr zu werden. Sie konnten Hindutempel und Götterbilder zerstören und einen Priester, Füße nach oben, Kopf nach unten, an einen Baum hängen, plündern und Regierungsgebäude stürmen, so daß Truppenzüge der Zentralregierung und deren Beraterstab in die kleine Residenz Alwar, mit ihren 45 000 Einwohnern, zu Hilfe gerufen wurden. Solche, meist zu spät erstickte Unruhen hat Indien schon viele gesehen und wird sie in viel größerem und kleinerem Maßstab noch oft erleben. Diese ist nur gerade eine seltsame, zeitgerechte Neujahrsillustration zu der Beschwichtigungsrede, mit der man amtlich in London die ziemlich ergebnislose dritte Rundtischkonferenz schließen zu müssen glaubte. Und sie ist ein warnender Auftakt für alle Mahner an Englands Adresse, in Nordchina die anderwärts gebundenen Hände nicht zwischen die Räder zu bringen.

Das Spiel von Alwar kann jeden Augenblick von seinen getreuen Islambekennern gegen den Hinduherrscher von Kaschmir, von seinen getreuen „Götzendienern" gegen den Islamherrscher von Hyderabad losgehen, wo es sich aber um Quadratkilometerzahlen von mitteleuropäischen Ausmaßen handelt; und einige 60 000 Mann Weiße sind schnell auf 5 Millionen Quadratkilometer zum Ruhighalten von 353 Millionen verbraucht — auch ohne daß asiatische Mächte Hilfsstellungen beziehen!

Man vergleiche den III. Afghanen-Krieg von 1919!

„Ihr Abendländer wißt ja gar nicht, wie man ein orientalisches Volk in Bewegung setzt", hat mir im Fernen Osten einmal ein hochstehender und sachkundiger Mann gesagt. „Aber wir, wir wissen, wie man Indien vom Kap Comorin bis zum Khyber-Paß hochbringt, und die Engländer wissen von uns, daß wir es können." Das war, als man in Tokio noch an der freilich schon wankenden anglo-japanischen Allianz festhielt und eigentlich ganz gut mit den Herren Indiens stand, ohne sie wirklich zu fürchten.

Freilich war Japan damals noch weniger verstädtert als heute mit seinem Großtokio von 5,3 Millionen und überwiegender verstädterter Bevölkerung im Stammland. Aber man kennt dafür dort die Nervosität der noch mehr verstädterten und kriegsscheuen anderen Großmächte und traut sich zu (trotz Lenins Anweisungen über das Brodelnlassen des Fernen Ostens und Stalins jüngster Rede über Japans Reife für den Bolschewismus), vorläufig noch eher auf faschistischen Bahnen wandeln und die verstädterten, dem Fellachentum zutreibenden Volksteile mit hochpeitschen zu können.

So wund und infektionsreif, wie etwa Shanghai, Tientsin, auch Kanton oder Wuhan, selbst das wohlbewachte Nanking, ist keine von den volkspolitischen, urbanistischen Schwächestellen Japans; und vollends die mehr tropischen Bevölkerungsballungen von Batavia, Singapore, Kalkutta, Bombay glaubt man in Japan sehr viel empfindlicher als die eigenen zu wissen; man glaubt nicht einmal, daß eine Erneuerung des „Anzac"- (australisch-neuseeländisches Armeekorps) Rufes zu den Waffen die gleiche Gefechtskraft, wie 1914 gegen die ganz anders gebundenen Zentralmächte, aus Sidney und Melbourne etwa gegen Japan herausholen würde, und aus den vier anderen Städten, in denen mehr als die halbe Bevölkerung Australiens sitzt. Auch der „rauhe Kalifornier" hat durch die Ballung in Los Angeles und San Francisco viel an seinem kriegerischen Schreck verloren, namentlich seit die große Flotte der USA. um Hawai so ruhig im Skat liegenblieb, daß ihre Drohung sich abnützte wie das viele Gold in den Stahlkammern. Es ist schließlich ein Unterschied, ob man das Prinzip: „Fleet in being" vor dem Fuchsbau an der Nordsee oder vor dem um die Japan-See und das Gelbe Meer mit transpazifischen Weiten handhaben möchte...

Ein geopolitisch greifbarer Hauptgrund für die jähe Beschleunigung, Übersteigerung und Wucht der politischen und sozialen Krise des Fernen und Mittleren Ostens liegt im Aufdrängen außenbürtiger, orts- und wesensfremder Formen der Verstädterung, des „Urbanismus" durch das euramerikanische Abendland an die großen Kulturvölker Monsunasiens — und zwar noch mehr von U.S.-Amerika als von Europa aus.

Dabei hat Tawney gewiß recht, wenn er meint, daß von dieser einseitigen Verstädterung nicht wie in Altengland fast 90%, in Deutschland 73% der Bevölkerung, sondern in China erst etwa 20%, in Indien sogar erst 11—12% der Volksmasse erfaßt und aus ihrer natürlichen, angestammten Entwicklungsrichtung hinausgedrängt seien. Aber das Beispiel der Gewaltherrschaft eines relativ zahlenschwachen verstädterten Proletariats über einige 140—150 Millionen Muschiks und ihresgleichen in den Sowjetbünden zeigt, daß es darauf nicht ankommt. Liest man z. B. aufmerksam daraufhin das vorerwähnte „China-Geheim"-Buch von Kisch, so sieht man augenblicklich, daß die Mehrzahl seiner Eindrücke nur aus Shanghai, Peking, Nanking, kaum Kanton und Hankau-Wuhan stammt, und daß er sie nach Mitteilungen von Frau Agnes Smedley (mit guter, aber höchst einseitiger Beobachtungsgabe) und des „China-Forum"-Kreises, auch wohl von Freunden des Kommunistenpaares Ruegg verallgemeinert. Man würde ein ähnliches Anklagebuch ebenso sicher über New York und Buenos Aires wie über Moskau und manchen „Kolchos" (Agrarverwaltg. d. Sowjets) schreiben können und damit ebenfalls durchaus berechtigterweise das Gewissen der Menschheit erschüttern! Aber die schärfsten Schlaglichter und Schlagschatten hängen mit der Ortsfremdheit der betreffenden städtischen Nachtbilder zusammen, der russischen Emigration, der

verschleppten Frühindustrialisierung im „semi-european style", die doch vorerst nur 127 Werke im riesigen China betrifft. Dennoch kann eine dort ausgeheckte Organisation durchaus wie ein Lauffeuer über China wegbrausen, wie denn in zwei Jahren die chinesische Sowjetorganisation — in Kanton entstanden, von Shanghai aus subventioniert — von etwa 60 000 Bewaffneten auf 90 000 und heute geschätzte 300 000 stieg, trotz verschiedenen „Vernichtungsfeldzügen". Ortsfremde, von außen her in ihrer Gruppenbildung ins Leben gerufene Verstädterungserscheinungen sind auch in Indien, Bombay wie Kalkutta, Herde des Mißvergnügens und Ausgangspunkte gegensätzlicher, soziologischer wie wirtschaftspolitischer Strömungen, selbst unter den weißen Handelskammermitgliedern.

Von dem seit der Landöffnung jäh übersteigerten japanischen Verstädterungsproblem geht der überwiegende Teil der Antriebe zur stoßweisen Reichsexpansion aus; viel weniger von der in ländlicher Wohnweise auf etwa 47—48% herabgeglittenen, in der Beschäftigung noch etwa 57—58% der Volksmasse umfassenden ländlichen, land- und forstwirtschaftlichen Bevölkerungsquote, eher schon von den mit Meererwerb befaßten, etwa 8—10 Millionen. (Genauere Zahlen weisen Dr. Schepers und Dr. Rosinsky in ihren Spezialarbeiten über Japans Meerernährung nach.)

Wohl ist noch ein Teil der fortschrittsfrohen Japaner im westlichen Sinn auch an dieser Jahreswende stolz über jedes 100 000 verstädterter Menschen mehr, die er namentlich für das unheimlich anschwellende Groß-Tokio (5,3 Mill. E.), für Osaka (über 2,5), für Nagoya (demnächst 1 Mill.) verbuchen kann. Aber schon wachsen die Kreise, die unter vier Augen zugeben, die große Torheit Japans heiße Groß-Tokio, wie die große U.S.Amerikas Groß-New York und Deutschlands Groß-Berlin, Kreise, die auf Erleichterung des Verstädterungsdruckes bedacht sind und in Spannungszeiten den Regierungsapparat sicher wieder aus der brodelnden verstädterten Menschenmasse hinweg in das stille, gefestigte Hiroshima oder Kure fahren werden.

Sehr fraglich ist ja auch, ob man heute noch in Britisch-Indien die Zentrale in das religiöse Streitgebiet um Delhi legen würde (vgl. Fall Alwar!), wenn nicht die Prunkbauten schon stünden, fraglich ist, ob man voraussah, daß ein sparsamerer Geldbewilligungskörper zuerst mit dem Luxus des wechselnden Regierungssitzes (ehedem Kalkutta-Simla, heute Delhi-Simla) aufräumen würde und die Sahibs in Regen und Sonne von Delhi herabnötigen müsse, die schon den Großmoguln so auf die Nerven ging, daß sie sich weither Wasserfäden in die Palastgärten leiten, Rosen samt Erde bis von Kabul karawanenweise herabtragen ließen oder auch nach Srinagar flüchteten. Ebenso liegt ja auf die Dauer schon im bloßen tropischen Großstadtdruck in Singapore oder Batavia ein hemmendes Moment für den weißen Mann gegenüber dem gelben und braunen Wettbewerb.

So hat die bloße Weiterverbreitung der von ihnen selbst in einseitiger und übertriebener Ausbrütung der Rassenkrankheiten und Volkskörperinfektion durch Ver-

städterung geschaffenen geopolitischen und sozialen Übelstände die Aussichten der Kolonialmächte auf guten Ausgang des von ihnen selbst durch den Weltkrieg herbeigeführten Abringens herabgedrückt. Da dieses Heft sich auch sonst mit Folgen der Verstädterung befaßt, mußte auch der indopazifische Bericht diesen Zusammenhang für sein Gebiet einmal beleuchten. Man kann die politisch-wissenschaftlichen Forscher geradezu in zwei große Gruppen einteilen, je nachdem sie diesen Befund erkennen, oder ob sie es nicht tun und dann sekundäre Symptome für primäre Ursachen lärmend bekämpfen.

Nicht jeder kann, wie Lord Irwin, in seinem Lebewohl an Bombay so sicher darauf trauen, daß ihm die Nachwelt gerecht wird, und sagen: „Das Lebenswerk eines Mannes oder einer Altersklasse ist eine kleine Kraft in der Evolution einer Volkheit, und wir werden sicherlich auf einer größeren Waage gewogen werden als wir wissen." Wesentlich ist, daß wir dann als ganze Gewichte darin liegen und nicht etwa, wie Macdonald oder Roosevelt und so viele andere, ganz verschieden wiegen, je nachdem wir als Abgeordnete oder Premierminister, durch Oppositionsgeschrei oder formende Taten wirken müssen. Wenn man begütigend zwischen Macdonald und Gandhi steht, wie Rabindranath Tagore, so spricht sich leicht aus: „Kein Land kann gegen seinen Willen von einem anderen regiert werden, und Indien nicht länger mit Gewalt..." Noch vieles andere meinte der humane Weise, etwa wie Plato bei seinen Gastrollen in Syrakus. Aber kann sich China, könnte sich Indien ohne Gewalt regieren? Einstweilen jedenfalls stehen Anfang 1933 die Japaner für Manchukuo in Shanhaikwan und besetzen Jehol; schräg durch China marschieren rote Armeekorps und die umgewandelte 19. Armee hinterdrein; Islam und Hindus zerschlagen sich in Alwar, Bombay, Kaschmir die Köpfe, und R. Tagore predigt über indische Versöhnung, L. Cranmer-Byng schreibt goldene Worte über „The Vision of Asia", herrlich in Erbauungsstunden zu lesen. „The Peoples Tribune" serviert ein unübertreffliches Gemisch aus milder, weltversöhnender Kulturpolitik und scharfem antijapanischem Pfeffer, und der „Japanische Verein in Deutschland" bereitet in geschickten Dosierungen das projapanische Gegengift.

Zwischen alledem sucht der Berichterstatter seinen Weg; er findet die gefährlichste Krankheitsursache des Ostens eben doch in der unweisen Übertragung westlicher Krankheitsstoffe in einen ganz anders aufgebauten Kulturkörper, der nur in Japan einigermaßen Zeit gehabt hatte, die unentbehrlichen Schutzstoffe auszubilden, sonst aber schutzlos im Fieber glüht.

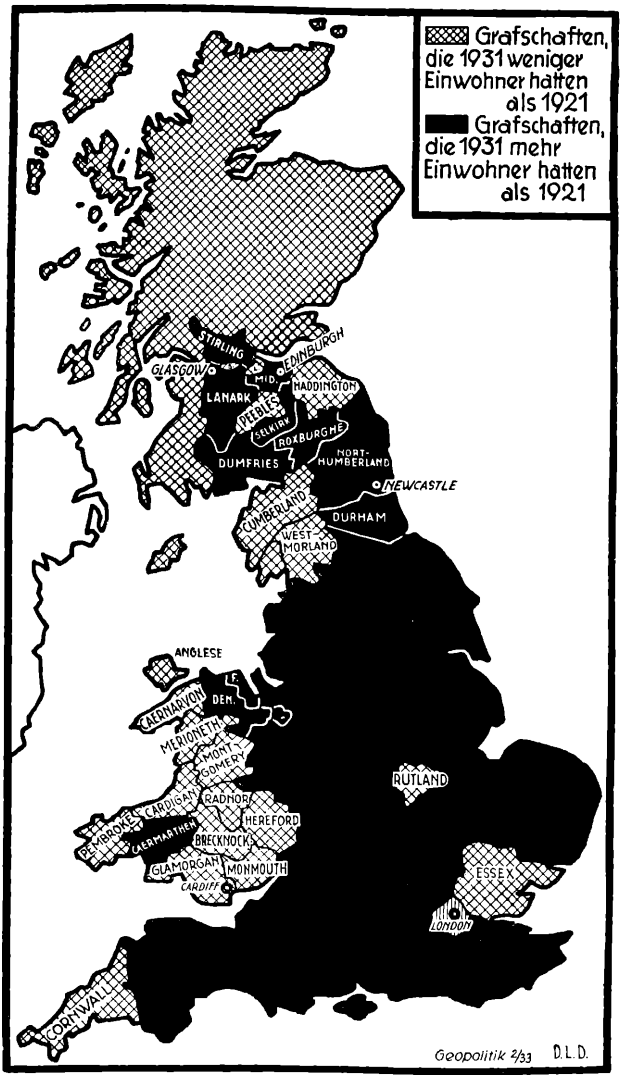
ALBRECHT HAUSHOFER:

Die ländliche Entvölkerung in Großbritannien

Die Aufgabe von Kulturland, die Verminderung der Menschenzahl innerhalb eines größeren Landschaftsbereiches, die mit ihr einherzugehen pflegt, kurz: die Minderung der Menschenverbundenheit und Menschengestaltung eines Landes gehört zu den eindrucksvollsten Vorgängen, weil sie bis vor kurzem in Europa verhältnismäßig selten war, und auch heute noch selten zu sein scheint. Sie ist es in Wirklichkeit nicht. Die ausgezeichneten Arbeiten von Bernhard und seiner Schule haben gezeigt, daß die Alpenländer in weiten Teilen einen Bevölkerungsrückgang aufweisen; die Entvölkerung großer Teile der ländlichen Departements in Frankreich ist ebenso bekannt wie der früh einsetzende, zeitweise freilich wieder aussetzende Bevölkerungsrückgang in Irland; auch im Deutschen Reich finden sich einzelne ländliche Gebiete, deren Bevölkerung geringer ist als sie vor dem Kriege war. Die Nachkriegsentwicklung ist in Deutschland noch nicht genau zu verfolgen; die Zählung von 1925 liegt schon weit zurück.

Großbritannien hat Zählungen in den Jahren 1921 und 1931 gehabt; ein Vergleich der Bevölkerungsverteilung in diesen beiden Jahren ist lehrreich — selbst wenn man in der Darstellung nicht auf die Gemeinden, sondern nur auf die größeren Gebietseinheiten der Counties zurückgreift. Gewiß gehen dabei die Wanderungsverluste auf kleinem Raum der Darstellung verloren. Wenn eine Industriestadt nur auf Kosten der sie unmittelbar umgebenden Landfläche wächst, dann tritt das in der Bevölkerungsstatistik der Counties nicht in Erscheinung. Aber die Counties umfassen verhältnismäßig kleine Flächen: ihre Durchschnittsgröße ist für England etwa 2600, für Wales etwa 1550, für Schottland etwa 2300 qkm. Zahlreiche Grafschaften in Schottland (Bute, Clackmannan, Dumbarton, Haddington, Kinross, Nairn, Renfrew, Selkirk und Linlithgow), einige in England und Wales (Middlesex, Rutland; Anglesey, Flint) sind an Fläche kleiner als die Stadt Berlin mit 880 qkm. Die größte Grafschaft in England, York-West, ist etwa so groß wie der Regierungsbezirk Münster, die zweitgrößte, Devonshire, so groß wie der Regierungsbezirk Stade. In Schottland gehen nur die dünnbevölkerten nördlichen und nordwestlichen Grafschaften Inverness, Argyll, Ross-Cromarty über diese Größenordnung hinaus. So wird der Wanderungsverlust auch bei einer kartographischen Darstellung, die sich auf die Grafschaften bezieht, im allgemeinen erfaßt werden — mit Ausnahme jener Gebiete, in denen städtische Zuwachs- und ländliche Entvölkerungsgebiete sehr nahe beisammenliegen, wie in einigen Teilen von Lancashire und Yorkshire, in Durham und Northumberland und vielleicht in einigen der östlichen Grafschaften Englands. Der mögliche Fehler einer solchen Darstellung liegt darin, daß einige Gebiete, deren Bevölkerung schon zurückgeht, von der Darstellung als Entvölkerungsgebiet ausgeschlossen bleiben, weil einzelne Städte noch Wanderungsgewinn auf-

weisen; daß umgekehrt einige noch eben wachsende Städte, wie Aberdeen und Dundee in Schottland, Cardiff in Wales mehr als ausgeglichen werden durch eine stark schrumpfende Bevölkerung im Umkreis. Im ganzen also ist die von der



Bevölkerungsverminderung erfaßte Fläche noch größer als sie auf der Karte erscheint; auf dieser treten nur die stärksten und am meisten zusammenhängenden Gebiete des Rückgangs hervor.

Deren Verteilung aber gibt ein sehr klares und eindrucksvolles Bild. Das gesamte

nördliche Hochland in Schottland ist ein geschlossenes Gebiet des Bevölkerungsrückgangs, ebenso der Westen Südschottlands; die Lowlands sind keineswegs ein geschlossenes Gebiet des Zuwachses: dieses beschränkt sich auf die unmittelbare Umgebung von Edinburg und Glasgow, und im südlichen Hügelland auf Selkirk, Renfrew und Roxbourgh.

An die Entvölkerungsgebiete von Südschottland schließen sich die englischen Grafschaften Cumberland und Westmorland; weiter südlich gehört der größte Teil von Wales und im Südwesten die Grafschaft Cornwall dazu. So ist die gesamte Westküste Großbritanniens mit Ausnahme Lancashires, wo das Industriegebiet an die Küste reicht, der Liverpool benachbarten Waliser Grafschaften Denbigh und Flint, und einiger Strecken um den Bristolkanal Entvölkerungsgebiet. Demgegenüber sind es im Osten Englands nur zwei Grafschaften, die schon im Bevölkerungsrückgang sind: das kleine Rutland und das London benachbarte Essex, das am wenigsten teilhat an der Außenentwicklung der Hauptstadt. Freilich kommen auch Suffolk und Norfolk der Grenze des Gleichgewichts sehr nahe; es ist wahrscheinlich, daß eine nächste Zählung auch hier an der Ostküste ein größeres Gebiet des Bevölkerungsrückganges aufweisen wird.

Die regionalen Einzelheiten aufzuzeigen, kann nicht die Aufgabe dieser kurzen Übersicht sein. Die Übereinstimmung der wichtigsten Entvölkerungsgebiete mit den Bergländern und mit den klimatisch ungünstigsten, dem atlantischen Wetter offensten, der Landwirschaft und dem täglichen Leben des Menschen unfreundlichsten Landstrichen ergibt sich ohne weiteres. Bemerkenswert aber ist, daß auch ein großes Bergbaugebiet, das Kohlengebiet um Cardiff, zu den Gebieten der Entvölkerung zählt. London selbst unterliegt weiter der Citybildung; die Wanderung in die Außenbezirke hält an; die Verringerung der Volkszahl im Stadtkern ist beträchtlich. Das Gesamtbild zeugt für die weitere Verstädterung Großbritanniens.

VOM ABSTERBEN DER STÄDTE

Zum Fragenkreis der Verstädterung I

Der Fragenkreis der Verstädterung, des Urbanismus, ist — neben dem Verhältnis der Ernährungskraft des Bodens zu seiner drohenden Übervölkerung — der wichtigste für die Zukunft der Menschheit auf der immer enger werdenden Erde. Zu seiner voraussetzungslosen Erforschung müssen sich Geopolitik, Ethnopolitik und Soziopolitik die Hand reichen, ganz gleich, ob wir die Bevölkerungswissenschaften und Gesellschaftswissenschaften gegen ihre erdbestimmten und bodenwüchsigen Grundlagen so abgrenzen, wie R. Kjellén es tat, oder wie wir Neueren es tun. Kein Gesellschaftsbau: Land, Staat, Reich, Völkerbund, Sowjet oder USA. kann frei vom Boden, von der Erde auf dem Papier stehen; und sobald man ihn

auf festen Boden zu stellen sucht, erhebt sich, gleich nach der Frage, ob überhaupt Raum zum Atmen da sei, die zweite: ob das Leben sich in ländlichen oder verstädterten Formen darauf abspiele.

Die Frage, ob ein verstädterter Lebensraum sich dauernd lebensfähig erhalten kann, ist an vereinzelten Stellen unseres Planeten uralten Versuchen unterworfen worden, deren Ablauf wir zum Teil sehr genau kennen. Es gab einen verderblichen Stadt-Land-Gegensatz in Babylon, Ur und Ninive — wahrscheinlich ganz ähnlich, wie er ehedem das mittelalterliche Bagdad zerstörte und heute noch durch den Haß des Nomaden gegen den Städter das Irak lähmt. Athen, Rom, Alexandria und die syrischen Orontes-Städte, Alt-Delhi zeigen verwandte Erscheinungen; und dem römischen Reich wurde seine Unfähigkeit, die Verstädterungsfrage zu lösen (wie Eduard Meyer in seiner „Wirtschaftlichen Entwicklung des Altertums" enthüllt), zum Reichsproblem, an dem die Antike zerbrach.

Aber erst das 19. Jahrhundert sah die Verstädterungsgefahr für das Dasein weiter Erdräume zum weltumspannenden Problem heranwachsen, ungefähr gleichläufig mit der rasch zunehmenden Volksdichte, obwohl in Ostindien und China lange vor Europas Industrialisierung altgeschichtliche Räume vorindustrieller Volksverdichtung ohne eigentliche Verstädterung bestanden: in Bengalen, Shantung und im Yangtsetal. In dem außerordentlich dicht besiedelten Japan ist erst 1927 mit 51% gegen 49% das Überwiegen städtischer Bevölkerung über die ländliche eingetreten.

Dennoch ist Japan, mit 8 Arbeiter- und Kleinbauern-Abgeordneten unter 466, noch weit von jener Neigung zur Arbeiterherrschaft, die wir mit so ausgesprochener Entwicklung der Verstädterung im Westen als selbstverständliche Parallelerscheinung verbinden, oder gar von der spätrömischen Entwicklung auf panem et circenses hin, in vorwaltend materieller Einstellung eines großstädtischen Proletariats.

Aber die Tatsache, daß mit den Gedankenreihen der Verstädterung fast selbsttätig solche des Verfalls von staatlichen und städtischen Lebensformen sich in unser Erfahrungsbild einschalten, zeigt uns den Ernst der Lage und die Notwendigkeit, ihm ins Auge zu sehen.

Wann spricht die Wissenschaft beim Vergleich der menschlichen Siedlungsformen auf der Erde von Verstädterung? Der rein zahlenmäßig Eingestellte macht sich die Antwort leicht und sagt: Wenn die Statistik uns nachweist, daß mehr als 50% der Bevölkerung in Städten wohnen oder unter der Vorherrschaft städtischen Lebens stehen. Aber so monoton ist der Gottheit lebendiges Kleid nicht gewoben! Überschauen wir den Erdball vergleichend, so erfahren viele unserer Mitbürger wahrscheinlich mit Staunen, daß Erdräume hochgradig verstädtert sind, die sie für vorwiegend ländliche, agrarische halten, in deren Ausfuhr auch eine landwirtschaftliche Farbe deutlich sichtbar wird, wie Australien, Kalifornien, neben den wirklich durch Industrialisierung verstädterten und übervölkerten, wie Deutschland, Belgien, England und Teilgebieten der Vereinigten Staaten im Osten. Und zu ihrer weiteren

Überraschung sehen sie großräumige Landschaften, wie Indien, ausgedehnte Teile von China, mit uralter Kultur, altberühmten Stadtnamen, noch immer auf den Schultern der Dorfgemeinschaft, der Panchayat stehen, und die altberühmten Stätten menschlicher Stadtkultur darin zahlenmäßig eine ganz bescheidene Rolle spielen. Wir sehen also: mit den allzu dürftigen statistischen Methoden werden wir diesem Problem nicht beikommen. Dazu ist es zu lebensvoll und zu vielgestaltig: es ist überhaupt nicht mit den Mitteln einer einzelnen Ressortwissenschaft allein erfaßbar. Sie sind alle dafür zu eng!

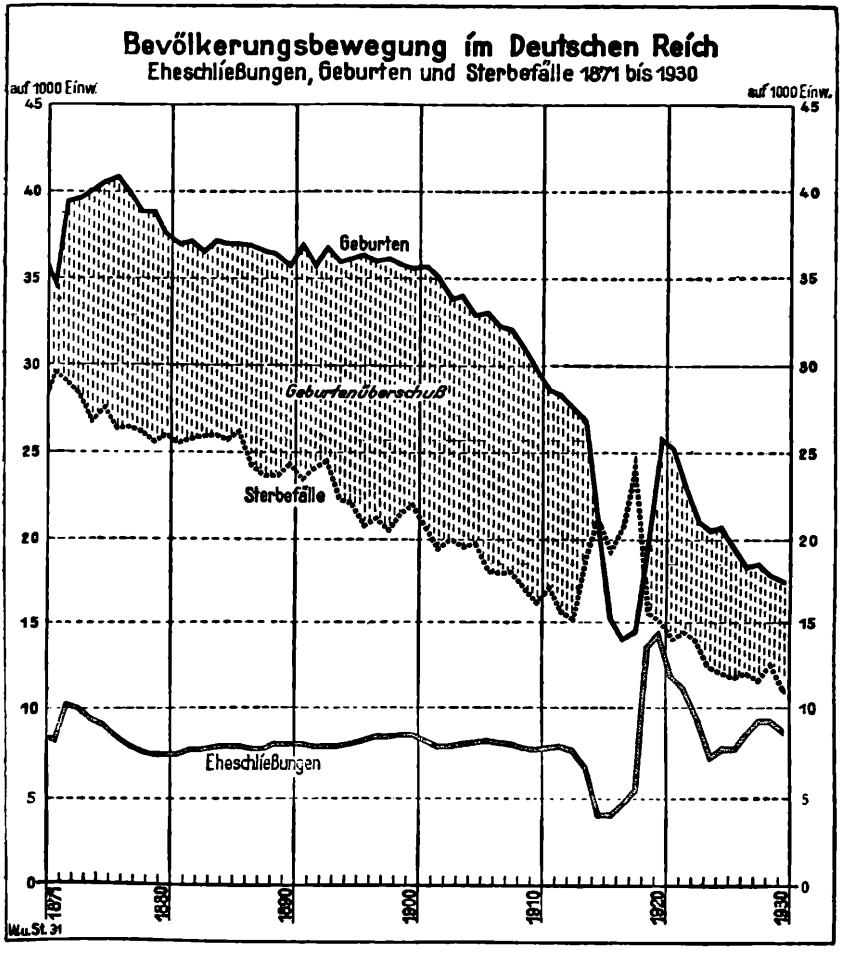
Es gibt keinen andern Weg, als den der sorgfältigen, aber auch mühevollen länderkundlichen und volkswirtschaftlichen Untersuchung der einzelnen Groß- und Teilräume auf das Bild und den Grad ihrer Verstädterung hin, und dann erst wieder ihrer vergleichenden Zusammenfassung darauf hin, wie sich die Verstädterung in ihnen auswirkt, ob sie der Arbeiterherrschaft Vorschub leistet und sie dann wieder dadurch zerstört, daß die Stadt, namentlich die Großstadt, eben ein Verzehrer des Lebens auf der Erdoberfläche in größerem Umfang ist, als sie Leben hervorbringt und steigert. Karl Haushofer[1]).

Zum Fragenkreis der Verstädterung II

Zur Kernfrage des Verstädterungsproblems wird die Feststellung: wo wächst die Stadt, die mit dem Boden verwurzelte Sammelstätte der Kultur, hinüber in die wurzellose Form der Großstadt, — jenen „Verzehrer des Lebens", wie Haushofer sagt? Hier liegt ein entscheidender Schnitt, fast eine strukturelle Änderung. Sie wird sinnfällig, wenn man München, statistisch eine Großstadt von 730000 Einwohnern (1931), vergleicht mit Köln, das fast genau ebensoviel Bewohner hat. Während München sich in seinem Gefüge nur langsam wandelte, ist bei Köln in der Nachkriegszeit eine Umstellung festzustellen, die unter Vernichtung alter Werte (wie es auch seine Altstadt schon frühzeitig geopfert hat) bis an die Wurzeln des sozialen Gefüges geht. Vorgetrieben wurde diese Entwicklung durch die Lagengunst während der Besatzungszeit: die Tatsache, daß der Druck der englischen Besatzung leichter war als der von Belgiern und Franzosen, gab Köln für die Dauer der Besatzung und der Inflation eine Bedeutung, die weit über seinen „Lebensraum" hinausging.

Man wird unschwer Parallelen zwischen dieser Entwicklung der Stadt und dem auffinden können, was wir im Januarheft als Monokulturerscheinung feststellten. Denn in zwiefacher Hinsicht ist die Großstadt, wenn sie einmal wurzellos geworden ist, monokulturbedingt: zum einen ist sie in einseitiger Weise Ausgleichsstelle zwischen den verschiedenen Erzeugungsmonokulturen (in einem nach Größe und Bedeutung unterschiedlichen Einzugsgebiet). Zum anderen aber ist

[1]) In der Einleitung zu Gattineau, H. J. C.: Verstädterung und Arbeiterherrschaft, Berlin 1929, S. XII ff.



Aus Fr. Burgdörfer: Volk ohne Jugend, Berlin 1932

Auf einige Aussagen, welche diese Darstellung vermittelt, sei besonders hingewiesen: die Geburtenzahl beschreibt eine Kurve, deren Bruch 1901 einsetzt und die — mit der Unterbrechung durch den Krieg — völlig gleichmäßig bis heute absinkt. Weder die durch Vorkriegszeit, Krieg, Inflation und Krise alle Extreme durchlaufenden Wirtschaftsbedingungen haben den Verlauf der Kurve beeinflußt, noch hat der Krieg eine heute ersichtliche langdauernde Einwirkung neben der vorübergehenden von 1914—1920 ausgeübt. Tatsachen, die deutlich gegen die landläufige Auffassung sprechen: daß die Kinderzahl von wirtschaftlichen Verhältnissen bestimmt werde. Sehr beachtenswert ist auch das Ineinanderwirken der anderen Kurven dieser Darstellung: das ständige Sinken der Sterbeziffer um fast $^2/_3$, die Gleichmäßigkeit der Eheschließungen vor dem Kriege, die Tatsache, daß wir heute bei demgegenüber hohen Eheschließungsziffern einen Tiefstand der Geburten haben. Auf die Problematik, die hinter diesen zunächst nur statistisch zu bewertenden Kurvenverläufen steht, kann hier nicht eingegangen werden.

sie selbst Ausstrahlungsgebiet im Sinne der Monokultur: von ihr vor allem gehen jene Einflüsse aus, die wir unter dem Begriff „Verstädterung" erfassen wollen. Ein Begriff übrigens, der nur die verhängnisvoll-einseitigen Auswirkungen der entwurzelten Großstadt, nicht aber die andersgearteten der Stadt deckt.

Monokultur zieht Monokultur nach sich. Nach diesem Satz steht in der entwickelten Stadt alles Leben unter dem Banne der Monokultur. Das großstädtische Dasein trägt den Zug der Einseitigkeit. Beim einzelnen Menschen verschiebt sich das Schwergewicht des Lebens zur Berufsarbeit, die normalisiert, speziell geworden ist und ihren eigentlichen Kulturgehalt zu verlieren droht oder schon verloren hat. Das Eigenleben schwindet unter der Belastung mit dieser Arbeit, die unter der Peitsche des „Tempos" meist auch die physischen Kräfte an sich reißt. Es fehlt der Einklang zwischen den beiden Hälften, in die der Stadtmensch zerrissen wird: dem Erwerbsdasein und dem „eigentlichen Leben".

Dieser Zwiespalt reicht bis in die Lebensfunktionen des Stadtmenschen. Es gibt vieles, was Mediziner und Biologe hierzu sagen könnten. In einem der nächsten Hefte werden wir ausführlicher auch diese Auswirkungen des Stadtlebens auf den Körper des Menschen behandeln. In diesem Heft liegt uns daran, zunächst das Verhängnis aufzuzeigen, mit dem die Einseitigkeit städtischer Lebensform die Familie, die Generationenfolge und in letzter Entwicklung Volkskörper und Staat bedroht.

Unter dem Zwang des Stadtlebens wird der einzelne Mensch in biologisch und psychologisch faßbarer Weise umgestaltet: die Angleichung der Geschlechter, die Vermännlichung der Frau, die Verweiblichung des Mannes, sprechen dafür. Es ist kein Zufall, daß gerade in den Ländern stärkster Verstädterung (USAmerika, Großbritannien, Deutschland) die Polarität der Geschlechter stark an Spannung verloren hat. Einseitig wird das Familienleben von Wirtschaftsfragen bestimmt. Mann, Frau und Kind, sie alle stehen unter der Not des „Verdienens". So laufen ihre einzelnen Lebenskreise auseinander. Der Boden zwingender Gemeinsamkeit, der die mittelalterliche Familie kennzeichnet, ist versunken. Fast nur der Bauer kennt ihn heute noch. Die Ehe büßt an Tragfähigkeit ein (man beachte die Scheidungspraxis!); mit der Spannkraft der Ehe sinkt der Wille zur Fortpflanzung: Geburtenmüdigkeit und Geburtenverweigerung gewinnen die Oberhand. Trotz Zunahme der Eheschlüsse gehen die Geburten jäh zurück. Sie reichen in den Ländern der höchsten Verstädterung nicht mehr aus, den Bestand der Bevölkerung zu erhalten: die Städte sterben ab.

Diese Erscheinung ist so sichtlich mit dem Wesen der wurzellosen Großstadt verbunden, daß sie wohl dazu dienen kann, an die tieferen Lagen der mit Verstädterung verbundenen Fragen heranzukommen. Es kommt hinzu, daß gerade die Bevölkerungsstatistik mehr als andere Formen der Statistik in der Lage scheint, auf viele Fragen Auskunft zu geben, die sich bei der Suche nach einer Erklärung

der für das Schicksal des deutschen Volkes ausschlaggebenden Bevölkerungsbewegung aufdrängen: Hier wird die wissenschaftliche Fragestellung am ehesten zu Ergebnissen führen.

In folgendem Aufsatz stellt F. Burgdörfer das Verhältnis zwischen den Geburtenziffern des Landes und der deutschen Städte dar, um daraus eine Reihe wichtiger Folgerungen für die großen Linien der deutschen Politik zu ziehen. Es ist zu beachten, daß diese Untersuchung sich streng an den statistischen Begriff der Stadt hält, zunächst also keinen Aufschluß gibt für den Prozeß der Verstädterung, wie wir ihn oben erläuterten. Ihm werden wir uns erst im weiteren Verlauf unserer Untersuchung nähern, die zunächst im Märzheft fortgeführt wird.

Die Schriftleitung.

Friedrich Burgdörfer / Stadt oder Land?

Berechnungen und Betrachtungen zum Problem der deutschen Verstädterung [1])

Bevölkerungswachstum und Wirtschaftsstruktur

Wenn Deutschland, das bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein ausgesprochenes Agrarland war, sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einem vorwiegend Industrie und Handel treibenden Land entwickelt hat, wenn aus einem vorwiegend ländlichen Volk ein vorwiegend städtisches Volk geworden ist[2]), so war die treibende Kraft dieser großen volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umschichtung das stürmische Bevölkerungswachstum jener Epoche. Nachdem dieses Bevölkerungswachstum so gut wie aufgehört hat und die Gefahr eines Bevölkerungsstillstandes, ja eines baldigen Rückgangs nahegerückt ist, drängt sich von selbst die Vermutung auf, daß auch jener volkswirtschaftliche Umbildungsprozeß seinem Abschluß oder gar einer gewissen Rückbildung nahe sein dürfte.

Bevölkerungswachstum und Wirtschaftsstruktur stehen in enger Wechselwirkung. Wie das rüstige Bevölkerungswachstum der treibende Faktor der volkswirtschaftlichen Umschichtung, insbesondere der starken Ausweitung von Industrie, Handel und Verkehr (bei ungefähr gleichbleibender Landwirtschaft) war, so ist umgekehrt jenes stürmische Bevölkerungswachstum bis zu einem gewissen Grad auch wieder bedingt und ermöglicht gewesen durch die kraftvolle wirtschaftliche Entwicklung. Und diese wiederum wurde ihrerseits vorbereitet und aufs nachhaltigste gefördert durch die staatliche Entwicklung: die Gründung des Deutschen Zollvereins, die Wiederaufrichtung und machtpolitische Erstarkung

---

[1]) Auszugsweise entnommen aus dem in Kürze erscheinenden Werk: F. Burgdörfer, Zurück zum Agrarstaat? Berlin-Grunewald 1933. Kart. ca. M. 4.80.

[2]) Vgl. F. Burgdörfer, Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes, Deutschland-Jahrbuch 1928, herausg. vom Reichsminister a. D. Dr. Külz, Leipzig 1928, S. 1 f.

des Reiches, die damit verbundene Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsraumes; in ihm wurde die Wirtschaft im Wege der Freizügigkeit und der Gewerbefreiheit von lästigen Fesseln befreit und zugleich mächtig weitergetrieben durch die Fortschritte im binnenländischen und internationalen Verkehrswesen, durch die Entfaltung der Energiewirtschaft (Dampf und Elektrizität), durch Maschinisierung und Mechanisierung des Produktionsprozesses, durch bedeutsame Fortschritte auf allen Gebieten der Technik und der Wissenschaft.

Wie immer man diese enge Wechselwirkung zwischen Bevölkerungsentwicklung und Wirtschaftsentwicklung beurteilen mag und wie hoch man den Einfluß der anderen (genannten und nicht genannten) Faktoren auf die wirtschaftliche Entwicklung einschätzen mag, so dürfte doch kaum zu bestreiten sein, daß das starke Bevölkerungswachstum, das in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — weniger durch Steigerung der Geburtenziffer als durch Rückgang der Sterblichkeit, durch die Fortschritte der Medizin und Hygiene, durch zielbewußten Kampf gegen Volksseuchen und die günstigen Auswirkungen der die breiten Massen des Volkes umfassenden Sozialversicherung — erreicht wurde, die primäre Ursache und die treibende Kraft jener wirtschaftlichen Entwicklung war.

Seit Reichskanzler v. Caprivi das Wort von der „Notwendigkeit des Warenexports an Stelle des Menschenexports" im Deutschen Reichstag (10. Dezember 1891) geprägt hat, sind mehr als vier Jahrzehnte vergangen. Die berufliche und soziale Umschichtung in unserem Volk hat aber schon früher, d. h. vor der bewußten Umstellung unserer Wirtschaftspolitik auf jenes Ziel, begonnen. Sie läßt sich statistisch bis zum Jahre 1882, also auf rund 50 Jahre zurückverfolgen. Der grundlegende Wandel, der sich in der volkswirtschaftlichen Struktur des Deutschen Reichs (heutigen Gebietsumfangs) im letzten halben Jahrhundert vollzogen hat, geht aus folgender Darstellung klar hervor.

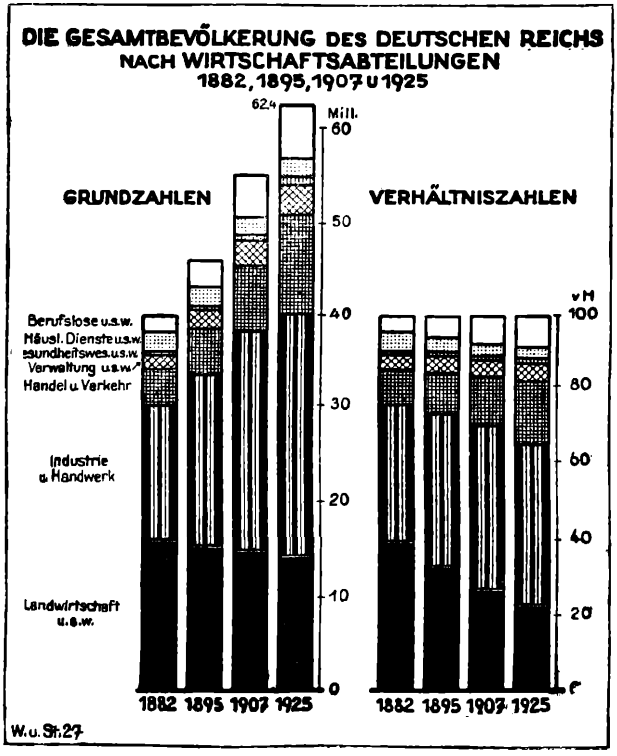
Industrie, Handel und Verkehr haben somit von dem gesamten Bevölkerungszuwachs von rund $22^1/_2$ Millionen insgesamt $18^1/_2$ Millionen neu aufgenommen, d. h. mehr Menschen als zu Beginn der Beobachtungsperiode auf Land- und Forstwirtschaft überhaupt entfielen und vor allem mehr Menschen, als heute noch auf die Land- und Forstwirtschaft entfallen.

Die Verstädterung

Hand in Hand mit dieser grundlegenden Wandlung der wirtschaftlichen Struktur ging eine weitgreifende Verstädterung unseres Volkes[1]). Die Landgemeinden

[1]) Vgl. hierzu den Bericht des Enqueteausschusses, 1. Unterausschuß, 2. Arbeitsgruppe (Vorsitzender Präsident Zahn): „Das Wirtschaftsleben der Städte, Landkreise und Landgemeinden", Berlin 1930. Ferner W. Morgenroth, Die wirtschaftlichen Grundlagen der Großstadt. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. 1931, S. 597 f. — Ders., Das Bevölkerungsproblem der großen Städte, Der Städtetag 1931, Märzheft. — Ferner Referat von Dr. Kessner, Stuttgart, über „Die Entwicklungstendenzen der großstädtischen Be-

(von unter 2000 Einwohnern) konnten zwar ihre Einwohnerzahl von Zählung zu Zählung auf dem gleichen Niveau erhalten: im alten Reichsgebiet auf rund 26 Millionen. Der gesamte Bevölkerungszuwachs aber, den Deutschland in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, und der im alten Reichsgebiet von 1871 bis 1910 sich auf rund 24 Millionen (Steigerung der Reichsbevölkerung von 41 auf 65 Millionen), im heutigen Reichsgebiet von 1910 bis 1925 sich auf 4,6 Millionen (Steigerung der Bevölkerungszahl von 57,8 auf



(Aus „Wirtschaft und Statistik".)

62,4 Millionen) belief, ist restlos den städtischen Gemeinden zugute gekommen. Die Städte waren sonach die Sammelbecken, in denen der gewaltige Bevölkerungszuwachs des Deutschen Reichs, wie wir ihn in der Vorkriegszeit hatten, aufgefangen und dem Reich erhalten wurde. Der Zuwachs selbst war freilich zu weit überwiegendem Teil ländlicher Herkunft, doch hatten auch die Städte bis vor ein oder zwei Jahrzehnten fast durchweg noch ein eigenes Bevölkerungswachstum aufzuweisen.

völkerung" auf der Tagung des Verbandes der Deutschen Städtestatistiker, Berlin 1932. (Auszug im Deutschen Statistischen Zentralblatt 1932, Heft 7, S. 212 f.).

Im ganzen hat sich der Anteil der Landbevölkerung (hier Gemeinden mit unter 2000 Einwohnern) von rund zwei Drittel (64 v. H.) im Jahre 1871 auf etwa ein Drittel (36 v. H.) im Jahre 1925 verringert, der Anteil der Stadtbevölkerung dagegen ist in der gleichen Zeit von einem Drittel auf rund zwei Drittel angewachsen.

Besonders stark war das Wachstum der Großstädte, d. h. der Gemeinden mit über 100 000 Einwohnern. Hatten wir 1871 ganze 8 Großstädte mit einer Einwohnerzahl von noch nicht 2 Millionen oder 4,8 v. H. der Reichsbevölkerung, so zählte das Reich (ohne Saargebiet) bei der letzten Volkszählung 45 Großstädte mit 16,7 Millionen Einwohnern oder 27 v. H. der Reichsbevölkerung. Heute 1932, haben wir nach den großen Eingemeindungsaktionen im Ruhrgebiet und in Oberschlesien im Deutschen Reich (ohne Saarbrücken) 50 Großstädte mit insgesamt 19,6 Millionen Einwohnern. Rund 30 v. H. oder fast jeder dritte Deutsche lebt heute in einer Großstadt. Während um das Jahr 1882 die landwirtschaftliche Berufsbevölkerung (im alten Reich) mit rund 19 Millionen Berufszugehörigen zahlenmäßig noch mehr als fünfmal so stark war wie die damalige Großstadtbevölkerung (3,3 Millionen), ist heute die gesamte Einwohnerzahl der deutschen Großstädte bereits um rund 5 Millionen größer als die gesamte landwirtschaftliche Berufsbevölkerung des Reichs ($19^1/_2$ $14^1/_2$ Millionen). Diese Gegenüberstellung verdeutlicht vielleicht am stärksten die grundlegende Strukturwandlung, die sich in unserer Wirtschaft und in unserem Volk auf der Grundlage des früheren starken Bevölkerungswachstums vollzogen hat.

Diese Epoche kann im wesentlichen als abgeschlossen gelten. Das stürmische Bevölkerungswachstum hat nicht nur aufgehört, sondern heute ist das deutsche Volk — als Ganzes betrachtet — schon nicht mehr in der Lage oder willens, seinen bloßen Bestand aus eigener Kraft zu erhalten.

Entscheidende Wende in der Bevölkerungsentwicklung

Der Wirtschaftliche Tragkörper wird in zwei oder drei Jahrzehnten zu schrumpfen beginnen. Was das bedeutet, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in den letzten 50 Jahren die Zahl der Erwerbstätigen innerhalb des heutigen Reichsgebiets sich rund verdoppelt hat; sie ist in dem Vierteljahrhundert von 1882 bis 1907 von 17 auf 25 Millionen (also jährlich um rund 300 000) und in dem Vierteljahrhundert 1907 bis 1932 abermals um 8 Millionen angestiegen. Demgegenüber wird sie in dem nächsten Vierteljahrhundert kaum noch um weitere 2 Millionen ansteigen, also praktisch schon fast stagnieren, um dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, wenn die stark besetzten Geburtsjahrgänge der 80er, 90er Jahre aus dem Erwerbsleben wieder ausscheiden, scharf abzusinken bis auf etwa zwei Drittel ihres heutigen Standes.

Wir stehen, von der Bevölkerungsseite aus gesehen, an einer grundsätzlichen Wende. Das Tempo der Bevölkerungsentwicklung hat sich ganz ungewöhnlich verlangsamt. Die Bevölkerungszahl des Reiches dürfte, wie oben näher dargelegt, um das Jahr 1945 mit etwas über 67 Millionen ihren Höhepunkt erreichen und dann — falls nicht die Lücken, welche das deutsche Volk durch willentliche Beschränkung seiner Kinderzahl entstehen läßt, durch Zuwanderung aus fremden Völkern aufgefüllt werden — in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts anfangs noch langsam, in dem letzten Viertel des Jahrhunderts aber mit fortschreitender Ge-

schwindigkeit absinken, um gegen Ende des Jahrhunderts auf einem Niveau anzugelangen (bei etwa 47 Millionen), das wir bereits vor 50 Jahren überschritten hatten. Und was noch wichtiger ist als die Schrumpfung der bloßen Bevölkerungszahl: der Bevölkerungsbestand geht ganz unausweichlich und mindestens auf Jahrzehnte hinaus einem Zustand starker Überalterung entgegen. Wir sind im Begriff, ein „Volk ohne Jugend" zu werden.

Dieser grundsätzliche Wandel in unserer natürlichen Bevölkerungsentwicklung kann und wird nicht ohne tiefgreifende Rückwirkungen auf unsere wirtschaftliche Entwicklung und auf die künftige Struktur unserer Volkswirtschaft bleiben.

Rückkehr zur ehemaligen Wirtschaftsstruktur?

Ob freilich die 47 Millionen Deutschen, die am Ende dieses Jahrhunderts möglicherweise noch im Reich vorhanden sind, die gleiche wirtschaftliche, soziale und Siedlungsstruktur haben werden wie die 47 Millionen, die wir um das Jahr 1885 im alten Reichsgebiet hatten, mag fraglich erscheinen, fraglich vor allem auch deshalb, weil der Altersaufbau dieser Bevölkerung ein ganz anderer sein wird, als er um das Jahr 1885 war. Von der Gesamtbevölkerung standen bzw. stehen

im Alter von	im Jahre 1885 Millionen	v. H.	um das Jahr 2000 Millionen	v. H.
unter 15 Jahren (Kinder)	16,6	*35,4*	7,6	*16,2*
15 Jahre bis unter 65 Jahren (Erwerbsfähige)	27,9	*59,6*	31,4	*67,1*
über 65 Jahren (Greise)	2,3	*5,0*	7,8	*16,7*
Insgesamt	46,8	*100,0*	46,9	*100,0*

Unter den 47 Millionen Einwohnern, die am Ende dieses Jahrhunderts nach dem mutmaßlichen Gang der natürlichen Bevölkerungsentwicklung innerhalb des Reichs zu erwarten sind, wird die Zahl der Kinder um die Hälfte kleiner, die der Greise dagegen dreimal so groß sein, wie sie im Jahre 1885 in einer gleich großen Bevölkerungszahl war. Der zahlenmäßige Anteil der Erwerbsfähigen wird zwar mit 67 v. H. etwas größer sein als im Jahre 1885. Es darf dabei aber nicht übersehen werden, daß auch innerhalb der Schicht der erwerbsfähigen Altersklassen eine starke Überalterung zu erwarten ist.

Arbeitsmarktpolitisch betrachtet, sind wir noch nicht in das Stadium des scharfen Geburtenrückgangs eingetreten. Die in den erwerbsfähigen Altersklassen verkörperte Produktionskraft unseres Volkes beruht augenblicklich noch fast ausschließlich auf den stark besetzten Geburtsjahrgängen der Vorkriegszeit. Die eigentliche Schrumpfung des lebendigen Tragkörpers unserer Volkswirtschaft wird erst in anderthalb oder zwei Jahrzehnten beginnen, dann nämlich, wenn die stark besetzten Geburtsjahrgänge aus dem Erwerbsleben durch Tod oder Invalidität ausscheiden, ohne daß sie durch die jetzt nachrückenden schwach besetzten Nachkriegsjahrgänge voll ersetzt werden können. Bis dahin aber, d. h. etwa bis zur Mitte dieses Jahrhunderts, haben wir noch mit einem (freilich relativ schwachen) Zuwachs an erwerbsfähigen und erwerbsuchenden Menschen zu rechnen.

Es folgen die Untersuchungen über die in Deutschland bestehenden Möglichkeiten einer Reagrarisierung: über die Grenzen der ländlichen Siedlung von den Bodenverhältnissen wie von der Produktions- und Absatzseite her. Wir können die ausführlich abwägenden Untersuchungen hier nicht zum Abdruck bringen und verweisen für sie auf das demnächst erscheinende Buch Nur die Schlußfolgerungen mögen an dieser Stelle noch Platz finden. Die Schriftleitung.

Schlußfolgerungen

Aus alledem ergibt sich, daß nicht nur die Möglichkeiten einer Umsiedlung von nennenswerten Teilen der städtischen Industriebevölkerung auf das Land eng begrenzt sind, sondern daß auch der Festhaltung eines größeren Teiles des ländlichen Nachwuchses im Wege der landwirtschaftlichen Siedlung nicht unerhebliche Schwierigkeiten im Wege stehen.

Solange Deutschland seine heutige Bevölkerungszahl und Bevölkerungsdichte behalten wird, ist eine Rückbildung zum vorwiegenden Agrarstaat kaum denkbar, ja selbst auch nur eine Verstärkung des agrarischen Anteils innerhalb der gesamten Volkswirtschaft vorerst wenig wahrscheinlich. Auch im Falle der Schrumpfung der Bevölkerungszahl, wie sie von der Mitte dieses Jahrhunderts ab zu erwarten ist, wird Deutschland immer noch ein Agrar-Industrie-Handelsstaat bleiben. Es wird dann aber aller Wahrscheinlichkeit nach eine allmähliche Akzentverschiebung in der Richtung einer stärkeren Betonung der agrarischen Grundlage der Gesamtwirtschaft sich durchsetzen können und durchsetzen müssen, — wenn man will: eine Reagrarisierung mit dem Ziel der Wiederherstellung eines angemessenen Gleichgewichts zwischen Landwirtschaft und Industrie im Rahmen unserer gesamten Volkswirtschaft.

Das scheint mir die Gesamtrichtung zu sein, die sich auf lange Sicht aus den bevölkerungsdynamischen Grundtatsachen heraus mehr oder weniger zwangsläufig ergeben dürfte. Unsere Zeit steht — auch bevölkerungsdynamisch betrachtet — im Zeichen des Übergangs mit seinen ganz besonderen Schwierigkeiten und den notwendig daraus folgenden Zwiespältigkeiten hinsichtlich der unmittelbaren praktischen Zielsetzung. Aufs ganze gesehen wird man aber das Ergebnis der bevölkerungsdynamischen Betrachtungen etwa wie folgt zusammenfassen können:

1. Das Hauptziel einer nationalen Wirtschaftspolitik wird sein müssen, die landwirtschaftliche Grundlage unserer Volkswirtschaft, insbesondere ein starkes Bauerntum, als die ergiebigste Regenerationsquelle unseres Volkes nicht nur zu erhalten, sondern womöglich noch zu verstärken und zugleich damit den bereits erreichten relativ hohen Grad von Nahrungsfreiheit zu behaupten oder ihn noch zu verbessern. Es kann — schon im Hinblick auf die biologische Unterbilanz unseres Volkes und die drohende Schrumpfung und Überalterung des Volkskörpers — keine Wirtschaftspolitik betrieben werden, die den Bauer von der Scholle vertreibt und den ländlichen Nachwuchs von der Scholle wegdrängt oder weglockt.

2. Dazu ist eine großzügige und umfassende ländliche Siedlung, vor allem im dünn besiedelten und von fremdem Volkstum bedrohten deutschen Osten erforderlich. Wenn auch, wie wir gesehen haben, die Möglichkeiten der ländlichen Siedlung sowohl von der Bevölkerungsseite als von der Seite des Bodenvorrats als auch von der Absatz -und Produktionsseite her nicht unbegrenzt sind, und wenn auch das praktisch mögliche Maß wahrscheinlich recht erheblich hinter vielfach vertretenen romantischen Wunschzielen zurückbleiben dürfte, so kann doch kaum in den nächsten 10 oder 20 Jahren auf dem Gebiet der ländlichen Siedlung zuviel geschehen, sofern es nur richtig geschieht, d. h. sofern insbesondere durch Bereitstellung von billigem Grund und Boden und durch Vermeidung unnötig hoher Gebäudeinvestitionen gebührend Sorge für eine gesunde Lebensfähigkeit und für Rentabilität der Siedlungen getroffen wird. Jedenfalls muß aus volksbiologischen und allgemein nationalpolitischen Gründen eine möglichst vollständige Ausnutzung der zwar nicht unbegrenzten, aber zweifellos (insbesondere auch im Zusammenhang mit dem Osthilfeverfahren) noch reichlich vorhandenen Siedlungsmöglichkeiten gefordert werden.

3. Eine durchgreifende Entlastung des Arbeitsmarktes wird freilich von der Seite der bäuerlichen Siedlung kaum zu erwarten sein. Auch eine Rücksiedlung des Millionenheeres von industriellen Arbeitslosen auf das Land dürfte nur in so bescheidenem Umfang praktisch durchführbar sein, daß davon ebenfalls keine entscheidende Entlastung des Arbeitsmarktes erwartet werden kann. Eine Wiedereingliederung des Millionenheeres von Arbeitslosen in die produktive Wirtschaft ist im wesentlichen nur zu erwarten, wenn es gelingt, den gewerblichen Produktionsapparat, der gegenwärtig nur noch zu etwa 50 v. H. seiner Leistungsfähigkeit (gemessen am tatsächlichen Produktionsstand von 1928/29) ausgenutzt ist, wieder stärker in Gang zu bringen. Da die Möglichkeiten des Binnenmarktes, die selbstverständlich in erster Linie zu fördern sind, nicht ausreichen, wird die Wirtschaftspolitik vor allem auch auf Aufrechterhaltung und Förderung der deutschen Ausfuhr, insbesondere von hochqualifizierten Industrieerzeugnissen, bedacht sein müssen. Den richtigen Ausgleich zwischen diesem Ziel der Exportbehauptung und Exportförderung und dem Ziel größtmöglicher Selbstversorgung auf dem Gebiet der Nahrungswirtschaft zu finden, wird freilich auch in den nächsten Jahren und Jahrzehnten des Übergangs ein ungemein schwieriges und viel umkämpftes Problem der praktischen Wirtschaftspolitik bleiben.

4. Die Rücksicht auf die industriellen Exportinteressen wird — volksbiologisch betrachtet — ihre obere Grenze dort finden müssen, wo eine weitere Förderung der Industrie zu einer stärkeren Ausweitung des industriellen Produktionsapparates und hierdurch dazu führen würde, daß die Landflucht etwa wieder im früheren Aus-

maß aufleben würde. Eine solche Entwicklung würde, wie wir gesehen haben, volksbiologisch auf Kosten der Bevölkerungssubstanz des flachen Landes und damit der relativ ergiebigsten Regenerationsgrundlage des Gesamtvolkes führen. Einstweilen sind wir freilich von einer solchen Entwicklung — bei kaum halber Ausnutzung der industriellen Produktionskapazität — noch weit entfernt, und es mag im Hinblick auf die Wandlungen der gesamten weltwirtschaftlichen Struktur[1]) (starke Industrialisierung früherer Rohstoffländer, handelspolitische Absperrungstendenzen großer Wirtschaftsräume usw.) fraglich erscheinen, ob wir in absehbarer Zeit auch nur zu einer annähernd vollen Ausnutzung der vorhandenen Produktionskapazität wieder kommen werden.

Sollte jedoch in einzelnen Wirtschaftszweigen eine Ausweitung der Produktionskapazität und die Errichtung neuer Produktionsstätten erforderlich werden, so würde dann wohl besonders Bedacht auf eine möglichste Dezentralisierung der Industrie zu nehmen sein. War die industrielle Zusammenballung im Zeitalter der Dampfkraft vielfach schon betriebstechnisch notwendig, so liegt im Zeitalter der Elektrizitäts-Fernleitung mindestens von dieser Seite her nicht mehr die gleiche Notwendigkeit vor. Auch aus vielen anderen Gründen, nicht zuletzt aus volkspolitischen Gründen, dürfte es angezeigt sein, Übertreibungen der letzten Jahre und Jahrzehnte, wie sie ihren Ausdruck in einer zweifellos stark überspannten Zusammenschlußtendenz und in der Bildung von Mammutbetrieben gefunden hat, künftig zu vermeiden und mehr als bisher Bedacht auf die Erhaltung des selbständigen Mittelstandes in Gewerbe, Handwerk und Handel zu nehmen.

5. Vor allem sollte auch eine Auflockerung der Groß- und Mammutstädte angestrebt und jedenfalls Schluß gemacht werden mit der Verstädterung ganzer Landschaften. Liegt doch, wie Reichskanzler von Schleicher in seiner Programmrede vom 15. Dezember 1932 ausgeführt hat, ganz zweifellos „der tiefere Grund für die Not Deutschlands und der Welt darin, daß zu viel Menschen die Verbindung mit dem Boden verloren haben, in Großstädten zusammengeballt leben und damit von jeder Wirtschaftsveränderung stärker getroffen werden als der Mann auf eigener Scholle". Es wird allerdings, wie er weiter hinzufügte, der Arbeit einer Generation bedürfen, die Fehler dieser Entwicklung auszugleichen. Die Erreichung dieses Zieles dürfte durch die Bevölkerungsentwicklung in gewissem Sinne erleichtert werden, und gerade auch wieder die Rücksicht auf die künftige Bevölkerungsentwicklung erfordert die bewußte Festhaltung dieses Ziels.

6. Man kann selbstverständlich die vorhandenen großstädtischen Mietskasernen nicht einfach verfallen lassen oder — sofern sie nicht baufällig sind — abbrechen.

---

[1]) Vgl. E. Wagemann, Struktur und Rhythmus der Weltwirtschaft, Berlin 1931.

Man wird vielmehr — gerade auch im Hinblick auf den noch zu erwartenden Zuwachs an Haushaltungen und den Zuwachsbedarf an Wohnungen und im Hinblick auf den in den vorhandenen Wohnungen investierten großen Teil unseres Volksvermögens — bemüht sein müssen, ihn nach Möglichkeit zu pflegen und zu erhalten. Man sollte aber bei dem in Zukunft noch erforderlich werdenden Wohnungsbau, soweit nur irgend möglich, von der Beibehaltung des Mietskasernentypus absehen.

7. Im Interesse der biologischen Gesunderhaltung und der Bestandserhaltung des deutschen Volkes, im Interesse der Behauptung des deutschen Volksbodens durch das deutsche Volk und für das deutsche Volk, erscheint es sonach in erster Linie erforderlich, den Nachwuchs der Landbevölkerung möglichst weitgehend auf dem Lande durch bäuerliche und gärtnerische Siedlung festzuhalten. Daneben ist aber auch eine möglichste Dezentralisierung der Industrie und Auflockerung der Großstädte, insbesondere auch durch Schaffung vorstädtischer Nebenerwerbssiedlungen anzustreben.

Je weitgehender dieses Doppelziel erreicht wird, um so günstiger sind die natürlichen Voraussetzungen für eine auch vom Standpunkt der nationalen Sicherheit und Unabhängigkeit anzustrebende, weitgehende Selbstversorgung des deutschen Volkes aus der eigenen Scholle gegeben, um so besser dient dies auch dem obersten und entscheidenden Ziel aller wahren Staats- und Volkspolitik: der Sicherung des Bestandes und der Zukunft des deutschen Volkes im deutschen Raum. Stärkere Verwurzelung unseres Volkes im heimatlichen Boden und Verstärkung der agrarischen Grundlage unserer Volkswirtschaft ist darum nicht nur eine agrarpolitische, sondern schlechtweg eine volks- und nationalpolitische Aufgabe der Gegenwart und Zukunft.

Elisabeth Pfeil / Die deutschen Juden als Beispiel für das Aussterben bei Verstädterung

Die Geburtenzahlen der deutschen Juden[1]) sind in den letzten 50 Jahren auf ein Drittel ihrer früheren Höhe zurückgegangen. Sie betrugen in Preußen:

bei den Juden		bei den Nichtjuden	
1822—40	35,5 v. T.	40	v. T.
1901—05	18,5 „	36	„ „
1927	10	19,1 „	bei der Gesamtbevölkerung

bei den Berliner Juden		bei der Berliner Gesamtbevölkerung	
1871	27,5 v. T.		
1911—14	13,6 „ „	19,6	(1913)
1927	9,4 „ „	9,9	(1927)

[1]) Vgl. meinen Aufsatz über „Die Bevölkerungspolitik der deutschen Juden" in: „Archiv für Bevölkerungspolitik", 1932, S. 10 ff. Dort auch Hinweise auf die Quellen und die jüdische Literatur zu dem Problem, vor allem auf die grundlegenden Arbeiten Theilhabers.

17 v. T. wären bei der heutigen Sterbezahl nötig, um eine Bevölkerung auf gleicher Höhe zu erhalten. Schon lange vor dem Kriege wurde diese Zahl unterschritten. Wenn trotzdem nicht gleich ein Abnehmen der jüdischen Bevölkerung eintrat, so liegt das daran, daß die Sterbezahl damals gleichfalls zurückging, so daß sich eine Zeitlang noch ein Geburtenüberschuß ergab. Damit aber vollzog sich eine Umschichtung des Altersaufbaues; die höheren Altersklassen wurden stärker besetzt, die jüngeren immer schwächer. Die stärkere Besetzung der höheren Jahrgänge mußte wieder die Sterblichkeitszahl in die Höhe treiben; das ist auch tatsächlich seit 1922 der Fall, wogegen die geringe Besetzung der heiratsfähigen Jahrgänge auf die Zahl der Eheschließungen und damit wiederum auf die Geburten drückt. 1927 hatten die Juden nur noch 6 v. T. Ehen (gegen 8,5 v. T. in der Gesamtbevölkerung).

1911 hatte die jüdische Bevölkerung in Preußen zum erstenmal ein absolutes Geburtendefizit aufzuweisen. Todesfälle und Austritte wurden nicht ersetzt. Es wäre bedeutend größer gewesen, wenn nicht die Einwanderung von Ostjuden es z. T. kompensiert hätte. Seit 1880 ist jeder Zuwachs der deutschen Juden auf ostjüdische Einwanderung zurückzuführen.

Von der Familie aus gesehen, stellt sich das jüdische Bevölkerungsproblem so dar:

1. Ehelosigkeit:

25 v. H. der Juden heiraten nicht (doppelt so hoch wie bei Nichtjuden).

Die Ehelosigkeit in den kleineren jüdischen Gemeinden ist überraschend groß. Oft gibt es z. B. noch 8 bis 10 jüdische Männer im heiratsfähigen Alter und etwa doppelt soviel Frauen, die alle unverheiratet sind.

2. Spätehe:

die meisten Juden heiraten erst im 4. Lebensjahrzehnt.

Die Hälfte aller Jüdinnen heiratet erst nach dem 27. Lebensjahr.

3. Mischehen,

von deren Kindern nur 22 v. H. jüdisch bleiben.

Charakteristisch für die jüdische Ehe sind:

a) Kinderlosigkeit:

25 v. H. aller Juden leben in kinderlosen Ehen.

b) Einkindersystem:

25 v. H. der Ehen haben nur 1 bis 2 Kinder.

So weit die Tatsachen. Wie sind sie zu bewerten?

Die deutschen Juden werden, falls die Fruchtbarkeit im gleichen Maße weiter sinkt, aussterben, wenn sie nicht dauernden Zuzug aus Rußland und der Ukraine erhalten. Und auch das ist nicht mehr mit Sicherheit in Rechnung zu stellen, denn der Hauptstrom der ostjüdischen Auswanderer wendet sich seit einigen Jahren nicht mehr nach Deutschland, sondern nach Frankreich, wo sie bessere Aufstiegsmöglichkeiten finden. Außerdem beginnt

ihre bis vor kurzem außerordentliche Fruchtbarkeit bereits nachzulassen; man kann annehmen, daß die Geburteneinschränkung auch bei ihnen von Jahr zu Jahr zunehmen wird.

Im Falle, daß es gelänge, die heutige Fruchtbarkeitszahl der deutschen Juden zu stabilisieren, oder wenn sie von selbst nicht weiter absänke, würde der Rückgang nach einigen Jahrzehnten geringer werden, als er heute ist, dann nämlich, wenn die anormal hohe Besetzung der oberen Altersklassen sich wieder ausgeglichen haben wird. Aber auch bei normalem Altersaufbau müßte die Geburtenzahl fast doppelt so hoch sein, um den Bestand zu erhalten, wie es die jüdische von heute tatsächlich ist. Es würde also nur eine Verlangsamung der Abnahme eintreten.

*

Vergleicht man die jüdische Bevölkerungsbewegung mit der gesamtdeutschen, so ergibt sich, daß ihre Abfallskurve der deutschen etwa um 30 Jahre vorauseilt. Auch in allen anderen westeuropäischen Ländern haben die Juden eine geringere Geburtenzahl als das Wirtsvolk. Schon vor dem Kriege erregte diese Erscheinung die Aufmerksamkeit der deutschen Bevölkerungspolitiker. Grotjahn äußerte sich dahin, daß der Verfall bei den Juden deshalb reiner zur Beobachtung käme, weil sie keinen Zufluß aus dem ländlichen und städtischen Proletariat hätten.

Damit rühren wir an die Frage nach den Ursachen. Sie liegen nicht in einer besonderen Konstitution der jüdischen Rasse, die von der deutschen wesentlich unterschieden wäre. Die verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich von Ullmann, über Todesursachen und typische Erkrankungen der Juden haben im Vergleich mit der nichtjüdischen Bevölkerung keine wesentlichen Unterschiede ergeben, die eine Degeneration der Juden dartun würden. Sie liegen weiterhin nicht in den wirtschaftlichen Verhältnissen; die Wirtschaftskrise mag verstärkend einwirken auf die Beschränkung der Kinderzahl, primäre ursächliche Bedeutung hat sie nicht, denn der Geburtenrückgang hat eingesetzt und im schärfsten Tempo sich entwickelt zu einer Zeit, wo die Juden den mächtigsten wirtschaftlichen Aufschwung erlebten.

Das muß besonders betont werden, weil die heutige jüdische Bevölkerungspolitik den wirtschaftlichen Faktor sehr hoch einschätzt.

Weit eher wirkt sich hier im Sinne Grotjahns die eigentümliche gesellschaftliche Schichtung aus: nur 1 v. H. der Juden in Deutschland ist in der Landwirtschaft tätig (gegen 29 v. H. der Gesamtbevölkerung), Industriearbeiter gibt es so gut wie gar nicht. Die Juden gehören fast nur den oberen und mittleren Schichten an.

Die Zusammenballung von Handel und Industrie in wenigen Großstädten hat den jüdischen Kaufmann seit langem in die Großstadt gelockt. Der Zusammenbruch des Kleinhandels in letzter Zeit hat die Abwanderung der dörflichen und klein-

städtischen Juden in die Industrie- und Handelszentren besonders begünstigt. Doch hat die Landflucht auch geistige Ursachen: die starke Neigung der begabten Juden zu akademischen Berufen. Die Juden stellen einen, an ihrer Bevölkerungszahl gemessen, unverhältnismäßig hohen Anteil der deutschen Akademiker.

Aber auch der jüdische Nichtakademiker ist seiner Geistesart nach in den meisten Fällen Stadtmensch: die ganze Bevölkerungsabnahme der deutschen Juden geht Hand in Hand mit ihrer unerhört starken Verstädterung.

Heute leben in Deutschland 564 000 Juden, davon 377 000 in den Großstädten, also zwei Drittel. Der prozentuale Anteil der Großstädter war

	bei den deutschen Juden	bei der Gesamtbevölkerung
1895	43,2 v. H.	16 v. H.
heute	66,7	fast 30

In den letzten Jahren haben Dorf und Kleinstadt ihren Nachwuchs an die Großstädte abgeben, vor allem an Berlin, wo die Hälfte der jüdischen Großstädter leben. Die ostdeutschen Provinzen stießen 1880 bis 1910 ihren gesamten Geburtenüberschuß von 60 000 Menschen an den Westen ab, vor allem nach Berlin (75 v. H.), Rheinland (13 v. H.), Westfalen (3 v. H.), Sachsen (3 v. H.), Hannover (3 v. H.); d. h.: die Provinz wurde weitgehend von den Juden entvölkert. Der Abzug aus Kleinstädten und Dörfern ist so groß, daß in vielen früher blühenden jüdischen Gemeinden heute überhaupt keine Jugendlichen mehr vorhanden sind. Jüdische Schulen gehen ein; wo vor 30 Jahren 40 Schüler waren, finden sich jetzt etwa 5.

Selbst in Mittelstädten können die jüdischen Gemeinden sich nur dadurch noch halten, daß der ostjüdische Zuzug den Wanderungsverlust ausgleicht und zugleich die große Fruchtbarkeit der Ostjuden die Menge der Nachkommenschaft einigermaßen ausgleicht. Der Gewinn in Berlin geht also einmal auf Kosten des jüdischen Bestandes in der Provinz vor sich, dann durch ostjüdische Zuwanderung. Sie ist es auch allein, der die jetzige „Höhe" von 9,4 Kindern in Berlin zu verdanken ist, weil sie die noch tieferen Geburtenzahlen der deutsch-jüdischen Familien ausgleicht. Wenn in Berlin die Heiratszahl höher ist, als dem Reichsdurchschnitt entspricht, so liegt das nur daran, daß alle Zuziehenden in heiratsfähigem Alter sind, hat aber keinen absoluten Wert. Übrigens hatte Berlin trotz aller Zuwanderung 1927 bereits einen Verlust von 1000 Seelen.

Die Großstadt bot einst den meisten — heute allerdings nur noch wenigen — die ersehnte Gelegenheit zum Aufstieg. Die Schichten, denen der Aufstieg gelungen ist, zeigen einen ausgeprägten Individualismus; sie fühlen sich der jüdischen Gemeinschaft oft nicht mehr verpflichtet. Um des persönlichen Lebensgenusses willen wird auf genügenden Nachwuchs verzichtet. Das war bei den wirtschaftlich erfolgreichen Juden nicht immer so. Die reichen Frankfurter, Amsterdamer und Berliner Juden des 18. Jahrhunderts hatten große Kinderscharen. Jüdische Männer, denen der Aufstieg versagt bleibt, heiraten spät oder gar nicht.

Die Frauen werden durch wirtschaftliche Not wie durch ihren Intellektualismus zur Berufsarbeit gedrängt. Die berufstätige Frau und der auf lange Jahre zur Ehelosigkeit verdammte Mann neigen zur Eingehung freier Verbindungen. Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten und damit sekundäre Sterilität waren und sind noch oft die Folge. Die Spätehe ist stets kinderarm, nicht nur wegen der häufigeren Sterilität, sondern auch, weil der Wille zum Kinde mit zunehmendem Alter erfahrungsgemäß nachläßt.

Alle diese Erscheinungen sind aber auch in der kleinstädtischen jüdischen Gemeinde anzutreffen; deshalb dürfen wir den Einfluß des modernen Großstadtlebens nicht überschätzen.

Das Hindrängen zur Großstadt ist nicht Ursache, sondern Symptom. Die gleiche geistige und moralische Wandlung ist der Grund, auf dem so Geburtenrückgang wie das Hinströmen zur Stadt erstehen (daß wirtschaftliche Verhältnisse abschwächend oder verschärfend in einen solchen Prozeß eingreifen, ist selbstverständlich). Führende Juden haben es selbst ausgesprochen, daß der Rückgang der Kinderzahl letzten Endes begründet liegt in dem Nachlassen der religiösen und ethischen Bindung. Das „Seid fruchtbar und mehret euch" aus dem 1. Kapitel der Genesis ist nicht mehr Gebot. Der Jude in der Provinz wie in der Großstadt hat sich weitgehend vom strengen Glaubensgesetz emanzipiert. Rabbiner Dr. Eschelbacher hat es auf der Tagung des bevölkerungspolitischen Ausschusses des preußischen Landesverbandes jüdischer Gemeinden so ausgedrückt, daß die Gebärfreudigkeit verlorengegangen sei zusammen mit dem gläubigen Vertrauen auf das Leben und die Zukunft. Wo Lebensangst statt Lebenszuversicht die Menschen beherrscht, darf man keinen Willen zur Fortpflanzung erwarten.

Hans Harmsen / Verstädterung und Entvölkerung Frankreichs

Die Verstädterung und der Geburtenrückgang bei der Landbevölkerung[1])

Wie in allen Ländern Westeuropas hat mit der Entwicklung der Industrie, des Handels und dem Aufschwung des Verkehrswesens auch in Frankreich eine Wanderungsbewegung vom Lande zur Stadt hin eingesetzt. Als Verstädterung sei dabei hier die bevölkerungsstatistische Entwicklung bezeichnet, durch welche von der Gesamtzahl der Einwohner des Landes ein ständig wachsender Prozentsatz zur städtischen Bevölkerung übergeht. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hat diese Entwicklung auch in Frankreich mit Macht eingesetzt, während ihm hierin alle Industriestaaten Europas weit vorausgeeilt waren.

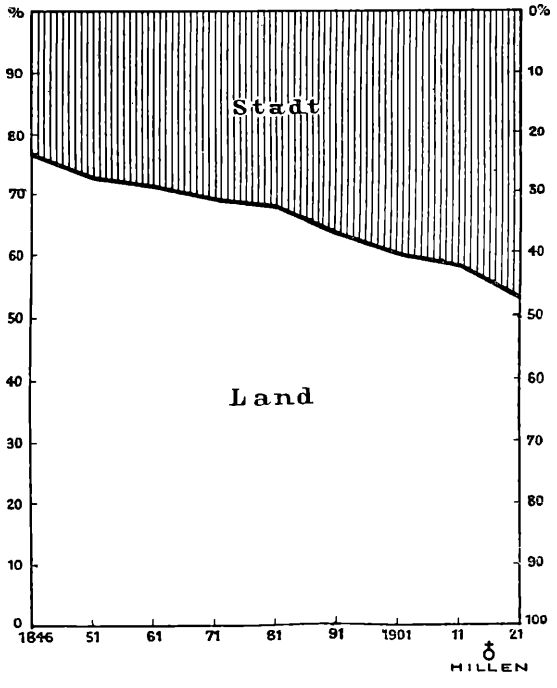
[1]) Aus Hans Harmsen, Bevölkerungsprobleme Frankreichs, unter besonderer Berücksichtigung des Geburtenrückganges. Berlin-Grunewald 1927, Kurt Vowinckel Verlag. Geb. M. 6,40.

Die Wanderungsbewegung vom Lande zur Stadt

Die nachfolgende Tabelle zeigt die Entwicklung des städtischen und ländlichen Bevölkerungsanteils in Frankreich.

Jahr	von der Gesamtbevölkerung		vom Hundert der Bevölkerung		Höhe der prozentualen Verschiebung
	städtisch	ländlich	städtisch	ländlich	
1846	8 751 315	26 650 446	24,4	75,6	
1851	9 135 459	26 647 711	25,5	74,5	1,1
1856	9 844 828	26 194 536	27,3	72,7	1,8
1861	10 789 766	26 576 547	28 9	71,1	1,6
1866	11 595 348	26 471 716	30,5	69,5	1,6
1871	11 234 899	24 868 022	31,1	68,9	0,6
1876	11 977 396	24 928 392	32,4	67,6	1,3
1881	13 096 542	24 575 506	34,8	65,2	2,4
1886	13 766 508	24 452 395	35,9	64,1	1,1
1891	14 311 048	24 031 900	37,4	62,6	1,5
1896	15 025 812	23 491 520	39,1	60,9	1,7
1901	15 957 190	23 004 755	40,9	59,1	1,8
1906	16 537 234	22 715 011	42,1	57,9	1,2
1911	17 508 940	22 093 318	44,2	55,8	2,1
1921	18 200 000	21 000 000	46,5	53,5	2,3

Dieser Prozeß verläuft, wie die unten folgende graphische Darstellung zeigt, ziemlich gradlinig mit einer Verschiebung des ländlichen Bevölkerungsanteiles zugunsten des städtischen um durchschnittlich 1,5% für jedes Jahrfünft ab.



1. Bevölkerungsanteil von Stadt und Land in Frankreich 1846—1921.

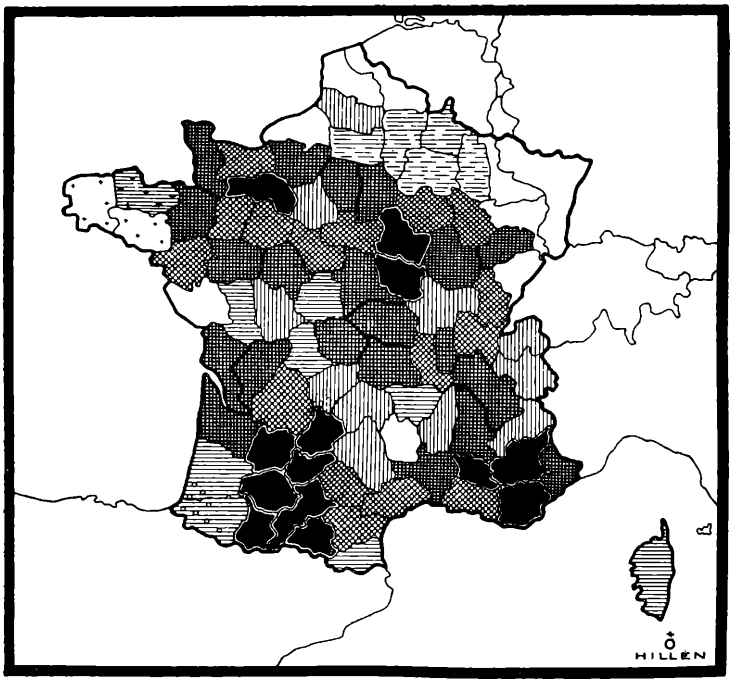
Eine nähere Betrachtung der diese Bewegung hauptsächlich tragenden Elemente zeigt überdies, daß es bei dem allgemeinen Schwund der landwirtschaftlichen Bevölkerung in erster Linie die landwirtschaftlichen Arbeiter sind, die in die Städte abwandern.

Diese Wanderungsbewegung allein würde nun nicht von so wesentlicher Bedeutung sein, wenn das Land mit Leichtigkeit die starke Anziehungskraft der Städte befriedigen könnte und außerdem ein Steigen der ländlichen Bevölkerungszahl durch seinen Geburtenreichtum gewährleistete, wie es noch in fast allen anderen europäischen Ländern der Fall ist. In Frankreich ist aber diese ganz allge-

meine europäische Verschiebung des Schwergewichtes vom Lande zur Stadt zu einem äußerst bedrohlichen Problem geworden, und wir sehen schon 1784 die Akademie von Châlons die Preisaufgabe stellen:

„Quelles sont les causes les plus ordinaires de l'émigration des gens de la campagne vers les villes et quels seraient les moyens d'y remédier?"

Der Grund für die ernste Gefahr, die die Verstädterung für Frankreich bedeutet, liegt in der Tatsache, daß sich die französische Landbevölkerung völlig unzureichend vermehrt. Die schwache Geburtlichkeit hat hier in Verbindung mit der allgemeinen Erscheinung der Abwanderung vom Lande zur Stadt die Folge, daß sich das flache Land tatsächlich entvölkert.



Departements mit starkem Geburtenüberschuß
Geburtenstillstand, Überschuß bis 2,3 a. d. Tausend
Geburtenrückgang über 2,3 a. d. Tausend
Starker Überschuß, mindest einmal aber schon Verlust
Geburtenstillstand, Überschuß unter 1,0 a. d. Tausend
Basken
Überschuß von mittlerer Höhe
Geburtenrückgang bis 2,3 a. d. Tausend
Bretonen (Kelten)

2. Geburtenrückgang, -stillstand und -überschuß in ihrer Verteilung.

Es folgen Tabellen über den Bevölkerungsschwund in den 4 Hauptgebieten des französischen Geburtenrückgangs. Wir können die Tabellen an dieser Stelle aus Platzmangel nicht bringen, geben nur kurz die Ergebnisse an und verweisen im übrigen auf die beigefügte Karte.

Die absolute Verminderung der Bevölkerung in den 40 Jahren von 1872—1911 betrug:

1. In den Departements der Gascogne ca. 25 v. H.
2. In den Departements der Normandie und Mayenne 22,49 v. H.
3. In den Departements des Ostens der Côte d'Or und Aube 22,5 v. H.
4. In den Departements der Dauphinée 25,57 v. H.

Die französische Innenkolonisation

Als Musterbeispiel der Fremden- und Innenkolonisation dürfte heute in Frankreich das Garonnebecken anzusehen sein. Pierre Caziot, der im Jahre 1924 eine ganze Reihe umfangreicher Betrachtungen über die Agrarkrise in der Journée Industrielle veröffentlicht hat, charakterisierte die Lage einige Monate vor Kriegsbeginn schon dahin, daß man die Gascogne wohl wie eine afrikanische Besitzung wieder kolonisieren müsse. Und diese Kolonisation hatte bereits seit langem eingesetzt. Überall drangen die Spanier vor, die südlich gelegenen Gebiete „infiltrierend". Sie wurden im Limousin, Rouergat, Saintongeois, der Vendée heimisch und drangen in die Armagnac und Ayenais vor. Auf der anderen Seite verfielen die alten französischen Bauernhöfe und vermehrten sich die Flecken unangebauten Landes. Die Entvölkerung nahm, wie Caziot versichert, nach dem Kriege noch größere Dimensionen an. Manch Dorf kann genannt werden, in dem die Gesamtheit der jungen Leute nach ihrer Militärzeit den alten Heimatsort verließen, um in die Weltstadt Paris auszuwandern. Ihr Wunsch war es geworden, in den staatlichen Verwaltungsdienst einzutreten, zur Eisenbahn zu gehen oder bei der Pariser Untergrundbahn Stellung zu nehmen, und so scheint das früher tüchtigste Volk Frankreichs, die Gascogner, auszusterben in der Verstädterung. Früher wäre dies völlig unmöglich gewesen, weil der Bauer innigst mit seinem Boden verknüpft war, heute aber sind diese uralten, seelischen Bindungen zerschnitten und mit der inneren Entwurzelung schreitet schnell die äußere fort. —

Das Problem der Unterwanderung Frankreichs

Als wesentliches Kennzeichen der Unterwanderung ist der Übergang der Urproduktion in die Hand eines fremden Volkstums anzusprechen. Begünstigt wird diese Erscheinung vor allem durch die zunehmende Verstädterung und die Verbeamtung. Das Streben zur sozial höherstehenden Stellung im Wirtschaftsleben und zum Beamtentum entzieht immer mehr Stammesfranzosen der Urproduktion...

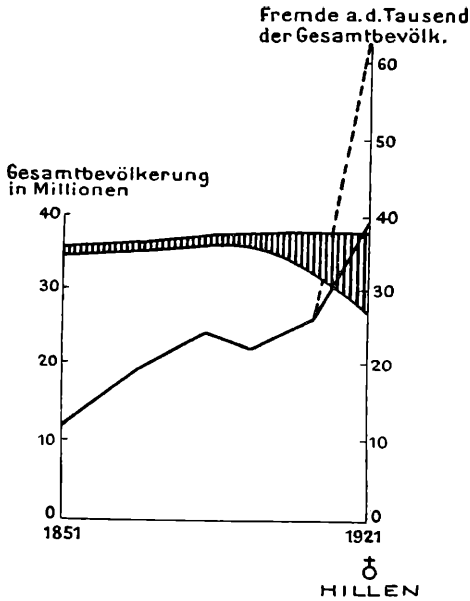
Staatspolitisch wird eine solche Entwicklung in dem Augenblick bedrohlich, wo die zunächst klassenmäßige Trennung [...] zwischen den führenden Schichten und der das Land bebauenden, die Nation ernährenden Volksschicht [...] eine Scheidung nach verschiedenen Nationalitäten bedeutet [...]

Probleme des Geburtenrückganges

Für Frankreich kommt Harmsen zu recht aufschlußreichen Überlegungen über die Gründe der Geburtenbewegung. Er setzt sich zunächst mit den Thesen auseinander, die den Geburtenrückgang als Folge der körperlichen Degeneration des einzelnen oder die ihn bedingt sehen durch wirtschaftliche Einflüsse. Er kommt zu dem Schluß:

Es ist unmöglich, den Geburtenrückgang auf rein physische Entartung oder auf Erscheinungen des Wirtschaftslebens allein zurückzuführen...

Die Erscheinung des Geburtenrückganges muß vielmehr wohl nur als ein Symptom und Maßstab für das Schwinden der geistigen Erhaltungskraft des Volkstums und des Willens auf Bestand angesehen werden. — Zweifellos haben wir es mit einer komplexen Wirkung der verschiedensten Umweltbedingungen zu tun. Wichtiger aber erscheint die Veränderung der psychischen Volksstruktur, die ihrerseits unmittelbar den Geburtenrückgang bedingt.



3. Das Verhältnis der Fremden zur französischen Gesamtbevölkerung.

Ganz allgemein dürfte zunächst hier der Einfluß der wachsenden Zivilisation anzuführen sein. Die Folgen sind eine ständige Steigerung der Lebensansprüche jedes einzelnen, die sich sowohl auf materielle wie auf geistige Güter richten; das Streben nach Luxus und erhöhtem Komfort ebenso wie nach Kunst und Wissen. Ihre Befriedigung kann aber nur durch eine Erhöhung der maschinellen und technischen Arbeit geleistet werden, und wir finden zugleich mit dem Herausfallen aus dem natürlichen rhythmischen Ablauf des ursprünglichen Lebens die sprunghafte Steigerung des Bedarfes nach äußeren Reizmitteln, die die Seele und ihr erschüttertes Sein beruhigen, befriedigen und betäuben sollen — Alkohol, Tabak, Kino und ein zügelloses Geschlechtsleben.

Das ganze äußere Leben hat eine ungeheure Rationalisierung erfahren. Das Bewußtsein, nur ein Glied in der Kette des Lebens zu sein, daß man von den Eltern empfangen hat, um es den Kindern weiterzugeben, ist geschwunden. In sich selbst sieht der Mensch das letzte und einzige Ziel. Beim Mann kommt dies am deutlichsten zum Ausdruck in seiner ganzen Einstellung zum Beruf, die wiederum nicht

zum wenigsten durch eine Überschätzung des Wertes und der Bedeutung des heutigen Schulwissens bedingt ist. Bei den Frauen prägt sie sich vor allem in dem Wunsch aus, Männer zu heiraten, die pensionsberechtigt sind. Man bezeichnet diese Einstellung nicht mit Unrecht als die „Rentenhysterie", und gerade in Frankreich scheint das ganze Volk von der Sucht nach einem arbeitslosen Einkommen erfüllt zu sein, die sich gleichzeitig oft mit dem Wunsch nach einer entsprechenden Stellung verknüpft. Wir finden hier auch am deutlichsten die Kehrseite des Wunsches nach sozialem Aufstieg ausgeprägt, der die landwirtschaftliche Urarbeit als etwas Minderwertiges erscheinen läßt und in Verbindung mit dem oben angeführten die Loslösung vom Boden und die Abwanderung in die Stadt begünstigt.

Es ist ausgesprochenermaßen die Furcht vor dem Lebensrisiko und die Trägheit in bezug auf die Aufzucht der Kinder, die die französischen Familien so klein sein läßt, es sind weder wirtschaftliche noch biologische Gründe. Bei der Betrachtung unserer modernen soziologischen Probleme sollte man sich vergegenwärtigen, daß wir immer geneigt sind, Auswüchse und Mißstände in unserem gesellschaftlichen Leben auf wirtschaftliche Konflikte zurückzuführen, während sie wesentlich in seelischen Zuständen begründet sind.

Aber auch damit ist nur die Brücke zu jenem transzendenten Gebiete gegeben, welches letztlich ausschlaggebend für unser Problem ist. Leroy-Beaulieu, der bekannte freisinnige Soziologe, führt uns dahin, wenn er gesteht, daß es im letzten Grunde religiöse Anschauungen sind, die ein Volk erhalten oder die es verschwinden lassen.

Fruchtbar zu sein, war das Ziel der noch in der Religion gebundenen Generationen; sie empfanden das Kind als eine Segnung des Himmels und hatten ganz allgemein Organe für die lebendige Kraft, die aus einem wahren Familienleben auch noch heute quillt, und so ist eine ewige Wahrheit auch im rein bevölkerungspolitischen Sinne das Wort: Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht. Es werden alle technisch-wirtschaftlichen Maßnahmen, die den Geburtenrückgang mit nur äußeren Mitteln allein überwinden wollen, zur Erfolglosigkeit verdammt sein, wenn nicht das Volk wieder eine unmittelbare Beziehung zu den eigentlichen Quellen des lebendigen Lebens und zu dem Geistigen, seiner Religion, Zugang findet. Dann aber werden wir auch ein neues Sittengesetz haben.

Das bevölkerungspolitische Programm Mussolinis: „Entvölkerung der Städte" und „Verländlichung"[1]

Mussolini und der Faschismus haben die bevölkerungspolitischen Fragen in ihrer entscheidenden politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung von Anbeginn erkannt und in das neue System organisch eingegliedert. Die Erkenntnis, daß die Macht eines Volkes sich nicht zuletzt in der Bevölkerungsstärke ausdrückt, und der unbeugsame Wille zur Macht sind der Ausgangspunkt zum Verständnis der zahlreichen und mannigfaltigen italienisch-faschistischen Maßnahmen, die eine Förderung der Bevölkerungszahl zum Ziel haben.

Die der Auswanderung entzogenen Kräfte sollen bei der Durchführung eines großen Meliorationsplanes und später bei der Bearbeitung des dadurch dem Anbau wiedergewonnenen Bodens Beschäftigung finden. Wie auf vielen anderen Gebieten ist Italien auch in der Lage gewesen, die Richtung seiner Wirtschaftspolitik in dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren völlig zu ändern. Zu Anfang des faschistischen Regimes nahm die industrielle Entwicklung vor allem unter Begünstigung der Inflationspolitik der Jahre 1923 bis 1926 einen großen Aufschwung. Der Export wurde gesteigert, die industriellen Anlagen und ihre Leistungsfähigkeit gehoben. Dennoch war es eine Scheinkonjunktur. Im Jahre 1926 brach Mussolini mit der bisherigen Förderung des Industrialismus, er erkannte klar seine nachteiligen Auswirkungen auf die Bevölkerungsbewegung. Die Bauern verließen ihre Felder und strömten den Städten zu, wo sie günstigere Verdienstmöglichkeiten und bessere Lebensweise fanden. Die Landflucht nahm großen Umfang an, die Städte wuchsen, Wohnungsnot und Elend nahm zu. Mit dem Ende der industriellen Blüte nahm die Arbeitslosigkeit zu, und die Preise stiegen gewaltig. Im engen Zusammenhang mit dieser Entwicklung steht der starke Geburtenrückgang der meisten Städte Norditaliens, der die natürliche Bevölkerungsvermehrung dort zum Stillstand brachte. In seiner Rede vom 26. Mai 1927 stellte Mussolini als Programmforderung die „Verländlichung" — ruralizzazione — in den Vordergrund. Im Herbst 1927 erließ der Ministerrat ein Dekret gegen die Überindustrialisierung der Städte, welches die Anlage von Fabriken mit mehr als 100 Arbeitern in Provinzstädten mit über 100000 Einwohnern verbietet!

Herbst 1928 nahm der Ministerrat den Plan der „Bonifica Integrale", d. h. der Melioration des gesamten meliorationsfähigen Bodens an; er betrifft nicht weniger als 2 Mill. ha, die meist im Süden und auf den Inseln, den alten Kornkammern Roms, liegen.

---

[1]) Entnommen dem Buch: Hans Harmsen und Karl Christian von Loesch: Die deutsche Bevölkerungsfrage im europäischen Raum, Berlin 1929, aus dem Abschnitt: Harmsen, Die Bevölkerungspolitik Deutschlands, Frankreichs und des italienischen Faschismus', S. 35.

Die gegenwärtige Stellungnahme Mussolinis ist eine offene Kampfansage gegen die Stadtkultur und den Malthusianismus:

„Die Beweisführung, daß der Geburtenrückgang in der ersten Phase die Potenz der Völker bedroht und sie in einer ferneren Zeit zum Tode führt, ist unanfechtbar. Auch die verschiedenen Phasen dieses Prozesses sind exakt gesehen und haben einen Namen, der alles in sich vereint: Verstädterung oder Metropolismus und Weltstadtmenschentum.

An einem gewissen Punkt der Entwicklung angelangt, wächst die Stadt großartig, aber pathologisch an, nicht durch die eigene Kraft, sondern durch Zuzug von außen. Je mehr die Stadt anwächst, desto unfruchtbarer wird sie.

Die fortschreitende Unfruchtbarkeit der Stadtbevölkerung steht in direktem Verhältnis zur monströsen Vergrößerung der Städte. Berlin, dessen Einwohnerzahl in einem Jahrhundert von 100000 auf 4 Millionen stieg, ist heute die unfruchtbarste Stadt der Welt. Sie hat das Primat der niedrigsten Geburtenziffer, die nicht mehr durch Verminderung der Sterbefälle kompensiert wird. Die Metropolis wächst, indem sie die Landbevölkerung in sich aufsaugt, die jedoch in dem Augenblick, wo sie städtisch wird, ihre Zeugungskraft verliert. Wüst und leer werden dann die freien Felder, aber wenn die Wüste ihr menschenleeres und verdorrtes Gelände ausdehnt, wird die Stadt erdrosselt: weder der Handel, noch die Industrie, noch ihre Ozeane aus Stein und Eisenbeton können das nunmehr unwiderbringlich zerstörte Gleichgewicht wiederherstellen; es kommt zur Katastrophe.

Es ist wahr, daß die italienische Gesamtbevölkerung im Jahre 1926 um 414000, im Jahre 1927 um 457000 und im ersten Halbjahr 1928 um 239000 zugenommen hat; hinter diesem scheinbar befriedigenden Resultat versteckt sich aber eine erschreckende demographische Agonie. Der Überschuß kommt ausschließlich vom Lande, denn alle Städte Italiens verzeichnen ein absolutes Defizit. Dort ist bereits das Gleichgewicht umgestoßen, die Zahl der Toten übertrifft die Zahl der Geburten. Die Wiegen sind leer, während die Friedhöfe sich verbreitern.

Ein besonders abschreckendes Beispiel zeigt Bologna: von 1873 bis 1927 hat diese Stadt insgesamt einen Überschuß der Geburten über die Sterbefälle von 2658 gehabt, während sich die Bevölkerungszahl in der gleichen Zeit verdoppelt hat, und zwar auf Kosten der Landbevölkerung. Die Register Bolognas weisen fast ununterbrochen Tag für Tag doppelt soviel Tote als Geburten auf..."

Mussolini stellt zum Schluß die Frage: Kann heute oder in Zukunft die demographische Gesetzgebung Positives leisten? — „Wenn auch diese Gesetze ihre Wirkung bisher nicht voll gezeigt haben, so ist es doch meine Meinung, daß es geboten ist, alle Mittel gegen die Dekadenz der Bevölkerung in Anwendung zu bringen, so wie man bei einem Schwerkranken alle möglichen Arzneien anwendet, um

den Tod zu verhüten. Auch glaube ich, daß die demographische Gesetzgebung dort gute Resultate zeitigen kann, wo der soziale Organismus, auf den sie angewendet werden, noch reaktionsfähig ist . . .

Mehr als durch das formale Gesetz ist aber durch eine Hebung der Moral und vor allem des religiösen Bewußtseins des Individuums zu erreichen. Wenn es einem Menschen nicht Freude und Stolz gibt, sich fortzupflanzen als Individuum, als Familie, als Volk, dann sind auch die drakonischsten Gesetze machtlos. Ich sage das ausdrücklich den faschistischen Familien: in der Geburtenzahl liegt nicht nur, wie Spengler sagt, das Geheimnis der Macht des italienischen Volkes, sondern auch das, was es von den anderen Völkern unterscheidet; sie ist das Kennzeichen seines Lebenswillens. Kommen wir nicht wieder auf die aufsteigende Linie, dann ist alles, was die faschistische Regierung getan hat, völlig umsonst gewesen . . ."

Zahlen zur Geburtenentwicklung Italiens[1].

1. Absolute Geburtenzahl.

	Durchschn.-Zahl der jährlich Lebendgeborenen (in 1000)	Meßziffer (Durchschnitt 1910—1914 = 100 gesetzt)
1905—09	1094	98
1910—14	1122	100
1915—19	819	73
1920—24	1120	100
1925—29	1082	96
1930	1085	97

2. Geburtenziffer und Geburtenüberschuß auf 1000 Einwohner.

	Geburten (ohne Totgeborene)	Geburtenüberschuß
1913	31.7	13
1927	27.0	11.2
1928	26.2	10.4
1929	25.2	9.1
1930	26.0	12.4

3. Die bereinigte Lebensbilanz.

	Bereinigte Sterbeziffer	Bereinigte Geburtenziffer	Roher Geburtenüberschuß	Bereinigter Geburtenüberschuß
1926/27	19.8	24.9	+ 10.8	+ 5.1
1929/30		24.2	+ 10.8	+ 4.4

[1] Nach Burgdörfer, Fr.: Volk ohne Jugend. Berlin 1932. S. 354, 358, 366.

KARL HAUSHOFER:

Literatur zum Auslanddeutschtum

Grothe, Hugo. Kleines Handwörterbuch des Grenz- und Ausland-Deutschtums. München-Berlin 1932. R. Oldenbourg. 400 S., 22 Kartenskizzen. Gbd. RM. 14.

Hervorgegangen aus dem herben, gewaltig durchglühten Nachkriegsbuch: „Staaten und Völker nach dem Weltkriege" stellt der in seiner Art wohl stärkste Einzelkämpfer des wissenschaftlichen Grenz- und Auslanddeutschtums seine persönlichen, ausgereiften Erfahrungen und wohl auch den besten Teil der Zettelkunde seiner Organisationen in enzyklopädischer Form zur Verfügung. So ist ein Mittelding entstanden zwischen Banses Geographischem Lexikon und dem 1930 erschienenen zweibändigen Handwörterbuch der Deutschtumskunde, ein höchst persönliches Dokument und ein mahnender, fast zorniger Vorreiter der so arg in Rückstand geratenen „Encyklopädia germanica", die zuerst die deutsche Kultur- und Volksbodenstiftung und manch anderer plante, und deren sich nun in Lieferungen der Verlag Hirt annimmt. Wer Grothes Lebenswerk kennt, der weiß, daß er sich nicht so eifrig um sein Erstkämpferrecht zu wehren brauchte. Aber schließlich ist die Betreuungseifersucht im ganzen deutschen Volksboden ein angestammtes Laster; und manches Kindlein starb, weil die Betreuer sich nicht zu einigen wußten, wer ihm Nährbrust, Sauglöffel und das wissenschaftliche Gebrauchsgerät zu beidem liefern dürfe. Von allen diesen Kämpfen wetterleuchtet auch eine Spur in diesem kühnen Anlauf nach; darin liegt vielleicht sein größter Reiz, wie überhaupt mehr in der Anregung als in der Erfüllung, die längst die Kräfte eines Einzelnen überschreitet und nur in wohlgeleiteter, enzyklopädischer Zusammenarbeit geleistet werden kann, wie etwa bei der „Encyklopädia britannica" auch. Dafür fehlt natürlich einem solchen Sammelwerk die Glut persönlichen Hassens und Liebens, die Grothes kleines Handwörterbuch reichlich spendet, zuweilen offener, zuweilen verhalten. Es ist in seinen geographischen Grundzügen wie in seiner Deutschkunde dynamisch und vulkanisch, kein „wäßriger Niederschlag". Man muß mit ihm ringen und mit dem Willen zu lebendiger, persönlicher Auseinandersetzung daran gehen, dann wird man allerhand Segen von diesem Abringen empfangen!

ALBRECHT HAUSHOFER:

Literaturbericht aus der atlantischen Welt

Survey of American Foreign Relations. 1929. New Haven, Yale University Press.

Amerika hat eine Einrichtung, um die man es beneiden könnte: das „Council on foreign relations". Der Name ist in Wirklichkeit ebenso unübersetzbar wie (leider) die Tätigkeit. Dieses Council gibt außer der Zeitschrift „Foreign Affairs" jedes Jahr eine Übersicht über die außenpolitischen Beziehungen der Vereinigten Staaten heraus. Diese ist nicht chronologisch, sondern sachlich geordnet. Nicht jedes Gebiet wird jedes Jahr behandelt. Der vorliegende Band beschäftigt sich nun mit drei Fragenkreisen, von denen der zweite und dritte sehr viel weniger Raum einnehmen als der erste. Sie behandeln das Thema „Internationale Organisation", d. h. Haager Gericht und Kellogg-Pakt (der Völkerbund fehlt bezeichnenderweise!) und die Einwanderungsfrage. Auf 100 Seiten findet sich alles Wesentliche zum Einwanderungsproblem gesagt: eine höchst aufschlußreiche Zusammenfassung! — Der Hauptteil des Bandes aber ist Westindien und Mittelamerika gewidmet. Hier findet sich in übersichtlicher historisch-politischer Darstellung eine amerikanische Geopolitik des karibischen Raumes, geordnet nach den einzelnen Einflußgebieten: zuerst Kuba und Haiti, dann die mittelamerikanischen Republiken. Wer sich bewußt bleibt, daß ihm hier die nordamerikanische Auffassung mittelamerikanischer Politik gezeigt wird, der wird aus der Darstellung etwa des Eingreifens in die kubanische Innenpolitik (Bryan-Chamorro-Abkommen, General Crowder usw.) oder der Probleme rund um den Nicaraguakanal vieles erfahren und vieles lernen können.

Dix, Arthur. Weltkrise und Kolonialpolitik. Berlin, Paul Neff, 1932.

Ein Buch, das sich schwer auf eine Formel bringen läßt. Es enthält Betrachtungen zur Kolonialgeschichte vor allem Afrikas und speziell zur deutschen Kolonialpolitik; von der Weltkrise ist nur im Titel die Rede. Die Darlegungen, die in den bekannten Kolonialforderungen enden, sind ohne eigentlichen inneren Aufbau, mehr eine Aufsatzfolge als ein Buch. Die beigegebenen Bilder sind gut gewählt; die Textskizzen mangelhaft.

Katz, Richard. Schnaps, Kokain und Lamas. Berlin, Ullstein, 1931.

Wer an gut geschriebenen Schilderungen fremder Erdteile Freude hat, braucht sich durch den etwas aufdringlichen Titel dieses Buches nicht abschrecken lassen. Es enthält Augenblicksbilder aus Südamerika, gesehen mit den Augen eines Journalisten, der auf immerhin nicht ganz neuen Wegen ein scharfer und im Verhältnis zu manchen anderen seiner Zunft auch gründlicher Beobachter ist.

Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl. Das Buch der Könige von Tezcuco. (Herausgeb. G. Bonte.) Leipzig, Brockhaus, 1930.

Der hübsch ausgestattete kleine Band enthält in geschickter Auswahl eine der wichtigsten Quellenschriften zur Geschichte und Kulturgeschichte des mexikanischen Hochlandes in dem der spanischen Eroberung vorangehenden Jahrhundert.

Ehrenburg, Ilja. Spanien heute. Berlin, Malik, 1932. RM. 3,20.

Wer vom Lande Spanien so gut wie nichts, vom spanischen Menschen mehr Falsches als Richtiges erfahren will, aber den Wunsch hat, einen blinden Fanatismus kennenzulernen, der von Grund auf unfähig ist, sich in den Geist eines fremden Landes einzufühlen; wer sich außerdem für die unerquicklichen Ressentiments eines bekannten revolutionären Schriftstellers interessiert, — der greife zu diesem Buch über Spanien.

v. Loesch, Harald. Die Mir-Verfassung. Berlin, Parey, 1932. RM. 4,80.

Gegenüber den unklaren Vorstellungen, die vielfach über den „Mir" und seine historische Bedeutung bestehen, ist es ein Verdienst, wenn einmal gewisse Grundzüge der russischen Agrargeschichte zusammenhängend dargestellt werden. Der Verf. stellt nach einem Überblick über die geschichtliche Herkunft der Mir-Verfassung — wie vieles ist davon unsicher und umstritten! — deren Höhepunkt vor der Stolypinschen Reform in klaren Zügen vor Augen; er schildert den Eingriff Stolypins, die Auflösung des „Mir", und das eigentümliche Hin und Her der Kriegs- und Revolutionsjahre. Ein etwas summarischer Überblick über die Agrarpolitik der konsolidierten Sowjetregierung beschließt das Ganze.

Mehnert, Klaus. Die Jugend in Sowjetrußland. Berlin, S. Fischer, 1932.

Menschen, die zwischen den Völkern stehen, mit der Aufgabe, die selbstverständliche Zugehörigkeit zu dem einen nicht zu verlieren, das andere verstehen zu wollen — die haben es schwer. Die meisten zerbrechen daran. Wenn einer nun eine solche Lage fruchtbar macht, es fertigbringt, beiderseits anerkannter Mittler zu sein, so horcht man auf, schon wenn es sich um Völker ein- und desselben Kulturkreises handelt. Wieviel mehr, wenn einer es unternimmt, das junge Rußland von heute zu verdolmetschen — aus freundlicher Gesinnung heraus, aber doch nicht kritiklos. Was Mehnert von der russischen Jugend berichtet, zeugt von genauer Kenntnis und scharfer Beobachtung — und von ehrlichem Mühen um einen eigenen Weg.

Ullmann, Hermann. Kolonisation oder Zerstörung. München, Callwey, 1932. RM. 1,80.

Dieses „Tagebuch einer russischen Reise" stellt seinem Verfasser sowohl als beobachtendem wie als nachdenkendem Geist ein Zeugnis von besonderen Qualitäten aus. Vorurteilsfreie Beobachtung, ruhiges Abwägen des Gesehenen und Gehörten, Gefühl für das Unwägbare, Sicherheit des eigenen geistigen Standorts und ausgesprochene Fähigkeiten des Schilderns geben dem schmalen Band sein besonderes Gewicht.

Brutzkus, Boris. Der Fünfjahresplan und seine Erfüllung. Leipzig, Deutsche Wissenschaftliche Buchhandlung, 1932.

Eine kurze, kritische Betrachtung der sowjetrussischen Wirtschaftspolitik der letzten Jahre, maßvoll in der Form, durchaus ablehnend im Inhalt. Die Entwicklung des letzten Jahres gibt dem Verf. in vielen Punkten recht.

Kummer, Ludwig und **Elfriede. Das Land ohne Sonntag.**

Schilderung einer Autoreise durch Armenien, Georgien, Teile Südrußlands und der Ukraine; mit vielen Hemmnissen und mancher Gelegenheit zu guter Beobachtung; dargebracht in lockerer, angenehm lesbarer Form.

Oppenheim, Max Frhr. von. Der Tell Halaf. Leipzig, Brockhaus, 1931.

Übersichtliche und glänzend illustrierte Darstellung der bedeutsamen archäologischen Forschungen des Verfassers im ältesten Mesopotamien. Manche Streiflichter fallen auch auf Vorkriegs- und Gegenwartszustände.

Müller, Eugen. Judentum und Zionismus. Köln, Bachem, 1931. RM. 3,60.

Eine Betrachtung der Judenfrage, die zwei Vorzüge hat: sie wahrt die gute Form, und sie geht von einer durchaus in sich geschlossenen Haltung aus: der des Katholiken, dem Palästina heiliges Land ist. Zum Schluß kommt Müller zu einer ausgesprochenen Verurteilung des Zionismus. Wenn eine Kritik geübt werden soll, dann vielleicht die, daß die Verwendung des fleißig gesammelten Materials etwas kritischer sein könnte — eine Anmerkung, die freilich anderen Werken zur Judenfrage in sehr viel höherem Maß gemacht werden muß.

Stolz, Otto. Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. 3. Band, in 2 Teilen. München, Oldenbourg, 1932. RM. 16,50 und RM. 12,50.

Das bedeutende Werk des Innsbrucker Historikers, dessen erster Band eine allgemeine Übersicht über die Entwicklung der deutsch-italienischen Grenzbeziehungen im Etschgebiet, dessen zweiter eine genaue Untersuchung des Deutschtums im Bozener Unterland gebracht hatte, ist nun um einen weiteren Band bereichert, der in tiefgründiger Untersuchung die Entwicklung des Deutschtums in und um Bozen und Meran behandelt. Er ist zugleich eine Geschichte des Deutschtums und des Deutschbewußtseins in Südtirol; streng, gewissenhaft und bis zum Letzten überzeugend.

Grothe, Hugo. Die deutsche Sprachinsel Gottschee in Slowenien. Münster, Aschendorff, 1931. Br. RM. 10,50, Ln. RM. 12.

Eine breit angelegte volkskundliche Beschreibung der deutschen Karst-Sprachinsel Gottschee, die in ihrer geographischen Abgeschiedenheit viel eigentümliches Kulturgut bewahrt hat. Die Schilderung geht von zahlreichen eigenen Beobachtungen aus; historische Quellen sind benutzt; das Geographische tritt stark zurück. Skizzen, Kärtchen und Bilder dienen der Illustrierung.

Rohmeder, Wilhelm. Das Deutschtum in Südtirol. München, Lehmann, 1932.

Neben dem streng wissenschaftlichen Werk von Stolz, das sich der Vollendung nähert, steht der Nachlaßband des alten Vorkämpfers Rohmeder in einem volkstümlicheren Gewand. Er berichtet in einem ersten Abschnitt — entlang bekannten Linien — die Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkstums in Südtirol und behandelt in einem zweiten einzelne Landschaften, vor allem die Gebiete deutschen Volkstums südlich der durch die Salurner Klause ziehenden Grenze des geschlossenen Sprachgebietes.

Friis, Achton. Wilde weite Arktis. Stuttgart, Engelhorn, 1932.

Ein Teilnehmer der „Danmark"-Expedition berichtet lebhaft und farbig seine Eindrücke und Erlebnisse in Ostgrönland.

Byrd, Richard Evelyn. Flieger über dem sechsten Erdteil. Leipzig, Brockhaus, 1931.

Der Bericht über die amerikanische Südpolarexpedition 1928—30, der sich in deutscher Übersetzung gut und fesselnd liest, zeigt die modernsten Methoden der Polarforschung, aber zugleich auch ihre Grenzen an dem Beispiel von „Little America" und der von dort ausgeführten Erkundungsflüge.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig / Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

SIEGFRIED WARNECK:

Wer beherrscht die Nordmandschurei?

Am 15. September 1932 gewährte Japan dem neugegründeten Staate der Mandschurei (Mandschu-kuo) seine formelle Anerkennung. Seine Entstehung verdankt dieser Staat hauptsächlich der Macht japanischer Waffen; so hat er den Schutz seiner Einrichtungen und seines gesamten Gebiets am gleichen Tage (durch das Protokoll von Changchun) den Truppen Japans anvertraut. Japan hat eine Aufgabe übernommen, die keineswegs als leicht betrachtet werden darf.

Die Entwicklung der Ereignisse bestätigt, daß die Schwierigkeiten, welche aus einer gewaltsamen Loslösung der Mandschurei von China entspringen, stark unterschätzt worden sind. Man erwartete keinen ernstlichen Widerstand der Chinesen und ging offensichtlich von der falschen Annahme aus, daß die Beherrschung der bedeutendsten Verwaltungszentren und Verkehrslinien das Ausschlaggebende sei. Dementsprechend wurden im September 1931 die Provinzialhauptstädte Mukden und Kirin besetzt, denen im November Tsitsikar und im Februar 1932 Harbin folgten. Gleichzeitig sicherte sich Japan die Kontrolle über alle mandschurischen Eisenbahnen, mit Ausnahme der, zur Hälfte russischen, Ostchinesischen — und der nördlich von ihr gelegenen, erst im Mai besetzten Tsitsikar-Köschan- und Hu-Hai-Bahnen.

Am 9. März 1932 nahm der ehemalige chinesische Kaiser Pu Yi die Würde des Reichsverwesers des neugegründeten Staates an. In seiner Antrittserklärung begründete er diesen Schritt mit dem Wunsche des 30-Millionen-Volkes der Mandschurei, welches von dem „Joch der chinesischen Militaristen" befreit werden wolle. Die fernere Entwicklung zeigte, daß ein bedeutender Teil dieses Volkes dem neuen Regime noch weniger zugetan ist als dem alten. Die erhoffte freiwillige Unterwerfung der noch nicht besetzten Gebiete erfolgte nicht. Wider alles Erwarten bildeten sich tief im Innern der Provinzen und in den schwer zugänglichen Grenzgebieten Aufruhrherde; seit dem Frühjahr gönnten sie den Japanern keinen Tag der Ruhe. Japan sah sich genötigt, alle verfügbaren Mannschaften, die es zu Hause, ohne zu mobilisieren, entbehren konnte, in die Mandschurei zu werfen. Dieser Truppenbestand muß für die „Pazifizierung" des Landes ausreichen. Denn die Generalmobilmachung, der einzige Weg, neue Formationen zu schaffen, muß aus innen- und außenpolitischen Gründen solange wie möglich vermieden werden.

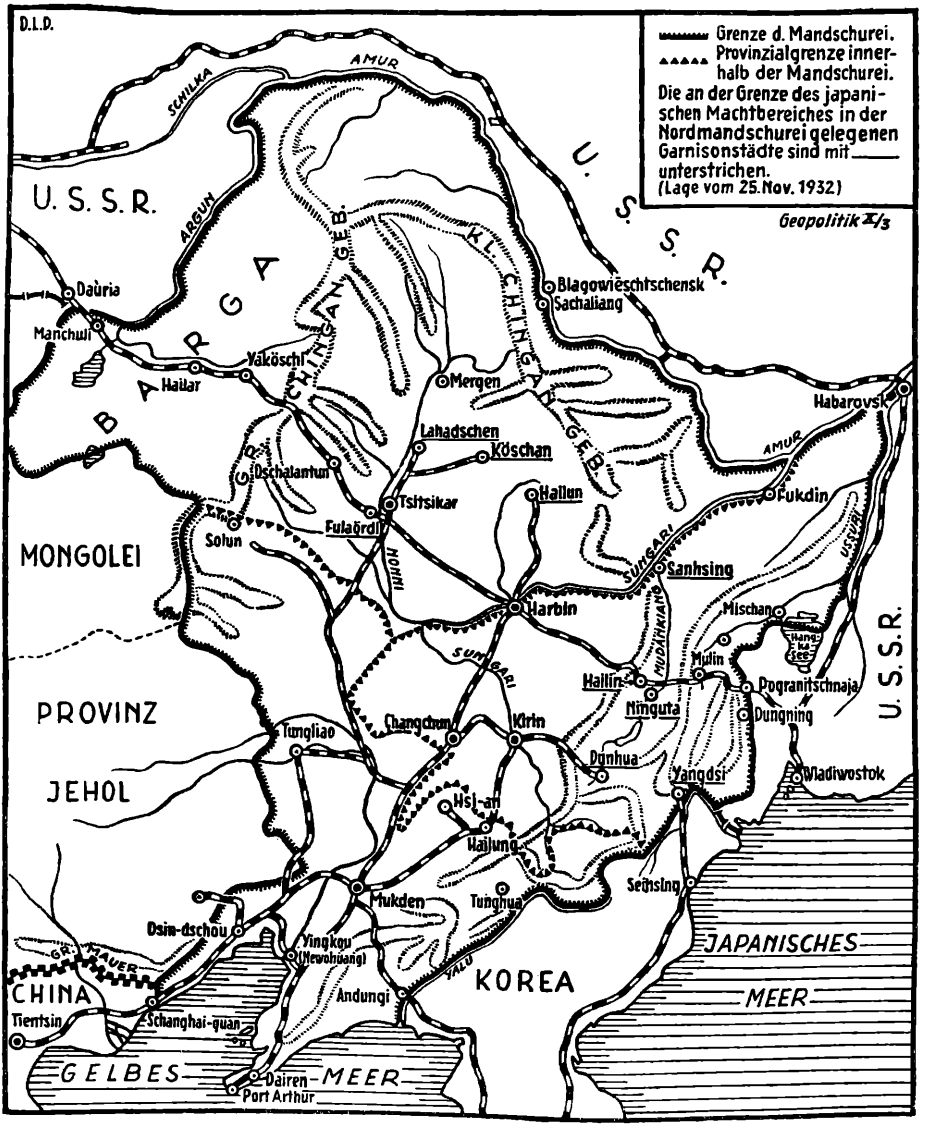
Die „Pazifizierung" der seit langem unter japanischem Einfluß stehenden Südmandschurei bietet allein schon erhebliche Schwierigkeiten — so seitens einer antimandschurischen „Freiwilligenarmee" usw. Doch ist der Weg, den Japan bei der Erreichung seiner Ziele in der Nordmandschurei zu gehen hat, an Hindernissen

aller Art noch viel reicher. Dabei kommt es hier außerdem vielfach mit den Interessen Rußlands in Berührung.

Rußland ist als Mitinhaber der Ostchinesischen Eisenbahn und unmittelbarer Nachbar am mandschurischen Problem mehr als jeder andere Staat interessiert. Zu Beginn des Konflikts beobachtete es die strengste Neutralität. Ein Krieg mit Japan war den Russen augenscheinlich unerwünscht. Sie waren bestrebt, unter gleichzeitiger Wahrung der eigenen Interessen, dem Nachbar nicht hinderlich zu sein. Die Japaner suchten ihrerseits ebenfalls jegliche Reibung zu vermeiden. Dieses gute Verhältnis wurde jedoch Ende Januar 1932 hart auf die Probe gestellt: als Japans Expeditionstruppen den Marsch auf Harbin antraten und sich dabei des südlichen Abschnitts der Ostchinesischen Eisenbahn sowie des für die Militärtransporte notwendigen rollenden Materials bemächtigten. Die Sowjetvertreter protestierten energisch gegen diesen Übergriff, und es dauerte geraume Zeit, ehe die beiderseitige Verstimmung beigelegt war. Allmählich wurden die Russen jedoch, trotz des noch lang anhaltenden schroffen Tones ihrer Presse, immer nachgiebiger und verhielten sich im Laufe aller nachfolgenden Kämpfe neutral. Wenn die russischen Emigranten das Gegenteil behaupten, so ist das meist leeres Gerede. Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daß einzelne Sowjetstaatsangehörige auf eigene Faust die Gegner Japans unterstützt haben, doch lag das offenbar nicht in den Absichten des offiziellen Rußland. Letzteres hat kürzlich durch Zulassung der japanisch-mandschurischen Unterhandlungskommission in russisches Gebiet bei Manchuli seine Aufrichtigkeit deutlich zum Ausdruck gebracht.

Die Japaner durften die durch Mandschu-kuo-Regimenter geschützte Ostchinesische Bahn für ihre Truppentransporte benutzen. Bei dieser Gelegenheit trat die Unzuverlässigkeit der aus Einheimischen rekrutierten Mandschu-kuo-Formationen besonders stark hervor. Die Bahn war ständigen Verkehrsunterbrechungen und Raubüberfällen ausgesetzt, so daß die Japaner schließlich die Möglichkeit erörterten, den Bahnschutz selbst zu übernehmen. Von russischer Seite war man lange Zeit grundsätzlich und auch aus Furcht vor einem Anwachsen der japanischen Macht nicht geneigt, dem Wunsche Japans zu entsprechen. Erst als im September die Raubüberfälle auf Personenzüge fast täglich erfolgten, wurde der Bahnschutz zum Teil den Japanern übergeben, anfangs bloß im Norden der Strecke Harbin—Changchun, später auf deren ganzer Länge, und endlich, im Oktober, auch auf den Strecken Harbin—Tsitsikar in westlicher Richtung und Harbin—Hailin nach Osten hin. Jeder Personenzug wird jetzt von einem mit japanischen Soldaten bemannten und mit Maschinengewehren ausgerüsteten Panzerwagen begleitet.

Während Japan so im Zentrum die Stellung von Mandschu-kuo allmählich zu festigen sucht, hat es sich bis vor kurzem in den russisch-mandschurischen Grenzgebieten fast jeglicher Aktivität enthalten. Um einen möglichen Bruch mit Rußland zu vermeiden, schickte das japanische Oberkommando keine eigenen Truppen



in die Nähe der Grenze und, da die von Mandschu-kuo versagten, blieben die Grenzdistrikte unerobert. Die Führer der Gegenpartei nützten diesen Umstand aus, um ihre Stützpunkte in die Nähe der Grenze zu verlegen. Von diesen schwer erreichbaren Operationsbasen aus unternahmen sie wiederholte Feldzüge gegen die fremden Eindringlinge ins Innere des Landes; gleichzeitig unterstützten sie den Partisanenkrieg, der trotz aller japanischen Siege und trotz ihrer gewaltigen technischen

Überlegenheit schwer zum Abschluß gebracht werden kann. Die Menschenvorräte der Chinesen scheinen unerschöpflich zu sein. Zu Hunderten werden die Partisanen beinahe täglich von den Japanern vernichtet und doch setzen sie den ungleichen Kampf hartnäckig fort und halten den Gegner stets in nervöser Spannung. Daß die friedliche Bevölkerung unter diesen Verhältnissen schwer zu leiden hat, benötigt kaum einer besonderen Erwähnung.

Ende September 1932 erhielten die Widersacher von Mandschu-kuo plötzlich einen neuen Verbündeten im General Su Bing-wen, dem bisherigen Oberbefehlshaber der mandschurischen Truppen in der sogenannten Barga, dem äußersten Westen der Provinz Heilungkiang, zwischen dem Großen Chingan und der russischen Grenze. Die Barga nahm als eigentlich mongolisches Gebiet und wichtige Interessensphäre Rußlands stets eine Sonderstellung ein. Su Bing-wen befehligte dort vor Beginn des gegenwärtigen Konflikts die chinesische Besatzung. Nach der ersten Niederlage Ma Dschang-schans unterwarf er sich und blieb der neuen Regierung Mandschu-kuos bis zum 27. September 1932 treu. An diesem Tage revoltierten unerwartet seine Truppen, überwältigten die in Manchuli postierte Mandschukuo- (japanische) Grenzwache und nahmen alle japanischen Residenten gefangen. Das japanische Konsulat in Manchuli wurde von Wachen umstellt und dem Konsul die Bewegungsfreiheit in der Stadt genommen. Su Bing-wen ließ das alte Banner Chinas wieder hissen und ergriff Besitz vom ganzen westlichen Abschnitt der Ostchinesischen Bahn bis an den Nonni. Sein Putsch wirkte auf die verschiedenen Gruppen der Aufständischen aufmunternd. Wie auf Verabredung schritten sie zu einem allgemeinen Angriff auf die japanisch-mandschurischen Stellungen in der Nordmandschurei.

Zeitweilig ging den Japanern die ganze Westlinie der Ostchinesischen Bahn verloren. Stadt und Station Tsitsikar bildeten die einzige Ausnahme. Im Oktober erfolgten schwere Angriffe auf die japanischen Garnisonen nördlich von Tsitsikar, wo eine der Besatzungen zwei Wochen lang richtig belagert wurde und sich nur mit knapper Not vor dem Untergang rettete. Gleichzeitig wurde im Osten die von einer japanischen Garnison verteidigte wichtige Handelsstadt Ninguta im Mudankiang-Tal mit noch nie gesehener Wucht angegriffen. Selbst die japanischen Meldungen schilderten die Lage als schwierig. Bis Anfang November wurden zwar die ursprünglichen Stellungen wiedergewonnen, jedoch befanden sich immer noch große Gebiete in den Händen der Aufständischen. Auch in den sozusagen „pazifizierten" Gegenden wiederholten (und wiederholen) sich die kleineren Angriffe ständig.

Nachdem die Angriffe im Norden und Osten abgewehrt waren, wandten die Japaner ihre ganze Aufmerksamkeit der Lösung der Barga-Frage zu. Hier galt es, Japans Prestige wieder zu heben, ohne dabei in einen Konflikt mit Rußland zu geraten und ohne das Leben der in Hailar und Manchuli gefangenen

Japaner zu opfern. Aus Rücksicht auf diese wurden im Oktober und bis Mitte November wiederholt Friedensangebote nach Hailar geschickt und schließlich sogar eine Mission nach Dauria auf russischen Boden entsandt, der es mit Hilfe der Sowjetvertreter gelang, einen großen Teil der Gefangenen zu befreien. Su wollte jedoch nach wie vor von einer Unterwerfung nichts wissen und suchte durch Vorenthaltung seiner Zustimmung zu einer Friedenskonferenz Zeit zu gewinnen. Sein Unterführer Dschang Tiän-djiu reizte die japanischen Vorposten bei Fulaördi am Nonni ständig durch häufige Überfälle und eine höchst herausfordernde Haltung. — Inzwischen hatte aber Rußland seine Zustimmung zum Einmarsch der Japaner in die Barga gegeben. Als Dschang Tiän-djiu in den letzten Novembertagen wieder zum Angriff schritt, gingen die Japaner plötzlich zum Gegenangriff über und attackierten Dschangs Stellungen westlich von Fulaördi. Gleichzeitig rückte eine zweite japanische Abteilung etwa von Tsitsikar aus in nordwestlicher Richtung vor, umging mit überraschender Leichtigkeit die Stellungen des Gegners und schnitt ihm durch die am 30. November erfolgte Besetzung der Station Dscha-lan-tun den Rückzug ab. Ein vollständiger Zusammenbruch der aufständischen Wehrmacht folgte. Bereits am 3. Dezember forcierten die Japaner den Übergang über den Chingan-Paß, wo der große (fast 3 km lange) Tunnel der Ostchinesischen Bahn, von den Rebellen nur leicht beschädigt, in ihre Hände fiel. Da der Weg zur Flucht nach Süden durch eine von Solun aus anmarschierende japanische Kolonne gesperrt war, floh Su Bing-wen mit seinem Stab und zahlreichem Geleit am 5. in zwei Zügen über die russische Grenze bei Manchuli, wo die Flüchtlinge sofort interniert wurden. Am Morgen desselben Tages besetzten die Japaner die wichtige Station Yaköschi, am Abend zogen sie in Hailar ein und erreichten schließlich am 6. Dezember gegen Mittag Manchuli.

Damit kann der Putsch Su Bing-wens als erledigt gelten. Su gab den Japanern durch seine Aktion eine gute Gelegenheit zur militärischen Besetzung der Barga — einem Schritt, der unter anderen Umständen Rußlands Argwohn aufs höchste gesteigert hätte. Bei der jetzigen Lage ist eine ernste Verschlechterung des russisch-japanischen gegenseitigen Verhältnisses kaum bald zu befürchten. Die Eroberung der Barga bedeutet aber noch lange nicht den Abschluß der antimandschurischen Bewegung. Noch heute stehen den „Rebellen" in den Provinzen Heilungkiang und Kirin zahlreiche Streitkräfte zur Verfügung.

Abgeschlossen in Harbin, Dezember 1932.

GUSTAV AMANN:
Der Völkerbund in der Mandschurei

Der japanische Militarismus hat die Mandschurei überrannt, ein Gebiet, das, wie der Lytton-Bericht des Völkerbundes es ausdrückt: „zugegebenermaßen ein Teil Chinas war und bei der Besiedelung durch Chinesen auch unabänderlich chinesisch bleiben wird". Wenn dieser Militarismus Japans über die Grenzen der Mandschurei hinausfluten und den ganzen Norden Chinas, sagen wir bis zum Gelben Fluß, überschwemmen würde, wie sähe dann die Weltlage aus...?

Es soll mit dieser Frage nicht gesagt sein, daß diese Eventualität nahe bevorstände. Wie wiederum der Lytton-Bericht des Völkerbundes betont, hat die japanische Regierung, trotz dem Druck der Übervölkerung, noch nicht alle ihr gegebenen Möglichkeiten zur Entlastung vom Bevölkerungsproblem ausgenutzt. Aber die unter den Völkern herrschenden Prinzipien für die Lösung der Probleme des Lebensraumes sind doch noch immer jene der Gewalt gegenüber dem wehrloseren Nachbarn. Eben hat sie der Versailles-Weltfriedensvertrag von neuem sanktioniert; und Japan, noch immer Volk und Staat der Daimyos (Erbvasallen), der Samurai (Ritter), der Ronins (ritterlicher Landsknechte) und des Buschido, des Kampfgeistes, ist in erdrückender Not um Lebensraum, mindestens um industrialistischen Lebensraum. Und darum dürfen wir diese Gegebenheiten wenigstens hypothetisch einmal zum äußerst denkbaren Höhepunkt führen. Mag das aufgestellte Extrem so zwar eine willkürliche Verlängerung der Marschroute sein, welche die Ereignisse in der Mandschurei gehen, und ist ein extremes Wachsen der, in Wirklichkeit ja vielseitig gehemmten nationalen Expansion, auch recht unwahrscheinlich — unsere Ausgangsfrage kann doch die Vorgänge und das Zielstreben zur Erhaltung des Weltfriedens, welches dem Völkerbund in der Mandschurei obliegt, bis in große Tiefe beleuchten.

Zunächst läßt sich sagen: die Bestürzung der Weltmächte über ein Vorgehen Japans, wie wir es hypothetisch zeichneten, würde gewiß nicht gering sein. Und müßte man nicht nach den herrschenden Grundsätzen für die Lösung internationaler Probleme, wie sie der Versailles-Vertrag im Völkerbund sanktioniert hat, müßte man nicht annehmen, daß die Westmächte — USAmerika als erste Macht im pazifischen Raum voran — eine höchst energische Haltung gegen Japan am Platze fänden? Sagt doch der Lytton-Bericht recht deutlich, daß die Bewahrung von Chinas Souveränität und territorialer wie administrativer Integrität für die Erhaltung des Friedens unentbehrlich sei. — Aber nur schwer kann man sich denken, wie Sowjetrußland sich dabei verhalten würde. Würden die Sowjets reservierte Zuschauer des Streites über das Thema bleiben, wer der Angreifer sei, wo sie es mit ihren kommunistischen Prinzipien für sich selbst schon gelöst glauben? — Würden wir das Wundersame erleben, daß das proletarische Rußland mit den kapitalistischen

Westmächten Seite an Seite für Befreiung der Welt von feudalistischer Unterjochung kämpft? —

Man kann aus diesen hypothetischen Gedankengängen gewahr werden, wie hinter den Bemühungen des Völkerbundes zum Ausgleich der zunächst nur lokalen Differenzen zwischen Japan und China im Mandschureikonflikt noch ein weiteres, größeres, mögliches Ziel: der Ausgleich zwischen den proletarischen und den kapitalistischen Daseinsforderungen auftauchen kann. Und ist nun das Zielstreben des Völkerbundes, sind die Mittel, die Konstitution des Bundes und des Kellog-Paktes, durch die sich das Zielstreben auswirkt, von einer Art, die dieses größere Ziel erreichbar scheinen läßt? —

Die japanische Presse hat die Offensive der kleinen Nationen[1]) mit dem Einwand herabgewürdigt, die kleinen Mächte hätten keine unmittelbaren Interessen in der Mandschurei auf dem Spiel und könnten darum die Realitäten des Falles für Japan gar nicht würdigen. Das mag sehr wohl wahr sein. Aber die kleinen Nationen zeigen eben mit ihrem Offensivgeist, wie sehr sie das bedeutendere Ziel, das Veto des Völkerbundes gegen die heute noch für die Lösung der Probleme des Lebensraumes der Nationen herrschenden Prinzipien überhaupt, zu würdigen wissen. —

Indessen, so kategorisch die kleinen Nationen auch vom Völkerbund die Durchführung seiner Bestimmungen fordern mögen, so ist Japans Haltung doch offenbar der Konstitution des Völkerbundes und des Kellog-Paktes gegenüber nicht alleinstehend. Die öffentliche Meinung Japans hat in dem Mandschureikonflikt keinen Zweifel gelassen, daß sie eher den Völkerbund als das Recht zu militärischer Intervention aufgeben wolle. Wenn man nun bedenkt, wie weit z. B. auch in allen anderen bürgerlichen Demokratien der stille Gedanke verbreitet ist, daß es trotz aller Handelsbeziehungen zu Sowjetrußland eines Tages doch zu der kriegerischen Entscheidung kommen müsse, ob die Welt proletarisch-kommunistisch oder bürgerlich-kapitalistisch sein soll, dann erkennt man, daß der Völkerbund den Kriegsgeist nicht nur in Japan zu überwinden hat. Wie der Individualismus beim einzelnen Menschen in schwierigen Situationen nur auf die eigene Kraft schaut und traut, so prägt er sich eben auch in der Haltung der demokratischen Staaten aus. Gemeinschaft und Ausgleich haben einen schweren Stand. Auf ein Gemeinschaftsgefühl und einen Ausgleich kommt es aber für das Ziel des Völkerbundes als Letztes an. Denn inzwischen wächst die Lebensangst der Massen in der bürgerlich-individualistischen Ordnung. Je enger die Weltver-

[1]) Sie ist bei den Völkerbundssitzungen in Paris gegen Japan laut geworden und drückt sich besonders im Antrag Spaniens, Schwedens, Irlands und der Tschechoslowakei vom 8. Dezember aus, mit dem sie eine Erklärung des Völkerbundes forderten, daß das Vorgehen Japans nicht als „Selbstschutz" und die Errichtung von Mandschukuo nicht als „Resultat einer spontanen Unabhängigkeitsbewegung der Bevölkerung" anerkannt und als mit den internationalen Bindungen unvereinbar gebrandmarkt werde.

knüpfung mit dem Verkehr wird, desto mehr steigt die Abhängigkeit ihres Daseins von Ereignissen in den fernsten Erdteilen. Die kommunistische Welt hat nicht ohne Grund den Glauben an den Untergang des Kapitalismus aus der „imperialistischen Rivalität". Gewalttätiger Angriffswille, wie wir ihn in der Mandschurei durchbrechen sahen, ist also nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich verhängnisvoll. Darum auch hat der Völkerbund nicht nur ein politisches, sondern überdies ein technisch-wirtschaftliches Sekretariat. Wie es die Bestimmung des Völkerbundes sein soll, die politische Rivalität durch ein höheres Prinzip der Verständigung aus der Welt zu schaffen, so hat er auch im kapitalistischen System ein Tribunal für kollektivistische Planwirtschaft zu werden. Mit dieser Renaissance der bürgerlichen Ordnung soll er den arbeitenden Massen die gleiche Geborgenheit vor Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend, soll er ihnen Zufriedenheit mit dem Geschick bringen, wie es auch das Credo des kommunistischen Ordens will. Und ein friedfertiges Rivalisieren um die Wohnbarmachung der Erde an Stelle einer kriegerischen Auseinandersetzung mit dem Kommunismus.

Man sage nicht, das alles sei von großem Glauben erfüllt, aber wenig wirklichkeitsbewußt. Es ist ein Ziel. — Ein Ziel, das hinter den Wirklichkeiten der Verständigungsarbeit des Völkerbundes im Mandschureikonflikt steht, wie ein neuer Weltkrieg hinter den Ereignissen im Fernen Osten heraufwächst, wenn der Völkerbund in der Mandschurei ergebnislos bleibt, wenn die Dinge den Lauf nehmen, den wir einleitend einmal hypothetisch voraussetzten.

GUSTAV FESTER:

Das Chacoproblem II

Krieg oder Nicht-Krieg?

Die im ersten Aufsatz ausgesprochene Hoffnung auf Erhaltung des Friedenszustandes hat sich nicht erfüllt, vielmehr sind die Parteien in den — wohl von den Japanern erfundenen — neuzeitlichen Krieg ohne Kriegserklärung gewissermaßen hineingeglitten. Dieser Ersatz des alten Diskontinuums: Frieden-Krieg durch kontinuierlichen Übergang von einer Phase zur anderen ist eine Folgeerscheinung der Kriegsächtungsbewegung, die statt der gewollten vertieften Respektierung des Völkerrechtes nunmehr zum geraden Gegenteil, nämlich dem völkerrechtslosen Zustande geführt hat. Durch Vermeidung der Kriegserklärung vermeidet man auch das Stigma, der Angreifer gewesen zu sein, während das tatsächliche Losgehen der Gewehre stets leicht dem Gegner in die Schuhe geschoben werden kann. Man hat es in den letzten Jahren wiederholt erlebt, daß an sich wohlgemeinte, aber zu sehr mit nordamerikanisch-rationalistischer Prägung versehene Tendenzen durch Impon-

derabilien bei Menschen und Ereignissen durchkreuzt worden sind — man kann z. B. die „Trockenlegung" als Parallelerscheinung anführen, die auch statt höherer Moral nur deren Gegenteil zur Folge gehabt hat.

Die Ereignisse

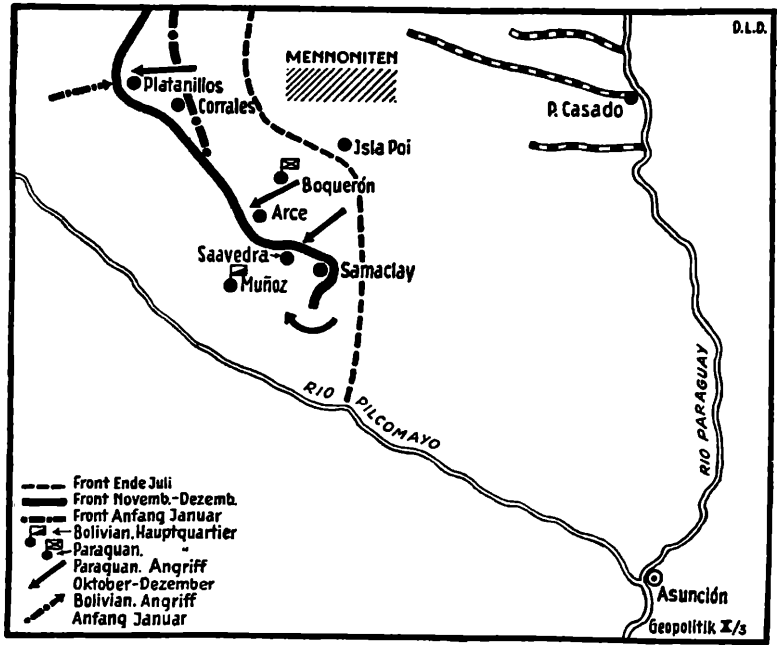
Die militärischen Ereignisse im Chaco von Juli bis Dezember sind dem europäischen Leser durch die Presse bekanntgeworden, wobei es ihm allerdings kaum möglich gewesen sein wird — physikalisch gesprochen —, die Beobachtungspunkte zu zusammenhängenden Kurven des Geschehens zu verbinden. In großen Zügen können wir bisher folgende drei Phasen des Krieges unterscheiden: die bolivianische Anfangsoffensive, der paraguayische Gegenstoß und schließlich das Erstarren der Front, wobei noch nicht vorausgesagt werden kann, ob man endgültig in die Periode des Stellungskrieges eingetreten ist oder ob die um die Jahreswende einsetzenden bolivianischen Angriffe zu erneuter Bewegung führen werden.

Die Julioffensive der Bolivianer richtete sich in erster Linie gegen das paraguayische Zentrum mit der Schlüsselstellung des Forts Boquerón, um in den Besitz der als Verpflegungsbasis außerordentlich wichtigen Mennonitenkolonien zu gelangen und längs der Bahn auf Puerto Casado am Paraguay vorzustoßen. Boquerón, das „Verdun" des Chaco, fiel in bolivianische Hände, aber es gelang den Paraguayern, die bolivianischen Angriffe noch vor dem nächsten wichtigen Stützpunkt, Isla Poi, zum Stehen zu bringen.

Inzwischen waren die paraguayischen Kriegsvorbereitungen weiter fortgeschritten, die im Laufe der Zeit zur Aufstellung von etwa 40 000 Mann führten; auch Flugzeuge wurden in Dienst gestellt, über die man ursprünglich kaum verfügt hatte. Die von General Roja geleitete paraguayische Gegenaktion begann mit einer intensiven Tätigkeit der irregulären „macheteros de la muerte" (der „machete" ist das große Buschmesser), die, mit der grünen Wüste wohlvertraut, allenthalben im Rücken der Bolivianer auftauchten, ihnen erhebliche Verluste beibrachten, die Verbindungslinien störten und die Kampfesmoral der fremden Hochlandstruppen erschütterten. Die eigentliche Hauptoffensive setzte Anfang September ein, wiederum in Richtung auf Boquerón, und zwar gelang es dem begabten Abschnittskommandanten Oberst Estigarribia, durch doppelt umfassenden Flankenangriff die Bolivianer auf das Fort zurückzuwerfen und dort eine erhebliche Truppenzahl, etwa 10 000 Mann, einzuschließen. Zunächst bestand die Absicht, den Feind durch Hunger und Durst zur Übergabe zu zwingen; als aber die bolivianische Entsatzdivision Lanza in bedrohliche Nähe gerückt war, schritt man zum Bajonettangriff. Am 29. September fiel die Hauptstellung mit etwa 2000 Gefangenen und 20 Geschützen in paraguayische Hände.

Die paraguayischen Truppen schritten nunmehr von Erfolg zu Erfolg, eine

große Reihe bolivianischer Stützpunkte fiel in ihre Hände, und man glaubte in Asuncion, wo die Stimmung an die deutsche im ersten Weltkriegsmonat erinnerte, das Schicksal der gegnerischen Armee bereits besiegelt. In drei Gruppen drang das paraguayische Heer vor, im Norden gegen Platanillos, im Zentrum gegen Arce und im Süden gegen Samaclay, während noch weiter im Süden, am Pilcomayo, die Irregulären gewissermaßen als Kavalleriedivision in Flanke und Rücken der Bolivianer operierten. Die aus der Skizze klar erkenntliche Absicht Estigarribias war offenbar die, durch Umfassung im Norden (oder Durchbruch im Zentrum?) den



Hauptteil der bolivianischen Armee gegen den Pilcomayo zu drücken und zur Kapitulation oder zum Übertritt auf argentinisches Gebiet zu zwingen. Am 23. Oktober fällt der wichtige Straßenknotenpunkt Fort Arce im Zentrum, am 6. November Platanillos im Norden, und die Eroberung von Saavedra und des zernierten Samaclay scheint unmittelbar bevorzustehen.

Über die Gründe des neuen „Marne-Wunders", durch das die geschlagene und anscheinend demoralisierte bolivianische Armee dem drohenden Cannae im November entging, kann man zur Zeit nur Vermutungen äußern. Unzweifelhaft hat die bolivianische Führung das Bedrohliche der Lage erkannt und wahrscheinlich einen großen Teil der Verstärkungen gegenüber dem Griff an die „Gurgel" bei Platanillos eingesetzt. Ferner dürfte man die Stellung Saavedra—Samaclay schon vorher sehr stark ausgebaut haben, so daß die Frontalangriffe der Paraguayer schei-

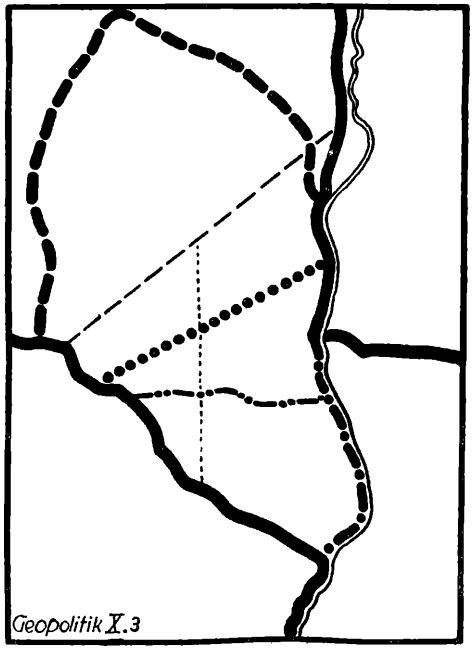
tern mußten, die ihrerseits wohl den Gegner unterschätzt hatten, vielleicht auch nicht genügend artilleristisch den Sturmangriffen vorarbeiten konnten. Auf alle Fälle haben die Paraguayer in den etwa sieben Wochen dauernden Kämpfen um Saavedra keinen nennenswerten Erfolg gehabt, und die Front war zur Zeit der kurzen Waffenruhe um Weihnachten fast die gleiche wie Anfangs November. Mit der Jahreswende haben sich nun wieder die Rollen zwischen Angreifer und Verteidiger vertauscht. General Lanza, der inzwischen den Oberbefehl an General Kundt abgegeben hat, ist zum Gegenangriff bei Platanillos geschritten, der zur Einnahme dieses Forts sowie von Loa und Corrales führte, wodurch die rechte paraguayische Flanke in bedrohte Lage geraten könnte. Ob sich daraus eine neue Periode des Bewegungskrieges entwickelt oder in Anbetracht der die Operationen erschwerenden Regenzeit die Front wieder zum Erstarren kommt, sei dahingestellt. Man möchte fast das letztere wünschen, da nur so, unter Berücksichtigung der Unwahrscheinlichkeit eines entscheidenden Endsieges, beide Parteien einer baldigen schiedsgerichtlichen Entscheidung geneigt sein werden.

General Kundt

Es scheint fast, als ob der Schatten der bevorstehenden Ankunft des Generals Kundt bei dem erneuten Umschwung des Kriegsglücks eine Rolle gespielt habe. Es soll an dieser Stelle, bei allem Respekt vor den bedeutenden Verdiensten des Generals um die Reorganisierung der bolivianischen Armee, nur kurz die überwiegende Meinung der Deutschen Südamerikas wiedergegeben werden, wie sie beispielsweise selbst in dem am weitesten rechts stehenden Organ der deutschen Kolonie Argentiniens, „Deutsche La Plata Zeitung", zum Ausdruck gebracht worden war. Schon vor einigen Jahren, als der Chacokonflikt zuerst akut wurde und dann die Regierung Siles in La Paz stürzte, hatte die argentinische Presse den General gewissermaßen zum Exponenten des bolivianischen Angriffswillens gemacht und bisweilen auch gegen Deutschland im allgemeinen unfreundliche Kommentare angeknüpft. Damals bestand diese Argumentation sicher zu Unrecht, denn der General hatte lediglich seine militärische Pflicht erfüllt, ohne sich um Politik zu kümmern. Heute dagegen liegen die Verhältnisse anders. Nach Auffassung wohl aller Südamerikadeutschen bestand kein Grund, daß sich der General von dem gleichen Volk als Retter bejubeln ließ, das ihn 1930 mit dem „Tyrannen" Siles zur Flucht zwang. Die Sympathien fast ganz Südamerikas liegen nun einmal überwiegend auf paraguayischer Seite, und auch im deutschen Interesse ist es sicher nicht, daß ein ehemals deutscher General ein Angriffsheer gegen ein Land führt, das im Weltkrieg ehrlich neutral geblieben ist, stets die deutsche Einwanderung begünstigt hat — auch die mit Eroberung bedrohten Mennoniten sind deutschen Geblütes — und in dessen Armee sicher Hunderte von Deutschstämmigen dienen.

Die Neutralen

General Kundt hat bei seiner Rückkehr nach Bolivien einen Umweg über die Vereinigten Staaten gemacht. Man darf annehmen, daß überhaupt mancherlei Fäden zwischen New York und La Paz gespannt sind; der aufmerksame Beobachter wird sich bisweilen fragen, ob es wirklich bloß Unfähigkeit ist, welche die Unfruchtbarkeit der Washingtoner Neutralenkommission bedingt. Immerhin hat diese Karikatur auf Genf nach mehrjährigem Kreißen ein erstaunliches Ergebnis gezeitigt, nämlich den konkreten Demarkations- und Schiedsgerichtsvorschlag vom 15. Dezember, der vielleicht teilweise Erfolg gehabt hätte, wenn er ein Jahr vorher gemacht worden wäre. Vielleicht auch mag er Paraguay dann akzeptabel erscheinen, wenn es eine größere Niederlage erleiden sollte, aber dann würde wieder Bolivien nicht damit zufrieden sein. Zunächst hat sich Paraguay von der Konferenz zurückgezogen, da der Vorschlag eine Begünstigung Boliviens darstelle. Die wesentlichen Punkte des Vorschlages sind aus der zweiten Skizze ersichtlich. Erstens sollte der größte Teil des strittigen Gebietes militärisch von beiden Teilen geräumt werden, und zweitens sollte diese entmilitarisierte Zone durch eine Linie längs des Meridian 60°15′ in einen bolivianischen und paraguayischen Sektor geteilt werden, der von je 100 Mann Polizei bewacht werden sollte. Mit dieser Trennungslinie, die dem ungefähren Frontverlauf verspricht, hätte sich Paraguay wohl einverstanden erklären können, nicht aber mit der Abgrenzung der zu entmilitarisierenden Zone durch die Linie Ballivian—Vitrones im NW und das Paraguayufer im O. Auf diese Weise wäre nämlich fast die Hälfte des überhaupt in Frage stehenden Gebietes von vornherein zugunsten Boliviens einer späteren schiedsgerichtlichen Regelung entzogen worden (man denkt unwillkürlich an die Deutschland auferlegten Waffenstillstandsbedingungen), während umgekehrt das ganze



Vorschlag der Neutralen vom 15. Dezember 1932.

restliche, dem bolivianischen Maximalanspruch entsprechende Chacogebiet bis zum Paraguay in die entmilitarisierte Zone einbegriffen werden sollte, womit naturgemäß die Möglichkeit eines Verlustes für Paraguay durch den späteren Schiedsspruch gegeben war. Daß der Vorschlag gerade von Washington ausging, wo Präsident Hayes vor 54 Jahren einen wesentlichen Teil des Gebietes bereits einwandfrei Paraguay zuerkannt hatte, mußte in Asuncion naturgemäß besondere Entrüstung erregen.

Mit der Abberufung des paraguayischen Delegierten hat die Tätigkeit der Kommission ihr vorläufiges Ende erreicht.

HANS RÖMER:

Die Vereinigten Staaten und Haiti

Zur Geographie und Geschichte Haitis

Die Republik Haiti nimmt das westliche Drittel der zweitgrößten, gleichnamigen Insel im Karibischen Inselgürtel ein. Mit ihrer Bevölkerung von $2^1/_2$ Mill. Köpfen (30 000 fremdnationale Weiße), fast ausschließlich Nachkommen der von den Franzosen hierhergebrachten afrikanischen Sklaven, ist sie nach Puerto Rico der am dichtesten bevölkerte Teil Westindiens. Nahezu 90% der Bevölkerung leben auf dem Lande und ernähren sich von primitivem Ackerbau. Kaffee ist heute der Hauptausfuhrartikel (70%) und übertrifft wertmäßig den aller anderen Produkte. Zur französischen und spanischen Zeit waren überdies Zucker und Indigo von Bedeutung; sie sind heute durch Baumwolle, Holz und Sisal verdrängt. Die offizielle Sprache des Landes ist das Französische. Der haitische Bauer spricht Kreolisch, ein Gemisch von Französisch und afrikanischem Patois. Der Katholizismus gilt als protektionierte Konfession, doch herrscht unter dem größten Teil der Bauernschaft noch ein tiefstehender Zauberkult. Die Angaben über das Analphabetentum in Haiti bewegen sich um 75% der Eingeborenen.

Die ursprünglichen Bewohner Haitis waren Indianer. Bald nach der Entdeckung Westindiens durch Christoph Kolumbus wurde „Española" von den Spaniern besetzt, die seine Bevölkerung zu Sklaven machten. Durch die Arbeit Las Casas' kam ein milderer Zug in die spanische Kolonialpolitik. Nachdem aber die 1503 begonnene, durch den Anbau von Zuckerrohr bedingte, afrikanische Sklavenarbeit immer größeren Umfang annahm, verschlechterten sich ihre Lebensbedingungen stark. Um 1800 war das Indianerproblem erledigt. Die Insel galt bereits zu diesem Zeitpunkt als schwarz. Im Frieden von Ryswick (1697) trat Spanien den westlichen Teil Españolas an Frankreich ab, das dieses unter dem Namen Saint-Domingue bis 1789 nach merkantilistischen Handelsmethoden regiert und zum reichsten Platz dieser Breiten gemacht hat. Aus der französischen Zeit stammen die heute fast gänzlich verschwundenen großen Kaffeeplantagen, die Bewässerungs- und Straßenanlagen

und der noch heute erkennbare französische Einschlag im Straßenbild der haitischen Städte. In den Jahren der Französischen Revolution hat der Negersklave Toussaint Louverture den Kampf gegen die französische Herrschaft begonnen. Erwin Rüsch hat uns in seinem ausgezeichneten Werk „Die Revolution von San Domingo" (Hamburg 1931) ein eindrucksvolles Bild dieser ersten Negerrevolution — nach ihm ein historisch-isoliertes Ereignis, das von Frankreich nur Anstoß- und Reizwirkungen erhalten hat — gegeben, ein Buch, das man auch zur Bewertung kommender afrikanischer Ereignisse einmal zur Hand nehmen sollte. 1804 erfolgte die Erklärung der Unabhängigkeit des Landes unter dem indianischen Namen „Haiti" durch den schwarzen General Dessalines, neben Soulouque der einzige Kaiser Haitis. Zehn Verfassungen sind von 1804 bis 1889 über Haiti ergangen. Die letzte, nach französischem Vorbild entworfen, hat bis zur amerikanischen Okkupation von 1915 gewährt. Die Regierungsform, theoretisch parlamentarisch, war in der Praxis diktatorisch, ein Dualismus, der für Vergangenheit und Gegenwart der Republiken um das amerikanische Mittelmeer keinen Sonderfall darstellt. Die Macht des Präsidenten war von seiner Waffengewalt abhängig. Zwischen 1807 und 1915 haben vierundzwanzig Präsidenten die Verwaltung innegehabt. Siebzehn wurden durch Revolutionen aus ihrem Amte getrieben. Die im Norden der Insel, nahe Kap Haiti lebenden organisierten Eingeborenenbanden (Cacos) spielen fast bei allen Umwälzungen die Hauptrolle. Von August 1911 bis Juli 1915 haben allein sechs Präsidenten die Geschicke des Landes geleitet.

Die Finanzgeschichte Haitis ist bis 1910 ausschließlich mit Pariser Bankinstituten verknüpft gewesen; sie ist ein geeignetes Objekt zum Studium der Methoden und Moral der französischen Hochfinanz. 1915 betrugen die Schulden aus den äußeren Anleihen von 1875, 1896 und 1910 ungefähr $ 24 Mill. Die innere Verschuldung belief sich auf rund $ 12 Mill. Im Fiskaljahr 1913/14 wurden ungefähr vier Fünftel der Zolleinnahmen — sie stellten nahezu 90% der Staatseinnahmen dar — für äußere und innere Schulden verausgabt. Ein- und Ausfuhrzölle waren als Sicherheiten verpfändet, der Kaffeeausfuhrzoll allein für drei ausländische und zwei inländische Anleihen. Der Frachtverkehr wurde zum großen Teil von deutschen Reedereien getätigt. Die amerikanischen Investierungen beliefen sich 1913 auf nur $ 4 Mill. Im haitischen Import waren die Vereinigten Staaten schon damals mit 70% beteiligt. Der Weltkrieg, der den haitischen Kaffeeexport nach seinem Hauptabnehmerland Frankreich (60—70%) lahmlegte, hatte einen Aufschub der Anleihetilgungen zur Folge. Der Zinsendienst wurde bis zur amerikanischen Okkupation aufrechterhalten.

Dollardiplomatie vor dem Weltkrieg

Wer den amerikanischen Vormarsch in Westindien und Zentralamerika seit dem Spanisch-Amerikanischen Krieg verfolgt hatte, dem konnte das Schicksal Haitis nicht

ungewiß sein. Die neuesten Arbeiten über die Politik der ersten großen amerikanischen Imperialisten, Cleveland und Theodore Roosevelt, lassen keinen Zweifel mehr, daß den Vereinigten Staaten wichtiger als die wirtschaftliche Angliederung dieses Raumes der Bau und die Sicherung des Panamakanals unter völliger Ausschaltung Europas war, der für die Sicherheit der großen amerikanischen Union notwendig ist. Nach der Erwerbung der Inseln Puerto Rico und Kuba, dem Hay-Pauncefote-Vertrag von 1901, wurde 1907 San Domingo, der Osten der Insel Haiti, unter amerikanische finanzielle Botmäßigkeit gebracht. Mit dem Kuba oktroyierten Platt-Amendment hatte man einen Flottenstützpunkt in Guantanamo errichtet, der die Windward-Passage beherrschte. Zu wiederholten Malen versuchten die Vereinigten Staaten während dieser Jahre die dominikanische Samana Bay zu erwerben — bevor man herausfand, daß Korallenriffe und Felsklippen sie zu einem Flottenstützpunkt durchaus ungeeignet machten. In der Linie der Sicherung des Panamakanals nach der atlantischen Seite liegt im August 1914 die Pachtung der Kleinen und Großen Maisinseln von Nikaragua. 1917 wurden die Jungfrauinseln, als deren Aspirant seit der Jahrhundertwende Deutschland galt, von Dänemark gekauft.

Die ersten amerikanischen Anstrengungen, Haiti zu beherrschen, fallen in das Jahr 1905, mit der Fühlungnahme, wie sich Haiti zu einer usamerikanischen Zollüberwachung stellen würde. Die Ergebnisse waren für das State-Department wenig befriedigend. Anläßlich seiner lateinamerikanischen Reise (1910) lenkte Tafts Staatssekretär, Philander Chase Knox, die Aufmerksamkeit der amerikanischen Öffentlichkeit erneut auf die strategische Bedeutung Haitis. Gelegentlich der Reorganisation der Nationalbank von Haiti, im Jahre 1910, traten die Vereinigten Staaten aus ihrer bisherigen Passivität heraus. Die Furcht, daß eine Beherrschung der Bank durch die geldgebende Banque de l'Union Parisienne der militärischen Festsetzung europäischer Mächte auf Haiti die Wege ebnen, daß Guantanamo gegenüber ein Flottenstützpunkt einer europäischen Macht errichtet werden könnte (Mole St. Nicholas — man dachte besonders an Deutschland!), führte im Oktober 1910 zu einem Memorandum des State-Departments, in dem dieses gegen die Errichtung eines Bankenmonopols in Haiti protestierte. Knox machte darauf aufmerksam, daß Haiti Gefahr laufe, bei finanziellen Schwierigkeiten Interventionen europäischer Mächte zu veranlassen, was gegen die Monroe-Roosevelt-Doktrin verstoße. Er sprach seine Mißbilligung über den Bankvertrag aus, „der so nachteilig für amerikanische Interessen, so gefährlich für die Souveränität Haitis und so ungerecht in seinen Operationen für Volk und Regierung Haitis sei". Durch amerikanischen Druck auf den Quai d'Orsay erhielten New-Yorker Banken 20% der Aktien (5% gingen an Deutschland). Die Bank wurde von Paris aus verwaltet, doch saß der Vorstand in New York. Ein Amerikaner wurde Vizepräsident. Die Leitung der Bank in Haiti wurde gleichfalls einem Amerikaner übertragen.

Im selben Jahr schloß die haitische Regierung einen Vertrag über einen Bahnbau

von Port au Prince nach Kap Haiti mit der Compagnie Nationale des Chemins de Fer d'Haiti ab, deren Hauptrepräsentant der amerikanische Fruchtkönig J. P. MacDonald war, eine Transaktion, die nicht ganz ohne Bestechung abging. Die Kompanie verpflichtete sich, den Bahnbau innerhalb von fünf Jahren auszuführen. Nach zwanzig Jahren sollte der Staat die Bahn übernehmen. Die haitische Regierung sagte eine Garantie von 6% auf die ausgegebenen Aktien zu. In einem zweiten Vertrag erhielt MacDonald das Recht zur Anlage von Plantagen auf allen freien, zwanzig Kilometer an jeder Seite der Bahnlinie gelegenen Ländereien, das Monopol für die Bananenausfuhr und gewisse Einfuhrzollerleichterungen. Er sollte dafür einen Dollar Pacht pro carreau für bebautes Land und einen Ausfuhrzoll von 2 am. Cent für den Bananenbüschel zahlen. Garantiert wurden von ihm $ 200000 jährlich. Differenzen aus beiden Verträgen sollten nach ausdrücklicher Übereinkunft nur durch haitische Gerichtshöfe geregelt werden dürfen.

Nachdem 1913 ungefähr 100 Kilometer der Bahn gebaut waren, beanstandete die Regierung in Port au Prince die Konstruktion und verweigerte die Zahlung. Der damalige Eigentümer der Eisenbahnkonzession, das Grace Syndicate, wandte sich entgegen den Abmachungen an das State-Department, und als man in Haiti Miene machte, sich mit Gewalt der gebauten Strecken zu bemächtigen, ließ der sonst so pazifistische Staatssekretär Wilsons, W. J. Bryan, wissen, daß das State-Department in diesem Fall „Schritte ergreifen werde, die es für notwendig erachte".

Differenzen über die von der Nationalbank laut Vertrag von 1910 durchzuführende Finanzreform und innere Unruhen, die im Juli 1914 mit dem Sturz der Regierung Zamor endeten, brachten weitere Komplikationen. Schon am 26. Februar 1914 hatte Bryan erklärt, daß die Vereinigten Staaten nicht abgeneigt seien, Haiti ihre guten Dienste in der Zollverwaltung angedeihen zu lassen. Im Juni 1914 erklärte der amerikanische Gesandte in Port au Prince: wenn die haitische Regierung sich nicht an die Budgetkonvention von 1910 halte, werde die Bank in eine Lage kommen, wo sie den Beistand der Vereinigten Staaten erbitten müsse; dies werde die Überwachung der haitischen Zölle zur Folge haben. Am 2. Juli 1914 wurde Haiti offiziell von dem amerikanischen Wunsch auf Abschluß einer Zollkonvention verständigt. Der haitische Senat lehnte jegliche Vertragsverhandlungen mit den Vereinigten Staaten ab. Als am 7. November 1914 der Führer der Revolutionäre, Davilmar Theodore, zum Präsidenten gewählt wurde, gingen Wilson und Bryan, die sonst mit großem Pathos über die Ethik internationaler Anerkennung gesprochen hatten, dazu über, die sonst so gerügten Knoxschen Methoden anzuwenden. Das State-Department informierte Theodore, daß man ihn als provisorischen Präsidenten nur anerkennen könne, wenn er eine Kommission nach Washington entsende, die die Unterhandlungen über die Zollkonvention, die Nationalbank, die Eisenbahn und die Übertragung der Mole St. Nicholas aufnehme. In Haiti lehnte man dieses Ansinnen ab. Daraufhin wurden am 17. Dezember 1914 auf Anforderung

des amerikanischen Vizepräsidenten der Bank von Haiti $ 110000 auf dem amerikanischen Kriegsschiff „Machias" nach New York gebracht. Finanziell in die Enge getrieben, wurde Theodore im Januar 1915 gestürzt. Im März des Jahres erschien ein Vertrauter Wilsons, Robert Fuller, als amerikanischer Spezialgesandter in Port au Prince und informierte den neuen Präsidenten, V. G. Sam, daß nach Unterzeichnung des Vertrages, den er bei sich führe, es für ihn eine hohe Ehre sein werde, Sam den Anerkennungsbrief der Vereinigten Staaten zu überreichen. Der von Fuller überreichte Vertragsentwurf — die amtlichen amerikanischen Dokumente berichten nichts über die Fuller-Mission — wich in zwei wichtigen Punkten von dem ersten Vertragstext ab. Die Vereinigten Staaten sollten berechtigt sein, Haiti gegen jeden äußeren Angriff zu verteidigen (Weltkrieg!). Auf die Mole St. Nicholas verzichteten die Vereinigten Staaten. Haiti sollte nur die Versicherung abgeben, keiner fremden Macht diesen Platz zu überlassen. Der Umschwung der amerikanischen Meinung war auf ein neues Marinegutachten zurückzuführen, daß die Mole St. Nicholas als Flottenstützpunkt absolut wertlos sei, da die Bucht für moderne Kriegsschiffe zu klein und kein Trinkwasser in der Umgebung vorhanden wäre. Als Fuller keine volle Zusage auf seine Vorschläge erhielt, reiste er ab, nicht ohne in Haiti die Gewißheit zu hinterlassen, daß die Zeit der Unterhandlungen bald zu Ende sein werde. Am 28. Juli 1915 brach eine neue Revolution aus, in deren Verlauf die Aufständischen in die französische Gesandtschaft eindrangen und den dort weilenden Präsidenten Sam töteten. Der amerikanische Admiral Caperton wurde unverzüglich mit einem Geschwader von Guantanamo nach Port au Prince beordert, um den Schutz des amerikanischen und anderen fremdländischen Lebens und Eigentums zu übernehmen. Der Nachfolger Bryans, Robert Lansing, begnügte sich damit, neben den so oft gehörten humanitären Gründen die drohende Intervention europäischer Mächte als Ursache für das amerikanische Eingreifen anzugeben.

Offene Vergewaltigung

Konnte aus der Praxis des internationalen Rechts nichts gegen die Landung amerikanischer Truppen eingewandt werden, so standen die folgenden Handlungen Capertons, für die ihn der amerikanische Marineminister Daniels „seinen wärmsten Dank" aussprach, in krassem Widerspruch zu den internationalen Rechtsätzen. Als der eine der Präsidentschaftskandidaten, Dartiguenave, im Wahlkampf laut werden ließ, daß er sich mit der amerikanischen Okkupation abfinde, empfahl Caperton ihn in Washington sofort als den brauchbaren Mann. Am 12. August 1915 wurde Dartiguenave im Beisein von Capertons Stabschef und amerikanischer Marinetruppen von der haitischen Nationalversammlung zum Präsidenten gewählt. Zwei Tage später kam wieder das State-Departement mit seinen Daumenschrauben. USA. werde Dartiguenave nur anerkennen, wenn der haitische Kongreß ihn autorisieren werde, einen Vertrag abzuschließen, der den Vereinigten Staaten die Kontrolle über

Zölle und Gendarmerie zuspreche. Als am 19. August noch keine Nachricht an Caperton gelangt war, ließ dieser die haitischen Zollämter durch Militär besetzen und den Kriegszustand erklären. Nach dem Rücktritt von drei Mitgliedern des haitischen Kabinetts wurde unter dem Zwang der Ereignisse der Vertrag am 16. September 1915 von Dartiguenave unterzeichnet. Caperton berichtete nach Hause, „dieses haben wir erreicht, weil wir im günstigen Verhandlungsstadium militärischen Druck ausgeübt haben". Die Zustimmung des haitischen Kongresses erreichte Caperton durch Einbehaltung sämtlicher Zolleinnahmen und durch die Erklärung, daß die Vereinigten Staaten auch ohne Vertrag die Kontrolle über Haiti übernehmen würden.

Der Vertrag bestimmte die Ernennung eines auf Vorschlag des „amerikanischen Präsidenten vom haitischen Staatspräsidenten bezeichneten Generaleinnehmers der Zölle", dessen Aufgabe es sein sollte, „to collect, receive and apply" alle Zolleinnahmen, und eines auf dieselbe Weise bezeichneten „Finanzratgebers", der dem haitischen Finanzminister beigeordnet sein sollte und dem dieser „tatkräftige Hilfe für seine Vorschläge und Arbeiten geben werde". Die Aufnahme neuer Anleihen ohne amerikanische Zustimmung wurde verboten. Die Zollsätze durften nicht erniedrigt werden. Eine Nationalgarde von 3000 Mann sollte gebildet werden, die so lange unter amerikanischem Kommando stehen sollte, als die Bedingungen für ihre Ersetzung durch haitische Offiziere nicht gegeben seien. Die Abtretung von Gebiet an eine fremde Macht oder der Abschluß von Verträgen, die Haitis Selbständigkeit gefährden könnten, wurde untersagt. Haiti mußte sich verpflichten, die Maßnahmen auszuführen, die nach der Meinung der vertragschließenden Parteien notwendig für „das Gesundheitswesen und die Hebung des öffentlichen Wohles" seien. Dem Kuba-Platt-Amendment nachgebildet, erhielten die Vereinigten Staaten das Recht, „alle Schritte zu ergreifen, um die Durchführung des Vertrages sicherzustellen". Die Vertragsdauer wurde zunächst auf zehn Jahre festgesetzt. Reservationen der haitischen Kammern, vor allem Verwahrung gegen die weitgehenden Rechte des Finanzberaters, wurden von Lansing zurückgewiesen. Ohne Debatte wurde der Vertrag am 3. Mai 1916 vom amerikanischen Senat einstimmig gutgeheißen.

Schon am 28. März 1917 wurde der Vertrag von 1916 um weitere zehn Jahre verlängert, „auf Grund der Notwendigkeit, für Haiti eine mehr als zehnjährige Anleihe flüssig zu machen", ohne daß dieses Protokoll dem amerikanischen oder haitischen Senat zur Ratifikation vorgelegt wurde. Unter amerikanischem Druck wurde die haitische Nationalversammlung, die den Amerikanern nicht gefügig war, aufgelöst und die Verfassung durch Plebiszit vom 12. Juni 1918 in drei wesentlichen Punkten abgeändert. Sie waren vom amerikanischen Unterstaatssekretär für die Marine, Franklin D. Roosevelt, ausgearbeitet worden. Die neue Verfassung gab Fremden das Recht, Land zu erwerben (amerikanische Fruchtkonzerne!). Sie erkannte die amerikanische Okkupation als rechtlich verbindlich

an und schaltete die Legislative aus, um eine ungehinderte Verwaltung durch die Amerikaner möglich zu machen. Die Kontrolle über die Nationalbank ging in amerikanische Hände über.

1922 ließ man an Stelle Dartiguenaves durch den Staatsrat den Amerika günstig gesinnten Louis Borno zum Staatspräsidenten wählen. Borno willigte in den Abschluß einer Schiedskonvention ein, die alle amerikanischen Ansprüche regeln sollte. Er räumte den Amerikanern die gesamte Verwaltung des Steuerwesens ein, befürwortete eine 16-Mill.-Dollar-Anleihe von der National City Bank und erhielt dafür Schutz in seinem Amt. Die oberste Staatsgewalt lag seit 1922 in den Händen des amerikanischen Gesandten und „Oberkommissars für Haiti", John H. Russell. Ihm standen fünf Vertragsbeamte zur Seite: zwei Zivilpersonen, der Finanzberater-Generalzolleinnehmer und der Generaldirektor für landwirtschaftliche Angelegenheiten. Sodann drei Militärs, der Kommandant der Garde, die Direktoren des Verkehrs- und Gesundheitswesens. Den fünf Vertragsbeamten unterstanden ungefähr hundert amerikanische Verwaltungsbeamte. Weiter befanden sich etwa hundert Offiziere im Dienst der Garde. Die Vereinigten Staaten unterhielten 1929 in Haiti ein Marinekorps von 37 Offizieren und 500 Mann. Port au Prince und Kap Haiti waren zu Flottenstützpunkten geworden.

Letzte Entwicklung: der Samthandschuh

Die Frage nach der Zukunft Haitis ist mit dem Näherrücken des Vertragsablaufes wieder zum Problem der amerikanischen Außenpolitik geworden. Der plötzliche Rücktritt des amerikanischen Finanzberaters für Haiti, A. C. Millspaugh, im Sommer 1929 hat der ganzen Frage einen vorzeitigen Anstoß gegeben. Millspaugh hat uns in seinem Buch „Haiti under American Control" (Boston 1931) die Erfolge der amerikanischen Verwaltung auf dem Gebiet der Befriedung (Entwaffnung der Cacos), der Finanzwirtschaft, des Handels und Verkehrs, der Landwirtschaft und kulturellen Belange, besonders der Hygiene vor Augen geführt. Sie können von niemandem bestritten werden. Wir müssen es uns aus Raummangel versagen, auf Einzelheiten einzugehen. Bemerkt werden soll nur, daß die amerikanischen Investierungen in Haiti auf $ 31 Mill. angelaufen sind und alle Wirtschaftszweige von Amerikanern kontrolliert werden. Der haitische Außenhandel ist um 50% gewachsen. Die öffentlichen Schulden sind auf $ 14,5 Mill. gesunken, innere Schulden sind nicht mehr vorhanden[1]).

Millspaugh hat auf der anderen Seite eine rückhaltlose Kritik an dem Verhalten der amerikanischen Vertreter geübt. Er verurteilte die Okkupation in ihrer be-

[1]) Typisch die trügerischen Ergebnisse des Hineinzwingens in die Monokulturform der usamerikanischen Wirtschaft und damit in eine Anfälligkeit gegen Krisen, deren Auswirkung in diesen Zeilen naturgemäß noch nicht hervortreten kann. Schriftleitung.

stehenden Form und Gestalt, riet zu einem friedlicheren Kurs gegenüber Haiti, „da man alles daran setzen müsse, in einer modifizierten Form den Beistand länger als 1936 zu leisten".

Der Anstoß zur Aufrollung der haitischen Frage wurde durch eine Revolte im Dezember 1929 gegeben, durch die Borno gestürzt wurde. Es kam zu blutigen Zusammenstößen zwischen amerikanischen Marinesoldaten und der haitischen Bevölkerung in Port au Prince. Russell bat um Entsendung weiterer Truppen und von Kriegsschiffen nach Haiti. Am 3. Dezember 1929 trat Coolidge vor den Kongreß und bat um Ermächtigung zur Entsendung einer Untersuchungskommission, die eine „bestimmtere Politik gegenüber Haiti" festlegen sollte. Die Forbes-Kommission empfahl die baldige Haitisierung der Verwaltung. Im Dezember 1930 wurde Dr. Stenio Vincent zum Präsidenten gewählt und die legislative Gewalt durch eine Nationalverwaltung wiederhergestellt. Die Entscheidung der haitischen Zweiten Kammer vom 19. Juni 1931, daß die amerikanische Okkupation mindestens seit dem 3. Mai 1926 widerrechtlich sei, da das Protokoll von 1917 nicht ratifiziert wurde, ließ die Amerikaner zu schnellen Vertragsverhandlungen schreiten. Am 5. August 1931 wurde zwischen dem amerikanischen Bevollmächtigten Dana G. Munro und dem Außenminister Leger ein Abkommen unterzeichnet, nach dem Zollwesen und Nationalgarde weiterhin in amerikanischen Händen bleiben sollte. Die Marinetruppen sollten innerhalb zweier Jahre abberufen werden, wenn der Zustand der Garde es gestatte. Alle anderen Posten sollten mit haitischen Staatsangehörigen besetzt werden. Dieser vorgesehene Wechsel in den betreffenden Verwaltungszweigen trat am 1. Oktober 1931 ein. Am 1. Februar 1932 wurden bereits zum zweitenmal amerikanische Offiziere abberufen und durch nationale ersetzt. Von dem Erfolg mutig gemacht, ersuchte Leger bereits am 22. Dezember 1931 um Wiederaufnahme der Verhandlung zur Prüfung der Zollfragen, wozu sich die Vereinigten Staaten am 6. April 1932 bereit erklärten. Als Ergebnis der Unterhandlungen kam zwischen Munro und dem neuen Außenminister Albert Blanchet ein Vertrag zustande, der den Termin der vollständigen Haitisierung der Nationalgarde und den Beginn (!) der Zurückziehung der amerikanischen Marinetruppen auf den 31. Dezember 1934 festsetzte. Doch enthält der Notenwechsel zum Vertrage den schwerwiegenden Satz: „Es versteht sich, daß es sich als unmöglich erweisen könnte, dieses Programm zum angegebenen Termin auszuführen, falls ernste Unruhen oder unvorhergesehene Schwierigkeiten in Haiti entstehen würden." Der Generalzolleinnehmer und Finanzratgeber sollten ersetzt werden durch einen „Fiscal Representative" und einen „Deputy Financial Representative". Ihre Ernennung sollte wiederum erfolgen auf Vorschlag des amerikanischen Präsidenten durch den haitischen Staatspräsidenten. Am 21. September 1932 hat die haitische Nationalversammlung den Munro-Blanchet-Vertrag zurückgewiesen, da sein Unterschied zu den Zollvorschriften im Vertrage von 1916 nur verbaler Natur sei und an den Fakten dadurch nichts geändert würde.

Ob die Vereinigten Staaten trotz der Platt-Amendment-Formel im Vertrage von 1916, die es ihnen jederzeit erlaubt, sich in haitische Angelegenheiten zu mischen und gegebenenfalls zur neuen militärischen Besetzung zu schreiten, auf die gänzliche finanzielle Kontrolle in Haiti verzichten werden, scheint uns sehr zweifelhaft.

JURIJ SEMJONOW:
Die Grenzen der Sowjetunion[1])

Aus dem Weltkrieg und der Revolution ist Sowjetrußland in neuer territorialer Gestalt und neuer sozialer Ordnung hervorgegangen. Durch die Verschiebung der äußeren Grenzen wurde nicht nur die Stellung des Reiches nach außen hin verändert, sondern auch seine innere wirtschaftsgeographische Struktur. Beides zwang gebieterisch zu einer neuen Grenzziehung. Wenn die äußere Grenzgestaltung in erster Linie an die großen Fragen der Außenpolitik und der Landesverteidigung rührt, deren Untersuchung einer speziellen Arbeit vorbehalten bleiben soll, so übte sie dennoch auch auf die politische und wirtschaftliche Problematik der inneren Grenzziehung einen starken Einfluß aus, der in der sog. „Rayonierung" zum Ausdruck kam.

Für die Zukunft des Sowjetstaates besitzt die Rayonierung eine Bedeutung, die man nicht hoch genug einschätzen kann. Ihr Zweck wurde durch eine im Jahre 1921 gebildete Regierungskommission als „Einteilung der UdSSR. in wirtschaftliche Rayons" (daher der Ausdruck „Rayonierung") bezeichnet, die als Grundlage „einer neuen adminsitrativen Teilung" dienen sollte, „mit dem Ziel, ein Verwaltungssystem zu schaffen, das die höchste Entwicklung der Produktionskräfte verbürgt". Somit wurden der Rayonierung wirtschaftliche und politische Aufgaben zugleich gestellt, denn das Problem der „administrativen" Einteilung führte selbstverständlich weit über die Grenzen der reinen verwaltungstechnischen Fragen hinaus. Untersucht man die Zusammenhänge zwischen der neuen Gestaltung der Staatsgrenze und der inneren Grenzziehung, so tritt das besonders klar zutage.

Die Staatsgrenze der UdSSR. erfuhr nach dem Kriege nur im Westen wesentliche Veränderungen. Durch die neue Grenzziehung wurde Sowjetrußland von der Ostsee und dem Baltikum im Norden, von der Donau im Süden abgedrängt. Dazwischen zieht sich in ziemlich gerader Richtung von Norden nach Süden die neue Staatsgrenze, die bedeutend kürzer geworden ist als die alte. Betrachtet man die

[1]) Siehe Aufsätze: Semjonow, Die Revolution und die inneren Grenzen Rußlands (Z. f. Geopolitik IV, Heft 11, S. 970); Eurasiaticus, Grenzprobleme Sowjetrußlands (Z. f. Geopolitik VI, Heft 9, S. 976). Bei dem Aufsatz Semjonow, Die geographischen Leitlinien des Fünfjahresplanes in Heft 2/1933 der Z. f. Geopolitik unterlief auf Seite 67 ein entstellender Fehler: die Karte II bezieht sich auf das Ende des 18., die Karte III des 19. Jahrhunderts.

neue westliche Grenze der Sowjetunion im ganzen, so fallen besonders zwei wichtige Umstände auf: erstens schneidet die Grenze frühere wirtschaftliche Verbindungslinien aus dem Inneren der Union nach Westen ab; zweitens schneidet sie in ihrem mittleren Teil die einheitlichen ethnischen Gruppen durch, die ihrem Wesen nach zu der Sowjetunion gehören. Leningrad wird jetzt zum einzigen Ausfalltor von Nordrußland nach Westen, aber seine Verbindung mit dem offenen Meer ist erheblich ungünstiger als früher. Die Folge davon ist, daß der Weg nach der Murmanküste besondere Bedeutung gewinnt. Die früher vernachlässigten Gebiete: Karelien und Murman-Halbinsel, werden jetzt zu dem natürlichen Einflußgebiet und zum Hinterlande von Leningrad. Dasselbe gilt für den Streifen, der südlich von Leningrad an der neuen Grenze mit Estland und Lettland liegt. Seiner früheren Verbindung mit der Ostsee beraubt, ist dieses Grenzland heute naturnotwendig auf Leningrad angewiesen. So entsteht das Leningrader Gebiet als eine unmittelbare Folge der neuen äußeren Grenzziehung, die zugleich die wirtschaftlichen und die politischen Voraussetzungen für die Zusammenfassung jener Grenzmarken schuf.

Auch auf die Bildung der neuen Unionsrepubliken Weißrußland und Ukraine blieb die neue staatliche Grenze im Westen nicht ohne Einfluß. Man darf indessen nicht annehmen, daß dieser Umstand allein bestimmend war. Die Grundsätze der Nationalitätenpolitik waren schon vor dem Krieg im großen ganzen von der Kommunistischen Partei geprägt worden. Es wäre daher irrtümlich die Entstehung der neuen Grenzrepubliken nur auf die propagandistische Auswertung des nationalen Moments zurückzuführen: jene Politik der nationalen Befreiung wirkt sich im Innern der Union nicht weniger stark aus als in den Grenzgebieten. Man kann indessen nicht bestreiten, daß eben die Grenzlage der meisten früher unterdrückten Völker zur besonderen Betonung ihrer nationalen Selbständigkeit beigetragen hat.

So entstanden im Westen zwei Bundesrepubliken — Weißrußland und Ukraine —, bei deren Abgrenzung national-politische Erwägungen vielfach die rein wirtschaftlichen zurückdrängten. Die Weißrussische Republik sollte nach dem ursprünglichen Plan in den größeren Westrayon zusammen mit den Gouvernements Smolensk und Brjansk eingehen, die Ukraine sollte zwei Rayons bilden, deren einer, das Südmontangebiet, auch die Krim enthalten sollte. Indessen, da die Gouvernements Smolensk und Brjansk ebenso wie die Krim der Bevölkerung nach sich von Weißrußland und der Ukraine unterscheiden, so fand ihre Vereinigung mit den Rayons, zu denen sie natürlicherweise wirtschaftlich hingravitieren, nicht statt. Aus Rücksicht auf die Nationalitätenpolitik wurde die Ukraine (gleichwie die Republik Kasakstan in Mittelasien) als eigner Rayon belassen, während nach dem Entwurf zwei Rayons vorgesehen waren. Angesichts der durch die neue Staatsgrenze aufgezwungenen Spaltung des ukrainischen und des weißrussischen Volkes ist der Wunsch, sie als einheitliche, mächtige und nach der Sowjetverfassung sogar „souveräne" Staatsgebilde zu gestalten, durchaus verständlich. Was insbesondere die Ukraine betrifft, so wäre ihre Spaltung in zwei Rayons mag sie rein theoretisch auch begründet sein, nicht zweckmäßig. Die neue rumänisch-ukrainische Grenze, die wegen der Streitigkeiten um Bessarabien für jeglichen Verkehr gesperrt ist, verschob den wirtschaftlichen Mittelpunkt der Ukraine nach Nordwesten und zwingt sie, auf die westlichen halberstarrten Grenzgebiete aus dem Innern heraus einzuwirken.

Der Einfluß der äußeren Grenze auf die innere Grenzgestaltung ist auch im Kaukasus zu beobachten, wo die Grenzlinie zwischen der UdSSR. und der Türkei und Persien läuft. Diese Grenze wurde ebenfalls durch die Nachkriegsereignisse „aktiviert". Hier fällt nicht so sehr die Abtretung einiger Grenzbezirke an die Türkei ins Gewicht, als vielmehr die Veränderung der geopolitischen Lage jenseits der Grenze. Die erhöhte Empfindlichkeit der kaukasischen Staatsgrenze machte die festere Zusammenfassung der kaukasischen Grenzgebiete notwendig. Bei voller Wahrung des nationalen Grundsatzes wurde dieses durch die Bildung einer Föderation aller transkaukasischen Völker erreicht, die auch wirtschaftlich einen einzigen Rayon darstellt.

Einen anderen Weg schlug die Sowjetregierung in Mittelasien ein, wo zuerst eine Turkestanische autonome Republik entstand, die dann im Jahre 1924/25 nach den nationalen Merkmalen in zwei Bundesrepubliken und einige autonome Republiken aufgeteilt wurde, von denen später eine — die Tadschikische — auch zum Rang einer Bundesrepublik erhoben worden ist. Da die Staatsgrenze hier unverändert geblieben und politisch weniger gespannt ist als in anderen Teilen der Union, so richtete man sich hier mehr nach den Bedürfnissen des inneren Aufbaus. Hierbei trat der nationalpolitische Grundsatz schärfer hervor als der wirtschaftliche: die überaus verwickelten und häufig sogar feindlichen gegenseitigen Beziehungen der Völker Mittelasiens untereinander verlangten, daß die Grenzen bereinigt wurden, bevor man an gemeinsame wirtschaftliche Aufgaben herantrat. Trotzdem wurde die Vorherrschaft der nationalpolitischen Erwägungen bei der Abgrenzung der mittelasiatischen Republiken bis auf die jüngste Zeit in der Sowjetunion vom wirtschaftlichen Standpunkte aus kritisiert. So schrieb die Moskauer „Handels- und Industriezeitung" am 3. April 1929:

„Der territoriale Bestand und die äußeren Grenzen der Rayons und der Republiken entsprechen bei weitem nicht immer den Aufgaben der wirtschaftlichen Rayonierung und daher auch nicht der planmäßigen Entwicklung der Produktionskräfte in der Union. Das muß besonders unterstrichen werden für Mittelasien ... wo die Baumwollkultur infolge des Fehlens administrativer und wirtschaftlicher Einheit der Republiken auf große Schwierigkeiten stößt."

Tatsächlich sollte Mittelasien nach dem ursprünglichen Entwurf einen einzigen Rayon bilden und der nationale Grundsatz nur in der Untergliederung in einzelne Republiken in Erscheinung treten. Gegenwärtig aber besteht Mittelasien aus fünf Rayons, ein Zustand, der wirtschaftlich gar nicht zu rechtfertigen ist. Allerdings werden die ungünstigen Folgen der Zersplitterung in Mittelasien durch die Zusammenfassung der Leitung aller wichtigsten Zweige der Wirtschaft bei der Union aufgewogen. So wird z. B. die Baumwollproduktion der mittelasiatischen Republiken von Moskau aus geregelt, von wo auch alle Pläne und Geldmittel kommen. Durch die Tätigkeit des „Mittelasiatischen Wirtschaftsrates" und nicht zuletzt des Mittelasiatischen Büros der Kommunistischen Partei ist gegenwärtig die Einheit

bei dem Ausbau der Bewässerungsanlagen und bei der Entwicklung der Baumwollkultur erreicht worden.

Die russisch-chinesische Grenze in der Mongolei ist zwar formal die alte geblieben, hat aber dennoch ihren Charakter dadurch geändert, daß hier zwei „Volksrepubliken" — Tannu-Tuwa und die Mongolei — entstanden sind, die, durch die Wüste von China getrennt, dem starken wirtschaftlichen und politischen Einfluß der Sowjetunion ausgesetzt sind. Hier entstand an der Grenze innerhalb der UdSSR. die autonome Burjat-Mongolische Republik. Sie wird von der Sowjetunion kulturell und wirtschaftlich stark unterstützt und übt auf die verwandten mongolischen Volksrepubliken eine große Anziehungskraft aus.

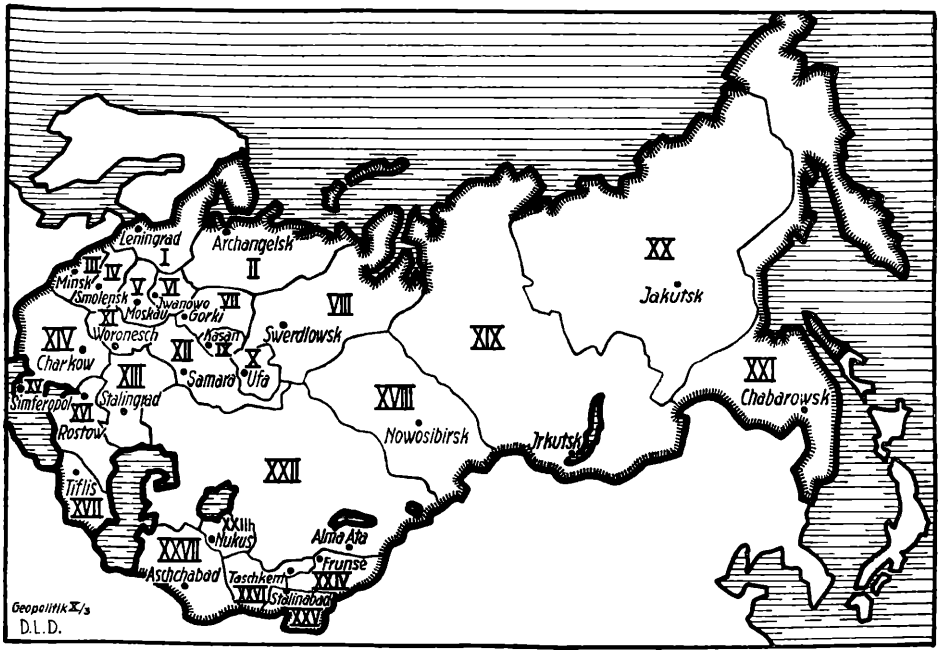
Der fernöstliche Abschnitt der Staatsgrenze wurde in der Nachkriegszeit zum Mittelpunkt der außenpolitischen Spannungen. Die Besonderheit dieses Abschnitts besteht darin, daß er die einzige empfindliche Stelle darstellt, wo sich die Staatsgrenze nicht auf eine nationale autonome oder Bundesrepublik stützt, da hier die volklichen Voraussetzungen dazu fehlen. Daher waren bei der Rayonierung im Fernen Osten rein verwaltungstechnische und politische Motive ausschlaggebend. Aus den besonders exponierten Küstengebieten sowie den Marken an der mandschurischen Grenze und in Nordsachalin wurde ein selbständiger Rayon — das Fernöstliche Gebiet — gebildet. Der Anschluß der westlichen Teile dieses Rayons an das ostsibirische Gebiet im Jahre 1932 gab wohl der Absicht Ausdruck, das Randgebiet durch ein Hinterland stärker kontinental zu binden.

Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß die starke Aktivierung der nördlichen und nordöstlichen Grenze der Sowjetunion, die in der wissenschaftlichen Forschung (Polarexpeditionen, ständige Stationen und Institute) sowie in der wirtschaftlichen Durchdringung (Nordischer Seeweg!) in Erscheinung tritt, auch ihren Einfluß auf die innere Grenzziehung ausübte. An die Eismeer-, Ochotski- und Beringmeergrenze lehnt sich eine Reihe von neuen nationalen Bezirken der nomadisierenden nördlichen Völkerschaften an, die allerdings keine selbständigen wirtschaftlichen Rayons bilden.

*

Die innere Grenzenbildung zog sich in der UdSSR. bekanntlich über viele Jahre hin. Vor 5 Jahren versuchten wir an dieser Stelle eine Vorstellung von ihren theoretischen Schwierigkeiten zu geben. Schon das Problem des wirtschaftlichen Rayons an sich ist außerordentlich kompliziert. Noch verwickelter gestaltete sich die praktische Neugliederung infolge der „teleologischen" Auffassung des Rayons durch die Sowjetbehörden. Bei der Planung ging die Sowjetregierung von wirtschaftlichen Zielsetzungen aus; dagegen mußte die verwaltungspolitische Rayonierung unweigerlich in erster Linie mit der bestehenden Wirklichkeit rechnen. Daraus entstand oftmals ein Konflikt zwischen wirtschaftlicher und politischer Rayonierung, der meistens in einen Kompromiß auslief. Wie wir bereits sahen,

wich man am weitesten vom wirtschaftlichen Grundsatz bei der Neugliederung in den Grenzgebieten ab, weil alle Bundesrepubliken als selbständige Rayons abgeteilt waren. Die zweite Abweichung vom wirtschaftlichen Grundsatz bildete das Absondern autonomer Republiken in selbständige Rayons. So wurde die Baschkiren-Republik nicht in das Uralgebiet einbezogen, zu dem sie natürlicherweise gravitiert und obgleich sie sogar eine Enklave im Uralgebiet hat; die Tatarische Republik schloß sich nicht an das Mittelwolgagebiet an usw. Diese Abweichungen waren wohl nicht zu vermeiden. Nach ihrer politischen Bedeutung steht die nationale Frage in der UdSSR. auf einer Ebene mit den Fragen der



Verwaltungspolitische Gliederung der Sowjetunion:

I. Leningrader Gebiet.
II. Nord-Gebiet.
III. Weißrussische Bundesrepublik.
IV. West-Gebiet.
V. Moskauer Gebiet.
VI. Iwanow-Gebiet.
VII. Gorki- (früher Nischni-Nowgorod-) Geb.
VIII. Ural-Gebiet.
IX. Tatarische Autonome Republik.
X. Baschkirische Republik.
XI. Zentral-Schwarzerde-Gebiet.
XII. Mittelwolga-Gebiet.
XIII. Niederwolga-Gebiet.
XIV. Bundesrepublik Ukraine.
XV. Autonome Republik Krim.
XVI. Nordkaukasischer Gau.
XVII. Transkaukasische Bundesrepublik.
XVIII. Westsibirisches Gebiet.
XIX. Ostsibirisches Gebiet.
XX. Jakutische Autonome Republik.
XXI. Fernost-Gebiet.
XXII. Autonome Republik Kasakstan.
XXIII. Autonome Republik Karakalpakien.
XXIV. Autonome Republik Kirgisien.
XXV. Bundesrepublik Tadschikistan.
XXVI. Bundesrepublik Usbekistan.
XXVII. Bundesrepublik Turkmenistan.

Landesverteidigung, welche auch bei der inneren Grenzziehung nicht unberücksichtigt bleiben durften. Hier hatte man es mit der Staatsräson zu tun — und es konnte sich nur darum handeln, die ungünstigen Folgen zu beseitigen. Ganz allmählich und vorsichtig werden sie korrigiert, ohne das nationale Prinzip zu verletzten. Der Tendenz zur Bildung „integraler" Rayons, d. h. solcher, in denen der wirtschaftliche Grundsatz dem politischen zumindest das Gleichgewicht hält, geschieht dabei kein Abbruch. Diese Tendenz zeigte sich bei der Einbeziehung aller nationalautonomen Gebiete in die entsprechenden Rayons, was nach und nach geschah. Noch wichtiger ist die allmähliche Eingliederung der autonomen Republiken — der Sowjetautonomien höheren Ranges — in die Rayons. Die Initiative in dieser Beziehung ging von der Deutschen Wolgarepublik aus, deren Abgrenzung nach nationalem Grundsatz in vielen Fällen die Loslösung der Bevölkerung von ihren wirtschaftlichen Zentren bedeutete. Diesem Widerspruch ist dadurch ein Ende bereitet worden, daß die Wolgadeutsche Republik im Jahre 1928 in das Unterwolgagebiet einbezogen wurde. Im April 1929 fand die Tschuwaschen-Republik Anschluß an das Gorki- (Nischni-Nowgoroder-) Gebiet, die Burjat-Mongolische Republik 1930 an das neugebildete Ostsibirische und schließlich 1932 die Dagestanische Republik an das Nordkaukasische Gebiet. In allen diesen Fällen wurde der Anschluß durch offensichtliche wirtschaftliche Notwendigkeit bestimmt. Man kann annehmen, daß dieser Vorgang sich auch weiter fortsetzen wird. Als nächstes ist wohl die Angliederung der Baschkiren-Republik ans Uralgebiet und die der Tatarischen Republik an das Mittelwolgagebiet zu erwarten.

Derselbe Vorgang der Anpassung der Verwaltungsgrenzen an die wirtschaftlichen läßt sich bei der Untergliederung der größeren Gebietseinheiten beobachten. So große Republiken, wie Ukraine und Kasakstan, als einheitliche Rayons zu verwalten, hat sich als unmöglich herausgestellt. Deswegen wurden sie später in kleinere Gaue, Kasakstan in 6, die Ukraine in 8 (einschließlich der Moldauischen autonomen Republik), aufgeteilt. Aus denselben Gründen war man gezwungen, den Sibirischen Gau in zwei Rayons, einen westlichen und einen östlichen, zu teilen. Man muß übrigens bemerken: wenn auch der wirtschaftliche Grundsatz in vielen Fällen dem nationalpolitischen weichen mußte, kam es doch umgekehrt nicht selten vor, daß die nationalen Ansprüche auf gewisse Territorien zurückgewiesen wurden, wenn es die wirtschaftliche Notwendigkeit dringend gebot. Das national einheitliche Gebiet Ossetien hatte man sogar in zwei Teile aufgeteilt, wobei das nördliche Ossetien in den Nordkaukasischen Gau der Russischen Bundesrepublik (RSFSR.) einbezogen wurde, das südliche in die Transkaukasische Föderation. Wenn man aber von Weißrußland, Ukraine und den asiatischen Grenzrepubliken absieht, so ist bei der Rayonierung des übrigen Territoriums im allgemeinen der wirtschaftliche Grundsatz bestimmend gewesen. Dabei machten sich das Moment der wirtschaftlichen Spezialisierung und die füh-

rende Rolle der Industriezentren besonders geltend. Bei der veralteten Verwaltungsgliederung des zaristischen Rußlands fielen die wirtschaftlichen und administrativen Mittelpunkte nur selten zusammen. Diese Mißverhältnisse sind jetzt beseitigt.

Die Einteilung der UdSSR. in große Gebiete und Gaue kann heute als abgeschlossen gelten. Anders verhält es sich mit der Unterteilung in kleinere Gebietseinheiten, wenn auch hierin der größte Teil der Arbeit schon geleistet ist. Vorerst verfolgte man das Ziel, die alte Gliederung in Gouvernements, Regierungsbezirke (Ujesde) und kleinere Kreise (Woloste) durch die neue Dreiteilung in Gebiete bzw. Gaue, Okruge (Kreise) und Rayons zu ersetzen. Das Ergebnis war, daß an Stelle der früheren 605 Ujesde und 13913 Woloste (in den heutigen Grenzen der UdSSR.) bis zum 1. Januar 1927 559 mittlere Einheiten des Typus Ujesd (die Okruge) und 5925 Rayons und Woloste entstanden. Man sieht daraus, daß die frühere unterste Verwaltungseinheit, der Wolost, sich beträchtlich vergrößert hat, durchschnittlich mehr als um das Doppelte. Die Praxis hat erwiesen, daß bei einer so bedeutenden Ausdehnung der untersten Einheit es unzweckmäßig ist, zwischen ihr und der Gebiets- bzw. Republikverwaltung noch eine Zwischeninstanz einzugliedern. Diese Zwischeninstanz konnte nicht in eine unmittelbare Berührung mit der örtlichen Bevölkerung treten. Das rückte die Frage der Liquidierung des „Okrug" in den Vordergrund, die auf Grund des Berichtes von Stalin auf dem 16. Kongreß der Kommunistischen Partei im Jahre 1930 auch erfolgte. Das Endergebnis der Reform, die sich zwei Jahre hinzog, war die einheitliche Einteilung der UdSSR. in Gebiete (Gaue) bzw. Republiken und in Rayons. Die Zahl der letzten beträgt gegenwärtig im ganzen 2440. Ein Rayon stellt die niederste territoriale Verwaltungseinheit dar. Alle materiellen Hilfsquellen sowie auch das Personal der früheren „Okruge" gingen an die Rayonverwaltungen über. Die budgetären Rechte der Rayons wurden erweitert, und schließlich wurden auch die Parteiorganisationen verstärkt und dadurch der Rayonverwaltung eine größere Autorität verliehen. Die ganze Reform hat eine zweifache Bedeutung: einerseits fördert sie zweifellos die Rationalisierung der lokalen Verwaltung, indem sie die Zwischeninstanzen ausschaltet; andererseits verstärkt sie den Einfluß der Sowjetregierung im Dorf, was im Zusammenhang mit der Kollektivierung der Landwirtschaft von besonderer Bedeutung ist: alle Fäden der Kollektivierung werden, nach einem Wort Stalins, im Rayon geknüpft. Auch auf die Grenzziehung der Rayons blieb die Reform nicht ohne Einfluß. Obgleich nach dem Reformplan die Grenzen der Rayons hätten unverändert bleiben sollen, stellte es sich heraus, daß die Zahl der Rayons um 332 kleiner wurde. Demnach haben sich die Rayone ihrem Umfang nach wieder etwas

vergrößert. Der Zusammenhang der Reform mit der landwirtschaftlichen Kollektivierung läßt eine weitere Veränderung der Grenzen erwarten. Schon jetzt zeigt sich die Tendenz, die Grenzen der Rayons in den Agrargebieten mit denen der Kollektiv- und Sowjetwirtschaften sowie auch mit den Wirkungsgrenzen der Motor-Traktor-Stationen in Einklang zu bringen. Das wäre schließlich nur folgerichtig, da die Motor-Traktor-Stationen immer mehr zu Leitungsorganen für die Durchführung der Regierungspolitik im Dorf werden.

*

Faßt man die verschiedenen Etappen der Rayonierung während der 12 Jahre ins Auge, so sieht man, wie die Unbeständigkeit der inneren Grenzen der Sowjetunion immer mehr abnimmt. Die größten Grenzschwankungen fallen in die Jahre 1924—1927. Danach ist nur die Bildung der Tadschikischen Bundesrepublik 1928/29 als besonders wichtig zu verzeichnen. In den letzten Jahren fand, wenn man von der Einbeziehung der autonomen Republiken in die Gebiete absieht, was aber keine Grenzveränderungen zur Folge hatte, nur die Absonderung des Ostsibirischen Gebietes und die neue innere Aufteilung des Fernost-Gebietes, der Ukraine und Kasakstans, statt. Nun ist die UdSSR. in die Periode der Stabilisierung ihrer inneren Grenzen eingetreten. Gewiß werden noch Veränderungen stattfinden, sie werden aber kaum an den Grundbau des Bestehenden rühren. Diese Stabilisierungsperiode fällt mit der Aufbauperiode des Fünfjahresplans zusammen. Sie wird gekennzeichnet durch die Annäherung der Verwaltungsgrenzen an die wirtschaftlichen und durch die Verstärkung der Einheitlichkeit des Verwaltungsschemas auf dem ganzen Gebiet der UdSSR. Das eine wie das andere spiegelt die Zunahme der Planmäßigkeit im Aufbau der Sowjetwirtschaft wider, deren höchster Ausdruck der Fünfjahresplan ist. Wenn dieses alles auf eine verstärkte Tendenz zur Zentralisierung der Sowjetwirtschaft hinweist, so gibt andererseits die Bildung starker Gebiete und Gaue mit selbständigen Etats und eigenen bedeutenden wirtschaftlichen und kulturellen Zentren der Tendenz zur Dezentralisation der Sowjetunion Ausdruck. Die weitere Entwicklung dieser beiden Tendenzen gehört der Zukunft an. Bis jetzt wurde dem Sowjetstaat durch die Rayonierung ein stabiler und biegsamer Apparat in die Hand gegeben, der gleichermaßen zur Verwirklichung politischer und wirtschaftlicher Aufgaben tauglich ist.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

„The spirit grows with its allotted spaces,
The mind is narrow in a narrow sphere."

Dieser Vers ist im Kapitol zu Washington an einer weithin sichtbaren Wand gemalt — neben einem Bild, das die Kulturleistung der Pioniere verherrlichen soll. Ich bin selbst an diesem Spruch vorbeigegangen mit dem Gefühl, daß hier ein guter Ausdruck für eine sehr wichtige Tatsache gefunden sei, und daß wohl mancher amerikanische Parlamentarier der Gegenwart den weisen Spruch besser beherzigen könnte. Dann habe ich den Spruch vergessen. Dieser Tage trat er mir, von Adolf Grabowsky in seiner „Politik" zitiert und gedeutet, wieder vor Augen. Er sei an die Spitze dieses Berichtes gesetzt, weil wir die Sorge haben, daß die Wirkung des engen Raumes auch in Deutschland die angedeuteten bedenklichen Folgen haben könnte. Wir bitten unsere Leser, recht oft zu Globus und Weltkarte zu greifen, wenn sich inmitten eines maßlosen innerpolitischen Kampfes der Sinn für weltpolitische Maße zu verschieben droht. Innerpolitische Gesichtspunkte können für unsere Berichterstattung nur dann Bedeutung haben, wenn sie Zeugnisse langwirkender, geopolitisch faßbarer Wandlungen sind. In diesem Sinn bitten wir unsere Leser, zur geopolitischen Beurteilung der Wahlergebnisse vergleichend auf die Kärtchen zurückzugreifen, die wir vor einem Jahr zur Reichspräsidentenwahl gezeichnet haben. Im Vergleich jener Gebiete, die damals gegen Hindenburg gewählt haben, mit denen, die am 5. März die Mehrheit ihrer Stimme für die Regierung Hitler abgegeben haben, müssen sich Erfolg und Grenze der Wirksamkeit einer grundsätzlich neuen Staatsführung zeigen. Die Beachtung der Entwicklung in reichs- und volksdeutschen Grenzgebieten sei dazu besonders empfohlen. Ein Rückblick auf die deutsche Geschichte lehrt, daß der von Deutschen in geschlossenem Siedlungsverband bewohnte Raum — der größte geschlossene Volksraum in Europa, wenn man von Großrußland absieht — nur in ganz wenigen glücklichen Zeiten zentral geleitet und gestaltet werden konnte. Die deutsche Geschichte ist durch lange Jahrhunderte ein Vorgang von ständiger territorialer Verkleinerung unter Abbröckeln der Randgebiete. In einem gesamtdeutschen Zusammenhang gesehen, hebt sich auch die Bismarcksche Reichsgründung nicht aus dieser Kette heraus. Ob wir das Reformationszeitalter betrachten, ob wir an die Zeiten des preußisch-österreichischen Gegensatzes denken: Zeiten der Schwerpunktsverlagerung innerhalb des deutschen Gesamtkörpers haben noch immer eine Bedrohung der Grenzen bedeutet. Man sollte nicht vergessen, daß die endgültige Loslösung der Schweiz der einzig bleibende Erfolg einer Reichsreform vor 430 Jahren gewesen ist. In diesem Sinn bedarf es einer Stärkung aller Außenposten; Vorgänge, wie sie an der Saar zu verzeichnen waren, müssen mit eben-

soviel Sorge beobachtet werden wie das unverständliche Verhalten deutscher Regierungsparteien gegenüber der Auslieferung nationalsozialistischer Abgeordneter im Prager Parlament. Diese Sorgen ordnen sich einer Entwicklung ein, die um so bedenklicher ist, weil sie von der Mehrheit des in innerpolitischen Kämpfen befangenen deutschen Volkes nicht gesehen wird: der zunehmenden außenpolitischen Isolierung des Deutschen Reiches.

Dem russisch-französischen Nichtangriffspakt ist eine noch vor wenigen Wochen unvorstellbare Verbesserung der russisch-französischen Beziehungen gefolgt. Polens erfolgreicher Versuch, die Abrüstungserklärung vom 11. Dezember zu torpedieren; die neue Festigung der Kleinen Entente; das auf Drängen von Benesch erfolgte Vorgehen der westlichen Regierungen gegen den Hirtenberger Waffenversand (besonders die Beteiligung Englands daran); der völlige Verlust der schon seit Ende Mai nur mehr zögernd gewährten angelsächsischen Unterstützung, z. B. auf der Abrüstungskonferenz — das alles läßt voraussehen, daß das deutsche Volk schwere außenpolitische Schäden vorfinden wird, wenn es wieder einmal Zeit findet, an seine Stellung in der machtlosen Mitte eines zerrissenen Erdteils zu denken.

Darauf, daß die zum Schutz der Getreidegroßwirtschaft des deutschen Ostens betriebene Agrar- und Handelspolitik die deutschen Einflußmöglichkeiten im germanischen Norden stört, ist schon mehrfach verwiesen worden. Der Vorsprung Englands in Skandinavien verstärkt sich nun weiter durch den deutsch-schwedischen Handelskrieg. In Ostmitteleuropa ist der deutsche Einfluß weiter zurückgegangen. Die Förderung gewisser ukrainischer Gruppen (und zwar gerade der polenfreundlichen) bewirkt, daß der Draht nach Moskau immer dünner wird, ohne daß man behaupten könnte, daß sich das deutsch-polnische Verhältnis dadurch verbessert hätte. Im Südosten hat Benesch die langerstrebte formale Festigung der kleinen Entente erreicht, die lange Jahre unmöglich schien. Bisher hatte Rumänien abgelehnt, sich stärker zu binden in einer Richtung, die politisch gegen Italien, wirtschaftlich gegen Deutschland führen könnte. Weder Südslawien noch Rumänien wollten sich an die wirtschaftspolitische Führung durch die Tschechoslowakei in ihrer gesamten Donaupolitik gebunden wissen. Die bestehenden Widerstände sind überwunden worden. Sowohl Rumänien wie Südslawien stehen in einer Periode tiefer innerer Gefährdung. Diese ist in Rumänien mehr sozialer Natur; in Südslawien brechen die alten Stammesgegensätze immer wieder aus. Man hat die wichtigsten Führer der Slowenen und Kroaten verhaftet und in Serbien interniert; aber auch die Belgrader Regierung wird kaum glauben, daß sie damit den inneren Zusammenhalt ihres von außen bedrohten Staates gefördert habe. Und Generalstabspläne wie diejenigen, die eine Präventivbesetzung von Ungarn für den Fall eines Konflikts in Bessarabien oder Dalmatien vorsehen, sind ein Zeugnis der Unsicherheit, nicht der Stärke.

Die Entwicklung im Donauraum müßte also von Berlin und Rom aus mit

einiger Besorgnis betrachtet werden. Anders sieht man in Paris. Die „Europe Nouvelle" vom 25. Februar bringt einen Aufsatz: „Une nouvelle communauté internationale: la Petite-Entente organisée", den wir im Auszug übersetzen, weil er typisch ist für eine noch als gemäßigt zu bezeichnende französische Auffassung. Wir schicken voraus, daß Freude und Hoffnung in diesem Aufsatz die klare Beurteilung der Möglichkeiten verwirren; dennoch ist diese Beurteilung aufschlußreich genug.

„Der Abschluß des neuen Paktes der Kleinen Entente ... ist ein politisches und wirtschaftliches Ereignis erster Ordnung, vergleichbar der Unterzeichnung der Vereinbarungen von Locarno. In der Tat handelt es sich, wie in Locarno, um einen regionalen Versuch, die Organisation Europas und die Ordnung der Friedensverträge zu konsolidieren ...

Das neue Statut bedeutet in Wirklichkeit eine Entwicklung mehr als eine Änderung der bisher zwischen den unterzeichneten Parteien bestehenden Beziehungen; sie haben durch wechselseitige Bindungen die Bande der Solidarität verstärkt, die aus dem habsburgischen Erbe und aus der Gemeinsamkeit ihrer Lebensinteressen stammen. Jede der drei Nationen bewahrt ihr politisches Regime und im Bereich der Innenpolitik ihre volle Souveränität; aber für die Außenpolitik und in einem hohen Maß für die Wirtschaftspolitik werden die drei Staaten künftig einen bilden. So entsteht eine internationale Gemeinschaft von neuem Typ, die eine Zwischenstellung einnimmt zwischen einem Bündnissystem und einer Föderation von der Art der alten österreichisch-ungarischen. Einer neuen Lage entsprechen neue Einrichtungen. Die Einheit der politischen Leitung, die bisher (doch nur sehr zum Teil! D. Ber.) in periodischen Konferenzen erreicht worden war ... wird künftig verwirklicht werden durch ein dauerndes Triumvirat der Außenminister und durch ein Ständiges Büro in Genf, welches durch einen Wirtschaftsrat ergänzt werden wird, der gleicherweise in der Hauptstadt des Völkerbundes tagen wird. (Ein großartiger Gewinn für den Völkerbund, der solche Gewinne allerdings nötig hat in dem Augenblick, da er von Japan verlassen wird! D. Ber.)

Man kann dieser neuen konstitutionellen Einrichtung gar nicht genug Aufmerksamkeit widmen, diesem energischen Vormarsch der drei Nationen, die gemeinsame Grenzen haben und sich nun als politische Hauptstadt (Sic! Was werden wohl die tschechischen Landwirte, die Slowaken, die Siebenbürger und die Kroaten, aber auch König Carol und König Alexander dazu sagen? D. Ber.) eine fremde Stadt wählen, weil diese Stadt der symbolische Sitz der internationalen Einrichtungen ist, welche die Achtung vor dem Recht und vor einer europäischen Einheit der Zukunft garantieren. (Gehört zu der Achtung vor dem Recht auch z. B. die Achtung vor den Minderheitenschutzverträgen? D. Ber.) Der neue Pakt verlangt im übrigen ausdrücklich, daß die Politik des Ständigen Rates der drei Staaten inspiriert werden müsse ‚von den allgemeinen Prinzipien, in denen alle

großen internationalen Verträge der Nachkriegszeit abgeschlossen seien', d. h. er wird zwangsläufig die Völkerbundssatzung, den Kelloggpakt, die Locarnoverträge und alle jene Vereinbarungen und Entscheidungen respektieren, die aus den Entscheidungen des Rates oder der Völkerbundversammlung hervorgehen. Der Bund der Kleinen Entente beginnt also mit einem Akt des Glaubens und der Treue, die in der gegenwärtigen Atmosphäre nicht ohne Kühnheit und nicht ohne Größe ist (! D. Ber.); er bezeugt den Einrichtungen von Genf eine Ehrerbietung, die eine stimulierende Wirkung haben kann (Matsuoka wird sich bedanken! D. Ber.) und der alle Nationen, die den Frieden lieben, ihren Dank schuldig sind.

Eine sehr wichtige Bestimmung des neuen Paktes gibt den dort beschlossenen Bindungen rückwirkende Kraft. Die diplomatische Einheit der drei verbündeten Nationen hat zur Folge, daß jede von ihnen auf ihre Souveränität auf dem Gebiet der internationalen Verträge verzichtet. Man ist übereingekommen, daß der Ständige Rat die Aufgabe habe, die Vereinheitlichung der früher durch jeden einzelnen Staat geschlossenen Verträge und Abmachungen... durchzuführen... (In Hinsicht auf die dadurch erzielte Einheit) wird die vertragliche Bindung enger sein als diejenige zwischen Großbritannien und seinen Dominions... Es wird nicht mehr die Rede sein können von einer Änderung der Orientierung eines der drei Staaten ohne Befragung der zwei anderen. (Nun kommt der Hauptpunkt! D. Ber.) Die Versuche Deutschlands z. B. oder Italiens, Rumänien wirtschaftlich zu durchdringen, werden künftig sinnlos sein. Und da der neue Pakt ein „offener Pakt" ist, zu dem auch andere Staaten unter Anerkennung der gemeinsamen Regeln Zutritt haben, ist es nicht kühn, den neuen Pakt als den Kern, zumindesten in der Theorie, einer Donau-Konföderation zu betrachten (Aha! D. Ber.), welche in einer glücklicheren und friedfertigeren Zukunft das alte Österreich-Ungarn ersetzen könnte und die zugleich jene Geschmeidigkeit der Struktur und jene Gleichwertigkeit der Partner besäße, an deren Mangel die Monarchie der Habsburger zugrunde gegangen ist.

Man sieht also, in welchem Ausmaß und mit welchen Begrenzungen man davon sprechen darf, daß im Februar 1933 in Genf eine neue Großmacht geboren worden ist. (Wir durften nicht versäumen, unseren Lesern diese neue Großmacht vorzustellen! D. Ber.) Was dort geschaffen worden ist, und das ist schon sehr viel — das ist eine Basis, die eine Entwicklung der Gruppe der drei kleinen Mächte in die Richtung einer noch nicht übersehbaren Zukunft ermöglicht. Werden die drei Staaten ihre Aktion und ihre gemeinsame Verteidigung durchführen, ohne sich durch neuen Zuwachs zu vergrößern? Werden sie ihre Anziehungskraft ausüben in Richtung auf Wien und Budapest oder in Richtung auf den Balkan oder gar nach der Seite von Warschau? Das ist eine Zukunftsfrage. Gegenwärtig haben sie genug mit ihrer Vereinheitlichung und mit der Schaffung eines Gleichgewichts unter sich zu tun. Die Schwäche der neuen Bundesgestalt liegt darin, daß die

politische und soziale Struktur Südslawiens und Rumäniens weniger solid und befriedigend ist als die der Tschechoslowakei. Das ist im übrigen eine der gebieterischen Ursachen, die den neuen Pakt gerechtfertigt haben... Was die Gefahr einer möglichen Herrschaft der am stärksten entwickelten Nation betrifft — die Tradition der tschechoslowakischen Demokratie und die Namen Masaryk und Benesch genügen, um diese Gefahr zu beseitigen. (Wir erlauben uns, von der Tradition der tschechischen Demokratie eine weniger optimistische Meinung zu haben als die ‚Europe Nouvelle'; und das Vertrauen auf die vier Augen eines greisen Staatsmannes und eines in seiner Amtsdauer von dem Leben dieses Staatsmanns abhängigen Außenministers ist mehr ehrend als beruhigend. D. Ber.)

Ein Ereignis von solcher Wichtigkeit wie der Bund der Kleinen Entente konnte nicht anders als heftige Reaktionen im Lager seiner Gegner hervorrufen. Die Zeitungen von Berlin, Budapest und Rom haben dieses Ereignis als ein furchtbares Manöver des französischen Imperialismus dargestellt. Die Absurdität dieser These springt in die Augen. Wenn es so etwas gäbe wie einen französischen Imperialismus, wenn Frankreich wirklich die Hegemonie in Europa verlangte und wenn es wirklich imstande wäre, seine ‚Satelliten' wie Bauern auf dem Schachbrett zu bewegen, dann hätte Frankreich sich alle Mühe gegeben, sie im Zustand der Trennung zu erhalten, und nicht, sie zu verbünden. So arbeitete die Monarchie der Habsburger: es ist bezeichnend, daß die Apostel der Dynamik und des Revisionismus nicht imstande sind, einen anderen politischen Geist zu begreifen als den der Vergangenheit, den sie wieder erwecken möchten."

Und nun kommt ein Abschnitt, der unverhüllt die eigentlichen außenpolitischen Ziele zeigt: „... Der praktische Anlaß war ohne Zweifel die Schiebungsaffäre von Hirtenberg. Die dauernden und tiefen Ursachen sind (an dieser Stelle folgt eine Bezeichnung der letzten Entwicklungen in Deutschland, die sich der Wiedergabe entzieht. D. Ber.) die Anziehung und Verführung, welcher Österreich immer schwerer widersteht, die politische Annäherung von Berlin, Rom und Budapest, die Versuche zur Wiederbewaffnung der besiegten Mächte, das praktische Scheitern der Abrüstungskonferenz, das Scheitern oder die ungenügenden Resultate aller Versuche der wirtschaftlichen Sanierung in Mittel- und Osteuropa... Schon bemerkt man ein Zögern, schon sieht man ein mögliches Abbröckeln in der Front der Zerstörer (damit sind in erster Linie Deutschland und Italien gemeint. D. Ber.). Es ist schwerwiegend für sie, daß Rumänien der italienischen Durchdringung seine Pforten schließt zur gleichen Zeit, da sich die Wirkungen des russisch-französischen Paktes in Rom und in Berlin fühlbar machen."

Zum Schluß folgt ein pathetischer Angriff auf allen Revisionismus. Wir stellen nochmals fest, daß es sich hier um eine Stimme aus dem gemäßigten Lager der französischen Politik handelt. So wird man uns glauben, daß die Anerkennung der deutschen Gleichberechtigung auf der Abrüstungskonferenz am 11. Dezember

von Frankreich aus nicht mehr gültig sein soll. Scheinbare Zufälle, wie sie sich in letzter Zeit in Genf gehäuft haben — z. B. das Verhalten Madariagas in der Luftfahrtkommission — gewinnen dadurch ihren Sinn. Die Abrüstungskonferenz wäre schon an den europäischen Gegensätzen gescheitert, wenn nicht die Entwicklungen am Stillen Ozean jede wirkliche Einigung ohnedies unmöglich machen würden.

Die Vorgänge in Ostasien gehören nicht in die Berichterstattung über die atlantische Welt. Darauf aber muß auch hier hingewiesen werden, daß die Entscheidungen im Bereich des Pazifik sowohl das russische wie das angelsächsische Interesse von Europa abziehen. Selbst in den Niederlanden ist die Besorgnis über das Symbol der „Zeven Provincien" größer als die Besorgnis über die deutsche Handelspolitik und als die schmerzliche Erkenntnis, daß die großartige Kulturleistung der Zuidersee-Trockenlegung wirtschaftspolitisch und finanziell ein recht gefährliches Experiment gewesen ist. Die Umstellung einer amphibischen Landschaft erweist sich als schwerer als vorausgesehen. Die Fischerei ist zerstört, der Landbau noch nicht möglich; Umsiedlungen und Umstellungen der Bevölkerung sind unvermeidlich; man weiß bei der Erschütterung auch der holländischen Wirtschaftsstruktur nicht recht, wie man sich damit abfinden soll.

In Irland hat der Wahlerfolg De Valeras die Haltung gegenüber England versteift. Die Landannuitäten, die bisher auf Sperrkonto in Dublin gesammelt wurden, sollen nunmehr zur Hilfe für die notleidenden Farmer verwandt werden. Der Eid auf den König ist nach De Valeras Willen zum letztenmal abgelegt worden; zugleich erneuert er die Propaganda für sein altes Ziel: die Wiedervereinigung Irlands. Wenn England die sechs Ulster-Grafschaften an Irland ausliefern würde — dann würde sich über ein Weiterverbleiben Irlands im Verband des britischen Weltreichs reden lassen. Damit kehrt eine Lage wieder, deren Vorhandensein im Sommer 1914 manchem englischen Staatsmann den Eintritt in den Weltkrieg erleichtert hat — eine Lage, in der England gefragt wird, ob es wider ihren Willen eine kleine, aber wichtige Gruppe von Menschen aus bestem englischem und schottischem Blut an das Irentum ausliefern werde, um Irland zu beruhigen. Freiwillig wird Ulster den Anschluß an den Irischen Freistaat nicht finden. Ulster zu zwingen — halten wir für ausgeschlossen. Damit wird die irische Frage, die schon gelöst schien, wieder einmal unlösbar — zur gleichen Zeit, da sich in einem anderen Dominion eine sichtbare Entspannung vollzieht. Es hat den Anschein, als ob das Auftreten von Tielman Roos in Südafrika bewirkt hätte, was noch vor wenigen Monaten undenkbar schien: eine Einigung zwischen Smuts und Hertzog. Die Koalitionsregierung der Südafrika-Partei von Smuts mit den Nationalisten von Hertzog, die sich jetzt ankündigt, verwirklicht das Ideal nicht nur einer nationalen, sondern einer übernationalen Konzentration, in welcher der alte anglo-burische Gegensatz noch einmal ausgeglichen werden soll.

Aus Südamerika sei diesmal nur die Weiterentwicklung des kolumbisch-peruanischen Gegensatzes gezeichnet, der sich zu einem ernstlichen Kampf entwickelt hat. (Um den Chaco ist es augenblicklich stiller geworden, ohne daß es möglich wäre, den genauen Stand der Fronten anzugeben; die schädigende Wirkung, die sowohl das militärische wie das „kolonisatorische" Auftreten des Generals Kundt für den deutschen Namen in Südamerika gehabt hat, ist leider nicht so rasch wieder gutzumachen. S. den Aufsatz Festers in diesem Heft.)

Brasilien hat seinen Vermittlungsversuch zwischen Kolumbien und Peru beendet, weil Peru Bedingungen stellte, die nicht annehmbar waren. Peruaner haben nun den ganzen kolumbianischen „Entenschnabel" zwischen Amazonas und Putumayo besetzt; die kleine kolumbianische Flotte, die den Putumayo hinaufdampfte, fand den Posten Tarapaca — das Gegenstück zu Leticia — besetzt; Kämpfe haben unter Einsatz von Kanonenbooten und Flugzeugen begonnen. Rechtlich ist der Fall so klar wie selten einer: Peru ist vollkommen im Unrecht. Daß die Peruaner in einer schwierigen Wirtschaftslage sich auf diesen Konflikt eingelassen haben, hat sowohl die übrigen südamerikanischen Staaten wie auch Nordamerika verstimmt — zumal Peru ein schlechter, Kolumbien ein guter Schuldner ist. Auf die Wirtschaftslage der einzelnen südamerikanischen Staaten soll im nächsten Bericht näher eingegangen werden. Nur das Ende der Cosach sei jetzt schon erwähnt.

In den Vereinigten Staaten geht die nominelle Herrschaft Hoovers am 4. März zu Ende. Die letzten Februartage haben einen Bankkrach in den Oststaaten gebracht, der weitgehende Folgen haben wird. Es ist sehr fraglich, ob es gelingen wird, den Run zum Stehen zu bringen, bevor er das ganze künstliche Stützungssystem der amerikanischen Wirtschaft gefährdet. Unerwartet schnell ist auf der anderen Seite ein positiver Beschluß zustande gekommen: die Aufhebung der Prohibition ist von Senat und Repräsentantenhaus mit weit mehr als der nötigen Mehrheit beschlossen worden. Jetzt kommt es darauf an, ob drei Viertel der Einzelstaaten ihre Zustimmung geben. Die Wirkungen, die eine Aufhebung der Prohibition sowohl wirtschaftlich wie finanzpolitisch und vor allem in sozialer Hinsicht haben könnten, sind kaum zu unterschätzen. Freilich — Präsident Roosevelt kann Erleichterungen dringend brauchen. Riesenhaft sind im Innern wie nach außen die Aufgaben, die vor ihm stehen.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

„... etwa bis zum Frühjahr 1933 sollte sein Haus bestellt und in Ordnung gebracht haben, wer nicht von unerwarteten Stößen überrascht werden will." — Als diese Zeilen am Schluß des Berichts für I/33 (S. 62) niedergeschrieben wurden, da

ahnten wir nicht, daß in dem ernst zu nehmenden „Temps" fast zur gleichen Zeit (23. 12. 32) André Duboscq, einer der besten französischen Kenner des indopazifischen Raumes, noch viel weiter gehende Warnungen niedergelegt hatte. „L'idée d'une société des nations asiatique" ist dieser fernsichtige Aufsatz überschrieben; Duboscq meint, „diese Idee sei seit langem in der Luft, kristallisiere sich mehr und mehr und scheine Gestalt zu gewinnen". Das klingt vielleicht überraschend in einer Zeit, in der Wellington Koo und Yen noch glauben, von Genf aus Berge versetzen zu können, und beide Ostasienvölker mehr und mehr in kriegsartige Zustände hineintreiben.

Aber mit Recht weist Duboscq darauf hin, daß bereits 1924 und 1925 nach schweren euramerikanischen Enttäuschungen China wie Japan Rückversicherungen mit den Sowjets gesucht hätten und nun in Moskau wieder suchten (Wiederaufnahme der chin.-russischen amtlichen Beziehungen; jap.-russ. Fischereipakt; Ölkauf; Nichtangriffspaktverhandlungen).

„Der russ.-jap. Akkord von 1925, was immer daraus noch werde, verrät Grundrichtungen, selbst Mächte des Verstehens (d'entente), die nicht ohne Vorbedeutung sind und zum Ausgangspunkt einer weiten und furchtbaren Politik werden können." (Andererseits malt W. v. D., Frkf. Ztg. 115/17, 12. 2. 33, die für das engräumige Europa kaum weniger bedenklichen amer.-russ. Verständigungsmöglichkeiten aus.) „Wir sind in Genf wie in Nanking und Tokio an eine Stelle gekommen, wo eine Evolution eintreten muß." — „Etwas Ähnliches — wie ein Eisgang — scheint sich auf dem Gebiete der Ideen hervorzuwagen, soweit es den chinesisch-japanischen Gegensatz betrifft eine dritte Macht nähert sich beiden Interessenten, und eine ganz neue politische Möglichkeit zeichnet sich von dieser Tatsache aus am Sehkreis ab." Das sind Sorgen, die sich auch im Bereich der USA. immer wieder bei ferner Blickenden zeigen, die schon vor deutsch-russisch-ostasiatischen Kombinationen bangten, aber bisher in Frankreich nicht so deutlich geteilt wurden.

Viel mehr von Aushilfen, von in wesentlichen Antrieben fehlgehenden wirtschaftlichen Nahzielen, von parteimäßigen und persönlichen Schwächen beherrscht, als die von weitschauenden geopolitischen Einsichten gelenkte französische Ostasienpolitik, stellt sich die beider angelsächsischen Großreiche dar. In USA. hat Hoover sein wenig mächtiges Veto der auf zweifelhafte, wirtschaftlich überlastete Unabhängigkeit binnen zehn Jahren übereingekommenen Philippinenpolitik von Kongreß und Senat entgegengestellt; und bis zum Frühjahr (4. 3.) gilt die Regel: die abtretende Regierung kann sich gar nicht genug bloßstellen, die kommende nicht genug unbeschriebenes Blatt bleiben — als ob nicht Bloßstellungen wie Zweideutigkeiten an Onkel Sams ohnehin lächerlich werdenden Rockschößen (vgl. Spottbild, Geopolitik II/33, S. 90) hängenblieben, eine vollzogene Tatsache nach der anderen schaffen und den vereinigten Haß beider Ostasienmächte zu dem der anderen Schuldner eintragen würden.

Englands schwankende Haltung scheint uns von Europa aus vortrefflich gezeichnet in einem W.-v.-D.-Aufsatz der Frkf. Ztg. (17. 1. 33, S. 1). Trotz scheinbarer Zustimmung zu den illusorischen „Strafmaßnahmen des Völkerbundes" der „kriegerischen Pazifisten" wird „das amtliche England mehr nach Japan als nach China blicken" — was sich nur durch zu schroffes Vorgehen „ins chinesische Hauptland" grundlegend ändern könnte. Aber der Weg zur Rettung des Gesichts ist ja gezeigt! „Garantien für den nur temporären Charakter einer Besetzung Tientsins und Pekings" wird das östliche Inselreich dem westlichen nicht versagen, um „dessen Politik nicht in allergrößte Unruhe zu versetzen". Hier kann geholfen werden!

Was ist im langlebigen Osten „temporär" und was bleibend?

Weniger leicht wiegen eine Seeabrüstungsrate von 10 zu 10 zu 8,5 innerhalb der drei Hauptmächte und die unverhohlenen Winke auf Schadloshaltung in Indien in der japanischen Presse, wenn das Abendland allzu kritisch werde. Früher hieß es: „zuletzt regiere der Bestinformierte". Aber sind es noch die Briten? Hat man nicht in Moskau und Frankreich für die fern-östliche Dynamik den kühleren Blick bewahrt und sieht mit weniger Augen mehr? Gilt „lost dominion" doch auch hier? Und hat Frankreich, so fruchtbar an bewahrenden Gestaltungsideen für den Nahen Osten, für den Fernen Osten mehr Pulver trocken gehalten und bleibt damit der Stützpfeiler des Imperialismus?

Auch sonst durchzieht das französische Schrifttum eine unzweifelhaft japanfreundliche Nuance. Wir kennen wenig anmutigere und doch zugleich mit einigen sehr inhaltsschweren Sentenzen vertiefte Plaudereien über Japan als „Ce qu'il faut savoir du Japon" des ehemaligen Botschafters Robert de Billy in „Le monde colonial illustré" (XI. Jahrg., I, 1933, S. 3—8). „Das herrschende Prinzip ist das der Kontinuität ... kein Bruch mit der Vergangenheit ... nirgends fremde Aufdrängung nur freie, auswählende Übernahme und Ausgleichung fremden Kulturguts ...!" „Immer beim Lack an das Holz darunter denken!" „Ergebnisse der Geschichte, die alle Japaner wissen, um ein Leben zu führen, überhöht durch eine Vergangenheit, die ihre Zukunft gewährleistet." Noch viele andere Einsichten streut der wissende Diplomat zwischen seinen malerischen Vortrag, bei dem er das statische Japan der Tokugawa von einst mit dem dynamischen der Meiji, Taisho und Showa-Ara kontrastiert. Dieser Aufsatz und Albert Maybons „Manchukuo" sind geopolitische Pralinen unter kulturpolitisch verzuckerter Hülle, wohlberechnet in der Dosierung, um von Frankreichs Wählern aufgenommen und verdaut zu werden, genau wie Paul Boncours Abrücken von allzu abrupten Genfer Entschlüssen der 19. Ein neuerer Aufsatz von Duboscq (Temps, 17. 1. 1933) schlägt gleichfalls Vermittlertöne an: „Le Tiers entre Chinois et Japonais".

Ein Buch wie E. de Vêvre: „La reconnaissance de jure de la régence de Mandchourie et le traité des neuf puissances" (Paris, Arthur Rousseau, 1932) ist ein Meisterstück japanfreundlicher Geo-Jurisprudenz, wenn wir irgend die Prägungen

von Manfred Langhans-Ratzeburg für diesen Wissenszweig zu verstehen glauben. Japans Vorgehen — auch in Jehol und Shanhaikwan — ist der unerbittlichen „clarté" des französischen Staatsdenkens wesensnahe; und chinesisches wie mitteleuropäisches Chaos ist beiden unverständlich und unbehaglich. Aber auch Geopolitik und Vernebelung schließen sich aus im herben und nüchternen Streben nach Erkenntnis dessen, was ist, aus der einen, seiner Verdunkelung und Verschleierung auf der andern Seite. So ist es nicht nur politische oder persönliche Interessengemeinschaft, die Balet, Liautey, Dubosq, Favre (Revue de Paris, 1. 1. 33) zu ihrem größeren Verständnis für japanische, als chinesische Standpunkte bewegt, als eine Art „unité de doctrine", Verwandtschaft der geopolitischen Betrachtungsweise.

Es ist eine ähnliche Verwandtschaft der geopolitischen Betrachtungsweise, gewisser Volksseelenstimmungen, zum Teil aus verwandten Staatskultur-Erlebnissen heraus, wie sie in Frankreich und dem faschistischen Italien zu größerem Verständnis für Japan führt, die in Mitteleuropa in breiten Kreisen unzweifelhaft eine starke Welle chinafreundlicher Stimmungen zum Anheben gebracht hat. Weil solche Stimmungen, von Vorliebe für eine vergangene, nicht mehr vorhandene Spitzenleistung chinesischer Gesellschaftskultur geleitet und von China nahen Instituten und Persönlichkeiten naturgemäß unterstützt, an Realitäten vorbeizuführen drohen, ist es vor allem notwendig, aus den eigenen Darstellungen von amtlicher chinesischer Seite sich klarzuwerden, wie man dort die Wirklichkeit sieht. Dafür sind wenige Dokumente so geeignet wie etwa die Sammlung: „Le conflit Sino-Japonais", Memoranda du Gouvernement Chinois présentés à la Société des Nations" (Nanking et Peiping; Avril-Août 1932), mit einer sehr bemerkenswerten Karte der japanischen Mandschurei-Invasion zu S. 33 und Karten der sowjetisierten Zonen von S. 270 bis 275 in Anhwei, Kiangsi, Hupeh, Hunan, Fukien, Honan, Kwangtung. Eine Zahlenaufstellung auf S. 264 gibt den Stand der Roten Armeen im Januar 1932 mit 200 800 Mann und 152 600 Gewehren an, den im Juni 1932 dagegen auf 92 900 Mann mit 63 300 Gewehren, während er aus anderer Perspektive im Januar 1933 auf mehr als 300 000 geschätzt wird. Ernste Interessenten werden wenig Mühe haben, Auskunft bei der chinesischen Delegation beim Völkerbund, Genf, 18 Rue Charles-Galland, zu erholen. Während so breite Kreise Mitteleuropas Gefahr laufen, über stimmungsmäßiger Imponderabilienpflege und mehr Völkerbundsvertrauen, als die Chinesen selbst besitzen, die Fühlung mit der sachlichen Einstellung Jung-Chinas zu verlieren, empfiehlt es sich, Japan gegenüber — trotz einer eingehenden sachlichen Propaganda — nicht das Ferngefühl für die großen unwägbaren Werte zu verlieren, die Japan befähigen, seine Stellung gegenüber einem Wirbelwind in der Presse namentlich kleiner, im Fernen Osten schadenlos Fenster einwerfender Staaten, mit seinem Glauben an das eigene Recht durchzuhalten, auch wenn Wind und Strom gegen das Inselreich stehen.

Dafür empfehlen wir angelegentlich einige in englischer Sprache erschienene

neuere Werke, die ganz abseits von den Tagesgeräuschen in der Mandschurei liegen, dafür aber helfen können, den Kontakt mit dem weltpolitischen Fühlen Japans nicht völlig zu verlieren, weil Mitteleuropa mit leeren Händen und enttäuschten Köpfen sehr dumm dastehen könnte, wenn beide ostasiatischen Altkulturvölker, gleichmäßig von ihm enttäuscht, dem Völkerbund den Rücken kehren und jeder einzelne Staat sein Verhältnis zu ihnen beiden von Grund auf neu zu gestalten hat.

Solche Schlüsselwerke sind etwa Matsunamis „Constitution of Japan" (namentlich für Staatsrechtler und Verfassungsbeflissene); Zennosuke Tsuji: „The humanitarian ideas of the Japanese", Tokio, Shôwa 7; Kinkodo (japanisch und englisch in 1 Band); eine Sammlung von 40 Belegen der Feindesliebe und Achtung des Gegners aus Japans Geschichte von der Karolingerzeit bis zum Russenkriege, die namentlich Ethikern zu denken geben könnte; und Ryokichi Otani: „Tadataka Ino, the japanese land-surveyor", Tokio 1932; S. Iwanami: die persönliche Seite der geheimen japanischen Küsten- und Landesvermessung zu Beginn des XIX. Jahrhunderts, und eines geographischen Idealistenlebens im Dienste des Wehrinstinkts seines Vaterlandes — für Geographen besonders lehrreich.

Bei Anwendung solcher Gegengewichte hüben und drüben wird man für China über der begreiflichen Schwärmerei für den zum Teil durch eigene Schuld wehrlosen, vergewaltigten Kulturboden eines im Zustand verwandten „Volks der Mitte" die geopolitischen Tatsachen nicht außer acht lassen ("chaotic state", sagte doch Außenminister Stimson der USA., sonst „wrong horse-Harry" zubenannt, mit dem Wortlaut eines japanischen Berichtes). Man wird dann nicht vergessen, daß auch eine wohlgeordnete Staatsgewalt, wie in Japan, die vorbeugend ihr als notwendig Erscheinendes in einem Schwächemoment der anderen tut, die volle Wucht nationaler Imponderabilien hinter sich haben kann und bei direktem Verhandeln vielleicht großmütiger handelt, als solange sich ein hilfloses und verantwortungsscheues Gremium hemmend einschiebt, wie der Völkerbund — trotz allem guten Willen der Lytton-Kommission, der ganz gewiß nicht geleugnet werden soll. Nur sind eben China und Japan gleichmäßig mit dem Vermittler (Tiers nach Dubosq) unzufrieden und werden sich nicht an ihn halten.

Um übrigens zu zeigen, daß nicht nur Japan in Manchukuo und Italien auf dem Balkan mit moderner Bewaffnung Eindruck schinden kann, pflegt auch die indische Luftmacht alljährlich von Risalpur unterhalb von Peschawar einen Schauflug zu den Bergstaaten im oberen Industal um Gilgit zu machen, 1933 mit 5 Bombenflugzeugen neuesten Stils, etwas über 370 km in wenig über 2 Stunden, also etwas mehr als die größte Alpenbreite, z. B. Mailand—München, und über ganz andere Höhenschwierigkeiten hinweg. Die Bergstaaten Hunza, Nagar und Punial — ehedem sich ziemlich sicher fühlend — bezeigten, wie auch die Beamten und Soldaten von Kashmir in Gilgit, große Freude und Schaulust. „Durch Flüge wie diese werden die menschlichen Beziehungen beschleunigt, und der

Geist guter Nachbargesinnung wird verstärkt." So schreibt die „Times of India" vom 7. 1. 33, S. 7.

Wir empfehlen diesen Wortlaut sichtlich mit ihrem Tun zufriedener, christlicher Mächte den Japanern für den nächsten Bombenausflug wie auch der nächsten Abrüstungskonferenz zur Vormerkung; aber auch europäischen Bergstaaten kleinerer Ausdehnung, die sich heute noch hinter viel geringeren Bergschranken sicher fühlen, weil sie es vor der Einführung der schnellen Bombengeschwader dereinst gewesen sind. Es war einmal hinter Alpen, Balkan, Dinariden; aber die Welt hat seit 1919 sehr zum Nachteil der Kleinräumigen an Raumpuffer- und Höhenschutz verloren.

Das gilt auch für Nachbarn am australasiatischen Mittelmeer: Siam (dessen neue Verfassung freilich von Bangkok und London aus als ganz besonders liberal gerühmt wird, z. B. „Times", 19. 1. 33) Wortlaut in „Ostasiat. Rundschau" 1933; Nr. 4, S. 78 und die Niederlande in Indonesien. Drei Meutereien, darunter eine Sechstagejagd ausgerechnet auf die „Sieben Provinzen" und ihre schließliche Kapitulation vor den Begleit-Bomben-Flugzeugen des Kreuzers „Java" sind eine ernste Warnung. Was wir im Literarischen Bericht über das leise Grauen schrieben, das den Wehrgeographen bei der Lage dort anwandeln könnte, war vor der Kenntnis der drei Meutereien, nur aus jener der geopolitischen Gesamtlage hingeschrieben, und aus dem Ernst geschöpft, mit dem wir die Weltlage möglichen Katastrophen entgegenwirbeln sehen.

ZUR FRAGE DER VERSTÄDTERUNG

Über den Zusammenhang von Verstädterung und Geburtenrückgang

Der Begriff der Verstädterung drückt eine Abwertung aus. Stadtleben, Stadtkultur, Stadtwirtschaft ist das Positive, Verstädterung das dazu gehörende Negative. Zahlenmäßig ist die Verstädterung nicht erfaßbar. Wir nennen zwar ein Volk dann verstädtert, wenn der prozentuale Anteil der in der Stadt lebenden Bevölkerung ein bestimmtes Maß überschritten hat. Aber das Maß gilt nicht allgemein, liegt nicht etwa, sagen wir bei einer 50prozentigen Stadtbevölkerung, sondern wechselt je nach dem Objekt; Völker mit einem Drittel Stadtbevölkerung können stärker „verstädtert" sein als andere, in denen 2/3 der Menschen in Städten leben. Mit dem Begriff Verstädterung soll gesagt werden, daß jenseits einer gewissen, für ein Volk geltenden Grenze, ein Gleichgewichtsverhältnis gestört ist. Das Kriterium, daß diese Grenze überschritten ist, liegt in den Symptomen der Gleichgewichtsstörungen: Anhaltenden Wirtschaftsstockungen, Verödung des Landes, Gefahr für die agrarische Urproduktion, Geburtenrückgang.

Schon in der Begriffsbildung der Verstädterung liegt ihre Zusammengehörig-

keit mit dem Geburtenrückgang beschlossen. Das besagt schon, daß der Zusammenhang kein kausaler ist, so etwa, daß der Geburtenrückgang eine Folge der Verstädterung wäre. Das Verhältnis ist vielmehr ein funktionelles: Verstädterung und Geburtenrückgang stehen in gegenseitiger und gleichzeitiger Abhängigkeit.

Stadtentwicklung und Bevölkerungszunahme gehören zusammen, ebenso wie Verstädterung und Bevölkerungsabnahme.

I. Die Stadt als Lebensraum.

Während die Bevölkerung Europas in früheren Jahrhunderten mit einigem Spielraum ziemlich beständig war, oder nur langsam anstieg, wuchs sie im 19. Jahrhundert auf das Mehrfache, in der gleichen Zeit, in der der prozentuale Anteil der Stadtbevölkerung sich etwa verdoppelte. Es wäre wichtig, klar zu sehen, wie ein solches Bevölkerungswachstum denn eigentlich vor sich geht. Durch Vermehrung der Geburten? Oder durch Verminderung der Sterblichkeit. Burgdörfer in seinem Buch „Volk ohne Jugend" mißt dem Rückgang der Sterblichkeit die entscheidende Bedeutung bei für das Bevölkerungswachstums Europas. Am Beispiel anderer Völker kam man zu anderer Ansicht: In Japan etwa ist gleichzeitig mit der raschen Stadtentwicklung der letzten Jahrzehnte ein Ansteigen der Geburtenziffer beobachtet worden (1872: $17^0/_{00}$, 1928: $34{,}4^0/_{00}$), während die Sterbeziffer trotz aller Fortschritte der Hygiene fast gleichblieb (1873: $19{,}6^0/_{00}$, 1928: $19{,}8^0/_{00}$ der Bevölkerung). In Japan hatte die Abhängigkeit vom Grundbesitzer auf dem Lande die Geburtenzahl niedrig gehalten.

Das Problem liegt so: Gibt es eine „natürliche" Geburtenhöhe, die auch bei Verbesserung der Lebensbedingungen nicht überschritten werden kann? Wäre es so, dann ginge der Zusammenhang von Lebensraum und Bevölkerungsvermehrung im wesentlichen über die Herabsetzung der Sterblichkeit. Die Tierversuche Bodenheimers u. a. haben die Tatsache des Zusammenhangs von der Erweiterung des Lebensraums und dem Anwachsen der Population eines Tierstammes bis zur Anpassung an den neuen Raum überprüft; aber die Frage nach dem Anteil der beiden möglichen Faktoren, durch die die Anpassung geschieht, der Geburtenvermehrung und der Sterblichkeitsverminderung, ist noch nicht geklärt. Zweifellos gehen weniger Tiere ein, wenn der Lebensraum für einen Stamm sich vergrößert: die vorzeitige Sterblichkeit durch Nahrungsmangel oder schädigende Reize wird herabgesetzt, und der Tierstamm vermehrt sich bis zu einem gewissen Punkt, bis ein neues Dichteoptimum erreicht ist, d. h. bis die Nahrung wieder knapper, die Störungen wieder zahlreicher werden.

Betrachten wir einmal die Stadt in ihrer Eigenschaft als Lebensraum. Man kann sagen, daß die Industrie- und Handelsstadt, die monokulturbestimmte Großstadt, gegenüber der alten, landschaftsgebundenen Stadt eine Erweiterung des Lebensraums darstellt: sie ermöglicht mehr Menschen auf geringem geographischen Raum

den Lebensunterhalt, sie ermöglichen damit einen Anstieg der Bevölkerungsmenge. Gegenüber dem starken Wachstum, das wir bei den Kolonisatoren in neu erschlossenen Räumen finden besteht jedoch ein entscheidender Unterschied: die wachsende Stadt ist nicht eine fertige gegebene Größe wie eine Kolonie oder im Tierversuch der künstlich erweiterte Lebensraum, sondern sie dehnt sich erst zusammen mit dem Bevölkerungswachstum aus. Auch hier kein kausales Verhältnis; nicht die Stadt als Lebensraum bewirkt die Bevölkerungsvermehrung, sondern beide entstehen zugleich, funktionell verbunden.

Wenn wir die Frage der Geburtenvermehrung einmal als ungeklärt beiseite lassen und uns nur darüber klar zu werden versuchen, wie denn die Herabsetzung der vorzeitigen Sterblichkeit in einem Volk mit Stadtentwicklung geschieht, so springt der Unterschied zu den Vorgängen im Tierreich sofort ins Auge. Die entscheidende Rolle spielt hier die Medizin. Die Sozialygiene setzt, biologisch gesprochen, die „störenden Reize" herab: die Verhinderung von Seuchen etwa, überhaupt die erfolgreiche Bekämpfung von Krankheiten bedeutet für das Einzelleben das Ausschalten von Störungen. Am stärksten wirkt sich die Herabsetzung der Säuglingssterblichkeit auf das Anwachsen der Bevölkerung aus. Wir brauchen für diesen Vorgang zwar den Vergleich der „Ausschaltung störender Reize", aber es ist klar, daß wir es mit einem geistigen Prinzip zu tun haben: die menschliche Ratio wirkt sich hier aus.

Die gleiche Beobachtung machen wir, wenn wir den Geburtenrückgang und die Verstädterung jetzt unter demselben Gesichtspunkt ins Auge fassen:

Weshalb kommt ein Rückschlag? Weshalb „antworteten" die Völker auf den Bevölkerungszuwachs mit einem Geburtenrückgang? Man könnte denken, — und der Gedanke läge nahe aus der Gedankenwelt der heutigen Krise heraus: weil sich die Lebensbedingungen von einem gewissen Punkt ab wieder verschlechtern. Das ist jedoch nicht unbedingt richtig. Denn der Geburtenrückgang setzt bereits zu einer Zeit steigender Arbeitsgelegenheit und steigenden Wohlstandes ein. (Vgl. die Darstellung über das Aussterben der deutschen Juden im vorigen Heft.) Bodenheimer hat die Frage (in Heft 8 des vorigen Jahrgangs) rein biologisch beantwortet: Bei Annäherung an das Dichteoptimum muß die Bevölkerung wieder abnehmen, das sei ein Vorgang der Selbststeuerung des Überorganismus Volk. Da nun durch die Hygiene die Sterblichkeit nicht wieder so zunehmen kann wie bei Tiervölkern unter wieder verschlechterten Lebensbedingungen, da andererseits die Höhe der Geburten vom Menschen zum Unterschied gegen das Tier willentlich geregelt werden kann, findet die erneute Anpassung auf dem Wege des Geburtenrückgangs statt.

Wir glauben, daß diese Erklärung nicht hinreicht. (Bodenheimer selbst sieht übrigens in seinem neuesten Aufsatz in diesem Stoff in dem Geburtenrückgang weniger einen Vorgang der Selbststimmung als eine Alters- und Degenerationserscheinung). Die Tatsache, daß der Geburtenrückgang schon lange vor jeder

Wirtschaftsstockung einsetzt, belegt zwingend, daß es sich hier um Auswirkungen eines geistigen Vorgangs handelt, um eine Seite der Kulturerscheinung: Verstädterung.

II. Die Stadt als Kulturträger.

Die Wandlung von der Stadtkultur mit wachsender Bevölkerung zur verstädterten Kultur mit sinkender Bevölkerung muß also als ein geistiger Prozeß aufgefaßt werden.

Bleiben wir bei dem Beispiel der Sozialhygiene. Hier, so sahen wir, ist der Anstieg der Bevölkerung in hohem Maße zu verdanken. Was aber bedeutet Sozialhygiene geistesgeschichtlich?

Die Medizin in ihrer heutigen Form ist eine Erscheinung städtischer Kultur. Sozialhygiene ist eine typisch städtische „Haltung". Denn was besagt die hohe Bewertung sozialhygienischer Tätigkeit anders als Sorge um die Erhaltung des Einzellebens? Diese Einstellung muß aus dem Individualismus der Stadtkultur heraus verstanden werden. Das Leben jedes Individuums wird sorgfältig gehütet. Die Folgen dieser Haltung sind: 1. Die Vermehrung der lebensuntauglichen Menschen, die früher durch vorzeitiges Sterben ausgemerzt wurden und nicht zur Fortpflanzung gelangten. Das verschlechtert die körperliche Qualität der Bevölkerung, Fortpflanzungswillen und -fähigkeit, setzt also die Geburtenhöhe herab. 2. Die Sorge um das einzelne Leben, die Grundhaltung der Hygiene, läuft Gefahr, zur Massenangst zu werden (der Staat als Versorgungsanstalt); einmal, weil die Individuen durch die negative Auslese wie durch Gewöhnung an die Fürsorge, ja tatsächlich immer auffälliger und damit pflegebedürftiger werden, dann aber auch, weil jede positive geistige Haltung immer die Gefahr in sich trägt, ins Negative umzuschlagen.

Wir wollen das auf einem anderen Gebiet zeigen, wo dieser Vorgang des Umschlagens vielleicht deutlicher ist:

Individualistische und rationalistische Einstellung sind typische Merkmale des Stadtmenschen. Werden sie lebensfeindlich, dann haben wir den verstädterten Menschen. Beispiel: Die Ethik des Stadtmenschen drückt sich in einem Wort von Max Weber aus, wonach Gottvertrauen nicht mehr genüge, seit der Mensch in Kausalzusammenhängen denke. Denn seitdem übersehe er die Folgen seiner Handlungen ganz anders, sei also verantwortlich für das, was aus seinem Tun herrühre. Eine Handlung sei nicht mehr an sich gut, sondern müsse beurteilt werden im Zusammenhang mit ihren Folgen. Diese verstärkte Verantwortlichkeit hat die Beschränkung der Kinderzahl mitbewirkt. Der gläubig vertrauende Mensch sagt sich: sie werden mit Gottes Hilfe durchkommen. Der skeptisch verantwortliche: ich muß sie durchbringen; gelingt es mir nicht, so bin ich schuldig an ihrem Elend. Dies ist eine durchaus positiv zu bewertende Einstellung des „Stadt"menschen.

Bald aber zeigen sich böse Folgen: die Zahl der Kinder wird über das zur Er-

haltung des Volksganzen notwendige Maß hinaus beschränkt. Ist erst einmal willkürliche Beschränkung der Kinderzahl möglich, physisch durch die städtische Wissenschaft, psychisch durch die städtische Ethik — dann gibt es kein Halt mehr, wenn die negativen Mächte erstarken.

Aus der Lebenssorge des Stadtmenschen wird die Lebensangst des verstädterten Menschen. Die gesteigerte Verantwortung wird unerträglich, Scheu vor Übernahme von Verantwortung ist das Ende. Beides, Lebensangst und Verantwortungsscheu, setzt die Kinderzahl herab. Aus dem Glauben an den „Fortschritt" der Menschheit, der einst dem Stadtmenschen seinen Elan auf wirtschaftlichem wie auf wissenschaftlichem Gebiet gab, wird die Steigerung der Ansprüche, auch sie kinderfeindlich. So wenden sich die einst vorwärtstreibenden Mächte zurück gegen ihr eigenes Werk. Ein Gedanke, ein Kulturprinzip hat sich zu Ende gelebt und muß einem anderen Platz machen.

Oder betrachten wir das Verhältnis zu Geld und Beruf. Wieder führen wir Max Weber an, der das Wesen der entstehenden Stadtkultur erkannte, als er den Zusammenhang von Protestantismus und Kapitalismus sah. Die Berufsethik des Stadtmenschen, sein moralisches Verhältnis zur Arbeit, der er sich sittlich verpflichtet fühlt (ganz anders als der bäuerliche Mensch oder der Handwerker und Händler der vorkapitalistischen Stadt, für den die Arbeit — harte — Selbstverständlichkeit ist) die Wertung des Geldes als sichtbaren Ausdruck der belohnten, vom Himmel gesegneten Arbeit —, dies alles galt in der Stadtkultur bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, ward aber im Laufe der Entwicklung zur Großstadt immer mehr verfälscht und umgebogen. Der Beruf ward zum Selbstzweck, zum einzigen Wert eines innerlich verarmten Lebens, endlich in vielen Fällen nur noch zum Mittel, Geld zu verdienen. Geld aber, einst Lohn von oben für ein recht geführtes Leben, dann immer mehr Sicherheitsfaktor, wird im letzten Stadium Zweck und Gehalt des Daseins. Nicht mehr Familie und Nachkommenschaft sicherzustellen gilt es, sondern unter Verzicht auf Nachkommen, besser zu leben. So tritt der verstädterte Mensch in seiner extremen Erscheinung freiwillig aus dem lebendigen Zusammenhang mit der Zukunft heraus.

Es ist selbstverständlich, daß die verstädterte Lebenseinstellung nicht nur den in der Bevölkerungsstatistik erfaßbaren Stadtbewohner betrifft. Sie ergreift über den Rahmen der Stadt hinaus auch die ländliche Bevölkerung. Das deutlichste Beispiel gibt Frankreich, wo der Geburtenrückgang schon seit Jahrzehnten nicht mehr in den städtischen Oberschichten am stärksten ist, sondern bei den bäuerlichen Besitzen. Die Stadt aber behält ihre Saugkraft, sie zieht die Menschen von reichen Höfen weg zu einem kleinen Beamtendasein[1]). Die Höfe verfallen; die agrarische Urproduktion geht an besonders schwachen Stellen in fremdvölkische Hand über.

[1]) Vgl. Harmsen, Bevölkerungspolitik Frankreichs, S. 164 f.

Es fragt sich, ob die Verstädterung notwendig zu solchen Konsequenzen führen muß; dies Beispiel mag nur für begrenzte Gebiete Frankreichs typisch sein. Unsere Ansicht, daß nicht die relative Wiederverengerung des Lebensraumes die primäre Ursache für den Geburtenrückgang ist wird bestätigt durch die Verhältnisse in Australien, wo Haushofer[1]) mit Bezug auf die Verstädterung feststellt: „Doppelt bedenklich ist das Problem, wo es sich auf weiten jungfräulichen Boden, ohne jede Ermüdungserscheinung der Kultur-Landschaft, wie in Australien und Kalifornien, abspielt, wo die weiße Bevölkerung sich auch in wenigen Großstädten zusammenballt, obwohl sie sich ungehemmt landeinwärts ausdehnen könnte..."

Raum genug ist da zum Leben. Freilich: es ist kein städtischer Raum. Und umgekehrt gilt die Beziehung von Lebensraum und Bevölkerungswachstum, so scheint es, nicht: Die wachsende Stadt zwar ermöglichte ein Ansteigen der Bevölkerung; das jetzt (durch Entleerung) relativ wachsende Land trotz der Lebensmöglichkeiten, die es bietet, dagegen nicht. Wir haben es mit einem nicht umkehrbaren Vorgang zu tun; der verstädterte Mensch vermag die Lebensräume nicht mehr auszufüllen.

Unsere Betrachtung ging getrennt von der Stadt als Lebensraum und der Stadt als Kulturträger aus. Die Wege stießen zusammen. Mit dem Begriff des nicht umkehrbaren Lebensprozesses fassen wir die Kulturentwicklung von Stadt und Verstädterung im biologischen Gleichnis. Der Vergleich der Verstädterung mit dem Altern eines Organismus drängt sich auf. (Siehe den Beitrag v. Bodenheimer in diesem Heft.) Verstädterung und Geburtenrückgang als Alterserscheinung, auch wo sie national oder ethisch bedingt sind. Denn Ratio kann man auch ansehen als eine Lebenserscheinung, eine spezifisch menschliche Art, zu reagieren, sich anzupassen und — abzusterben.

Wie weit aber gilt die biologische Bewertung für das geschichtliche Leben? Dürfen wir hinausgehen über den Vergleich, der veranschaulichen soll, und dürfen wir aus Vergleichen mit biologischen Vorgängen auf eine geistige Entwicklung vorausschauende Schlüsse ziehen? Wir versagen uns hier jeden Versuch einer Abgrenzung, stellen nur grundsätzlich die Frage als eine entscheidende auf.

Wir sind uns überhaupt darüber klar, daß wir mit unserer Deutung des Zusammenhangs von Verstädterung und Geburtenrückgang nichts Endgültiges geben. Sie möchte genommen werden als Anregung, die herausfordert zu Widerspruch oder Ausbau.

Elisabeth Pfeil

Bemerkungen eines Biologen über den Begriff der Verstädterung

Vom biologischen Standpunkte aus läßt sich die Verstädterung als ein normales Wachstumsstadium der Völker und Kulturen betrachten. Sie ist vergleichbar dem Altern eines Organismus. Auch das Altern ist kein einheitlicher Prozeß, sondern ein

[1]) In: Geleitwort zu Gattineau, Verstädterung und Arbeiterherrschaft, Kurt Vowinckel Verlag.

Zusammenwirken zahlreicher Einzelprozesse, welche oft nicht gleichzeitig, sondern oft jahrelang hintereinander einzusetzen beginnen. Läßt sich allgemein ein Überwiegen der Dissimilations- über die Assimilationsprozesse im Körper feststellen, so lassen sich für zahlreiche physiologische Einzelprozesse quantitative Angaben machen.

Genau so laufen unter dem Gesamtbild der Verstädterung zahlreiche Einzelprozesse — natürlich nicht ganz unabhängig voneinander — nebeneinander her. Wenn wir die Entwicklungsstufen menschlicher Kulturen und Völker in ihrer Aufeinanderfolge betrachten, so ergibt sich an Stadien:

1. Jägerstadium. — Horde.
2. Nomadenstadium. — Stamm.
3. Fellachenstadium. — Stadt- oder Feudalstaat, oder beides nebeneinander.
4. Stadium der intensiven Weiterentwicklung zum Nationalstaat, Landwirtschaft und des Handels zur Hochkultur und den ersten Großstädten.
5. Stadium der Monokultur (Industrie oder Landwirtschaft). — Eintritt des Nationalstaates in die Weltwirtschaft, Entstehung der Weltstädte. Kulturverödung, Sieg der Zivilisation.

Als äußeres Anzeichen für die Verstädterung wäre das Erscheinen der Weltstädte (der „wurzellosen Großstadt") anzusehen — äquivalent etwa dem Abklingen der Geschlechtstätigkeit im Organismus. Ihr biologisches Merkmal ist das immer stärkere Überwiegen der menschenzehrenden Großstadt über das menschenzeugende Land. Auch im Überindividuum ist der Fortpflanzungsindikator als maßgebend anzusehen. Das schädlichste Phänomen der Verstädterung, die Verödung des Landes, ist ein endlicher Entwicklungsprozeß, der als Eintritt in das Greisenalter zu bewerten ist. Das Fehlen des Fortpflanzungswillens, die ungewollte Sterilität, die Wirtschaftsentwicklung, die Zusammenballung der Menschen in den Großstädten, die Verdrängung der Kultur durch die Zivilisation sind alle Ausdruck einer biologischen Bevölkerungsbewegung, einer biologischen Entwicklung.

Die heutigen Bestrebungen der Völker, eine nationale Autarkie wieder herzustellen, zeigte eine richtige Erkenntnis der Ursachen unserer jetzigen Zeitentwicklung. Inwieweit und für wie lange diese Versuche, durch eine gesündere Bevölkerungs- und Produktionsverteilung die Vergreisung hemmen zu wollen, von Erfolg gekrönt sein werden, ist nicht anzugeben. Es ist überhaupt unrichtig, für den Ablauf solcher biologisch-historischen Prozesse eine kurze Zeitspanne von wenigen Jahren anzunehmen. Daß die Verstädterung als Ausdruck der „siegreichen" Zivilisation der endliche Sieger sein wird, daran läßt sich allerdings kaum zweifeln.

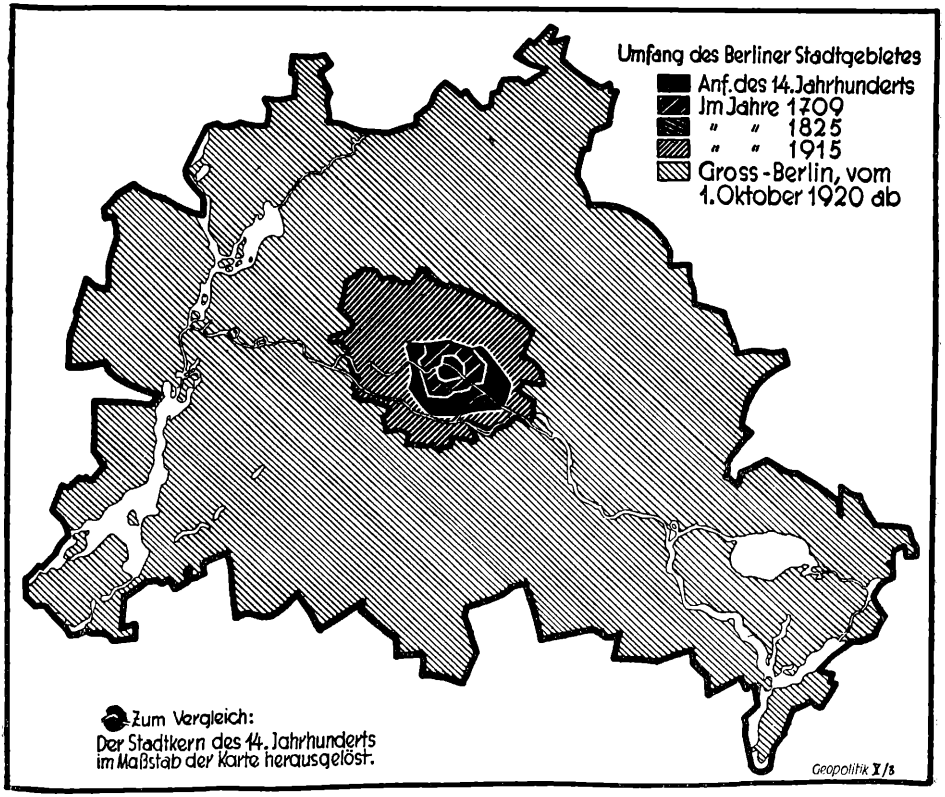
Fritz S. Bodenheimer

FRIEDRICH LEYDEN:

Berlin als Beispiel einer wurzellosen Großstadt

1. Geschichte und Wachstum

Der Ursprung von Berlin ist unbekannt. Aus der Fülle widersprechender Mutmaßungen ergibt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit nur die slawische Herkunft des Namens. Es war eine Wendensiedlung, wie so viele andere flußauf- und -abwärts in und an der sumpfigen Niederung des Spreetals. Die Lage war ursprünglich keineswegs irgendwie bevorzugt. Ungleich günstigere Verteidigungsmöglichkeiten bot im Osten der Zusammenfluß von Dahme und Spree, im Westen derjenige von Spree und Havel; aber weder Köpenick noch Spandau, die an diesen wichtigen Punkten entstanden sind, haben überragende Bedeutung erlangt. Ungefähr halbwegs zwischen ihnen, wo die Ränder des Urstromtals sich auf 5 km Abstand nahekommen und wo gleichzeitig die Gabelung der Spree in mehrere Arme leichtere



1. Verstädterungskreis: Der Stadtkern und sein Wachstum.

Übergangsgelegenheit bot, da entstand Berlin und der Schwesterort Kölln, beide schon im 13. Jahrhundert, aber später als Spandau, zu Städten erhoben. Das älteste Berlin, 73 ha groß, war ein winziger Ort, in wenigen Minuten zu durchschreiten; auf der Spreebrücke zwischen Berlin und Kölln erhob sich das gemeinsame Rathaus dort, wo heute das Standbild des Großen Kurfürsten gerade Platz genug findet — ein Maßstab und Sinnbild für die äußerliche Erscheinung der beiden Orte im Mittelalter.

Ein Willensakt der Landesfürsten hat Berlin zur Hauptstadt, Kölln zur Residenz gemacht. Noch die im Stadtschloß gefertigten Erlasse Friedrich Wilhelms II. tragen den Vermerk: „gegeben zu Cölln". Wunsch und Wille der Landesfürsten hat Entwicklung und Gestaltung von Berlin bis in die jüngste Vergangenheit hinein ausschlaggebend beeinflußt. Unter dem Großen Kurfürsten wurden Berlin und Kölln mit den neuen Stadtteilen am linken Spreeufer, dem Friedrichswerder und Neukölln, nach französischer Art mit sternförmiger Befestigung umgeben und daher für alle Zeit zu einer Einheit zusammengeschweißt; gleichzeitig aber wurden im Westen außerhalb dieser Befestigung die neuen Stadtteile der Dorotheen- und Friedrichstadt mit geometrischem Straßennetz neu angelegt. Alle diese Teile wurden 1709 zu einer einzigen Stadt vereinigt, die nun immerhin schon 626 ha bedeckte und in der die neuen Stadtteile im Westen ein für allemal den „Zug nach dem Westen", die Verlagerung der wohlhabenden Wohnviertel in die westlichen Stadtteile begründeten. Schon 1737 wurde das Stadtgebiet abermals mehr als verdoppelt (1330 ha) durch die Anlage der den alten Kern in erheblichem Abstand umgebenden Zollmauer, die über ein Jahrhundert lang das Stadtbild beherrscht hat. Doch betrug die Bewohnerzahl 1709 erst etwa 57000, 1740 etwas über 80000: bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein war Berlin eine ausgesprochene Kleinstadt, die sich mit den Hauptstädten anderer Länder keineswegs vergleichen konnte. Erst nach dem Siebenjährigen Krieg begann ein langsamer Aufstieg, freilich nicht ohne erhebliche Rückschläge nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und nach den Freiheitskriegen: 1790 waren zwar 150000 Einwohner erreicht, aber die Zahl 200000 wurde erst ein Menschenalter später überschritten. In den viel zu weiten Raum innerhalb der friderizianischen Zollmauer ist die Stadt erst ganz allmählich hineingewachsen. Erst 1860 wurde, im Zusammenhang mit wiederholten Erweiterungen des Weichbildes, die erste halbe Million Einwohner überschritten.

Und erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat jene stürmische Entwicklung eingesetzt, die Berlin in wenigen Jahrzehnten zur zweitgrößten Stadt Europas und zu einer der größten Städte der ganzen Welt gemacht hat. Die erste Million wurde bald nach 1875 erreicht, und das Wachstum dauerte bis 1912, wo Alt-Berlin mit über 2,08 Millionen Bewohnern eine später nie wieder eingetretene Verdichtung der Bevölkerung in den inneren Stadtteilen aufweisen konnte. 1920 wurde Alt-Berlin mit mehreren Dutzend Nachbarorten zu einer Einheitsgemeinde

Groß-Berlin vereinigt, die bei ihrer Gründung über 3,8 Millionen Bewohner zählte. Bis Anfang 1931 war die Gesamteinwohnerzahl auf über 4,3 Millionen gestiegen, ist aber seither in langsamer Abnahme begriffen (gegenwärtig immer noch über 4,2 Millionen).

Dieses Groß-Berlin greift nun nach allen Seiten weit über die alte Einflußsphäre von Berlin hinaus. Die heutige Weichbildgrenze liegt stellenweise mehr als 25 km vom Stadtmittelpunkt entfernt. Nicht weniger als 126 früher selbständige Gemeinden (die bei der Eingemeindung freilich vielfach schon untereinander verwachsen und verschmolzen waren) bilden außer dem eigentlichen Alt-Berlin zahlreiche Siedlungskerne im neuen Stadtgebiet, das mit einem Areal von über 88 qkm 1200mal so groß ist wie dasjenige des mittelalterlichen Berlin. Es umschließt nicht nur die ehemaligen Nachbarstädte Köpenick und Spandau, sondern erstreckt sich auch weit auf den Teltow im Süden und den Barnim im Norden; der Grunewald im Westen wie das große Waldgebiet um die Müggelberge im Südosten gehört dazu. Wie innerhalb der friderizianischen Zollmauer, so umschließt Groß-Berlin innerhalb der heutigen Weichbildgrenze nicht nur städtische, sondern auch rein ländliche Bezirke, es ist nicht nur Zehr-, sondern teilweise auch Nährgebiet.

Das Wachstum von Berlin hat sich in der Weise vollzogen, daß die Bevölkerung das alte Weichbild allmählich erfüllte und dann randlich überbordete. Die Nachbarorte wurden gleichsam in konzentrischen Kreisen allmählich in die städtische Beeinflussung hineingezogen, und zwar wuchsen sie auf der der Stadt zugewandten Seite stärker als auf der abgewandten. Schon vor dem Kriege waren die ehemaligen Dörfer Schöneberg, Wilmersdorf, Rixdorf (Neukölln) und Lichtenberg unter dem Einfluß von Berlin zu Großstädten herangewachsen, und sie wie auch Charlottenburg waren mit Berlin schon längst zu einer einheitlichen Großstadt verwachsen, als die politische Zusammenfassung zur Einheitsgemeinde erst möglich wurde.

2. Umgestaltung der geographischen Grundlagen

Die Ausbreitung der Großstadt hat das Landschaftsbild in tiefgreifender Weise umgestaltet. Aus den Erlenbrüchen der Spreeniederung, die sich noch im 17. Jahrhundert bis an die kurfürstliche Stadt erstreckten, ist der heutige Park des Tiergartens geworden, dessen Pflanzengemeinschaften durch die Senkung des Grundwasserspiegels (bei Anlage der Untergrundbahnen, Bau des Landwehr-Kanals usw.), durch künstliche Düngung und Grasaussaat über den tief verschütteten Baumwurzeln nur noch geringe Ähnlichkeit mit dem ursprünglich wesensgleichen Spreewald erkennen lassen. An den einstigen Mischwald des Grunewalds erinnern nur noch einige prächtige alte Eichbäume, während er sonst durch Maßnahmen des Forstbetriebes zur extremen Form des eintönigen Kiefernwaldes umgestaltet worden ist. An die Stelle der Äcker und Felder sind hohe Mietskasernen

und ausgedehnte Siedlungsbauten getreten, zwischen denen nur je und je ein bescheidenes Dorfkirchlein und einstöckige Häuser am städtisch umgestalteten ehemaligen Anger an die früheren Verhältnisse erinnern. Das Häusermeer mit den zahlreichen Kaminen, die ausgedehnten Anlagen der Eisenbahn in und bei der Großstadt haben auch das Klima beeinflußt, das freilich auch innerhalb der Stadt große Unterschiede zwischen der feuchten und dumpfen Spreeniederung und den gesunden Hochflächen beiderseits des Urstromtals aufzuweisen hat. Die Verschiedenartigkeit des Klimas innerhalb von Groß-Berlin wird schon dadurch veranschaulicht, daß die jährliche Niederschlagsmenge der verschiedenen Beobachtungsstationen fast durchweg Unterschiede von bis zu 25 % aufweist, während die Unterschiede zwischen Stadt und Land vor allem in einer Milderung der extremen Temperaturwerte zum Ausdruck gelangen (am bisher kältesten Tag, dem 19. Januar 1893, wurden im ländlichen Blankenburg nördlich von Berlin fast —32 °, in der Stadt selber dagegen nur —23 ° gemessen!). Doch fehlt es bisher noch an einer planmäßigen Durchführung solcher Vergleiche, vor allem während längerer Zeiträume. Die früher viel erörterten Gefahren der übermäßigen Rußbildung, besonders im Winter, sind seit der Elektrifizierung der Schnellbahnen und dem Vordringen der Zentralheizungen und Fernheizungsanlagen stark zurückgegangen, jedoch durch nicht minder ungünstige Auswirkungen der Abgase des gesteigerten Kraftwagenverkehrs ersetzt worden. Da die Straßen fast durchweg asphaltiert oder geteert sind, ist die Staubplage hier geringer als anderwärts.

3. Vom Volkskörper Berlins

Bei dem überschnellen Wachstum von Berlin in den letzten Jahrzehnten ist die Bevölkerungsvermehrung überwiegend auf Zuwanderung zurückzuführen. Von den 119 %, um die Schöneberg sich von 1872 bis 1875 vermehrte, entfielen fast 113 % auf Zuwanderung; von der erstaunlichen Zunahme Wilmersdorfs von 1891 bis 1895 um volle 178 % entfielen 158 % auf die Zuwanderung usw. Der Anteil der in Berlin Geborenen an der Gesamtbevölkerung betrug seit der letzten Jahrhundertwende etwas über 40 %. Aber die übrigen 60 % sind zum großen Teil aus der nächsten Umgebung zugezogen. In Alt-Berlin und 29 Vororten stammte 1905 über ein Viertel aller Fremdbürtigen aus der übrigen Provinz Brandenburg, fast ein weiteres Viertel aus Schlesien und Pommern, das dritte Viertel aus der damaligen Provinz Posen sowie aus Ostpreußen und der Provinz Sachsen; über 86 % der Zugezogenen stammte aus Preußen, und drei Viertel der damaligen Berliner Bevölkerung waren echte „Ostelbier". Aus allen andern deutschen Ländern war und ist der Zuzug im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung von Berlin ganz geringfügig; er betrug 1905 (der einzigen Volkszählung, für die diese Werte einwandfrei festzustellen sind!) nur von Thüringen und Sachsen je über 2 %, sonst

durchweg weniger. 1925 waren 6 % der Bevölkerung von Groß-Berlin Ausländer, aber von diesen waren zwei Drittel Ausländer mit deutscher Muttersprache (also Auslandsdeutsche oder mit Ausländern verheiratete deutsche Frauen usw.); von den restlichen 2 % entfiel die Hälfte auf Ostjuden, die andere auf Ausländer verschiedenster Nationalität.

Der starken Zuwanderung, die nach der Bildung von Groß-Berlin zunächst noch anhielt, ist seit etwa 2 Jahren eine noch größere Abwanderung gegenübergetreten; die Kurve dieser beiden Bewegungen veranschaulicht in empfindlichster Weise alle Wechselfälle der Konjunktur[1]). Es ist nicht anzunehmen, daß die Abwanderung bei einer etwaigen Besserung der wirtschaftlichen Gesamtlage die Oberhand behalten wird.

Die allzu schnelle Zunahme der Bevölkerung von Berlin hat seit Jahrzehnten zu einer übermäßigen Zusammendrängung derselben in den inneren Stadtteilen geführt. Die Ringbahn, die heute als wichtigste Grenze den Großstadtkern von den Außenbezirken trennt, umschließt ein Zehntel des Gesamtareals der Stadt, auf dem aber fast zwei Drittel der Einwohner wohnen, mit einer durchschnittlichen Dichte von über 30000 auf je 1 qkm. Aber innerhalb dieses Raumes gibt es auch Stellen geradezu ungeheuerlicher Übersteigerung: im ehemaligen „Scheunenviertel", den Elendsquartieren unweit des Alexanderplatzes, hat man Dichtewerte von bis zu 1863 Bewohnern je ha (also 186300 je qkm!) festgestellt! Großstädtische Dichtewerte mit durchschnittlich je 10000 Bewohnern je qkm und darüber finden sich heute weit über die Grenzen von Alt-Berlin hinaus, nicht nur in den ehemaligen Nachbarstädten, sondern z. B. auch in Steglitz und Pankow. Die übergroße Dichte macht sich äußerlich in den hohen Mietskasernen bemerkbar, die in unendlicher Einförmigkeit weite Stadtteile erfüllen, mit Hinterhäusern und engen Lichthöfen, mit Kellerwohnungen und anderen unerfreulichen Erbteilen einer ebenso überstürzten wie spekulativen Bautätigkeit vergangener Jahrzehnte.

Bekannt ist, daß die ungünstige Entwicklung der Geburtenverhältnisse in ganz Deutschland sich in den Großstädten besonders stark ausprägt. Bis nach dem Kriege hat es auch in Berlin einen Geburtenüberschuß gegeben, der 1875—1880 sogar 7 % überschritt, aber schon 1905—1910 auf etwas über 4 % zurückgegangen war und seit 1922 einem ständig wachsenden Sterbeüberschuß[2]) Platz gemacht hat. Dies gilt jedoch nur für die gesamte Stadt, und in erhöhtem Maße für die inneren Stadtbezirke, während in einigen der Außenbezirke auch gegenwärtig noch ein Geburtenüberschuß herrscht.

---

[1]) Vgl. das Diagramm Abb. 57 meines Buches „Groß-Berlin. Geographie der Weltstadt" (Breslau u. Leipzig, F. Hirt & Sohn, 1933), auf das auch sonst bezüglich näherer Einzelheiten aller hier behandelten Fragen grundsätzlich verwiesen werden darf.

[2]) *Er betrug 1927 bereits — 9,8 pro Tausend der Bevölkerung. Nach Burgdörfer fehlen damit bereits 60 % der zur Erhaltung der Bevölkerungszahl notwendigen Geburten, Seit 1927 ist der Rückgang der Geburten noch weiter fortgeschritten.* *Schriftleitung.*

4. Einige soziologische Feststellungen

Die Entwicklung Berlins zur Weltstadt hat eine gründliche Umgestaltung der soziologischen Struktur seiner Bevölkerung zur Folge gehabt. Aus dem Acker- und Kleinbürgerstädtchen von ehedem, dem durch die Aufnahme zahlreicher Glaubensflüchtlinge aus Frankreich, Böhmen und der Pfalz gegen Ende des 17. und vor allem im 18. Jahrhundert fremde Bestandteile mit neuartigen Berufen eingegliedert worden waren, ist heute eine eigenartige Vielheit geworden, die gerade hinsichtlich der Berufsgliederung ganz deutliche Gesetzmäßigkeiten aufweist. Zunächst ist hier der ausgesprochenen Industrieviertel zu gedenken, die sich an die modernen Gründungen von Borsigwalde oder Spindlersfeld, von Siemensstadt oder Ober-Schöneweide (AEG.) anschließen und in kleinerem Umfange fast überall längs der schiffbaren Wasserwege, bei Spandau wie am Teltowkanal oder an der Charlottenburger Spree ihre Gegenstücke finden. Daneben haben sich einzelne Stadtteile in bemerkenswerter Weise zu bevorzugten Standorten einzelner Berufsgruppen entwickelt: es gibt ein ausgesprochenes Zeitungsviertel wie ein Bankenviertel, ein Konfektionsviertel, ein Filmviertel, eine Konzentrierung des Kunstgewerbes oder der Sperrholzindustrie auf bestimmte Straßen und deren engste Nachbarschaft, und manche dieser Berufsgruppen verleihen den von ihnen bevorzugten Stadtteilen ein ganz besonderes Gepräge.

Bei einer Betrachtung der Berufsgliederung der Bevölkerung darf nicht außer acht gelassen werden, daß in allen Vororten, auch an der äußersten Peripherie und sogar über die heutige Weichbildgrenze hinaus, zahlreiche Personen leben, die ihren Beruf in der eigentlichen Stadt haben. Der verschwindend geringe Anteil der rein landwirtschaftlichen Betriebe an der Berliner Bevölkerung darf nicht über ihre Bedeutung hinwegtäuschen, da diese Betriebe eine viel geringere Beschäftigtenzahl erfordern als die meisten gewerblichen, kaufmännischen oder industriellen Unternehmungen. Tatsächlich waren Ende 1930 im Bezirk Weißensee immer noch volle drei Viertel der Gesamtfläche landwirtschaftlich genutzt, im Bezirk Pankow noch zwei Drittel des Areals; unter Einbeziehung alles Gartenlandes einschließlich der Haus- und Kleingärten war Ende 1930 immer noch über ein Drittel der Gesamtfläche von Groß-Berlin in landwirtschaftlicher Nutzung, während ein weiteres Fünftel auf Wälder und Parkanlagen entfiel.

Die eigentlich städtische Berufsgliederung läßt deutlich die scharfen Unterschiede erkennen, die zwischen dem „Westen" mit seiner überwiegend wohlhabenden, großenteils dem Kaufmannsstand angehörigen Bevölkerung und den vorgelagerten Villenorten einerseits und den übrigen Stadtteilen andererseits besteht. Nichts veranschaulicht diese Verhältnisse deutlicher als etwa der Anteil der in häuslichen Diensten stehenden Personen an der Gesamtbevölkerung, der im Bezirk Zehlendorf über ein Achtel, dagegen im Bezirk Treptow nur etwa ein Sechsundfünfzigstel aus-

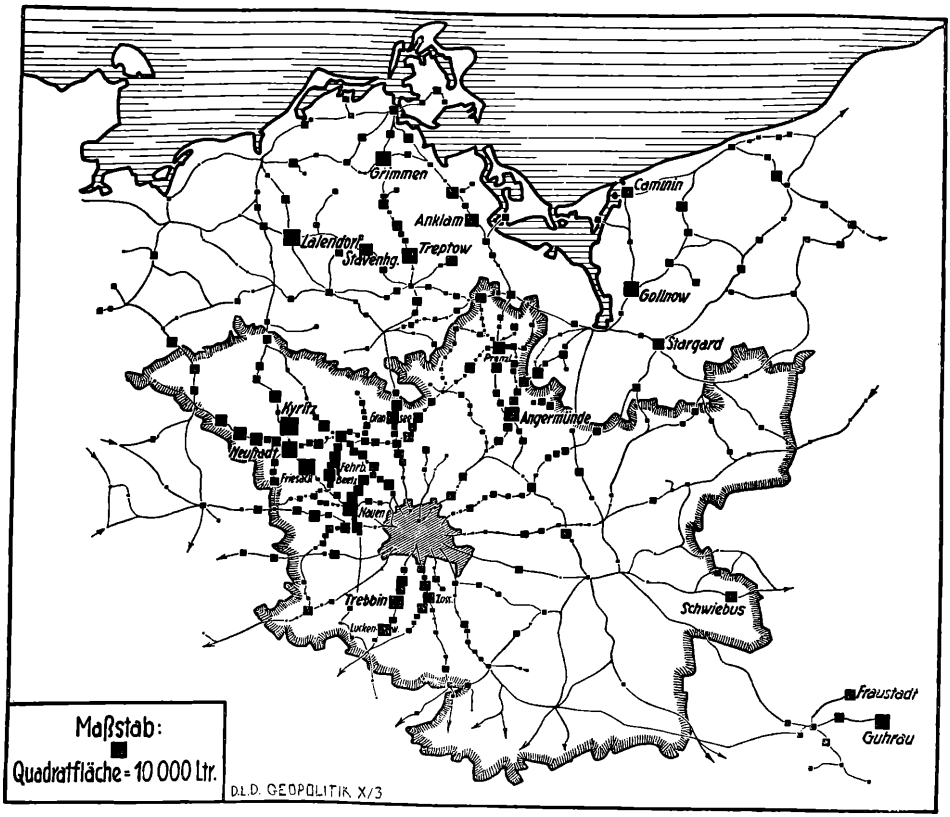
macht. Die verschiedenartige Lebenshaltung in den westlichen und südwestlichen Außenbezirken und in den übrigen Stadtgebieten schafft scharfe Gegensätze; besonders im Westen und Südwesten von Groß-Berlin kommt sie auch rein äußerlich im Straßenbild zur Geltung, freilich weniger im Bereich der Mietskasernen als in den eigentlichen Villenvierteln: auch in der Stockwerkhöhe der Häuser äußert sich der Unterschied zwischen dem Kern der Großstadt und den Randgebieten.

Unter diesen Gesichtspunkten muß eine Gliederung der heutigen Stadt nach natürlichen Unterteilen ganz anders ausfallen, als die rein verwaltungstechnisch gedachten und vielfach ganz willkürlichen Grenzen der heutigen Verwaltungsbezirke (vor und nach der sog. Reform von 1932). Der Kern der Großstadt innerhalb der Ringbahn enthält durch den Tiergarten und seine Nachbarschaft eine recht eindeutige Trennung des „Westens" von der übrigen Innenstadt, aus der die Industrie bis auf einige Reste in Moabit und Charlottenburg längst abgewandert ist. In den Außenbezirken fällt es nicht schwer, die bereits genannten industriellen Mittelpunkte neben den noch rein landwirtschaftlich und forstlich genutzten Gebieten zu unterscheiden; dazwischen schalten sich in immer dichter werdender Verflechtung die Vororte und Außensiedlungen, die selbst bei verhältnismäßig weiträumiger Streulage immer noch ausgesprochen städtisches Gepräge tragen. Die Willkür und Zufälligkeit der Entwicklung spiegelt sich in ihrer unregelmäßigen Entfaltung und ihrer vielfach ebenso scharfen wie scheinbar willkürlichen Begrenzung: die randliche Zerfaserung löst sich in einzelne Vorposten auf, die längs der günstigsten Verkehrsverbindungen teilweise bereits recht weit über das eigentliche Stadtgebiet hinaus vorgeschoben sind.

5. Saug- und Stoßwirkung der Wirtschaft

Wenn in Groß-Berlin auf dem Raum etwa des Kantons Schwyz eine Bevölkerung lebt, die zahlreicher ist als diejenige der gesamten Schweiz, so ergibt sich daraus für die Beziehungsstruktur der Wirtschaft zunächst einmal eine gewaltige Saugwirkung mit Bezug auf alle Rohstoffe. Nach dem Gesetz der Masse werden nicht nur immer neue Menschen nach diesem Schwerpunkt hingezogen (und auch gegenwärtig, selbst bei überwiegender Abwanderung, strömen jährlich noch Zehntausende neuer Ankömmlinge nach Berlin!), sondern diese Menschen müssen auch leben, und viele von ihnen bedürfen für ihre Berufsbetätigung der Rohstoffe, die von weither herangeschafft werden müssen. 1930 wurden in Groß-Berlin über 1½ Millionen Schweine, über ½ Million Schafe, über 200000 Rinder geschlachtet, 304 Millionen Liter Milch verbraucht (davon waren 3½ Millionen Liter auf den selbstbewirtschafteten städtischen Gütern erzeugt); fast ½ Million t Kartoffeln, ebensoviel Getreide, über 200000 t Mehl, über 400000 t Obst und Gemüse usw. wurden eingeführt. Von Rohstoffen seien nur wenige Beispiele erwähnt: 1930 wurden fast 2,2 Mill. t Braunkohlenbriketts, fast 3,8 Mill. t Steinkohlen, fast 2,8 Mill. t

Bau- und andere Steine, fast $^1/_2$ Mill. t Eisen, über $^1/_2$ Mill. t Bauholz nach Berlin eingeführt usw. Es sind ganz gewaltige Zahlen, die den Berliner Wirtschaftsverkehr kennzeichnen: nur diese riesige Zufuhr vermag die Riesenstadt am Leben zu erhalten. Aber in der Wirtschaftsbilanz von Berlin sind diejenigen Posten nicht weniger bedeutsam, bei denen die Ausfuhr größer ist als die Einfuhr, die also den



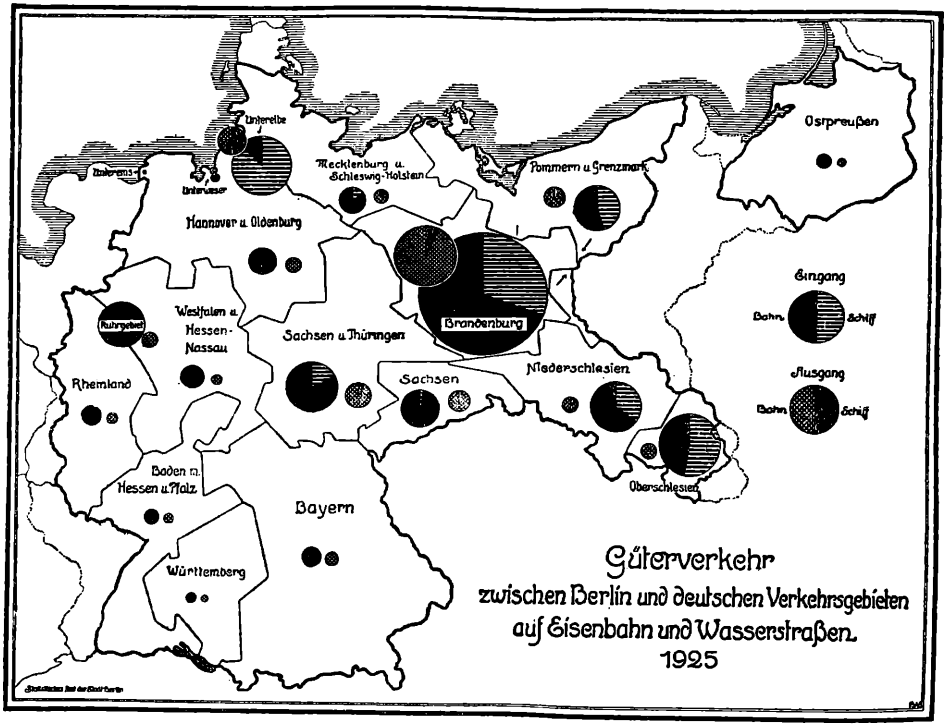
2. Verstädterungskreis: Das Milcheinzugsgebiet (Nach Brandt: Die Milchversorgung Berlins, Berlin 1929).
An einem normalen Stichtag 1927.

Anteil veranschaulichen, um den Berlin die gesamtdeutsche Wirtschaft bereichert: das sind Maschinen und Metallwaren, künstliche Düngemittel und Teer, Pech, Asphalt, Kleie und Bier. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß ein erheblicher Teil der Berliner Erzeugung dem Eigenverbrauch dient und nur der Überschuß nach auswärts versandt wird; und was an Stoffen und Papier, an Holz- und Metallwaren, an Werkzeugen und Gebrauchsgegenständen von einer so großen Bevölkerung benötigt wird, läßt sich unschwer ermessen. Daher kann es nicht wunder-

nehmen, daß die Stoßwirkung der Berliner Wirtschaft im Vergleich zu ihrer Saugwirkung nur verhältnismäßig unbedeutend erscheinen mag[1]).

6. Der Drang aus der Steinwüste

Die reichen Betätigungsmöglichkeiten, die Berlin wie jede andere Großstadt einer Vielheit von Menschen darbietet, sind Folge und gleichzeitig Voraussetzung der außerordentlichen Lebenskraft dieser Stadt. In wenigen Jahrzehnten, mit unwahr-



3. Verstädterungskreis: Der Güteraustausch mit Berlin.

scheinlicher Schnelligkeit, hat sich das alles hier zur heutigen Bedeutung und Größe entwickelt. Möglich war diese Entwicklung aber nur durch die gleichzeitigen Fortschritte der Technik, die das schwierige Verkehrsproblem der immer größer werdenden Stadt auf eine gegenüber den ursprünglichen Verhältnissen gänzlich anders geartete Grundlage stellte. Es war nicht allein der zentrifugale Druck der in den innersten Stadtvierteln zunächst allzu eng zusammengedrängten Bevölkerung, der zu ihrem Abströmen nach den randlichen Gebieten Anlaß bot. Dies Abströmen

[1]) Nähere Einzelheiten in der Monographie „Berlins wirtschaftliche Verflechtung", in Mitt. d. Statist. Amts der Stadt Berlin Nr. 8, 1928.

konnte erst seit der Entwicklung der modernen Verkehrsmittel, vor allem seit der Anlage der Stadt- und Ringbahn und dem später erfolgten Ausbau des Schnellbahnnetzes in wirklich bedeutendem Umfang erfolgen. Und gleichzeitig mit diesem Abströmen der Bevölkerung entwickelten sich einzelne Teile der innersten Stadt zu reinen Geschäftsvierteln, wo die übermäßig hoch gewordenen Grundstückspreise und Mieten nicht mehr durch Wohnungen, sondern nur noch durch Büros, Läden und Geschäfte rentabel bleiben konnten. So ist die Entstehung der einzelnen Geschäftsviertel, von denen oben die Rede war, zu verstehen. Die Entwicklung des Bankenviertels hat Tausende von Menschen aus ihren bisherigen Wohnungen in der Innenstadt verdrängt; aber Gleiches gilt auch von den großen Warenhäusern, den Zeitungspalästen usw. Das Herz dieser „City" von Berlin liegt bezeichnenderweise durchaus nicht in den allerältesten Stadtteilen, sondern außerhalb der engen Gassen des von der kurfürstlichen Befestigung umschlossenen Kerns in der westlich angrenzenden Dorotheen- und Friedrichstadt. Ein einziges Beispiel mag diese Entwicklung veranschaulichen: in den Häusern zwischen Behren-, Mauer-, Jäger- und Kanonierstraße, die heute von den umfangreichen Bauten der Deutschen Bank ersetzt sind, wohnten 1885 noch 1686 Personen, 1925 auf demselben Raum nur noch 41. Die Innenstadt hat sich entleert, und anschließend an die eigentliche City hat sich über ganz Alt-Berlin der Vorgang der allmählichen Entvölkerung ausgebreitet, der auch auf die übermäßig dicht bewohnten Teile der Nachbarorte übergriff und schon vor dem Kriege den größten Teil des innerhalb der Ringbahn gelegenen eigentlichen Großstadtkernes erfaßt hatte. Aber der Abnahme im Stadtinnern stand und steht noch immer ein Wachstum in den randlichen Gebieten gegenüber, wo z. B. der Ortsteil Tempelhof seit 1925 seine Bewohnerzahl verdoppelt hat. Die Abwanderung aus der Altstadt und das Abströmen der Bewohner nach der Peripherie ist stärker, als in dem äußeren Zahlenbild in Erscheinung tritt; denn auch in die Altstadt findet von außen her immer neuer Zuzug statt, wobei zu bemerken ist, daß die soziale Stufe der Bewohner dort, wo die Wohnungen der Innenstadt in immer stärkerem Maße den modernen Ansprüchen nicht mehr genügen, sich ständig verschlechtert.

7. Die Wurzellosigkeit des Großstädters

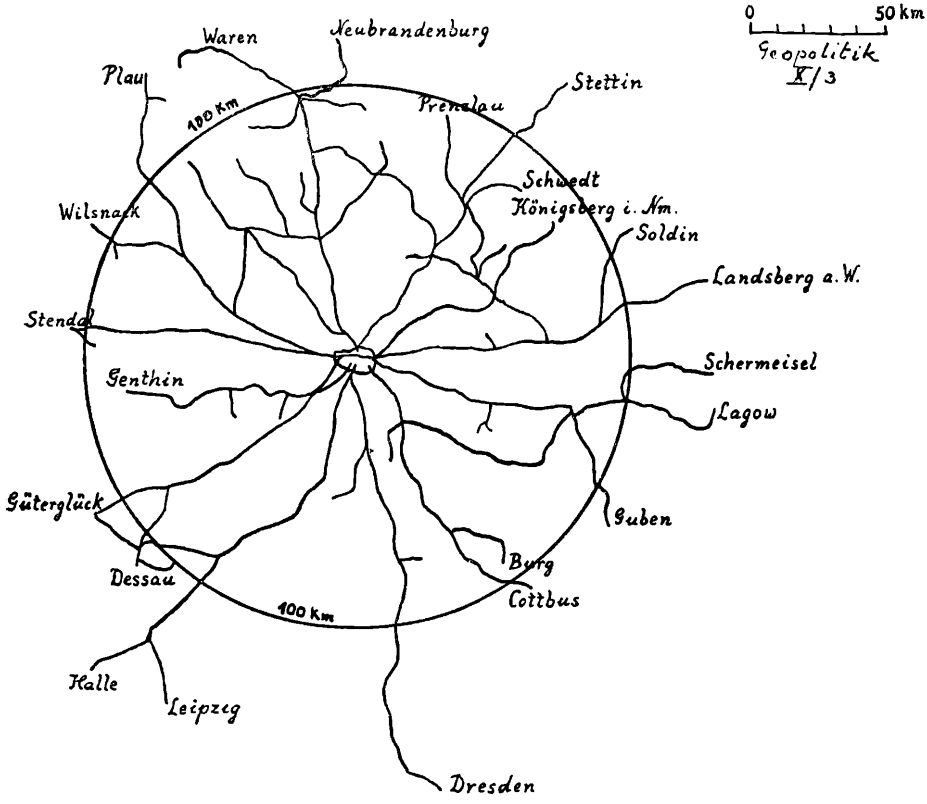
So ist für Groß-Berlin und seine Bevölkerung der ständige Wechsel, eine ununterbrochene innere Verschiebung und Verlagerung, eine nie zur Ruhe kommende Bewegung kennzeichnend. Und als Folge ergibt sich eine Wurzellosigkeit dieser Bevölkerung, wie sie in keiner anderen deutschen Stadt zu finden ist. Nicht allein die den größeren Teil der Bevölkerung ausmachenden Zugezogenen sind hier heimatlos und ohne innere Beziehung zur Stadt, sondern auch die alteingesessenen Familien sind aus den ursprünglich von ihnen bewohnten Stadtteilen verdrängt und wohnen großenteils draußen irgendwo in den Außenbezirken, die

ihnen nicht weniger fremd sind, als den von auswärts Zugezogenen. Es gibt freilich im scheinbar überall gleich einförmigen Steinmeer der Weltstadt immer noch deutlich erhaltene Reste der alten dörflichen Siedlungskerne: ein besonders eindrucksvolles Beispiel ist die alte Dorfstraße mit den einstöckigen Häusern der ehemaligen Kolonisten im früheren Böhmisch-Rixdorf, inmitten des großstädtisch gewordenen Vororts Neukölln; doch auch in Schöneberg oder Lichtenberg und an vielen anderen Stellen erinnert wenigstens die bescheidene alte Dorfkirche an die so ganz anders gearteten Verhältnisse vor wenigen Jahrzehnten. Und auch für die Alt-Berliner bedeuten die sorgsam gepflegten alten Kirchhöfe noch immer Stätten der Verwurzelung, auch wenn sich rings herum eine fremd gewordene Umwelt erhebt.

Das unaufhörliche Fluktuieren der Zugezogenen im Raum von Groß-Berlin läßt sie nicht leicht Wurzel fassen. Die großartigen Villen der Wohlhabenden in den vornehmen Randbezirken des Westens und Südwestens und auch in der Nachbarschaft außerhalb des heutigen Weichbildes werden von ihren Inhabern im Wechsel der Konjunktur erworben und wieder aufgegeben; ihr Besitz setzt große wirtschaftliche Leistungsfähigkeit voraus, nicht nur für ihre Instandhaltung, sondern auch zur bequemen Überwindung der großen Entfernungen in die Innenstadt. Viel eher kann man von den ausgedehnten modernen Siedlungsanlagen in den Vororten und am Rand des Stadtgebietes erwarten, daß sie ihren Bewohnern Mittler eines neuen Heimatgefühls werden. Dasselbe gilt in hohem Maße von all den alten und neuen Kleingärten, den Laubenkolonien und Wochenendsiedlungen, die ihren Besitzern die Möglichkeit geben, den Häusern und Straßen, dem Verkehr und Lärm zu entrinnen und der „Natur", sei es auch nur in oft recht mittelbarer Weise, näherzukommen.

Die Tatsache, daß die Bewohner von Berlin zum überwiegenden Teile ihrer Umwelt fremd gegenüberstehen, ermöglicht allein das Verständnis für ihre immer wieder erstaunliche Gleichgültigkeit gegenüber dem Erbe der Vergangenheit in dieser Stadt, mag dieses auch noch so klein und bescheiden sein. Rücksichtslos werden hier aus Ansprüchen des Verkehrs oder des Geschäftslebens alte Bauten und geschichtlich bemerkenswerte Stätten beseitigt oder verändert oder gar in eine ganz fremde Umgebung, wo sie nicht „stören", verpflanzt. Im Gegensatz zu allen anderen deutschen Großstädten, wo neben den unvermeidlichen ausgedehnten modernen Stadtteilen der alte Stadtkern durch allen Wechsel der Zeiten sein stolzes Eigengepräge und sein unvergeßliches Profil bewahrt hat, findet man in Berlin nichts dergleichen, denn selbst im ältesten Stadtkern werden die aus dem 17. Jahrhundert stammenden Kirchtürme von den modernen Riesentürmen des Rathauses, Stadthauses usw. erdrückt und unterjocht. Das „Amerikanische" im Wesen von Berlin liegt in diesem „Antihistorismus" mindestens ebenso stark begründet, wie in dem überschnellen Pulsschlag des Alltagslebens, in

der Betonung des Modern-Technischen und in der ungewöhnlichen Reklameentfaltung, die einen Ausfluß des hier aufs Höchste gesteigerten gegenseitigen Wettbewerbs bedeutet.

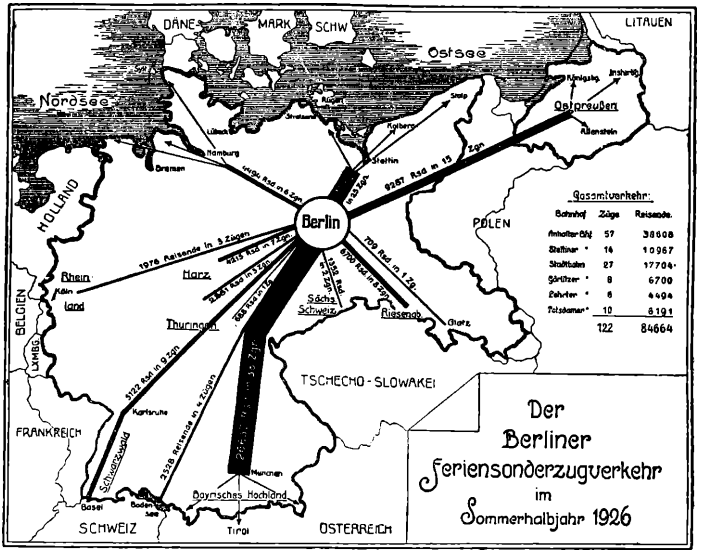


Verstädterungskreis: Der sonntägliche Ausflugverkehr (Karte der Wochenend-Karten).

8. Auf der Suche nach dem Heimatraum

Das ruhelose Brodeln dieser Großstadt treibt die Bewohner, gerade weil sie sich hier heimatlos und entwurzelt fühlen müssen, bei jeder günstigen Witterung hinaus ins Freie. Wenn auch die Entwicklung der Nah- und Vorortsverkehrsmittel zunächst mit derjenigen des Wachstums der Stadt und der fortschreitenden Entvölkerung der Innenbezirke Schritt halten mußte, so hat sie doch auch den Ausflugsverkehr in außerordentlicher Weise gefördert. Der eigentliche Nahverkehr ist freilich ganz auf das Gebiet von Groß-Berlin beschränkt. Alle Endpunkte der Untergrundbahn liegen weit innerhalb der Weichbildgrenze, und von den Straßenbahn- und Autobuslinien führen nur drei aus dem Weichbild heraus. Sonntags und an

Feiertagen entfaltet sich freilich ein starker Autobus-Ausflugsverkehr bis weit in die Mark hinaus. Stärker ist die Verknüpfung der Nachbarschaft mit Berlin durch die Vorortlinien der Stadtbahn, die bis zu 25 km über die heutige Weichbildgrenze hinausreichen. Sie ermöglichen die Anlage von Wochenendsiedlungen, ja von Vorortbildungen durchaus städtischer Prägung bis über Nauen und Oranienburg, über Potsdam und Königswusterhausen hinaus. Noch erheblich weiter reicht die Einflußzone der Sonntags-Rückfahrkarten, die allerdings durch die Einbeziehung von Stettin und Landsberg a. d. W., von Leipzig und Dresden usw. schon durchaus als besondere Form des Fernverkehrs zu gelten haben[1]). In gesteigertem Maße gilt



5. Der Ferienverkehr (Statistisches Amt der Stadt Berlin).

dies natürlich von den Ferien-Sonderzügen, die besonders nach den Bayerischen Alpen eine auffallende Verdichtung aufweisen. Allerdings darf in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden, daß bei aller Bedeutung des Fremdenverkehrs für die davon betroffenen Gegenden und Orte die Herkunft der Fremden keine wesentliche Rolle spielt, und daher müssen auch die eigentlichen Berliner Ausstrahlungen, die etwa durch die Ferien-Sonderzüge bewirkt werden können, nur als ziemlich belanglos bezeichnet werden. Diese Ausstrahlungen kommen im gewöhnlichen Reiseverkehr mindestens ebenso stark zur Geltung. Wenn selbst bei absteigender Konjunktur 1930 noch immer fast 11 Millionen Reisende von den Berliner Bahnhöfen im Fernverkehr abgefahren sind, so zeigt sich darin die ungeheuere

[1]) *Es sind zwei Grundzüge, die sich in der Sonntagsfahrkarte zusammenfinden: die Lockung der Natur und die Anziehung der benachbarten Großstadt. Als Beispiel: die Fahrkarte nach Lychen und die nach Dresden.* *Schriftleitung.*

Wechselwirkung jeder Art, die zwischen Berlin und allen Teilen Deutschlands, ja weit über die Grenzen des Reichs hinaus bestehen. Derartige Wechselwirkungen sind ja nur ein Ausdruck derselben Erscheinung, die sich in den Auswirkungen der Berliner Wirtschaft zeigt, die, soweit sie die Ernährung der eigenen Bevölkerung betrifft, in einem ziemlich engen Rahmen zwischen der Ostseeküste und Mitteldeutschland, zwischen Schlesien und Niedersachsen sich hält, soweit sie aber die Gütererzeugung und den Güteraustausch betrifft, Berlin in immer steigendem Maße als den beherrschenden Mittelpunkt eines riesigen Kraftfeldes erscheinen läßt, das weit über Mitteleuropa hinausreicht.

Darin liegt die bleibende Bedeutung dieser Stadt, darin auch die unvermeidliche ständige Erneuerung großer Teile ihrer Bevölkerung begründet. Hier, wo das wirklich Bodenständige so vollkommen in den Hintergrund tritt, wo alle Kulturbetätigungen nur Teilerscheinungen bleiben, werden die Heimatlosen und Wurzellosen solange die äußere Prägung bestimmen, bis die Zusammenhänge mit Boden und Natur, die den echten Märker so bodenständig machen, im Laufe der Zeit und durch Maßnahmen einer weitschauenden Kommunalpolitik viel stärker als jetzt im Bewußtsein der Bevölkerung verankert sind.

KARL HAUSHOFER:

Literaturbericht über den indopazifischen Raum

Amtliche Veröffentlichungen von geopolitischer Bedeutung:

1. **Centraal Kantoor voor de Statistiek: Indisch Verslag,** 1931 II Stat. Jaaroverzicht van Nederlandsch-Indië over het Jaar 1930. Batavia 1931.

Nicht zum erstenmal werden hier die ausgezeichneten Veröffentlichungen der niederländisch-indischen Verwaltung warm zu geopolitischer Arbeit empfohlen. Nur Japan und Indonesien sind im indopazifischen Bereich so aufgeschlossen und durchdringbar, wie es vergleichende Studien mit abendländischen Verhältnissen erfordern; von diesen beiden wieder läßt Indonesien seine Struktur viel rückhaltloser erkennen — weil in Berichten und Statistik viel weniger zweckbestimmt. Es liegt eine ungeheure Verantwortung auf diesem Inselreich mit nur 34 223 qkm und 7,9 Mill. E. fernab in der gemäßigten Zone und allein 1 899 751 qkm und 60,7 Mill. E. im Zerrungsfeld des Australasiatischen Mittelmeers, darunter mehr als $1^1/_4$ Mill. Chinesen und wenig mehr als $^1/_4$ Mill. Europäer. Sie wird noch gesteigert durch die (auf S. 15 u. S. 16 ausgewiesene) ungemein schwankende (labile) Volksdichte, die in dem übervölkerten Java zwischen 127 (Bantam) und 641 (Soerabaja) auf den Quadratkilometer, im Durchschnitt (1930) auf 308 liegt, in den Außenländern aber (außer in Bali und Lombock mit rund 170) nirgends über 38,29 (West-Sumatra) steigt, aber vielfach zwischen 1,7 (Molukken) und 9 (Banka und Billiton) absinkt. Welche Leistung des Aufnehmens und Sammelns steckt (S. 34/35) in der Feststellung der Rassen und Stämme, in der bloßen Tatsache, daß nur über etwa 3 Mill. ein „non liquet" ausgesprochen werden muß! Wie leicht wäre es, darüber oder über die zunehmende Proletarisierung der Malaien hinwegzugleiten. Die Wehrzahlen zu Land und zur See [zwischen den S. 402 und 419] erwecken eine Mischung von Bewunderung und leisem Schwindelgefühl — angesichts der Zukunftsgefährdung Indonesiens. War es doch die Überzeugung der großen USA., die viel kleineren Philippinen in einem Weltsturm

nicht halten zu können, die gegen Hoovers Veto und die Wünsche der Admirale in Senat und Kongreß das Unabhängigkeitsgesetz für 1943 annehmen ließ! Haben die 8 Millionen Holländer so viel bessere Nerven? Jedenfalls haben sie ihrem Eifer, durch Wissen und Macht das zu erwerben, was sie von den Vätern ererbt haben, um es zu besitzen, auch mit dieser Statistik wieder ein glänzendes Denkmal gesetzt.

Mehr zweckbestimmt, weil dem unmittelbaren Ringen um weite Räume entsprungen, sind die amtlichen Schriften über Manchukuo, soweit sie von dessen neuer Regierung selbst, von China und Japan ausgehen. Darunter tritt hervor:

2. **Department of foreign affairs of Manchoukuo:** A general outline of Manchoukuo, Hsinking (Changchun) May 1932, 71 S.

3. **Department of foreign affairs of Manchoukuo:** The Independence of M. Hsinking 1932, 50 S.

4. **Délegation Chinoise auprès de la Société des Nations:** Le conflit Sino-Japonais. Memoranda du Gouvernement Chinois présentés à la Commission d'Étude de la Société des Nations. Nanking et Peiping: avril-août 1932. 331 S. mit Invasionskarte der Mandschurei und 7 höchst bemerkenswerten Karten der sowjetisierten Zonen.

5. **Bemerkungen der japanischen Regierung** zu dem Bericht der Völkerbundskommission (Lyttonkommission) — veröffentlicht von der Kaiserlich Japan. Botschaft in Berlin 1932.

Hier stehen in scharf umrissenen Staatsschriften mit der unheimlichen Klarheit einer Vorgewitter-Beleuchtung unversöhnliche Standpunkte vor uns, die natürlich nicht gemildert werden, wenn maßgebende Völkerbundsberichte so handgreifliche Angriffspunkte enthalten wie den Satz, die Mandschurei sei „immer als integrierender Bestandteil Chinas betrachtet worden". An solchen Stellen hackt natürlich der Gegner ein! (Vgl. Nr. 5, S. 11; oder Nr. 2, S. 5, 11, 13!) An dieser schließlich doch wichtigen Grundtatsache gleitet der sonst eingehende Bericht Nr. 4 vorbei; dafür bringt er (von S. 242—273) wohl das umfassendste, bisher vorgelegte Material über die Entwicklung und örtliche Verbreitung des Sowjetismus in China, über die Eisenbahnreibungen im chinesischen Lichte (S. 145 bis 154); und — als Gegenschlag — auf S. 158—162 eine Blütenlese japanischer fremdenfeindlicher und imperialistischer Stellen in Erziehungsschriften, ein Seitenstück zu den vielen, China von Japan aus nachgewiesenen Boykott- und Fremden-Feindschaftssleistungen. So führt eine Kontrastierung dieser Berichte zu einem tiefen Einblick in die Volksseelenstimmung (Mentalität) der drei beteiligten Mächte.

6. **K. K. Kawakami: Japan spricht! Der chinesisch-japanische Konflikt.** Mit einer Einführung von T. Inukai, nach d. engl. Text der u.s.a.-Macmillan-Ausgabe, gut übersetzt v. Else Baronin Werkmann. Wien 1933; W. Braumüller, 176 S., 1 Karte, gebd. nur RM. 5,—.

Eines der maßvollsten persönlichen Dokumente, die von japanischer Seite überhaupt zu dem Streitfall geschrieben werden konnten! Denn Kawakami — (in Genf und Washington reichlich so bekannt und geschätzt wie in Japan) — ist eher Kosmopolit als nationalistischer Imperialist, mißbilligt das Shanghaiabenteuer, war (wie Inukai auch) mit Sun-Yat-Sen befreundet und (viel weiter links als der andere pazifische Vorfechter des jap. Südseedranges, Tokutomi) weit mehr geneigt, ein Zusammengehen Japans mit den Südchinesen, mit Kanton, den Kuo-Min-Tang zu befürworten. Glaubte er doch darin, wie Sun-Yat-Sen, R. Tagore, Dr. Taraknath Das, B. K. Sarkar und viele andere die große Linie zu sehen, die allein zur friedlichen Emanzipation und Evolution Südostasiens führen konnte! Um so herber war die Enttäuschung, daß China sich diesem Gedanken versagte und Japan nach Kawakamis Auffassung durch Obstruktion zu seinem mandschurischen Vorgehen zwang. In dessen Verurteilung durch die großen Raubmächte, namentlich die U.S.A. konnte K. — mit deren Politik genau vertraut, deshalb zu unschätzbaren Zitaten befähigt —, nur eine ungeheure Heuchelei erblicken und wies diese allerdings schonungslos nach (z. B. ab S. 130), ebenso wie das chinesische Chaos, von dem ja auch Stimson, der Außenminister der U.S.A. selbst in seiner Ablehnung der Philippinen-Freigabe als „chaotic" sprach. Es ist eben sehr schwer, einem internationalen Journalisten von K.s Rang denselben blauen Dunst vorzumachen, der etwa kleinere europäische Staaten und deren öffentliche Mei-

nung vernebeln kann. Deshalb ist diese konzentrierte und rückhaltlose Beleuchtung der Tatsachen und Hintergründe durch Kawakami auch für die Erdkunde und ernsthafte politische Wissenschaft von ungewöhnlichem Wert und wird ihn für die Geschichte der Fernost-Wirren dauernd behalten.

7. **Luciano Magrini: Im Indien Brahmas und Gandhis.** Breslau 1933; Bergstadt-Verlag. 38 Abbldg., 1 Karte, 224 S. RM. 5,50. Aus dem Italienischen, mit Index versehen von Hofrat F. Latterer-Lintenburg.

Das leider allzu überschwenglich eingeleitete Indien-Buch des vorzüglichen italienischen Journalisten, der sich nirgends von der Globetrotterroute entfernt hat, erweist trotzdem Erdkunde und Geopolitik einen ähnlichen Dienst für Indien, wie Kawakami für die chinesisch-japanische Auseinandersetzung. Denn nicht, was Magrini sieht, sondern wie er es sieht, wie er politisches Schicksal aus Bauten und anderen Runen der Kulturlandschaft liest und indische Menschen in kurzem Vorüberflug zu erleben, zu haschen und zu schildern weiß — das macht den Wert seiner Indienfahrt aus. Ganz in den Bann der Kongreßleute gezogen, scheint M. gegen die gewaltigen kulturpolitischen Leistungen des anglo-indischen Beamtenkörpers ungerecht und ist geneigt, rosig gefärbten blauen Dunst für allzu nahe Wirklichkeit zu nehmen, wie die Einigung der Hindu und Mohammedaner unter dem Ideal des Charka-Heiligen Gandhi, die Gewaltlosigkeit der Akali-Sikhs und anderes, das ihm erzählt wurde. Aber damit beantwortet er auch eine ganze Reihe von Fragen, die erfahrungsmäßig immer wieder an Indienkenner gerichtet werden und also wohl zum eisernen Bestand des im Abendland für wissenswert Gehaltenen gehören [auch über die Theosophen v. Adyar]. Doch wird die Pflicht eines Weltpressevertreters, beide Seiten zu hören und ihnen gerecht zu werden, von dem Japaner Kawakami in seines Volkes eigner Sache eifriger erfüllt als von dem Italiener Magrini in der fremden — obwohl doch sein Vaterland in Fragen der Behandlung von kolonialen Untertanen und annektierten Fremdvölkern manches vor der eigenen Türe zu kehren hätte. Mit diesem Vorbehalt — [zu dessen Aussprechen mehr eine allzu feurige Reklame als das fesselnde und temperamentvolle Reisebuch selbst nötigt] — sei es den Lesern empfohlen als anmutige und farbige Bereicherung der kulturpolitischen Vorstellungen von Indien, als — wenn auch einseitiges — Zeugnis einer starken Persönlichkeit zum Indienproblem, als Beweis, wieviel Neues auch von der Globetrotterstraße aus, ohne wesentliches Entfernen vom „europäischen Komfort", zu sehen ist.

8. **Sten Bergman: Die tausend Inseln im Fernen Osten.** Reisen und Erlebnisse in den Kurilen. Stuttgart 1932. Strecker & Schröder. 37 Abbldg. a. Taf., 1 Kartenskizze, 182 S. Deutsch von Dr. Ignaz Schlosser — gut den Charakter d. Schwed. wiedergebend.

Hier wird in schlichter, aber höchst anschaulicher Form ein wichtiger, nordischer Pufferraum des japanischen Reiches erschöpfend dargestellt. Der vom ersten bis zum letzten Tag wirklich vom „europäischen Komfort" völlig getrennte Forscher, der in Mühsal und Gefahr ein Vielfaches von Globetrotterreisen erlebt und doch nur so nebenher schildert, hat nicht nur seine eigentliche biologische und tiergeographische Aufgabe glänzend gelöst, sondern nebenbei die seit langem beste landeskundliche Beschreibung einer wichtigen Sperrzone geliefert, die — wenn sie erst einmal Gegenstand flugtechnischen Ringens und von Flottenoperationen ist — so bald nicht wieder in der geschilderten Weise zugänglich sein wird. Darin liegt — abgesehen von dem außerordentlich hohen biogeographischen Wert (Pflanzen- und Tierwelt der Kurilen) und der rassenbiologischen Bedeutung (Aussterben der nördlichen Palaeoasiaten in dem Süden des Inselbogens, künstliche Verödung der kulturpolitisch russifiziert gewesenen Teile, Versuche japanischer Nordanpassung) der geopolitische Sinn einer solchen kostbaren Sonderarbeit. Sie erfaßt damit ein Gebiet, das jetzt noch seitab in einem Altwasser der Weltpolitik zu liegen scheint, über dem aber — als notwendigem Durchzugstreifen für Weltflugverkehr und als Nordglacis des japanischen Reiches gegen U.S.A. (Aljuten) und Sowjets (Ochotskisches Meer) zugleich, als einem Hauptstützpunkt nordischer Meerernährung des Inselreiches der Schlagschatten schwerer Zukunftsbelastung liegt. Weil beide Bücher diese Zukunftsbelastung mildern und vorwegnehmen, nennen wir:

9. **Zennosuke Tsuji: The humanitarian ideas of the Japanese.** Tokio 1932; Kon-

kode. 152 S. Engl. — gleicher Text jap. im selben Buch — einen tiefgründigen Nachweis, daß gute Behandlung wehrloser Kriegsgefangener und Ritterlichkeit gegen Feinde lange vor Christentum und Rotem Kreuz im ethischen Kodex des Inselvolkes, seines Shinto und seines Buddhismus standen, mit wertvollen Einblicken in innerste Volksseelenstimmungen.

10. **Ryokichi Otani: Tadataka Ino, The japanese land-surveyor.** Engl. von Kazue Sugimura. Tokio 1932. S. Iwanami, The Yamato Society. 358 S., 47 Abbldg.

Der geopolitisch Geschulte wird an diesem Band nicht in erster Linie, wie der Morpholog und Kartograph, die höchst interessante Darstellung der ersten japanischen Küstenmessung und Landesaufnahme als Abwehrmaßregel und Zeugnis voreuropäischer Vermessungskunst schätzen, sondern den tiefen Einblick in das Verhältnis von Wissenschaft und Wehrinstinkt des Inselreiches, das sie gewährt. Wie man in hastiger geographischer Abwehr dem fremden Herantasten an lebenswichtige Teile entgegentritt, mit welchem glühenden, selbstlosen Idealismus sich Laie, Liebhaber und Kenner dabei einsetzen, wie man ein solches Landvermessungswerk zugleich verheimlicht und doch diplomatisch verwertet, bis weltbürgerlicher wissenschaftlicher Eifer für japanische Begriffe die Grenzen des Landesverrats überschreitet — das scheint uns auch heute noch für die Erkenntnis Japans entscheidend. Nebenher geht der Einblick in ein selten reiches kartographisches Dilettantenleben, das zur vollen Kunst aus vaterländischer Begeisterung durchstößt. Vergessen wir nicht, daß auch George Washington sein schließliches „Metier" zuerst als Landmesser lernte. Nebenher geht der Einblick in die stille Art, wie das Beste fremder Wissenschaft durch Einsickerung, echt patrizisch durch Gelehrten-Familientradition (der Takahashi z. B.) übernommen und eingeschmolzen wurde, und die Erkenntnis ihrer Hilfsmittel, ihrer fast kunstgewerblichen Art, Feinbeobachtung und derbe Methoden zu vereinen. Auch dieses Buch ist solche Feinarbeit, gewiß, und nicht jedermanns Sache. Aber den Genießer in Erdkunde und Geopolitik wird es belohnen.

11. **E. de Vêvre: La reconnaissance de jure de la régence de Mandchourie et le traité des neuf puissances.** Paris 1932. Arthur Rousseau. 137 S.

S. ist ähnliche Feinarbeit auf geojuristischem Gebiete. Es ist kein Wunder, daß außerhalb Ostasiens zuerst in Frankreich breitere Kreise die Formsicherheit des japanischen Vorgehens in Manchukuo und seine ordnende, gestaltende Kraft neben dem Anschein rauher Machtauswirkung erkannten. Sie liegt der französischen Art von „clarté" näher als z. B. der nordischen.

Das mitteleuropäische wie das chinesische Chaos macht dem französischen Staatsdenken Pein, obwohl es seine Mitschuld nicht ableugnen kann. Um so mehr zieht es sich auf die Form und den Werdegang, z. B. des Neunmächtevertrags zurück und entschleiert dabei nicht nur dessen Schwächen, sondern alle Entstehungsvorbehalte bei der Konferenz von Washington (S. 68) und „la valeur relative des Traités de garantie" (S. 57 ff.), die unsere Ankämpfer gegen starre, aufgezwungene Verträge sorgfältig lesen müßten. Sie können außerordentlich viel aus den eleganten Windungen von de Vêvre lernen! Wenn er schließt: „Der Historiker und Rechtskundige sind nicht frei, die Ereignisse von einem rein subjektiven und sentimentalen Standpunkt zu betrachten" — (was leider soviel in Mitteleuropa nach dem Fernen Osten zu geschieht!) — „denn das wäre die reine Parteilichkeit, die nicht vereinbar ist mit der Sorge um wissenschaftliche Exaktheit"; dann argumentiert er weiter: „Ihnen kommt es zu, sich leiten zu lassen vom Lichte des Rechts, der Gerechtigkeit (équité) und der greifbaren Ergebnisse" und endet: „Unter diesen drei Ausblicken kann der Schluß nicht zweifelhaft sein: die Geschichte wird ihre Weihe und ihr Lob der japanischen Aktion in der Mandschurei spenden, weil sie nützlich und wirksam der Sache der Zivilisation gedient hat!" Wir setzen nüchterner hinzu: Aber das wird sehr vom Enderfolg abhängen, und jedenfalls reißt es — wie V. eine Seite vorher zugibt — ein unflickbares Loch in das Vertragsgefüge von 1919!

Ganz anders auf Plakatwirkung im einen und Synthese im andern gestellt sind:

12. **Egon Erwin Kisch: China geheim.** Berlin 1933; Erich Reiss. 280 S. und

13. **Hans Schmidt: Die Wirtschaftskrisis in Australien.** Frankfurt a. M. 1932. H. L. Brönner, 164 außerordentlich gediegene, inhaltreiche S.; beide leider ohne Karten,

die für China aus Wegener, für Australien aus Geißler zur Not benützt werden können, auch aus Nr. 4 dieses Lit. Berichts.

E. E. Kisch zeigt uns in voller Schwärze den Schuldanteil Eur-Amerikas am gegenwärtigen Unglück Chinas, nur sehr schonend den Jung-Chinas, gar nicht den sehr beträchtlichen seiner russischen Freunde und internationaler Reportage, wie sie schließlich doch auch Agnes Smedley und er selbst betreiben.

Dieser Vorbehalt mußte gemacht werden, damit unsere Leser nicht über dem Reiz des geistreichen und in seinem Scheinwerferkegel scharfsichtigen Werks des „rasenden Reporters" übersehen, daß dieser Lichtkegel nur auf wenige überfremdete und verstädterte Stellen eines riesigen Volks- und Kulturbodens, auf Shanghai, Peking und Nanking gerichtet ist, dafür dicht daneben Masse und Raum um so mehr im Dunkel läßt. Die glänzende Reportage von Kisch ist eben doch vielfach vom Zufall und örtlichen Beziehungen bestimmte Scheinwerferarbeit. Was er zeigt, hebt er in übersteigerter Schwarz-Weiß-Manier scharf heraus und gibt eine Menge Einblicke, an denen viele wackere und dickleibige Bücher, die wir kennen, achtlos vorbeistolpern. Insofern sollte niemand, der sich ein allseitiges Bild des chaotischen Übergangs-Chinas von heute machen sollte oder will, an diesem Zeugen vorübergehen; aber er muß sich klar sein, daß dieser Zeuge um jeden Preis sensationell sein möchte, und daß seine Eigenart, wie die des Satirikers, vom Überreizen der Kontraste lebt.

Ein ganz anders gediegener Typ ist die „Wirtschaftskrisis in Australien" von Hans Schmidt. Kein Zweifel, daß man gerade das heutige Australien, ausgehend etwa von der Hafenbrückenweihe in Sidney (bei der es mit Mühe gelang, den hypersozialen Premierminister von Neu-Süd-Wales davor zu bewahren, von der stolzen Brückenhöhe ins Wasser geworfen zu werden), genau so blendend unter die Lupe nehmen könnte wie Kisch seine Objekte und fast alle Ergebnisse Schmidts in einem solchen Buch unterzubringen vermöchte. Viel schonender verfährt der junge deutsche Gelehrte mit dem ersten bankrotten Erdteil, der rücksichtsloser als irgendein anderer Großraum der Erde über seine Verhältnisse gelebt hat, voll Ländergier von unbeherrschter Fülle aus seine Hand nach dem Besitz der Armen ausstreckte, die ihm nichts, aber auch nichts getan hatten, und nun erkennt, daß er sich gerade damit die Rute des Gerichts näher auf eine ohnehin wunde Stelle gezogen hat. Diese scharfen Lichter sind zur Ergänzung der sanften Schilderung von Australiens Geopolitik auf S. 9—13 nötig, weil es sonst scheinen könnte, als ob die Australier durch eine Volksabstimmung oder Gottes Wort nach Papua und der Südsee gerufen worden seien.

In den S. 152—158 steckt nicht nur für Australien eine Fundgrube von Erkenntnis. So wünschenswert „ein hoher Lebensstand mit hohen Löhnen, entwickelten Arbeiterschutzgesetzen und sozialen Einrichtungen aller Art" ist — „er ist auf die Dauer nur aufrechtzuerhalten, wenn er der Produktivität des Landes entspricht". Und wenn er ihr nicht entspricht, dann tritt eben mit dem Versagen des Pumpsystems und dem Abstoßen überschüssiger Wirtschaftsgüter ein Zusammenbruch ein, der um so furchtbarer sein muß, je mehr die soziale Verlogenheit vorher die Massen über die Unmöglichkeit ihres Fortlebens mit immer weniger Arbeit und immer höherem Lohn zu täuschen wußte. Dann hält es schwer, die enttäuschte und versprengte Herde wieder zu schlichtern Weiden zu führen. Doppelt groß wird die Gefahr, wenn über schwache Schranken aus überfüllten Ländern hungrige Mehrheiten herandrängen und ein unheimliches Bevölkerungsgefälle sich nur mehr mit Gewalt zurückstauen läßt. Schmidt hat eine knappe Sammlung wertvoller Unterlagen zur australischen Geopolitik gegeben.

Wir weisen darauf hin, daß die graphische Darstellung auf Seite 103 in Heft 2/1933 dieser Zeitschrift, die aus F. Burgdörfers „Volk ohne Jugend" entnommen ist, den Arbeiten des Statistischen Reichsamtes entstammt und zuerst in „Wirtschaft und Statistik", 1931, Seite 681, veröffentlicht wurde. *Die Schriftleitung.*

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig / Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

Volkheits-Erneuerung ist das erste Frühlingsziel eines tiefgreifenden Willens zur geopolitischen wie soziopolitischen Umgestaltung im Herzen des europäischen Erdteils. Sproßte die Saat im Lenz, lassen doch erst Sommer und Herbst die Ernten reifen; bei Bewegungen von Geschlechtern und Reichen erst wieder vielleicht nach Geschlechtsfolgen, — erst dann auch im Ausmaß übersehbar.

Darum erst recht aber bleibt es die Forderung des Tages, namentlich Aufgabe und Pflicht der Geopolitik, den Mut zur Vorausschau, zur Prognose in diese Entwicklungen hinein zu haben, Maßnahmen vor allem anzuregen, die nicht dem Augenblick und dem Bedürfnis des Tages dienen, sondern lang und weithin wirkenden Umgestaltungen, — Maßnahmen, die jetzt dem glutflüssigen Metall die Wege zeigen und heute leicht durchführbar sind, morgen schon in ihren Möglichkeiten unwiederbringlich verloren.

Wie sehr die Geopolitik im Gegensatz zu den mehr rückschauenden Wissenszweigen diesen Mut zur Prognose dauernd beweist, das wird vielleicht am besten klar an den nicht zufällig bereitliegenden oder aktuell gewordenen Aufsätzen dieses und der folgenden Hefte, von denen gerade das nächste einen Vorgang beleuchten wird, der in diesem Heft fehlt, weil er im nächsten geschlossen erscheinen soll: das Zurückführen und, wenn es sein muß, das Zurückdrängen des Stadtmenschen aufs Land, die Auflockerung der verstädterten Masse Mensch, die Reagrarisierung.

Diese Aufsätze, wie überhaupt die ganze Plananlage der Nachwinterhefte (Autarkiefrage usw.) liegen ja in der Linie unserer planmäßigen Arbeit dieses Jahres; sie liegen auf jener Linie, die wir zogen, um nach Erkenntnis von Wesen und Auswirkung der Verstädterung, der einseitigen Wirtschaftspflege die Gegenwehr und die staatliche Gegenwirkung in ihren Möglichkeiten zu untersuchen, die nach einem gesunden Gleichgewicht von Kultur, Macht und Wirtschaft des wahrhaft nationalen und sozialen Staates zurückstreben.

Es ist ein Stolz der Geopolitik, daß sie diese Linie seit ihrer Gründung innehielt, seit sie damals der allzu breit gewordenen sozialen Demokratie die soziale Aristokratie als Auslese wahren Führertums vorhielt. (I. Jahrgang 1924, Heft 3, S. 127.)

Es ist ein anderer weiterer Stolz der Geopolitik, daß sie in allen diesen Jahren dem Herzvolk Europas eine große Möglichkeit zum Wiedergewinnen von Atemweite und Ellenbogenraum zeigte. Eine solche mußte — wenn auch vielleicht kurzfristig — entstehen, wenn die großen indopazifischen Spannungen der Nachkriegszeit zu gewaltsamem Austrag kamen und alle anderen Großvölker der Erde in ihren Bannkreis zogen, mit Ausnahme des deutschen und des italienischen, wie wir es heute

erleben. Umsicht und Vorsicht fordert die Benützung dieser einzig günstigen Konjunktur; wir müssen dabei an das Goethewort mahnen: „Wie sich Geschick und Glück verketten, das fällt dem Toren niemals ein!" Darum ist es das weitere Ziel dieser Hefte stets gewesen, zu zeigen, wie die anderen großen Bünde Eurasiens und der Neuen Welt, wie die kämpfenden ostasiatischen Großmächte, wie die aufstrebenden unterdrückten anderen Großvölker der Erde sich zur deutschen Befreiungs- und Selbstbestimmungsbewegung gegen die gleichen Bedränger einstellten.

Denn von einer solchen Verlagerung der geopolitischen Dynamik, von einer solchen Umwandlung bisher latenter — unterdrückter oder verschleierter — Energie in kinetische müssen ungeheure Schütterwirkungen ausgehen. Sie äußern sich nicht nur nach innen auf die Struktur, den Aufbau und Umbau des eigenen Reichs, auf die Neugestaltung seiner Grenzen und die Einstellung der nächsten Nachbarn zu ihr, sondern sie strahlen hinaus über die ganze Erde, die längst ein einheitliches Kraftfeld geworden ist. Noch immer aber gilt in diesem Kraftfeld die uralte chinesische und französische Staatsweisheit, der Freund der Nachbarn seiner Nachbarn zu sein! Eine fast zu selbstverständliche Folgerung daraus ist, diese Nachbarn seiner Nachbarn und Bedränger nicht unnötig zu vergrämen, auch wenn man noch so sehr von den Methoden ihrer inneren Staatsführung abweicht, ja seine Antipoden, seine Gegenfüßler in deren politischen Spitzen zu erkennen glaubt. Denn Innenaufbau und Raumdruckausgleich auf Erden sind zweierlei; wir wollen nicht vergessen, daß der allerchristlichste König seine besten Erfolge bei der Raumzerstörung unseres ersten Reiches seiner Freundschaft mit dem Großtürken verdankte — obwohl der Großvezir damals seinem stolzen Botschafter sagen ließ: „Wisse, daß es dem Großherrn gleichgültig ist, ob der Hund das Schwein frißt oder das Schwein den Hund", als ihm ein Sieg des allerchristlichsten gemeldet wurde!

Deshalb versuchen diese Hefte der Geopolitik in tiefbewegter Zeit jener doppelten Aufgabe zu genügen: zu zeigen, wie nach innen wahre Führerhand die Gebote des Erneuerungsdrangs der Zeit vollziehen muß, und wie sie doch zugleich nach außen vorbeugend den allzu beengten Lebensraum frei von weiterem Verlust zu halten hätte, und wie sie jede dynamische Veränderung auf der weiten Erde ausnützen muß, um diesen Lebensraum zunächst zu wahren, dann zu weiten!

Karl Haushofer *Albrecht Haushofer* *Kurt Vowinckel*

GERHARD HERRMANN:

Handelspolitik als Instrument des sozialen Umbaus

I

Mit besonderer Vorliebe pflegen die „volkswirtschaftlichen" Lehrbücher den internationalen Charakter der kapitalistischen Wirtschaftsformen in den Vordergrund zu stellen und in naiver Freude zu betonen, wie sehr gerade auch für die Gegenstände des täglichen Bedarfs ein Bezug aus fernsten Ländern erforderlich sei. Von hier aus ist es nur ein kleiner Schritt, in der Intensität dieser weltwirtschaftlichen Verflechtung überhaupt den Gradmesser für den wirtschaftlichen Entwicklungsgrad eines Wirtschaftsraumes zu sehen. Erst wenn ein Raum „wirtschaftlich erschlossen" ist, zählt er weltwirtschaftlich mit, erst wenn sein Export quantitativ oder qualitativ ein gewisses Ausmaß überschreitet, ist er salonfähig geworden. Der Export als Selbstzweck war das entscheidende Sicherheitsventil für die drängenden Expansionskräfte des Kapitalismus geworden. Jede Handelspolitik hatte im Grunde nur den Zweck, etwa bestehende Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Grundsätzlich war man sich darüber einig, daß der bewohnte Erdball einen einheitlichen Wirtschaftsraum darstellte, der zwar wieder in Teilräume zerfiel, die jedoch durch „offene Türen" miteinander in bequemer Verbindung standen. Selbstverständlich spielten innerhalb des Systems von Handelsverträgen, das durch die Meistbegünstigungsklausel gekennzeichnet ist, Zölle nur die Rolle von Schönheitsfehlern. Formal wie inhaltlich glichen sich diese Verträge wie ein Ei dem andern. Es wäre fast absurd erschienen, ihre Abmachungen den Erfordernissen eines konkreten Wirtschaftsraumes anzupassen: So unterlag der internationale Waren- (Kapital- und Menschen-) Austausch nur dem „freien Spiel der Kräfte". Es herrschte also Anarchie.

II

Dieses liberale Wirtschaftssystem, der Kapitalismus, ist mitten im Zusammenbruch, und es ist lediglich eine Temperamentsfrage, festzustellen, in welchem Akte dieses Umbruchs wir uns befinden. Bisher war die „Wirtschaft" ein autonomer Bereich der Kultur, der nur seinen eigenen Gesetzen unterlag und alle Maßnahmen des Staates entweder ausdrücklich billigte oder sie als „Störungen", „Experimente" usw. unter Berufung auf die wirtschaftliche Eigengesetzlichkeit entschieden von sich wies.

Mit der Heraufkunft des „totalen Staates" hat sich aber auch das Verhältnis von Staat und Wirtschaft entscheidend verändert, und zwar in doppelter Hinsicht: 1. Einmal ist nun der Staat die letzte Instanz für die Gestaltung aller Formen der Kultur. Auch die Wirtschaft hat sich den staatlichen Erfordernissen ein- und unterzuordnen. Ihre Neugestaltung hat zum Ziel die wirt-

schaftliche Selbstversorgung aus dem eigenen Boden, die Beschaffung von Arbeit und Lebensunterhalt für alle Angehörigen des Volkes, wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Ausland, soweit es die geopolitische Lage erlaubt. Das Endziel ist die Autarkie, die natürlich nicht in Reinkultur verwirklicht werden kann. 2. Die praktische Durchführung einer Autarkie ist aber nur möglich, wenn eine zentrale Instanz besteht, die aus der Abwägung der gegebenen wirtschaftlichen Kräfte die Einzelmaßnahmen zur Durchführung der Autarkie festsetzt. Der Aufbau einer autarken Wirtschaft muß also in der Form der Planwirtschaft erfolgen. Beide bedingen sich gegenseitig.

Unter diesen Gesichtspunkten ist nun der Bereich der Handelspolitik einer gesonderten Betrachtung zu unterziehen. Diese neue Problematik der Handelspolitik ist deswegen ganz besonders aufschlußreich, weil gerade hier alle wesentlichen Strukturelemente der neuen Wirtschaftsform sich miteinander berühren und verzahnen. 1. Die Handelspolitik hat nicht mehr einem anarchischen, weil individualistischen, Exportdrang freien Weg zu geben. Sie hat der Erreichung maximaler Autarkie zu dienen. Sie hat den unvermeidlichen Erdenrest weltwirtschaftlicher Verflechtung zu sichern und zu gestalten.

2. Im Rahmen einer Planwirtschaft, die zum mindesten grundsätzlich mit festen Größen arbeiten muß, hat sie weiter die Aufgabe, den dem staatlichen Herrschaftsbereich entzogenen internationalen Warenaustausch zu einer möglichst festen Größe zu machen.

3. Sodann aber hat die Handelspolittik die ganz neue Aufgabe, durch Art und Richtung des Warenverkehrs mit dem Auslande den sozialen und wirtschaftsorganisatorischen Umgestaltungsprozeß zu fördern und zu erleichtern, der gerade in einem bisher so ausgesprochen exportindustriell orientierten Lande wie Deutschland ebenso wichtig wie schwierig sein wird.

III

Wie bereits früher an dieser Stelle ausgeführt[1]), besteht die Kernaufgabe des deutschen Wirtschaftsumbaus der kommenden Jahre in dem Abbau der Monokulturformen. Im Positiven: Reagrarisierung; im Negativen: endgültige Drosselung der sogenannten „Exportindustrien". Hierdurch sind auch die Ziele und Formen der deutschen Handelspolitik weitgehend bestimmt.

Die wirtschaftliche Selbstversorgung Deutschlands ist nicht einfach dadurch handelspolitisch sicherzustellen, daß man schematisch die Ein- und Ausfuhrziffern eines bestimmten Zeitraumes, von 1931 oder 1932, zum Ausgangspunkt nimmt und ein absolutes Minimum der notwendigen Importe festsetzt, zu deren Bezahlung dann eine allgemeine und wahllose Förderung des Exports betrieben wird. Dem entspricht die gegenwärtige Lösung mit ihren Halbheiten und Mangel an Konse-

[1]) Vgl. Heft 1/1933: Das Verhängnis der Einseitigkeit.

quenz, die infolgedessen nur die Nachteile des kapitalistischen wie eines manipulierten Wirtschaftssystems auf sich vereinigt. Etwa, wenn — wie im Abkommen mit Belgien — die Gewährung von Kontingenten mit der Meistbegünstigungsklausel verkoppelt wird. Wenn zwar Kontingentsabkommen abgeschlossen werden, aber nur für bestimmte Warengruppen, während andere nach Herkunft und Menge dem freien Austausch unterliegen. Wenn schließlich der gesamte Warenaustausch sich nicht nach gesamtwirtschaftlichen Grundsätzen vollzieht, sondern jede Einfuhrfirma nach bestimmten Prozentsätzen ihres Vorjahrsimports beteiligt wird.

Wenn schon Kontingentierung, dann eine generelle, die sich nach einem festen Gesamtplan bestimmt. Nur von einem solchen Gesamtplan aus kann eine Handelspolitik erreichen, daß die notwendigen Importe von solchen Ländern bezogen werden, die in der Lage und willens sind, im Austausch deutsche Erzeugnisse anzunehmen oder mit denen aus politischen Gründen eine engere wirtschaftliche Zusammenarbeit erwünscht ist.

Ferner aber — und dieser Gesichtspunkt ist in der Autarkiediskussion noch nicht deutlich genug zutage getreten — ist die deutsche Handelspolitik ein Instrument des sozialen Umbaus. Die deutsche Handelspolitik, wenn sie wirklich von gesamtwirtschaftlichen Ideen getragen sein soll, kann nicht ausgehen von der gegenwärtigen Struktur der deutschen Wirtschaft. Sie kann sich nicht damit zufrieden geben, daß bereits auf der Grundlage der gegenwärtigen agrarischen und industriellen Produktion Deutschlands eine optimale Selbstversorgung erreicht wird.

Es wäre eine geradezu verhängnisvolle Täuschung, wollte man etwa die für 1932 fast erreichte Selbstversorgung in Getreide als endgültig ansehen. Im Verfolg der kommenden Reagrarisierung wird sich notwendigerweise eine beträchtliche Zunahme der kleinen und mittleren bäuerlichen Betriebe auf Kosten des Großgrundbesitzes ergeben. Das bedeutet aber zunächst einen erheblichen Rückgang der agrarischen Überschußproduktion an Getreide für den innerdeutschen Markt. Bedeutet schon die Reagrarisierung an sich eine Abwendung von den bisherigen industriellen Monokulturformen, so gilt das nochmals für den klein- und mittelbäuerlichen Siedlungsbetrieb gegenüber dem monokulturellen Großgrundbesitz. Denn für den mittleren und erst recht den kleinen Bauern bzw. Siedler steht natürlich der Gedanke der eigenen Selbstversorgung durchaus im Vordergrund, während der Großgrundbesitz vor allem für den Markt produziert. Die notwendige absolute und relative Zunahme der Klein- und Mittelbetriebe wird also zunächst eine Abnahme der für den Markt zur Verfügung stehenden Getreidemengen zur Folge haben, und zwar aus zwei Gründen: Mit der Zerschlagung der Getreidemonokultur der Großbetriebe wird die Getreideanbaufläche und der Totalertrag absolut zurückgehen, zweitens aber — und dies verstärkt die erste Tendenz — wird ein geringerer Prozentsatz dieser an sich schon verringerten Getreideproduktion auf den Markt

gebracht werden. Hierfür ist ein klarer Nachweis möglich[1]): In den Betriebsgrößen von 5—20 und 20—50 ha — also den für die Siedlung in erster Linie in Frage kommenden — gelangten im Reichsdurchschnitt nur 32% bzw. 42% der Getreideernte zum Verkauf, während 46% und 41% im Betrieb selbst verfüttert wurden. Demgegenüber betrug der Verkaufsanteil bei den höheren Betriebsgrößen 50% (50 bis 100 h), 55% (100—200 ha), 53% (200—400 ha) und 52% der Getreidernte bei Betrieben über 400 h. Eine rein produktionsmengenmäßig denkende, auf möglichst baldige Getreideautarkie bedachte Handelspolitik würde also eine Erhaltung des Großgrundbesitzes als Getreidebaumonokultur und eine Beschränkung der Siedlung fordern. Es läßt sich nicht leugnen, daß Ansätze in dieser Richtung bereits vorliegen. Es kann nicht entschieden genug vor einer derart verhängnisvollen Entwicklung gewarnt werden. Denn die Handelspolitik kann niemals Selbstzweck sein. Eine optimale, die Garantie der Dauer in sich tragende Autarkie ist auf der gegenwärtigen Produktionsbasis nicht nur nicht erwünscht, sondern auch nicht möglich. Erst einmal muß der soziale Umbau, der sich aus der Reagrarisierung und dem Abbau der ausgesprochenen Exportindustrien zwangsläufig ergibt, vollzogen sein, bevor das Endziel einer optimalen Autarkie handelspolitisch erreichbar ist.

Solange nicht die bisherigen industriellen und agrarischen Monokulturen abgebaut sind, solange also nicht gleichzeitig ein sozialer Umbau größten Stils erfolgt ist und die deutsche Planwirtschaft auf dem sicheren Fundament einer ausbalancierten sozialen Gliederung ruht, muß die deutsche Handelspolitik mit einer größeren wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Ausland rechnen, als es auf Grund der bloßen heutigen Produktionsmengen nötig erschiene. Die Handelspolitik hat geradezu in den Dienst dieses Umbaus zu treten. Um den raschen Fortschritt der bäuerlichen Siedlung und die Zerschlagung der landwirtschaftlichen Großbetriebe nicht zu hemmen durch den zwar vorübergehenden, aber zunächst unvermeidlichen Rückgang der Produktion für den Markt, muß die deutsche Handelspolitik mit einer Erhöhung einer ganzen Reihe landwirtschaftlicher Kontingente rechnen. Selbstverständlich muß die Mengen- und Preisbestimmung dieser Kontingente fest in der Hand des Staates liegen, um die Lebensfähigkeit gesunder deutscher Betriebe nicht zu gefährden. Es zeigt sich bereits hier, wie sehr die Funktion der Handelspolitik als Teil eines wirtschaftlichen Gesamtplans letzten Endes auf die Errichtung eines Außenhandelsmonopols hintendiert. Denn nur in dieser Form liegt die Gewähr dafür, daß die Handelspolitik den Erfordernissen einer staatlich bestimmten Planwirtschaft untergeordnet wird.

Bei der Verteilung dieser agrarischen (und Rohstoff-) Kontingente auf die ein-

[1]) H. L. Fensch & L. Herholz, Die Verwendung der deutschen Getreideernte. (Deutscher Landwirtschaftsrat. Veröffentlichungen Heft 18) Berlin 1930. S. 90. Vgl. hierzu auch die etwas anders gruppierten Zahlen im folgenden Aufsatz von H. K. Haushofer.

zelnen Lieferländer ist nun gleichfalls nicht von dem bisherigen Stand auszugehen, sondern von gesamtpolitischen und gesamtwirtschaftlichen Notwendigkeiten. Das würde praktisch hinauslaufen auf die möglichst weitgehende Ausschaltung der bisherigen überseeischen Lieferanten, an denen ja Deutschland politisch nur untergeordnetes Interesse hat, die aber außerdem immer mehr auch als Abnehmer deutscher Waren ausscheiden. Selbst wenn man in diesem Zusammenhang von politischen Erwägungen absieht, ist es für Deutschland schon aus wirtschaftlichen Gründen wichtig, hierbei den Osten, vor allem Südosteuropa und Rußland, zu bevorzugen. Eine geschickte Handelspolitik hat die Aufgabe, durch wechselseitige Kontingentsverträge sowohl die deutsche Versorgung als auch den Absatz gerade derjenigen Exportindustrien zu sichern, deren Abbau zwar aus den obenerwähnten Gründen unvermeidlich ist, der aber durch eine solche Handelspolitik so stark gebremst werden kann, daß er sich ohne allzu starke finanzielle und soziale Erschütterungen vollzieht.

Wenn hier auch nicht auf Einzelheiten eingegangen werden kann, so sei doch — nur zur Illustration — kurz auf den Verkehr mit Rußland hingewiesen. Der Anteil Deutschlands an der Gesamteinfuhr Rußlands stieg ständig von 22,1% im Jahre 1929 auf 37% im Jahre 1931 bei steigender Gesamteinfuhr. Fast 90% hiervon waren zuletzt Fertigwaren. Innerhalb dieser Gruppe wieder nehmen Maschinen eine Sonderstellung ein. Fast die Hälfte der gesamten deutschen Maschinenausfuhr ging 1932 nach Rußland. Der Zusammenbruch dieser ausgesprochenen Exportindustrie würde sich in noch viel schärferen Formen vollzogen haben, hätte nicht das russische Sicherheitsventil so gut funktioniert. Daß es aber funktioniert, ist entscheidend Aufgabe deutscher Handelspolitik. Und was für Rußland und den Maschinenexport gilt, gilt sinngemäß auch für andere Länder und Warengruppen. Das Ziel der deutschen Exportpolitik muß es sein, gerade die Erzeugnisse derjenigen Industrien abzusetzen, die bei dem planmäßigen Abbau der deutschen Industriemonokultur in erster Linie betroffen werden. Natürlich nicht, damit durch einen derartigen Export dieser Abbau verhindert wird, sondern damit er sich langsam und organisch vollziehen kann. An diesem Punkt zeigt sich besonders deutlich, daß der Staat eine starke wirtschaftliche Schlüsselstellung (Außenhandelsmonopol!) innehaben muß, um nach einem festen Gesamtplan gestalten zu können. Sonst verdirbt das Geschrei der „Interessenten" unweigerlich das Konzept. Es ist aber nicht nur wichtig, welche Waren in erster Linie exportiert werden, sondern von wem sie abgenommen werden. Und diese Abnahmefähigkeit und -willigkeit kann nur geschaffen werden durch eine entsprechende Importpolitik: durch planmäßige Verteilung der Einfuhrkontingente auf diejenigen Länder, die auch als Abnehmer deutscher Waren eine entsprechende Bedeutung haben. Dies klingt so selbstverständlich, daß man sich fast scheut, es niederzuschreiben. Aber die tatsächliche Gestaltung der deutschen Handelspolitik entspricht dieser Forderung noch keineswegs, obwohl ge-

rade im Falle Rußlands glänzende Vorbedingungen gegeben wären. Statt dessen hat sich Deutschland mangels einer planmäßigen Gestaltung der Handelspolitik den unverantwortlichen Luxus geleistet, daß die starke, relative und absolute, Zunahme der Ausfuhr nach Rußland begleitet war von einer fast proportionalen Abnahme der Einfuhr von dort, so daß im Jahre 1932 einer Ausfuhr nach der Sowjetunion in Höhe von 762 Mill. Mark eine Einfuhr von nur 303 Mill. Mark gegenüberstand.

Dieses Mißverhältnis ist natürlich für die Sowjets untragbar auf die Dauer. Der unvermeidliche Rückschlag aber muß in erster Linie die an sich schon genug gefährdete deutsche Maschinenindustrie treffen. Das Bezeichnende für die Systemlosigkeit der gegenwärtigen deutschen Handelspolitik ist nun, daß dieses für Deutschland auf lange Sicht durchaus unerwünschte Mißverhältnis sachlich ohne weiteres vermeidbar ist. Denn es wäre an sich ein leichtes, etwa den Bedarf an Erdöl — um von anderen Rohstoffen hier nicht zu reden — in sehr viel höherem Maße aus der Sowjetunion zu decken, anstatt die Handelsbilanz mit USA., Mexiko und Venezuela mit einer sehr unerwünschten Passivität zu belasten.

Fassen wir zusammen: Die Forderung nach Autarkie ist nur realisierbar innerhalb einer staatlich geführten Planwirtschaft. Damit aber muß jede Handelspolitik bezogen sein auf den Gesamtwirtschaftsplan. Sie kann sich nicht darauf beschränken, im Warenaustausch mit dem Ausland irgendeinen Status quo ante zu stabilisieren oder gar einem unkontrollierbaren Expansionsdrang alten Stils nachzugeben. Die neue Handelspolitik darf überhaupt nicht ihren Blick lediglich auf den internationalen Warenaustausch richten. Vielmehr muß sie Umfang, Art und Richtung dieses Austausches ständig ausrichten, nicht nur an der innerdeutschen Wirtschaftsstruktur — das ist eine Selbstverständlichkeit —, sondern auch an den planmäßigen wirtschaftsorganisatorischen und sozialen Umbauten (Monokulturabbau, Siedlung), die ihrerseits wieder ebenso Mittel wie Voraussetzung zur Formung einer grundsätzlich auf Selbstversorgung und innere Geschlossenheit gegründeten Wirtschaft sind.

Diese wechselseitige Abhängigkeit aller Größen mag die besondere Schwierigkeit einer Planwirtschaft sein. Unlösbar ist sie nicht. Freilich, mit dem Rechenstift allein kann auch eine Planwirtschaft nicht gestaltet werden. Dies gilt für die Handelspolitik in erhöhtem Maße. Und wenn irgendwohin, dann gehören hierhin Wirtschaftler mit Unternehmergeist und Unternehmerinstinkt im besten Sinne. Ein Unternehmertum, das wahrlich dadurch nicht an Rang verliert, daß es nicht für den eigenen Geldbeutel arbeitet, sondern einer lebendigen Staatsidee dient.

HEINZ KONRAD HAUSHOFER:

Das Agrarrecht als Mittel des sozialen Umbaus

Die Möglichkeiten des direkten Eingreifens zur schnellen Änderung der deutschen Wirtschaftsstruktur haben sich als geringer erwiesen, als man lange Zeit annahm. Die Schicksale des Siedlungsgedankens sind für die wachsende Erkenntnis in dieser Richtung charakteristisch. Neben den Hindernissen der Siedlung (oder „aktiven Reagrarisierung") wird hier ein Gesichtspunkt viel zu wenig beachtet: der deutsche Bauernbetrieb ist in seiner gegenwärtigen Intensität nicht autark, und die Neusiedlung kann es ebensowenig sein. „Eine gewollte oder erzwungene Umstellung auf privatwirtschaftliche Autarkie würde eine derartige ungeheure Schrumpfung des Produktionsorganismus bedeuten, daß sie schon privatwirtschaftlich unmöglich wäre. Eine vorsichtige Stärkung der Selbstversorgungsmöglichkeit durch Pflege der in der bäuerlichen Landwirtschaft stets vorhandenen haus- und familienwirtschaftlichen Tendenzen ist zwar gerade in Krisenzeiten erwünscht, weil sie einen erheblichen Sicherheitsfaktor darstellt; aber alle betriebswirtschaftlichen und agrarpolitischen Maßnahmen müssen nach wie vor in allererster Linie auf das Verhältnis der Landwirtschaft zum Markt eingestellt sein[1])."

Daß sich die Marktverflechtung, zum mindesten den Wertgrößen nach, in den Krisenjahren sehr verstärkt hat, zeigt beispielsweise nachstehende prozentuale Unterteilung der Gesamtproduktion der bayerischen Landwirtschaft auf Grund ihrer Buchführungsergebnisse:

Jahr	Getreidewirtschaften		Futterbauwirtschaften		Weidewirtschaften	
	Marktproduktion	Selbstversorgung	Marktproduktion	Selbstversorgung	Marktproduktion	Selbstversorgung
1926/27	67 %	33 %	71 %	29 %	67 %	33 %
1930/31	77 %	23 %	75 %	25 %	83 %	17 %

Jede Änderung der Bevölkerungsstruktur, die eine Verschiebung zwischen den statistischen Spalten „Landwirtschaft" und „übrige Berufsgruppen" herbeiführt, muß eine entsprechende Verschiebung in den Prozentsätzen dieser Tabelle zur Folge haben. Die Auswirkungen auf den Einzelbetrieb würden sehr tiefgreifend sein, die Rückwirkungen auf die Gesamtwirtschaft (Kreditwesen!) ebenso. Es sind wohl einige Überlegungen darüber angestellt worden, wie sich der intensive Landbau Mitteleuropas bei einer Rückbildung der Verstädterung angesichts dauernd schrumpfender Märkte verhalten würde. Auch ist eine Rückbildung des Bauernhofs in der Technik der Betriebsführung durchaus vorstellbar. Darüber aber, wie sich bei schrumpfenden Märkten die Beziehungen zur wirtschaftlichen Umwelt, sei es auf dem Gebiet der Kreditwirtschaft oder des Haushalts mit Arbeitskräften, gestalten sollen, sind zur

[1]) Verfasser, in: Landwirtschaftliche Buchführungsergebnisse von Bayern, München 1932.

Zeit nur verschwommene Vorstellungen möglich. Aber genau so, wie in der Periode der Verstädterung alle wirtschaftlichen Faktoren in logischer Kette hintereinander wirkend die bekannten Ergebnisse bewirkten, wäre analog bei einer Umkehrung der Entwicklung eine ebenso logische und zwangsläufige Abwicklung zu erwarten („passive Reagrarisierung").

Die Relation zwischen der Zahl der landwirtschaftlichen und der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung muß gesetzmäßig sein und ließe sich wohl durch eine Formel ausdrücken, wenn man den Stand der landwirtschaftlichen Technik und den Stand der Lebenshaltung in bezug auf den Verbrauch von der Landwirtschaft erzeugter Güter indexmäßig feststellen könnte. Ein Versuch dazu ist, weil zu spielerisch, wohl kaum gemacht worden. Aber die Überzeugung von dem Vorhandensein einer solchen Gesetzmäßigkeit ist tief genug verankert, um ein gewaltsames „Umschaufeln" zwischen den deutschen Berufsgruppen unmöglich erscheinen zu lassen. Die wichtigsten zukünftigen Aufgaben der Agrarpolitik können daher nicht hierin liegen, wenn man nicht entschlossen ist, das Gewaltsamste und Unabsehbarste auf sich zu nehmen.

Die Aufgabe ist vielmehr, aus den wenigen schon vorhandenen Trittsteinen der Entwicklung die Richtung des zukünftigen Weges zu erschließen und in der Gesetzgebung vorauszubauen. Dabei wird man immer daran denken müssen, daß der Landbau lange Fristen erfordert: Der kurzfristigste Umschlag im Getreidebau dauert ein Jahr, in jeglicher Art von Pflanzen- und Tierzüchtung mehrere Jahre; eine Reihe von Jahren dauert die Begründung neuer Kulturböden, und einige Jahrzehnte der Umtrieb eines Waldbestandes. Die bei einem gesunden Bauernbetrieb einzigen wirklich einschneidenden Veränderungen im Familien- und damit Arbeiterbestand, ebenso wie in der Verschuldung treten beim Erbfall in jeder Generation einmal ein. Jede agrarpolitische Überlegung muß mit diesen Zeiträumen rechnen, besonders soweit es sich um diese einschneidendsten Veränderungen, nämlich eben um solche des Besitz- und Erbrechts handelt. Ein Gesetzgeber, der über die Erfahrungen eines längeren Verwaltungslebens verfügt, wird immer die Auswirkungen seiner Gesetze am Bauernstand nur zum geringen Teil selbst eintreten sehen können. Die geistige Vorbereitung und die Durchführung neuen Bodenrechtes hat immer zu den langwierigsten und undankbarsten Aufgaben gehört. Unübersehbar viele Anläufe sind in den europäischen Ländern in dieser Richtung zusammengebrochen, nicht zuletzt auch in Deutschland. Das ist deswegen verwunderlich, weil agrarrechtliche Maßnahmen nach hergestellter Sturmreife relativ leicht durchzuführen sind; denn sie werden langsam wirksam. Man könnte geradezu daran denken, eine konstante Proportion dahin aufzustellen, daß in der Agrarpolitik die schnell einschneidenden und auffallendsten Gesetze die wenigst tiefgehenden Wirkungen haben. Ein neues Bodenrecht hingegen ruft im äußeren Betrieb des Landbaues keine sichtbaren Ver-

änderungen hervor. Der besondere Widerstand, den alle agrarrechtlichen Anläufe gefunden haben, beruht auf dem tiefgründigen Wesen des Agrarrechts, das geeignet ist, als Reagens für alle sozialphilosophischen Grundüberzeugungen (z. B. der „Freiheit", der Gleichheit oder Ungleichheit der Menschen u. dgl. mehr) zu dienen.

Für ganz Deutschland gilt das „bürgerliche" Gesetzbuch. Kurz zusammengefaßt hat die historische Entwicklung sich so vollzogen, daß das „bürgerliche", romanistische oder Stadtrecht sein Einzugsgebiet langsam über das ganze Land ausgedehnt hat, während das „Landrecht" seinen Geltungsbereich im gleichen Zeitraum und Umfang verloren hat. Die Scheidung zwischen „Stadtrecht" und „Landrecht" ist heute so völlig verloren gegangen, daß es heute niemand mehr verwunderlich findet, daß ein „bürgerliches" Gesetzbuch auch für eine bäuerliche Gesellschaft gelten soll. Es würde in diesem Zusammenhang zu weit führen, aus der Rechtsgeschichte die geistigen Strömungen herauslösen zu wollen, die in dem Aufeinanderprallen von „Romanisten" und „Germanisten" eine ausgedehnte Literatur gerade über das bäuerliche Erbrecht erzeugt hat. Namen wie Lorenz von Stein[1]), Brentano und andere mehr bezeichneten Programme; allerdings mit dem Erfolg, daß ein Aufrollen der Frage genügte, um besonders alle nichtlandwirtschaftlichen Kreise, also die erst in zweiter Linie Beteiligten, in Aufruhr zu bringen. Das ist zwar verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, was ein gesondertes Agrarrecht konkret wollen kann. Eine der schärfsten neueren Formulierungen stammt von R. W. Darré: „Jedes Bauernrecht ist im Grunde gut, welches die hypothekarische Belastung des Hofes begrenzt, die Unteilbarkeit des Hofes ausspricht, das Anerbenrecht gesetzlich festlegt und dafür sorgt, daß die Auszahlung der weichenden Erben nur im Rahmen der wirtschaftlichen Tragfähigkeit des Hofes erfolgt." Merkwürdigerweise sind sich diese Forderungen seit der Auflösung der gebundenen Grundbesitzordnung völlig gleichgeblieben; es ist keine weggefallen und keine hinzugekommen. Durch die ganze Literatur eines Jahrhunderts zieht sich die Überzeugung von der Eigengesetzlichkeit des Landbaues gegenüber der landwirtschaftsfremden Gesetzgebung, eine Überzeugung, die sich dem Gang der Zivilisation gegenüber nicht durchsetzen konnte. Der inzwischen verstorbene Agrarpolitiker Wygodzinski schrieb im Handwörterbuch der Staatswissenschaften (Erscheinungsjahr 1923) zum Anerbenrecht: „Es läßt sich nicht verkennen, daß unsere ganze Entwicklung und die zunehmende Kompliziertheit der früher einfachen und mehr übereinstimmenden ländlichen Verhältnisse immer mehr auf den Weg der individuellen Ordnung des Besitzüberganges hindrängen, der der ursprünglichen deutschen Rechtsauffassung fremd ist." Ferner: „... das den modernen Anschauungen (d. h. der immer stärkeren Vermischung des ländlichen und städtischen Elements) an sich fremdartige Anerbenrecht..." Im Ergänzungsband 1929 des gleichen Handwörterbuches aber stellt

[1]) Verfasser, „Lorenz von Stein", in: Deutsche Agrarpolitik 1933.

Albrecht (Kiel): „eine entschiedene Wendung zu stärkerer Einschränkung des freien Bodeneigentums" fest, und seit der Niederschrift dieser Feststellung hat sich diese Tendenz nur weiter verstärkt.

Die Auswirkungen eines Bodenrechtes auf den sozialen Umbau können kaum stark genug angenommen werden, und es ist nötig, sich über die Konsequenzen im klaren zu sein. Der Erbfall ging in einer Bauernfamilie bisher stark schematisiert so vor sich: In Realteilungsgebieten wurde, frei nach dem Code Napoléon, geteilt. In den (überwiegenden) Gebieten geschlossenen Besitzes wurden die weichenden Geschwister mit Hypotheken auf dem Hof abgefunden. Der Anerbe übernahm bei aller Begünstigung eine Schuldenlast, die er zu Zeiten steigender Konjunktur bis zur Übernahme der nächsten Generation abarbeiten, die ihn in Krisenzeiten aber zur Vergantung treiben konnte. War der Hof bis zur Neuübernahme wieder schuldenfrei geworden, so konnte der Kreislauf von vorn angehen. Was geschah mit dem von Generation zu Generation aus dem Landbau herausgezogenen Kapital? Teilweise stand es, als zu verzinsendes Leihkapital, dem Landbau wieder zur Verfügung, wenn auch oft erst wieder aus dritter Hand. Überwiegend wurde aber mit dem Menschenmaterial abgefundener Geschwister und mit den Abfindungssummen der städtische Mittelstand in Handel und Gewerbe aufgebaut, solange das Städtewachstum dauerte.

Wird das ewig dauern? Es ist durchaus möglich, daß früher oder später mit der Städteschrumpfung diese Neugründung von Existenzen erschwert oder unmöglich wird. Die Ausbreitung des numerus clausus auch auf Handel und Gewerbe und eine gilden- oder innungsmäßige Erstarrung des städtischen Erwerbslebens ist auf lange Sicht durchaus vorstellbar, wenn nicht sogar wahrscheinlich. Das würde das langsame Wiedererstehen der bäuerlichen Familienwirtschaft bedeuten, d. h. das Zusammenbleiben der Geschwister auf dem Hof, von denen nur eines heiraten kann. Es folgt ein Rückgang der Geburtenzahl, die man nicht je Ehe, sondern je Familie zu rechnen hat. Die wirtschaftliche Möglichkeit kinderreicher Ehen wird wieder durch die Ehelosigkeit von Geschwistern erkauft. Diese Folgen bedingen einen langsamen Wiederabbau der Kreditbeziehungen, des Warenverkehrs und des technischen Fortschritts. Jedes nichtausgezahlte Geschwistergeld erscheint nicht mehr im Kreditvolumen, und das zusätzlich auf dem Hof verbliebene Familienmitglied ersetzt im Warenverkehr einen in Wegfall gekommenen städtischen Verbraucher.

In diesem stark schematisierten Ablauf der „passiven Reagrarisierung" sind manche Lücken. Trotzdem sieht man — und nur das sollte gezeigt werden —, wie eng und unerbittlich Ursache und Wirkung zusammenhängen und wie eng in diesem ganzen Problem wirtschaftliche und sozialethische Motive verflochten sind. Denn das weitaus Wichtigste in der Frage des Agrarrechts ist die enge Berührung zwischen der Eigengesetzlichkeit des Bodens in der Rechtsbildung und den sozialen Forderungen von heute,

über die auch die eigentumsfreundlichste Agrarpolitik nicht hinweggehen kann. In keinem anderen Wirtschaftszweig ist auch während der sogenannten „liberalen" Expansionszeit das Bewußtsein der überindividuellen Gebundenheit und Verantwortlichkeit so lebendig geblieben wie in der Landwirtschaft. In keinem anderen Wirtschaftszweig geht aber auch der persönliche Besitz, d. h. die unmittelbare verantwortliche Bindung des Menschen an seine Wirtschaft so weit. Infolgedessen müssen sich die sozialen Forderungen im Landbau heute auf ein gewisses „geistiges Obereigentum" des Volkes, Staates und der Familie beschränken: der Grundbesitzer soll sich als erblicher Lehensträger eines „Überorganismus" fühlen. Wie tief dieses Gefühl früher eingewurzelt war, zeigt der Umstand, daß zur Zeit der gebundenen Grundbesitzordnung sogar freie Güter als „Gotteslehen" bezeichnet wurden. Man zitiert zur Kennzeichnung des Lehenssystems gern das Wort: „nulle terre sans seigneur"; aber man müßte es auch ergänzen durch den ebenso berechtigten Zusatz: „et nul seigneur sans seigneur". Brentano hatte in den Agrarrechtsbestrebungen seiner Zeit diese zutiefst lehensrechtliche Wurzel wohl erkannt. Er wußte als „Bürger" um ihre Stärke, und sein ganzer Lebenskampf galt der „neuen Feudalität", von der er zu wissen glaubte, daß es die alte sei. Daß dieser Kampf Brentanos (der hier als Exponent einer ganzen Schule genannt ist) unter der Flagge des „Sozialen" segelte, beweist die ungewöhnliche Verkehrung aller Fronten, sobald es sich um das Agrarrecht handelt. In Wirklichkeit bekämpfte er damit die einzige soziale Forderung, die wirklich an den Landbau gestellt werden kann, das wirkliche „Ethos des Grundbesitzes" (Lorenz von Stein). Man wird ohnehin bei tieferem Einblick in die mittelalterliche Literatur inne, daß „feudum" als sittliche Forderung verstanden werden wollte. Es ist also notwendig in Kauf zu nehmen, daß die Reagrarisierung zugleich wahrscheinlich eine Refeudalisierung bedeuten wird. Als eine neue Erscheinung würde man diesen kommenden Feudalismus nicht mit der Erscheinungsform dessen vergleichen dürfen, was in unseren Tagen so genannt wird, sondern etwa mit jenen wirtschaftlichen und ständischen Bindungen, mit denen die Spätantike eine zerfallende „Welt"-Wirtschaft in neue Formen überzuführen suchte. Wer nach wirtschaftshistorischen Vorbildern sucht, sei nachdrücklich auf das 2. bis 5. Jahrhundert hingewiesen.

Jedenfalls wirkte auch in dieser Hinsicht der Krieg als der gewaltige Katalysator, der die Geister für neue Gesichtspunkte reif machte. Der Gedanke, einen Hof als eine Art erblichen Staatslehens und nicht als Eigentum im Sinne des Privatrechts zu besitzen, wäre noch vor 1914 absurd erschienen. Die unlösbare Verbundenheit, in die durch den Krieg Staat und Wirtschaft geraten sind (mag sich die öffentliche Hand als Unternehmer auch ganz zurückziehen), hat ähnliche Gedanken in einem Umfang wachsen lassen, daß die ersten ernst zu nehmenden Pläne vorliegen. Trotzdem handelt es sich bei dieser Weiterung zunächst nur um eine gewisse geistige Bereitschaft; und es ist unbekannt, wieweit sich die Entwick-

lung in absehbarer Zeit dieses vorgedachten Geleises bedienen wird. Hinsichtlich eines Agrarrechtes im obengenannten Sinn ist die Entwicklung weiter vorgeschritten. In dem Augenblick, da die erzwungene Phase der Beschränkung der Agrarpolitik auf die drängenden handelspolitischen Fragen zu Ende gegangen sein wird, werden sich jene ungleich größeren Möglichkeiten des agrarpolitischen Handelns wieder öffnen, an denen sich höchste staatsmännische Kunst erweisen kann. Die Neuordnung des Verhältnisses eines Volks zu seinem Boden wird zu den größten denkbaren Aufgaben zu rechnen sein. Genau so, wie man in der Klimatologie die ungeheure Bedeutung des Mikroklimas scheinbar neuentdeckt hat, könnte man die Agrarpolitik das Mikroklima der Geopolitik nennen.

Über die ungeheuere Gefährlichkeit der Agrargesetzgebung als Werkzeug wird und darf niemand im Unklaren sein. Die Andeutungen über den Ablauf der passiven Reagrarisierung lassen immerhin doch die Ansatzpunkte der Brüche und Verluste ahnen, die den ländlichen ebenso wie den städtischen Bevölkerungsteil treffen müßten. Die Hauptgefahr bei planmäßigem Einsatz der Agrargesetzgebung im sozialen Umbau, d. h. wenn aus der Not eine Tugend gemacht werden soll, ist die Wahl des Zeitpunktes, und zwar sowohl hinsichtlich der kurzwelligen Konjunktur wie der langen Welle. Es ist z. B. durchaus möglich, mit der Einführung eines Agrarrechts alle Ansätze der Wiedererholung des zerrütteten Kreditwesens zu zerschlagen. Andererseits ist es die persönliche Überzeugung des Verfassers, daß die Durchsetzung eines Agrarrechts zu einer Zeit, in der alle Voraussetzungen für einen Aufschwung des Städtewesens vorhanden sind, sinnlos wäre. Sie hatte sich ja auch in Deutschland bis 1914 als unmöglich herausgestellt. Das Schicksal der Gracchen erscheint nicht zufällig, sondern gesetzmäßig bedingt. Der klassische Moment für die Einführung des Agrargesetzes ist und bleibt wohl der Umkehrpunkt der großen Kurve, wenn die Entwicklung der Städte zu einem gewissen Stillstand gekommen ist und ihre werbende Idee nachläßt; wenn eine unkontrollierte Reagrarisierung mit allen ihren wenig wünschenswerten Erscheinungen („Stadtflucht") und damit eine direkte, mit anderen Mitteln nicht abwendbare Bedrohung des noch vorhandenen ländlichen Menschenbestandes einsetzt. Die Bestimmung dieses Zeitpunktes ist schwierig und verantwortungsvoll. Denn eine so grundlegende Umstellung wie die Einführung einer neuen Agrarverfassung kann schon von sich aus die Kurve der zivilisatorischen Entwicklung eines Volks zum Umschlagen bringen.

Es mußte hier viel von Wirkungen geredet werden, die in fernerer Zukunft liegen können. Wirkung in fernere Zukunft ist aber die Aufgabe der Boden- und Erbrechtspolitik. Jede Agrarpolitik, die nicht ein bis zwei Generationen vorausgedacht war, hat sich immer bitter gerächt. Und dem Agrarpolitiker selbst erklingt der alte Warnruf aus Ciceros Offizien:

„Qui vero agrariam tentant...!"

HANS HARMSEN:

Ziele und Möglichkeiten deutscher Bevölkerungspolitik

Die Familie ist Grundlage aller Bevölkerungspolitik.

Wir hören in diesen Wochen und Monaten das neue Bekenntnis zu Volk und Volkstum als Ziel einer Einheit, die die trennenden Gegensätze der sozialen Schichten und zahllosen Parteiungen beseitigen soll. Der Abkehr von der individualistischen Denkweise und der auf die Einzelperson oder bestimmte soziale Schichten abgestellten Wohlfahrt entspricht die Förderung der gesunden Familie als letzter völkischer Lebenseinheit. Diese neue Hochschätzung der Familie ist aber schon seit Jahren vorbereitet. Zunächst ließen eingehende Untersuchungen über die zunehmende Verstädterung der europäischen Völker und der sich damit ausbreitenden Wurzellosigkeit unserer Bevölkerung die Symptome der Erschütterung und Auflösung der Familie immer deutlicher hervortreten. Die in den letzten Jahren zunehmende wirtschaftliche Verelendung und Belastung hat uns auf der andern Seite aber auch die Kräfte der Selbstbehauptung und des Widerstandes deutlich gemacht, die sich in der Familie trotz aller Mißachtung ihrer Lebensbedingungen erhalten haben. Nicht zufällig stellte deshalb der 2. Internationale Kongreß für soziale Arbeit, der vom 10.—14. Juli in Frankfurt a. M. zusammentrat, die Familie in den Mittelpunkt seiner Untersuchung. Aufschlußreich sind in dieser Richtung auch die Ergebnisse der Forschungen, die von der „Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit" über „Bestand und die Erschütterung der Familie in der Gegenwart" unter Leitung von Alice Salomon durchgeführt und im Verlag von Richard Müller-Eberswalde veröffentlicht sind.

So manche Kreise bezeichneten die Familie als eine überholte und überwundene Einrichtung und glaubten ihre Aufgaben heute auf andere Weise zweckmäßiger erfüllen zu können, beispielsweise durch die genossenschaftliche Form des Haushaltes oder durch die Anstaltserziehung der Kinder.

Heute stehen wir vor dem Ende der oft mit recht großen finanziellen Mitteln begonnenen Ersatzeinrichtungen und beladen die Familie mit den alten Aufgaben, die sie unter wesentlich erschwerten inneren und äußeren Existenzbedingungen bewältigt. Bisher hat sich die Institution der Ehe und Familie gegen alle Zerreißproben und gegen den Überdruck innerer und äußerer Spannungen behauptet. Dennoch darf man nicht verkennen, daß viele Symptome dafür sprechen, daß ihre Belastungsgrenze erreicht ist. Der Geburtensturz in Deutschland bis auf 15 a. T. der Bevölkerung im Jahre 1932 ist ein ebenso deutliches Warnungssignal wie die von Zeiß mündlich berichtete Tatsache, daß bei seinen Reihenuntersuchungen von Kindern in den Notstandsgebieten Thüringens ausgesprochene Hungertypen von Kindern nicht etwa nur in der Schicht der Erwerbslosen und öffentlich unterstützten Bevöl-

kerung zu finden sind, sondern sehr häufig bei Familien, die noch erwerbstätig sind, deren Lebenshaltung aber durch die Herabsetzung des Einkommens und die steuerliche Überbelastung unter dem Existenzminimum liegt!

Fehlerhafte Grundlagen der bisherigen Sozialpolitik.

Ausgangspunkt der sozialpolitischen Entwicklung in Deutschland war der Staats- und Gemeinschaftsbegriff der deutschen idealistischen Philosophie. Die staatliche Sozialpolitik des in Versailles gegründeten zweiten Deutschen Reiches suchte den Weg zum Aufbau eines neuen gesunden Volkskörpers durch bewußte Korrektur der Schäden, die eine eigengesetzliche Wirtschaft vor allem für die wirtschaftlich Schwachen zur Folge haben mußte. Die der deutschen Sozialpolitik zweifellos innewohnenden starken ethischen Kräfte waren bestimmt von der Idee der Hilfsverpflichtung für diejenigen Gruppen oder Glieder unseres Volkes, die durch die Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung besonders benachteiligt und gefährdet wurden. Die zunächst gegen schwerste Widerstände seitens der Arbeitnehmer aufgebauten Einrichtungen der Sozialversicherung, die erst im Laufe der Jahre zu einer besonderen Domäne der Gewerkschaftsbürokratie geworden sind, haben durch ihre Leistungen auf dem Gebiete der Krankenversorgung und Gesundheitsfürsorge Großes zur Erhaltung der Familie beigetragen. Wir erkennen aber heute mit aller Deutlichkeit nicht nur die Grenze der Belastungsmöglichkeit unserer Träger der Sozialversicherung, sondern ebenso die Grenze der Heilsamkeit sozialpolitischer Hilfsmaßnahmen überhaupt. Nicht ohne Grund wurde von der Zentrumsabgeordneten Helene Wessel bereits im Jahre 1931 die „Lebenshaltung aus Fürsorge und aus Erwerbstätigkeit" im Rahmen einer Untersuchung über den Kostenaufwand für Sozialversicherung, Fürsorge und Versorgung im Vergleich zum Familieneinkommen aus Erwerbstätigkeit gegenübergestellt. Neben der heilsamen und schützenden Wirkung sozialpolitischer Maßnahmen erkennen wir heute zugleich auch die Gefahren, die eine überspannte Fürsorge nicht nur für den einzelnen, sondern für den Volkskörper als Ganzes hat. Einschneidende Reformen werden geplant. Täuschen wir uns aber nicht darüber, daß die Erneuerung einer Sozialpolitik nur möglich sein wird, wenn zugleich auch eine tiefgreifende Neugestaltung des gesamten ökonomischen Prozesses im Rahmen einer neuen Wirtschaftsordnung erfolgt.

Unser Volkskörper wird volkswirtschaftliche Krisen ebenso wie sozialpolitische Experimente ertragen, wenn er in seiner inneren Lebenssphäre gesund ist. Die Veränderungen des äußeren Weltbildes, die Errungenschaften technischer Fortschritts haben aber eine bedenkliche Verfälschung und Entleerung letzter Lebenswerte mit sich gebracht. Offenbar wird diese Entwicklung in dem Zerfall des religiösen Lebens und in der biologischen Lebenskrise unseres Volkes. Unkenntnis und

Nichtachtung der geheimnisvollen Lebensvorgänge innerhalb des Volkskörpers haben zu wirtschaftlich bedenklichen und schwankenden sozialpolitischen Maßnahmen geführt. Wohl enthält die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 in dem Artikel 119 ein offenes Bekenntnis zur Ehe als der Grundlage des Familienlebens und stellte die Erhaltung und Vermehrung der Nation unter ihren besonderen Schutz. Die Reinerhaltung, Gesundung und soziale Förderung der Familie wurde zur Aufgabe des Staates und der Gemeinden erklärt. Kinderreichen Familien wurde der Anspruch auf ausgleichende Fürsorge verbürgt; aller Mutterschaft ein Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge des Staates zugebilligt. Die Artikel 120, 121, 122 sowie 146,3, 151,1 und 155,1 enthalten weitere Forderungen, die den Schutz der Familie und ihre Verwurzelung in dem deutschen Boden gewährleisten sollten.

Um so unbegreiflicher ist es, daß diese durchaus richtig erkannten Grundsätze nicht nur nicht erfüllt, sondern in der Praxis geradezu mißachtet worden sind. Die gesamte Wirtschafts- und Steuerpolitik, das Wohnungs- und Siedlungswesen und die Regelung der Erziehung trägt einen ausgesprochen familienfeindlichen Charakter. Der von Severing als Reichsminister des Innern berufene Reichsausschuß für Bevölkerungsfragen, dessen Arbeiten mangels Mitteln vor längerer Zeit eingestellt wurden, hat mehrfach Gelegenheit genommen, auf die Untragbarkeit der notverordneten familienfeindlichen Maßnahmen hinzuweisen. Beispiele über die zahlenmäßige Auswirkung der gesetzlichen Bestimmungen hat der Geschäftsführer des Reichsbundes der Kinderreichen, Max Dix, im Band I/1932 des Archivs für Bevölkerungspolitik, Sexualethik und Familienkunde gegeben. So klafft ein unvereinbarer Widerspruch zwischen der theoretischen Erkenntnis von der Notwendigkeit eines gerechten Ausgleichs der Familienlasten, die von der Reichsverfassung bestätigt, von allen staats- und sozialpolitisch verantwortlichen Kreisen anerkannt wurde und den praktischen wirtschafts- und sozialpolitischen Maßnahmen. Man erörterte allenfalls bevölkerungspolitische Fragen, die praktischen Maßnahmen wurden aber ausschließlich von gewerkschafts-, wirtschafts- oder finanzpolitischen Gesichtspunkten aus unter Hintansetzung völkischer Notwendigkeiten entschieden.

Im Jahre 1914 war das steigende Interesse, das bevölkerungspolitischen Fragen in der Öffentlichkeit entgegengebracht wurde, durch nationale machtpolitische Gesichtspunkte bedingt. Das Offenbarwerden des deutschen Geburtenrückgangs und der Kampf um die Erhaltung der Nation veranlaßte die Begründung einer „Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik". Die meisten wertvollen Ansatzpunkte der zunächst geleisteten wissenschaftlichen Arbeit und Aufklärung gingen aber in den Nachkriegsjahren verloren, als die dann herrschenden Regierungskreise unter dem Druck einer relativen Übervölkerung sich der Verwirklichung bevölkerungspolitischer Forderungen weithin verschlossen. Selbst dem führenden Sozialhygieniker Grotjahn gelang es trotz seiner Parteizugehörigkeit nicht, die Kreise der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften für eine vorausschauende Familienpolitik zur

Erhaltung unseres Bevölkerungsbestandes zu gewinnen. Er wurde trotz seiner international anerkannten Bedeutung von den Beratungen der Partei über bevölkerungspolitische Fragen ausgeschlossen. Ist nicht auch die planmäßige Organisation von Vereinen zur Kleinhaltung der Familie, die überwiegend in enger Verbindung zur SPD. aufgebaut wurden (vgl. die monographische Darstellung Lehfeldts, „Laienorganisationen für Geburtenregelung", Band II/1932 des Archivs für Bevölkerungspolitik, Sexualethik und Familienkunde), ein deutlicher Beweis für die hier herrschende Instinktlosigkeit letzten biologischen und politischen Lebensfragen gegenüber?

Bevölkerungspolitik als Teil der Sozialpolitik.

In einer Staatsführung, die sich bewußt auf die innere und äußere Erneuerung des Volkes hin ausrichtet, werden die bevölkerungspolitischen Forderungen von ausschlaggebender Bedeutung sein müssen. Der neuerwachte völkische Lebenswille wird seinen Ausdruck nicht nur in dem Bekenntnis zur Ehe und Familie, sondern in der Verwirklichung bevölkerungspolitischer Forderungen finden müssen.

Ziel einer deutschen Bevölkerungspolitik muß zumindest die Erhaltung, wenn nicht die Mehrung unseres Volksbestandes unter Berücksichtigung der sozialen Brauchbarkeit und körperlicher wie seelischer Tüchtigkeit aller Volksglieder sein. Die Aufgaben der Bevölkerungspolitik sind daher sowohl quantitative wie qualitative. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die letzten entscheidenden Vorgänge sich nicht in der Ebene des wirtschaftlich Zweckhaften abspielen, sondern im Irrationalen. Daraus ergibt sich von vornherein auch die Begrenzung der Wirksamkeit aller äußeren staatlichen und sozialen Maßnahmen hinsichtlich des Werdens von neuem Leben. Trotzdem darf aber die Bedeutung praktischer bevölkerungspolitischer Maßnahmen nicht unterschätzt werden. Dieselben sind durch kulturpolitische Maßnahmen, durch Erziehung und planmäßige Volksaufklärung zu unterstützen.

Die Wirksamkeit praktischer bevölkerungspolitischer Maßnahmen ist vor allem in Frankreich, Belgien und Italien erwiesen worden. Frankreich als ehemaliges klassisches Land des Geburtenrückgangs hat in den letzten dreißig Jahren ein nahezu umfassendes System wirtschafts-, sozial- und kulturpolitischer Maßnahmen zur Hebung seiner Geburtenzahl geschaffen. Es ist eine besondere Eigenart der französischen Gesetzgebung, daß fast überall Sondervergünstigungen für Kinderreiche eingebaut werden. Der französische Minister des Gesundheitswesens und die parlamentarischen Gruppen zur „Verteidigung" kinderreicher Familien sehen in dieser Vielheit von Maßnahmen eine wesentliche Propagandamöglichkeit für das Kind[1]).

Belgien hat die Grundgedanken der französischen Gesetzgebung aufgegriffen und in kurzer Zeit erstaunlich zur Geltung gebracht. Von allen Kreisen wird die

[1]) Vgl. Harmsen: „Die französische Sozialgesetzgebung im Dienste des Geburtenrückgangs", Richard Schoetz Verlag, Berlin 1925, und „Bevölkerungsprobleme Frankreichs", Kurt Vowinckel Verlag, Berlin-Grunewald 1927.

Fürsorge für die kinderreiche Familien als staatsnotwendige Maßnahme anerkannt. Der Bund der Kinderreichen in Belgien vermochte in wenigen Jahren über die Hälfte der kinderreichen Familien des Landes zu organisieren und umfaßt bereits mehr als ein Achtel der gesamten Bevölkerung. Das Gesetz vom 4. August 1930 hat die Ausgleichskassen einheitlich für das ganze Land geregelt.

Während in Belgien der Schutz und die Fürsorge für die Kinderreichen ausgesprochen den Charakter einer Volksbewegung hat, ist die politische und wirtschaftliche Bedeutung einer gesunden Bevölkerungsvermehrung zuerst von dem leitenden Staatsmann Italiens, Mussolini, nicht nur anerkannt, sondern dadurch verwirklicht worden, daß bevölkerungspolitische Maßnahmen organisch in das System des neuen Staatsaufbaus eingegliedert wurden[1]).

Über die Möglichkeiten des Ausgleichs der Familienlasten gibt es auch bei uns seit langem beachtliche Vorschläge. In erster Linie ist der vorbildliche „Entwurf einer Beihilfenordnung" zu nennen, der 1916 von dem späteren Reichsgerichtsrat Alois Zeiler veröffentlicht wurde. Den verschiedenartigen sozialen Lebensbedingungen wurde in einem fein differenzierten System Rechnung getragen und die praktische Durchführbarkeit der Methode an dem Beispiel einer kleinen Mittelstadt unter genauer Berücksichtigung der demographischen und steuerlichen Verhältnisse bewiesen. Spätere Vorschläge, wie insbesonders der des Rektors Thiede, beschränkten sich auf die Beamtenbesoldung. Grotjahn versuchte 1925 durch die Veröffentlichung seines „Entwurfs einer Elternschaftsversicherung" aus Gründen der Leistungsfähigkeit eine Eingliederung bevölkerungspolitischer Maßnahmen in das System der Sozialversicherung zu erreichen. Die Pläne einer solchen Elternschaftsversicherung sind dann von Burgdörfer ergänzt worden, während Lenz vor allem die Möglichkeiten eines Ausgleichs der Familienlasten durch ein System der degressiven Staffelung der Steuernachlässe für Familienangehörige bei progressiver Staffelung der Steuersätze empfahl. Eine genaue Darstellung aller dieser Vorschläge enthält Harmsen, Praktische Bevölkerungspolitik, Berlin 1931, Juncker & Dünnhaupt.

Pläne und Entwürfe.

Die politische Entwicklung des letzten Jahres hat die NSDAP. zur größten Partei Deutschlands werden lassen, in Händen ihres Führers Adolf Hitler liegt die entscheidende politische Macht. Man darf wohl annehmen, daß entsprechend den bisher von der Partei vertretenen Forderungen nun schnell auch praktische Maßnahmen folgen werden. Jedenfalls sind bereits in den ersten Tagen der neuen Regierung eine stattliche Zahl von Verordnungen zur Bekämpfung der öffentlichen

[1]) Vgl. Harmsen: Bevölkerungspolitik des italienischen Faschismus, Schriften zur Bevölkerungspolitik der Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung, Berlin 1929. Auszug daraus in Heft 2, 1933.

Unsittlichkeit erschienen, die die Auswüchse der Prostitution und der Nacktkultur, im Schankstättenwesen und Buchhandel beseitigen sollen.

Zwar fehlt es bisher an einer parteioffiziösen Stellungnahme zu den Fragen der Bevölkerungspolitik und Rassenpflege. Das für die Kenntnis der nationalsozialistischen Bewegung und ihres Führers grundlegende Werk von Adolf Hitler „Mein Kampf", Verlag Franz Eher, München, wie auch die Veröffentlichung von Prof. Dr. M. Staemmler, Chemnitz, „Rassenpflege im völkischen Staat", J. F. Lehmann, München 1933, lassen aber deutlich den Rahmen der erstrebten Maßnahmen erkennen (vgl. Bevölkerungspolitik und Rassenpflege des Nationalsozialismus, Archiv für Bevölkerungspolitik, Sexualethik und Familienkunde, Band I/1933). Voran stehen rassenpflegerische Forderungen, die nicht nur auf eine Beseitigung fremdvölkischer Schmarotzer, sondern bewußt auf eine Scheidung der Rassen hinauslaufen. Beachtlich ist die Zurückhaltung, die gegenüber der in den letzten Jahren mitunter erhobenen Forderung der Vernichtung sogenannten lebensunwerten Lebens geübt wird. Von Parteiführern ist wiederholt die Pflicht der Hilfe für die kranken und notleidenden Volksgenossen anerkannt worden; und Staemmler betont, daß niemals wirtschaftliche Gründe dazu führen dürfen, einen Menschen zu töten.

> „Der Kranke und der Elende, der Krüppel, Blinde und Taubstumme ist genau so unser Volksgenosse wie der Künstler und Gelehrte und Staatsmann. Die Allgemeinheit hat die Pflicht, sich für jeden Volksgenossen einzusetzen, ihm zu helfen, wenn er Hilfe braucht und sich nicht selber helfen kann." (S. 92.)

Andererseits aber wird wiederholt betont, daß vom Staat nur die gesunde Familie gefördert werden dürfe. Rasseämter sollen eine rassische Bestandsaufnahme des Volkes durchführen und auf Grund eines Gesundheitspasses den Erbwert der einzelnen Persönlichkeiten und Familien feststellen, um auf Grund dieser Kenntnisse quantitative bevölkerungspolitische Maßnahmen mit dem Gesichtspunkt der qualitativen Forderung zu verbinden. Endlich wird man sich bemühen, schwere Erbkrankheiten und Erbgesundheitsschäden zu verringern. Die in den letzten Jahren von den verschiedensten ärztlichen und richterlichen Kreisen (man vergleiche die Entschließung des Deutschen Ärztevereinsbundes in Hannover, die Tagung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung in Frankfurt a. M. und die Beschlüsse des Preußischen Landesgesundheitsrats, die bereits zu dem Entwurf eines Sterilisierungsgesetzes geführt haben) erhobene Forderung auf Unfruchtbarmachung erblich schwer Belasteter wird wohl in Kürze eine gesetzliche Regelung erfahren, und es ist anzunehmen, daß diese Maßnahmen eine sinnvolle Ergänzung durch die erweiterte Möglichkeit der Bewahrung sozial Haltloser und einer Verwahrung gemeingefährlicher und antisozialer Personen erfahren wird. Eine grundlegende Änderung des Steuersystems zum Zweck des Ausgleichs der Familienlasten wird mit einer Reform des Erbrechtes und Neugestaltung des Anspruchs auf Pension einhergehen, der nach den Vorschlägen Staemmlers beispielsweise erst gegeben sein

soll, wenn die betreffenden Beamten auch in bezug auf Kinderzahl ihre Pflicht gegenüber dem Volksganzen erfüllt haben.

Wir dürfen also erwarten, daß seitens des Staates die Möglichkeiten für praktische bevölkerungspolitische Maßnahmen geschaffen werden. Die Entscheidung über Leben oder Sterben unseres Volkes wird aber letztlich weder auf der Ebene der Rassenscheidung noch einer wirtschaftlicher Förderung der Familie fallen. Jede wirkliche Ehe fordert eine letzte Entscheidung von Mensch zu Mensch; sie kann nur auf der Grundlage innerster religiöser Bindung lebenskräftig zur gesunden Familie gestaltet werden. Die Frage der Wahl des richtigen Partners, die Entscheidung über die Wege der in unserer Zeit notwendigen Geburtenregelung kann zwar durch Aufklärung, Erziehung und gesetzliche Handhabung erleichtert werden, ihre Lösung ist aber nur aus einer letzten Glaubenshaltung möglich. Nur eine innere Erneuerung wird deshalb der äußeren Gestaltung Bestand verleihen. Wir wissen, daß bevölkerungspolitische Maßnahmen für die Erhaltung unseres Volkes nicht das letzte sind, wohl aber werden sie im Rahmen der staatspolitischen Maßnahmen an erster Stelle stehen müssen.

CARL G. HARKE:

Der Harzraum, der Herzraum des Reiches!

Die Frage der Hauptstadt im bündisch gegliederten Reich

Um eine Frage in Fluß zu bringen, über die man in Deutschland genau so nachdenken müßte, wie USAmerikaner und Australier, Chinesen und Inder für Krieg und Frieden, die Japaner für den Kriegsfall es längst getan haben, bringen wir einen temperamentvollen und warmherzigen Vorschlag aus Niedersachsen für einen wehrgeographisch und volkspolitisch tüchtigeren Kernraum des zurückgeschnittenen Reiches, der zunächst mindestens so vorbereitet werden müßte wie die Großkampfbefehlstelle eines vorerst noch in seiner Unterkunft an stiller Front gelassenen Führerstabes.

Vergessen mag dabei nicht werden, daß die niedersächsische Weser der einzige selbständige deutsche Strom ist, über den nicht seit Versailles fremde Mehrheiten in Stromkommissionen mitreden! Das Beispiel der Sowjet-Hauptstadtflucht vom grenznahen Petersburg nach Moskau, des Verpackens der französischen Regierung für Bordeaux aus dem zentralen gefährdeten Paris 1914, des Verräumens der japanischen Zentralgewalt 1894 und 1904 von der unruhigen Großstadt Tokyo nach Hiroshima verrät uns, daß sehr lebenstüchtige Mächte solchen Gedanken längst nähergetreten sind.

Geprüft also müssen sie werden!

K. Haushofer.

„Berlin ist heute die unfruchtbarste Stadt der Welt." Benito Mussolini.

Aufgabe der Geopolitik ist es, die Lebensbedingungen eines Volkes im Hinblick auf seine erdhafte Verwurzelung zu untersuchen und die Umstände und Voraussetzungen klarzulegen, die eine Besserung seiner Lebenslage ermöglichen. Kein Volk Europas hat mehr Anlaß, die Stimme des „geographischen Gewissens" zu beachten, als unser deutsches, dessen Heimat ringsum von feindlichen Mächten umgeben ist. Der „Sinn" des Weltkrieges war die Zertrümmerung und möglichste

Aufteilung des „Deutschen Reiches". Das letztere gelang nicht, die Grenzräume aber wurden überall zu unseren Ungunsten verändert, über 70 000 qkm bisherigen Reichsbodens uns entrissen.

Nirgendwo sind die Gebietsverluste nun von so tief einschneidender Bedeutung geworden wie im preußisch-schlesischen Raume. Über 46 000 qkm wertvollsten Bodens fielen dem polnischen Reiche zu, das seine heutige politische Selbständigkeit allein den deutschen Waffen zu verdanken hat. Ostpreußen, das Kernland des preußischen Staates, wurde zur „Insel", Danzig zum „Freistaat", Oberschlesien sinnlos zerteilt. — Dazu kam die Errichtung des sogenannten tschechoslowakischen Staates auf ehemaligem österreichischem Reichsboden, so daß Schlesien nun auch vom Süden her von einer slawischen Macht bedroht ist.

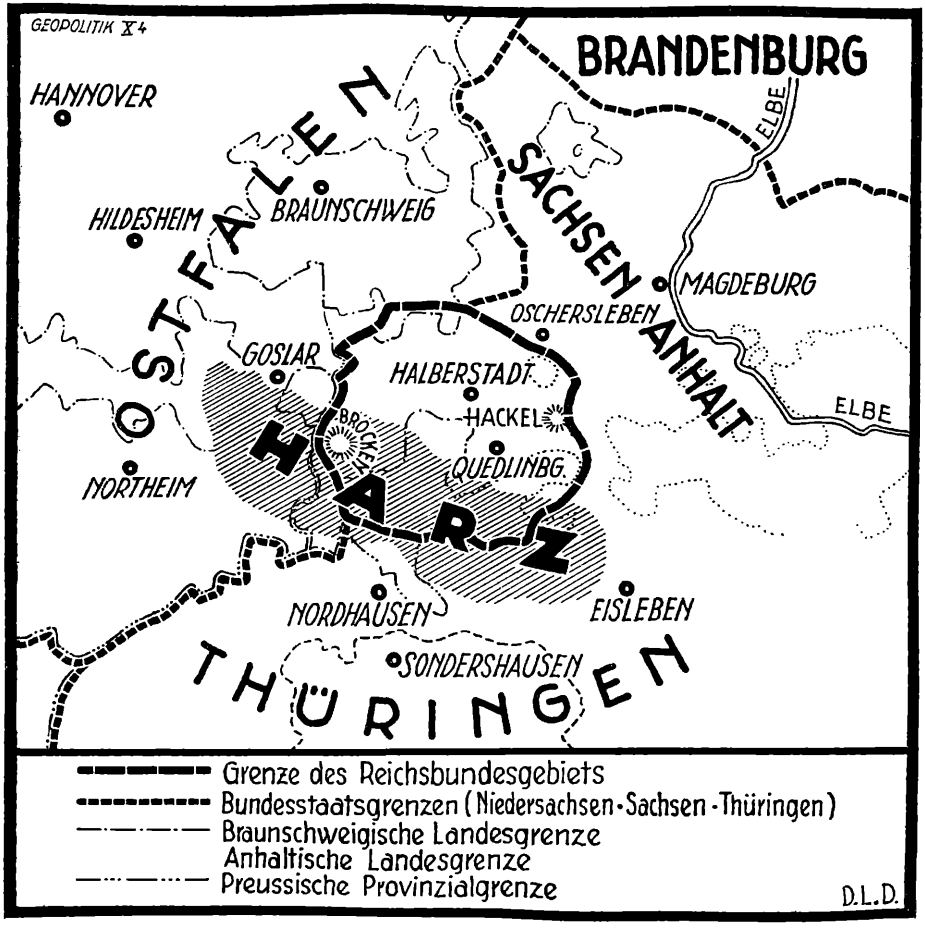
Dieser furchtbare Raumverlust des Deutschtums gegenüber dem Slawentum war nur möglich, weil der innere (völkische) Aufbau sowohl des preußischen wie auch des österreichischen Staates keineswegs den Anforderungen entsprach, die im Sinne einer wirklichen Durchdringung und damit Sicherung des Raumes zwischen der Danziger Bucht und den Karpathenzügen hätten erhoben werden müssen. Das völlige Versagen der sogenannten preußischen Ansiedlungspolitik im dünnbevölkerten Ostraum wäre besonders zu erwähnen, denn hier berühren wir eine der Kernfragen deutscher staatlicher Erneuerung überhaupt.

Wir stehen heute vor der Aufgabe, aus dem Raumabwehrkampf, in den wir gedrängt wurden, wieder zum Raumausweitungskampf überzugehen, wie dieser einst zur Zeit des Deutschen Ordens und der Hanse im ganzen niederdeutschen Nordosten geführt wurde. Unser Volk braucht die Brücke zum weiteren Osten, die ungestörte Verbindung zum baltischen und ukrainischen Raum, denn nur hier findet es zukünftig jene lebensweiten Entfaltungsmöglichkeiten, die ihm seine Gesamtstellung in Europa sichern können. — Von allergrößter Wichtigkeit ist also die Wiedergewinnung einer Raumstoßkraft im Innern unseres Reiches selber. Nur aus innerer Gesundung kann jener Überdruck gewonnen werden, den eine Staatsleitung gebraucht, um Raumforderungen zu erheben und dann auch durchzusetzen — wie dies beispielsweise die Japaner heute meisterhaft verstehen.

Untersuchen wir die Ursachen der so erfolgreichen altsächsischen wie mittelalterlichen deutschen Ostpolitik wie die der so erfolglosen nachfriderizianischen preußischen, so finden wir, daß das Verhältnis des einzelnen zu seiner Volksgemeinschaft wie zum „Staate" dabei von größter Bedeutung ist. Als freie Bauern unter freiem Recht kamen einst die besten Kräfte ins deutsche Ostland, späterhin gab es nur „Untertanen", bei denen selbst der einst grundlegende Unterschied zwischen deutscher und undeutscher Geburtsherkunft nicht mehr ins Gewicht fiel. Der unvölkische Aufbau des preußischen Staates wurde dem Deutschtum zum Verhängnis.

„Der Zwang zur Ostpolitik" (vgl. Hans Schwarz: „Die Preußische Frage"), der

für einen Friedrich den Großen noch gegeben war, weil das Gebiet seines Staates im Oderraume seinen Schwerpunkt fand, ging später verloren; „Preußen" verlor sein geographisches Gesicht, das immer nur nach Osten gerichtet sein kann, denn als des Reiches Ostmark wurde es groß. Immer aber kann ein Staat nur wachsen



und gedeihen, wenn die Kräfte, die ihn schufen, noch in ihm lebendig sind. Hierum handelt es sich heute.

Der Zusammenbruch des zweiten Kaiserreiches im Jahre 1918 hat eine Entwicklung beendet, die gekennzeichnet war durch das „Hausmachtstreben" der verschiedenen großen und kleinen Fürstenhäuser, die auf Kosten der Raumeinheit und Macht des alten deutschen Königreiches groß wurden. Die für die Herausbildung eines wirklich beherrschenden Machtmittelpunktes so äußerst ungünstige Gestaltung des deutschen Lebensraumes zwischen den Alpen und den Meeren im

Norden begünstigte Sonderentwicklungen in den durch Gebirgszüge getrennten großen Stromlandschaften ebensosehr, wie eine Wiederzusammenfassung erschwert wurde. Rhein-Main-, Donau- und Elb-Oder-Raum standen nach Zerfall des alten Reiches gegeneinander. Weder Frankfurt, noch Wien, noch Berlin können für sich in Anspruch nehmen, wirklich als gegebener geographischer Mittelpunkt des Reiches zu gelten. Dieser liegt vielmehr, nach Kjellén, im Raum um Magdeburg.

Die raumschöpferischen Kräfte des Reiches lagen von jeher im Volkstum seiner großen Stämme, aus denen die Reichsgemeinschaft durch die fränkische und dann die sächsische Führung erwuchs. Die Zerschlagung und Aufteilung der großräumigen Stammesherzogtümer, die Auflösung des wesenhaft in seinen Landschaften begründeten Reiches Heinrichs I. muß als die tiefste Ursache des späteren Machtverfalls unseres Volkes gewertet werden.

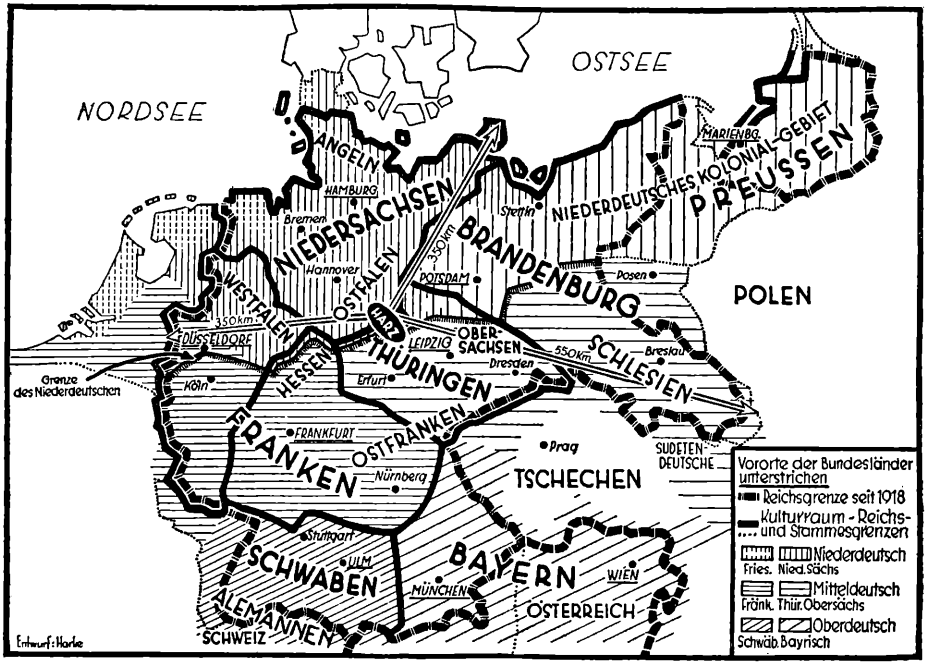
Heute nun ist es möglich, jene „radikale" — wurzelhafte — Erneuerung des Reichsaufbaus aus den Grundkräften des Volkes vorzunehmen, die ein Paul de Lagarde schon gefordert hat, heute können jene Raumeinheiten im Reiche wieder zusammengefügt werden und zu neuer Stoßkraft nach außen erwachen, die nach der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" in Ohnmacht versanken. Nicht mehr die „Basis des dynastischen Familienbesitzes" — die Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" so kritisch beleuchtet —, sondern die des sich bluts- und gesinnungsmäßig verbunden fühlenden Volkstums der geographisch wirksamen Landschaften wird heute das Bild des Reiches formen.

Betrachten wir nun unter diesen Gesichtspunkten die Lage der heutigen „Reichshauptstadt" Berlin wie die Eigenart dieser Viermillionenstadt, dann wird uns klar, daß die Anforderungen, die wir an den Machtmittelpunkt des Reiches in geopolitischer Hinsicht stellen müssen, hier nicht gegeben sein können. Die Lage der Hauptstadt, der Stelle, an der alle leitenden Kräfte zusammentreffen, um sich in neue Auswirkungen umzusetzen, ist von jeher wichtig, oft für das Schicksal des Staates entscheidend gewesen. Wir kennen die Gunst der Lage der Stadt Paris wie auch die Moskaus im zentralrussischen Raum.

Deutschlands Landschaftsgefüge kennt nur einen Raum, der geographisch und geschichtlich sich annähernd mit den genannten fremden in Beziehung setzen ließe, den Harz-Saale-Raum, der das mittel-niederdeutsche Kerngebiet des Reiches beherrscht. Der Unterschied gegenüber sammelnden Tieflandsmittelpunkten ist deutlich. Der Harz liegt als vorgeschobene Gebirgsfestung in der niederdeutschen Ebene, er strahlt Raumkräfte aus — zieht sie nicht an —, verlangt eine bündische Gliederung im übrigen Reiche, die durch andere Höhenzüge gegeben ist. Der altgeschichtlich so bedeutsame Harzraum weckt raumschöpferische Kräfte, spricht doch Albert von Hofmann mit Recht von einer „Offensivseite" dieses einzigartigen Gebirges. Der Unterschied gegenüber dem Tieflandsammelpunkt Berlin ist bedeutend, ist wesenstief.

Berlin ist heute, um mit Henry Ford zu reden, wirtschaftlich und wehrgeopolitisch ein „hilfloses Ungeheuer", mit über 4000 Menschen auf den Quadratkilometer, nur 150 km von der polnischen und tschechischen Grenze entfernt, feindlichen Luftangriffen, ja sogar dem Beschuß von feindlichem Gebiet aus mit weittragender Artillerie schutzlos preisgegeben.

Die Verbindung Potsdam—Berlin wirkte so lange günstig, als sie nicht mit westelbischen Aufgaben belastet wurde; sie ist der Mittler zum weiteren Osten. Rheinraum wie Donauraum können von der Spreeweltstadt nicht erfaßt



Der Harz im stammesgemäß neugegliederten Reich (Entwurf G. Harke).

werden, 500 km trennen die niederländische, fast 600 die französische und italienische Grenze von ihr. München und Stuttgart, Klagenfurt, Graz und Wien sind ihr fremd und fast unerreichbar.

Als Berlin auf der Höhe seiner Macht stand, lebten über 60% der Deutschen auf dem Lande, heute (1930) sind es nur noch knapp 35%! Die Großstadtentwicklung ist eine ernste bevölkerungspolitische Gefahr geworden. Denn die Raumdurchdringungskraft eines Volkes ist untrennbar mit der Stärke seines Bauerntums verbunden. Nur bodenfrohe Menschen schaffen neue Lebensquellen, wagen den Zug in die Weite, den Kampf um den Raum. Aspaltwüsten töten das Leben. Auch deshalb ist Berlin als Hauptstadt des neuen Reiches unmöglich.

Der Mittelpunkt eines Reiches soll das Vorbild des Ganzen sein, soll sichtbarlich den Charakter des Ganzen betonen. Der Harzraum ist nun wahrhaft der Herzraum des Deutschen Reiches, denn hier liegen seine ewigen Kraftquellen, hier erwuchs es und durchpulste alle Teile gleichermaßen mit raumerfüllender Macht. Acht Jahre erst sind es her, daß das Rheinland wie die Brandenburger Mark ihre tausendjährige Zugehörigkeit zum Reiche feiern konnten. König Heinrich I., der Gründer Quedlinburgs und der anderen tausendjährigen Städte rings um den Harz, war es, der, auf seine Sachsen und die Franken gestützt, den deutschen Westen und Osten gewann, ohne den wir niemals die Gegenwart staatlich erlebt hätten.

Die umstehende Karte zeigt, wie günstig rein geographisch der Harzraum zwischen Flandern und Danzig, Nordmark und Südmark gelegen ist, wie er wahrhaft als Herzraum sich auswirkt. Ein hier — ähnlich wie der Staat Washington in USA. — errichtetes „Reichsbundesgebiet" (siehe Karte) würde dem deutschen Reichsgedanken jene raumfeste Verankerung geben, die seiner heutigen „Spitze" Berlin niemals eigen sein kann. Nicht „im", sondern „am" Verkehr muß ein echter Machtmittelpunkt liegen, nicht wehrlos, sondern wehrhaft muß des Reiches Herz sein, denn ständig umlauern es Gefahren. — Aus gleichen Erwägungen heraus verlegten die Türken ihre Hauptstadt von dem bedrohten Konstantinopel in die Hochlandsstadt Angora.

Nirgendwo spricht die deutsche Landschaft, spricht die deutsche Geschichte so zu uns, wie es hier im Raume der Bode und Oker der Fall ist. Uralte Kultplätze aus frühgermanischer Zeit umsäumen das romantische Bodetal und die Vorberge des Harzes. Mächtig, wie ein Gruß aus trotziger Urzeit selber, ragt der „Vater Brocken" ins Land, von Sagen und Ahnen des Volkes umflutet, wahrhaft Deutschlands „Heiliger Berg".

Doch der Menschen Taten künden uns ringsum von kühnem Kampf. Zwischen dem ostelbischen „Potsdam" und westsaalischen „Weimar", diesen zwei Eckpfeilern deutschen Denkens, liegt das tausendjährige Quedlinburg, des ersten Reiches wahre Hauptstadt. Von hier aus leitete König Heinrich seine Züge ins Slawenland, aus dem dann durch Askanier und Hohenzollern des Reiches mächtigste Mark erwachsen sollte. Hier also liegt die Wurzel der deutschen Ostpolitik! Hier am Nordrande des Harzgebirges, wohl geschützt durch die Höhen und die Niederung des Bruchgrabens (jenseits Halberstadt), wurde das deutsche Königtum für fast zwei Jahrhunderte bodenständig. Urkundlich wird es unter der Regierung Ottos III. „Metropolis", Hauptstadt des Reiches genannt. Sechzehn deutsche Könige („römische Kaiser") weilten hier 70mal längere Zeit und hielten wichtige Reichsversammlungen ab. Von 985 bis 1025 waren die „Quedlinburger Jahrbücher" die Hauptquelle der deutschen Geschichte.

Die Eigenart des seit 936 „reichsfreien" Stiftes verdient wohl unsere Beachtung, denn hier finden wir wahrhaft wurzelhaftes Werden vor. Bodenverbunden und artecht ist alles auch noch heute in der Blumenstadt Quedlinburg. Dom, Roland und Rathaus künden, wie auch in den Nachbarstädten, von einer deutschen Kernlandschaft. Alle deutschen Stämme sind hier irgendwie vertreten. (Hessen- und Schwabengau zwischen Harz und Saale!) Sachsen erbauten es, Wettin gab die Stiftsverfassung, Brandenburg wurde der letzte Herr. Alle deutschen Fürstenhäuser haben Töchter hier als Äbtissinnen aufzuweisen. Bande der Erinnerung gehen in alle Lande. — Doch die trotzige Zeit der großen Sachsenherrscher übertönt alles. Türme und Tore, Mauern und Burg grüßen aus großer Zeit.

Wehrgeographisch ist die Lage des Harzes günstig, soweit es in der Kleinräumig-

keit Mitteleuropas und angesichts der Fernwirkung moderner Waffen möglich ist. Von den am stärksten gefährdeten Grenzen ist er so weit entfernt, daß weittragende Geschütze ihn von feindlichem Boden aus nicht mehr erreichen. Gegen Gas- und Luftangriffe ist er wesentlich leichter zu sichern als die Großstadt Berlin. Der Harz hat die Reichweite nach Süden, die unbedingt erforderlich ist, ohne dabei von der „deutschen Hüfte" — der französisch-tschechischen Verbindungslinie Weißenburg—Eger — unmittelbar bedroht zu sein.

Der Raum (ehem. Bistum) Halberstadt—Quedlinburg ist nachweisbar auch wirtschaftlich eine Einheit, die sich weder unmittelbar in die braunschweigisch-ostfälische noch die Magdeburg-Anhalter Landschaft einordnet. Heute ist gerade der Harzraum eine Musterkarte politischer Zerrissenheit, worüber die Denkschriften der Provinzen Hannover und Sachsen erdrückende Unterlagen geben. Wenn irgendwo, könnte hier eine gesunde Zusammenfassung zu einer neuen Einheit sinnbildlich im kleinen die schon so lange geforderte „Reichsreform" einleiten.

Neuer Raummachtwille könnte wieder vom Harz ausgehen, eine Zeit besseren Erfassens des Südens und zugleich eines neuen Vormarsches gen Osten einleiten, denn hier haben wir einen Wurzelpunkt deutschen Werdens vor uns, der geopolitisch heute die gleichen Wirkungen ausüben kann wie vor einem Jahrtausend. Der rote Reichsmark-Adler, der in Brandenburg, Tirol und Burgund einst von der Weite deutschen Wollens sprach, könnte wieder aufflattern und die letzten „Raben" der deutschen Zwietracht, die noch „um den Berg" fliegen, verscheuchen, altes Reichsland zum Reiche zurückbringen.

Hat das Reich aber erst seinen geographisch recht gelagerten Machtmittelpunkt gefunden und die alten Stammeskernlandschaften zu neuer gestaltender Lebensgeltung gebracht, dann kann auch das umliegende Europa endlich eine wesenhaft gesunde Neuordnung finden. Das bündisch gegliederte Reich würde das Vorbild und Kerngebiet eines „germanischen Völkerbundes" werden können, das Herz Europas würde wieder anfangen zu schlagen und einen ganzen Erdteil beleben.

OSKAR VON NIEDERMAYER:

Wehrgeographische Betrachtungen über die Sowjet-Union

Nachdruck verboten

Ich sage „wehrgeographische", weil der ganze große Raum, den der Sowjetbund heute beherrscht, auf Abwehr, auf Verteidigung eingestellt ist. Das neue Rußland zog die Folgerungen aus der Niederlage des alten im Weltkriege und aus dem Umstand, daß seine Westgrenze durch Polen um 650 km nach Osten verschoben wurde: es gliederte sich nach der Tiefe. Der Um- und Ausbau des Riesenlandes verlangt eine lange friedliche Entwicklung, die infolge seiner isolierten Stellung in einer feindlichen „kapitalistischen" Umwelt nicht leicht zu sichern ist. Diese

Gefahren aber liegen im Wesen des Sowjetbundes selbst begründet. In der Gegensätzlichkeit zwischen sozialistischem und kapitalistischem Herrschaftssystem sehen die Machthaber von Moskau die Unvermeidbarkeit eines Zusammenstoßes zwischen beiden. Sie können sich dafür keinen anderen Weg denken, als den einer gemeinsamen Intervention — die Erinnerung an die Interventionskämpfe der Jahre 1919—1921 ist noch allzu wach! —, eines Kreuzzuges der raumengen, nach Kolonien hungernden „imperialistischen" Mächte gegen den Arbeiter- und Bauernstaat, bevor dieser so erstarkt, daß ein Angriff aussichtslos wird. Als die Grundlage einer wirksamen Landesverteidigung ist die wirtschaftliche und an der Spitze die industrielle Vorbereitung und schließlich die völlige wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Auslande erkannt. Die industrielle Zurückgebliebenheit und die damit verbundenen Mängel der technischen Kampfmittel auf der einen, die Ausdehnung und Beschaffenheit der wahrscheinlichen Kampffronten sowie die zur Verfügung stehende Menschenzahl auf der anderen Seite müssen Kriegsvorbereitung und Kriegsoperationen entscheidend beeinflussen. So zieht man das Massenheer und den Bewegungskrieg dem kleinen ausgewählten Berufsheer und dem Stellungskrieg vor, in dem die Technik dem Menschen überlegen wird. Der Mensch, der politische Mensch und klassenbewußte Kämpfer, wird über das Material, die Maschine gestellt, die sonst eine so große Verehrung in diesem Lande genießt. Das soll nicht sagen, daß die Bedeutung der Maschine im modernen Kampf von der Roten Armee nicht voll erkannt wäre. Der Bewegungskrieg aber und der Nachschub einer solchen Massenarmee setzen ein vorzüglich ausgebautes Verkehrsnetz voraus, wie es das heutige Rußland noch nicht besitzt. Das ist sein schwächster Punkt. Je mangelhafter das Verkehrswesen, desto mehr Raum muß im militärischen Kampfe eingesetzt werden. Das haben die Russen aber immer verstanden. Denn sie besitzen im Gegensatz zu uns Mitteleuropäern eine großzügige Raumauffassung, die sie sich in dem weiten Kontinent zu eigen gemacht haben. Seine Verteidigungskraft ist von Angreifern immer wieder unterschätzt worden. Jedesmal aber, wenn der Russe über den ihm vertrauten kontinentalen Raum hinausgriff und sich an irgendeinem peripheren Punkte festbiß, scheiterte er: Sewastopol, Petersburg, Port Arthur, Wladiwostok. Es fehlten für solche Wachstumsspitzen der innere Rückhalt und Zusammenhang.

Bei einer wehrgeographischen Betrachtung können wir nicht ganz an der Frage der möglichen Kriegsgegner der Sowjetunion vorbeigehen. Sie ist nicht leicht zu beantworten; denn das politische Bild um die Sowjetunion ist schwankend und widerspruchsvoll. Ein Gegner ist gewiß nicht das zu einem Kreuzzug vereinte Europa. Warum, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Die Bolschewiken freilich stellen auch diese Möglichkeit in ihre politischen und militärischen Berechnungen ein. Die ersten und nächsten Kampfgegner sind die Grenznachbarn Polen und Rumänien, denen gegenüber so große Gegensätze bestehen, daß ihre Be-

seitigung mit friedlichen Mitteln schwer möglich erscheint. Hier im Westen zwischen Düna und Dnjestr liegt also die militärische Hauptfront. Der Bundesgenosse Polens und der Kleinen Entente ist Frankreich, dessen „Zwischeneuropa"-Politik freilich in erster Linie gegen Deutschland und die Verbindung Deutschlands und Rußlands gerichtet ist. Wenn man sich heute auch ein Abrücken Frankreichs von seinen Versailler Vasallen kaum denken kann, so würden sie doch für Frankreich kein unüberwindliches Hindernis einer Verständigung mit Rußland bedeuten, wenn durch diese Rußland nur sicher von Deutschland abgezogen würde. Im Fernen Osten ist es Japan, dessen Druck heute schwer auf der mandschurischen Grenze und dem Amurgebiet lastet. Das Land, welches zwar keine unmittelbare Grenzberührung mit der Sowjetunion hat, dessen Interessen aber in ganz Asien und besonders in seiner wertvollsten Kolonie durch die große, sich wirtschaftlich entfaltende Kontinentalmacht berührt werden, auch wenn sie keine imperialistischen Bahnen wie früher verfolgt, ist England. England, das sich zwar selbst nicht durch Verträge bindet, das aber nichtsdestoweniger überall da an den russischen Grenzen und Meeren wirkend und vorsorgend erscheint, wo wehrgeographisch schwache Punkte sind. In der Bekämpfung einer deutsch-russischen Annäherung stimmt es mit Frankreich überein, wenn bei ihm auch die antirussische Tendenz vorwalten mag (Melville, „The russian face of Germany").

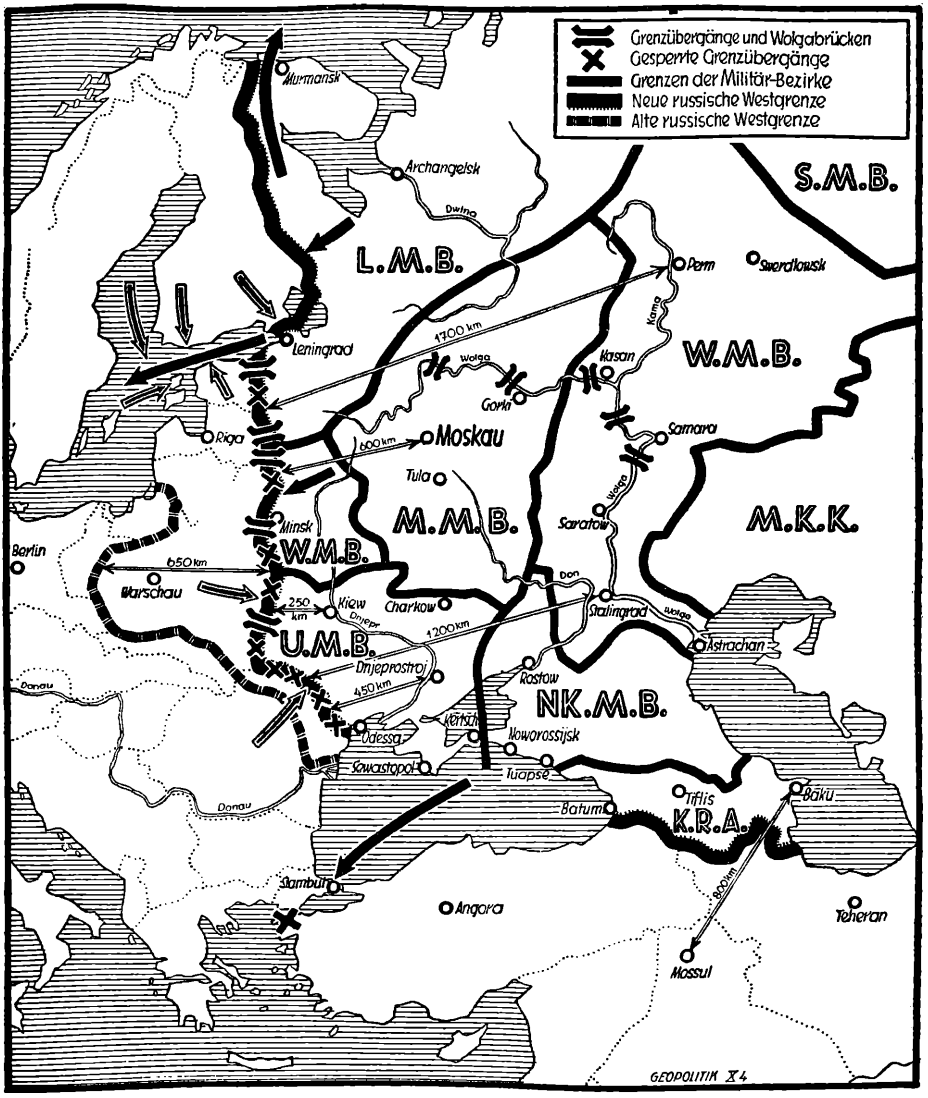
Die Niederlage im Weltkriege, der Rückschlag im Westen, die Ostwendung, Selbstbesinnung und Innenkonzentration haben dem Russen die Fehler seiner stürmischen Expansion und Raumverachtung, die Schwäche seiner Raumweite für eine wirksame Landesverteidigung mit eigenen Mitteln erkennen lassen. Jahrhundertelang Versäumtes soll nun nachgeholt werden. Die ständige Furcht vor feindlichen Angriffen ist die Hauptursache für die oft überstürzten Maßnahmen beim Innenausbau mit allen seinen Leiden für die Bevölkerung. Auch hier wieder eine Raumverachtung und ein Raumeinsatz, der uns — rein wirtschaftlich betrachtet — phantastisch, unbegreiflich und gefährlich erscheint. Wie sieht nun dieser ganze zur Verteidigung zu organisierende Raum aus?

Aus Krieg, Bürgerkrieg und Interventionskämpfen ist das Gebiet des alten russischen Zarenreiches im wesentlichen unversehrt hervorgegangen, eine Tatsache, die nicht so sehr als Ergebnis militärischen Vorgehens oder gegnerischer Schwäche als vielmehr politisch-geographischer Gegebenheiten anzusehen ist. Die russische Geschichte der letzten 1000 Jahre bietet dafür Beweise genug. Wer auf der inneren Linie kämpfte, blieb schließlich immer wieder Sieger. Die zentripetalen Kräfte erwiesen sich stets stärker als die zentrifugalen. Im ganzen Norden und Süden des Riesenreiches bietet die Natur eine vorzügliche Schutzanlehnung; Hochländer, Eisküsten und Sandwüsten waren bisher schwer überschreitbare Grenzen. In der Auffassung des einheitlichen und gleichförmigen, von den Karpathen bis zu den zentral-

asiatischen Gebirgsketten und dem Ochotskischen Meer reichenden Tieflandsraums sind sich die russischen Eurasiatiker und die Stalinischen Bolschewiken einig. Einige äußerste Entfernungen, in der Luftlinie, mögen den Raum charakterisieren, der in den Bereich der militärischen Verteidigung zu ziehen ist: von der polnisch-rumänischen Grenze bis zur Amurmündung 8000 km, von Murmansk bis zum Pamir 4000 km. Von Murmansk bis Odessa aber beträgt die gerade Entfernung 2600 km. Leningrad, Minsk und Odessa sind Grenzstädte geworden, und Moskau ist bis auf 600 km der westlichen Grenze nahe gerückt, der Ural mit seinem Zentrum Swerdlowsk aber immer noch 2000 km von ihr entfernt. Doch wie groß sind die Hindernisse und werden die Entfernungen, will man sie auf dem Boden überwinden! Man denke auch an den Winter, der in der Breite von Moskau 4 bis 5 Monate dauert und große militärische Operationen unmöglich macht. Das heutige Rußland gliedert sich nach der Tiefe bis an den Ural. Ist es verwunderlich, daß diese Schwerpunktsverlagerung von den in Asien interessierten Mächten besonders unangenehm empfunden wird? Die offene Grenze im Westen muß die stärksten militärischen Verteidigungsmittel anziehen; die Richtung des geringsten Widerstandes, in der eine mögliche künftige Entwicklung erfolgen könnte, geht nach Innerasien.

Unterziehen wir nun die wichtigsten Grenzgebiete einer kurzen militärischen Betrachtung! Die völlig veränderte Westgrenze (siehe Karte 1) verdient unsere Hauptbeachtung. Sie ist wesentlich kürzer geworden und zieht in fast gerader Linie vom Nördlichen Eismeer bis zur Dnjestr-Mündung. Als Machtgrenze hat sie alle Nachteile einer solchen. Sie lehnt sich verschiedentlich an natürliche Hindernisse an. Im finnischen Teil führt sie durch waldreiches, bevölkerungs- und wegearmes Gebiet. Südlich des Finnischen Golfes wird zunächst durch den Peipus-See und das südlich anschließende Sumpf- und Seengebiet bis zur Düna der ganze Raum für militärische Bewegungen bis auf wenige Übergangspunkte weitgehend beengt. Im polnischen Teil bildet das Pripjetsumpfgebiet auf etwa 250 km Länge ein natürliches Hindernis, im Norden und Süden davon zwei etwa 250 km breite Grenzabschnitte frei lassend, die besonderen militärischen Schutzes bedürfen. Die Dnjestrgrenze, die heute für jeden Verkehr gesperrt ist, schiebt sich am weitesten nach Osten vor, wichtige Nordsüd-Verbindungen der Ukraine flankierend.

Einer der bedrohtesten Punkte der Westgrenze ist Leningrad, das 32 km von der finnischen Grenze entfernt ist. Es ist heute der einzige Hafen, über den ein direkter Verkehr mit Europa möglich ist, aber er ist immer noch monatelang durch Eis verschlossen. Sein Seezugang ist 500 km lang von finnischen Staaten flankiert. Wenn auch ein Teil der lebenswichtigen Industrie ins Landesinnere verlegt worden ist, so konnte man dieses früher wichtigste Industriezentrum mit seinen modernen Anlagen für den Aufbau des Landes doch noch nicht entbehren, ja, es mußte zu einem neuen großen wirtschaftlichen Sammelpunkt werden, wie schon



L.M.B. = Leningrader Militär-Bezirk.
M.M.B. = Moskauer
W.M.B. = Weißrussischer
U.M.B. = Ukrainischer
W.M.B. = Wolga-
NK.M.B. = Nordkaukasischer Militär-Bezirk.
K.R.A. = Kaukasische Rote Banner-Armee.
M.K.K. = Militär-Kommissariat Kasakstan.
S.M.B. = Sibirischer Militär-Bezirk.

Die Militärorganisation der russischen Westgrenze.

seine auf über 3 Millionen angestiegene Bewohnerzahl zeigt. Welche Werte hier bei einem feindlichen Angriff auf dem Spiele stehen und dem Untergang geweiht sind, bedarf keiner weiteren Erörterung. So gewann für Rußland der Ausgang an der eisfreien Murmanküste und die Bahnverbindung dorthin erhöhte Bedeutung. Die Gesamtlage ist klar: Finnland flankiert Leningrad, die Murmanbahn Finnland.

Das Baltland mit seinen Inselstützpunkten liegt drohend in der Flanke einer etwa gegen Polen operierenden russischen Armee. Bahn- und Wegebauten und andere militärische Vorbereitungen zeigen die Empfindlichkeit und Unsicherheit dieser Grenzstrecke, auf der ein nicht zu unterschätzender russischer Druck lastet, der wohl in absehbarer Zeit noch keine bedrohlichen Formen annehmen dürfte, aber bei kriegerischen Verwicklungen eine „Neutralität" Estlands und Lettlands in sehr problematischem Lichte erscheinen lassen dürfte.

Die Zweiteilung des polnischen Grenzabschnittes kommt auch ethnographisch im Siedlungsgebiet der Weiß- und Kleinrussen zum Ausdruck, deren Wohnräume durch die Grenze zerschnitten werden. Im nördlichen Teil hat Polen sich in den Besitz eines 150 km breiten Landstreifens gesetzt mit klar erkennbarem politischem und militärischem Zweck. Der strategische Charakter des ganzen Grenzgebietes kommt in seiner wirtschaftlichen und militärischen Organisation deutlich zum Ausdruck. Die Baltlandgrenze überschreiten heute 3 Bahnen; nach Polen sind, mit Ausnahme der Bahnen über Negoreloje und Schepetowka im Norden und Süden des Sumpfgebietes, alle Grenzübergänge gesperrt; die beiden durch das Sumpfgebiet getrennten Landstreifen sind für militärische Operationen beider Grenznachbarn vorausbestimmt, wobei Rußland zweifellos im Norden, Polen im Süden günstigere Angriffsverhältnisse hat, Rußland im Süden aber auch eine wertvolle Provinz verteidigen muß. Die militärischen Bedürfnisse und die latenten Spannungen dieser ganzen Grenzzone hemmen ihren friedlichen wirtschaftlichen Ausbau.

Die Verdrängung von der Donaumündung durch Rumänien wird Rußland nie verschmerzen; beide Seiten stehen sich kriegerisch-feindlich an einer völlig gesperrten Grenze gegenüber.

Ein wehrgeographisches Gebiet für sich ist das Schwarze Meer, das heute für Rußland eine noch größere Bedeutung erlangt hat als vor dem Kriege. Hier sind nicht unwichtige Veränderungen vor sich gegangen, die darin liegen, daß die Meerengen entmilitarisiert und dem freien Verkehr von Handels- und Kriegsschiffen aller Staaten bei neutraler Türkei auch im Kriege geöffnet sind; ferner darin, daß Rußland nach dem Verlust fast aller seiner baltischen Meerhäfen vermehrt auf seine Schwarzen Meerhäfen angewiesen ist, über die früher zwei Drittel seines Gesamtexportes gingen. Diese Häfen sind infolge des tiefen Meerwassers leicht von der See aus zu erreichen. Dazu kommt schließlich die gestiegene und durch den industriellen Ausbau des Hinterlandes immer mehr steigende Bedeutung der Häfen an

der Dnjepr- und Donmündung und der Kaukasushäfen Noworossisk, Tuapse und Batum. Hält man sich die Pläne der Sowjetregierung zum Ausbau des ganzen Südwesten Rußlands und die möglichen vom Baltischen Meer, dem Ural und der Kaspisee herführenden und an der Küste des Schwarzen Meeres mündenden Verkehrsverbindungen vor Augen, so wird man verstehen, wie wichtig es für die Sowjetunion ist, aufmerksam darüber zu wachen, daß sie auch allein ihre so wichtige Küstengrenze durch eine überlegene Flotte und den Ausbau ihrer ins Meer vorspringenden Bastion der Krim zu schützen vermag.

Die Kaukasusgrenze hat sich geographisch nicht nennenswert verändert. Die in den Nationalitäten des Kaukasus für Moskau liegenden, von England bei Kriegsende genützten Gefahren spielen heute keine ernste Rolle mehr; dagegen sind schon im nordkaukasischen Gebiet hinreichende militärische Sicherungen geschaffen worden, ganz abgesehen von der politischen Organisation und dem wirtschaftlichen Ausbau dieses Grenzlandes. Aber die für die gesamte Volkswirtschaft der Sowjetunion so wichtigen Erdschätze sind feindlichem Angriff heute näher als früher; die gerade Entfernung von Mossul bis Baku beträgt 800 km. So hat Rußland sorgsam den Ausbau des aus der Türkei und Persien an seine kaukasische Grenze heranführenden Bahn- und Wegenetzes sowie alle politischen und militärischen Vorgänge im türkisch-persischen Grenzraume und im Irak zu überwachen.

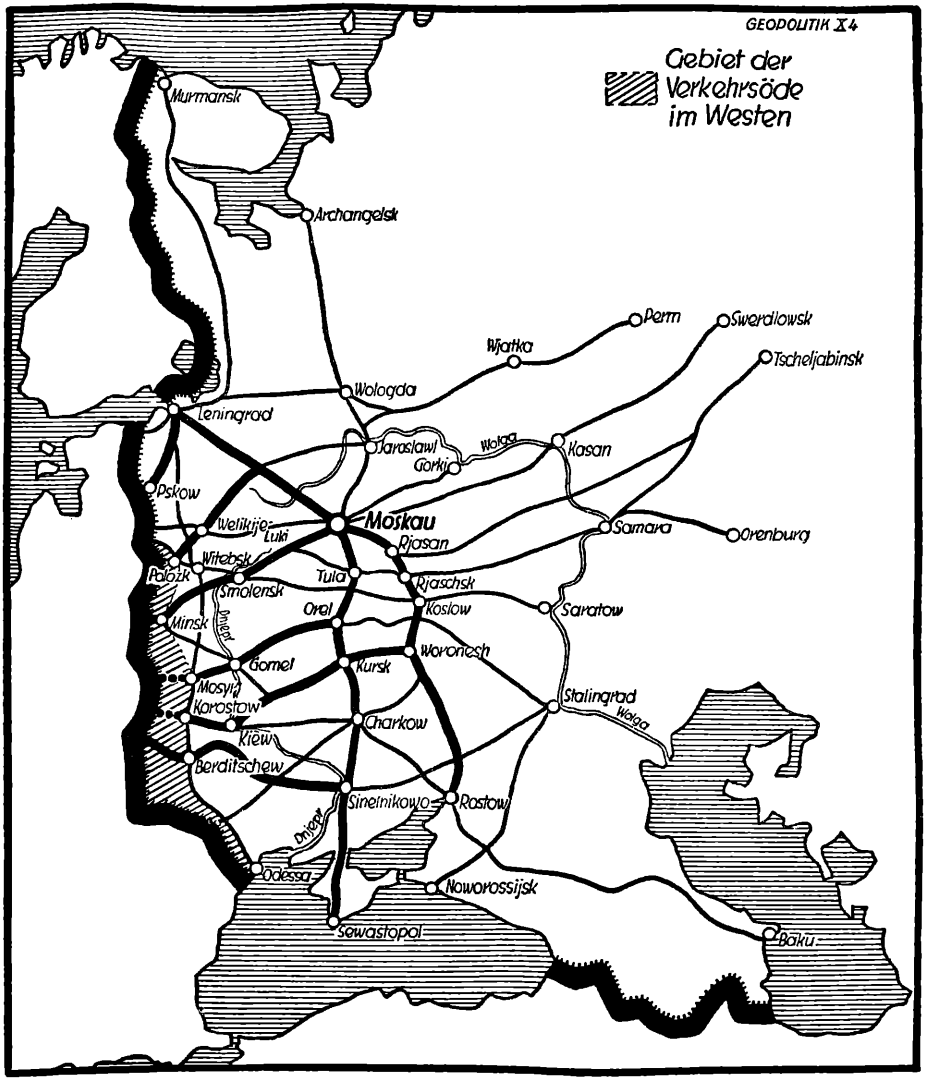
Das Iranische Hochland war durch seine Wüsten und Gebirge als Puffergebiet zwischen Rußland und England vorausbestimmt. Es gibt heute keine offizielle Interessensphäre und keine fremden Truppen mehr in Persien und Afghanistan, die beide nach dem Kriege sich zu größerer Selbständigkeit durchgerungen haben. Wenn sie auch in keiner Weise ihre Neutralität selbst zu verteidigen imstande sind, so würden militärische Operationen größeren Stiles auch heute noch an den natürlichen Hindernissen scheitern. Die Nähe der so empfindlichen Nordwestgrenze Indiens und Russisch-Turkestans — sind es doch nur wenige Flugstunden vom Amu-darja nach Peschawar — lassen die vorhandenen Spannungen und militärischen Maßnahmen auf beiden Seiten begreiflich erscheinen.

Das zwischen dem Pamir und Baikalsee gelegene zentralasiatische Grenzstück ist durch weite Wüstenländer militärisch vorzüglich geschützt. Es wird durch den Ausbau des Bahnnetzes und der Wirtschaft in einem auffallend starken Maße durchblutet. Der strategische Charakter der großen mittelasiatischen Verbindungsbahn ist nicht zu leugnen.

Im Fernen Osten finden wir ein militärisch hoch bedeutsames Gebiet voll großer Spannungen. Es ist immer noch nur durch die eine vielfach eingleisige transsibirische Bahn von der Reichsmitte aus erreichbar. Durch Japans Vordringen in der Mandschurei erscheint die russische Stellung gefährdet und auf die Dauer mit militärischen Mitteln schwer haltbar, wenn Rußland in seiner vorzüglich ausgebauten Luftflotte auch eine wirkungsvolle Waffe in der Hand hat.

Welche Mittel stehen Rußland für seine Landesverteidigung in seinem Volk und seiner Wirtschaft zur Verfügung, und wie können diese in ihrer geographischen Verteilung bewertet werden? Es handelt sich hierbei nur um die Hervorhebung wichtiger, besonders in die Augen fallender geographischer Gegebenheiten. Wir können nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß ein Land, welches sich politisch und wirtschaftlich so völlig neu organisiert wie die Sowjetunion, noch lange in einem gewissen Schwächezustand verharren wird, der ihm jedes außenpolitische Abenteuer und jeden militärischen Konflikt zu vermeiden zwingt. In Rußland weiß man wohl, daß ein künftiger Krieg nicht nur von der Armee, sondern vom ganzen Volke geführt werden muß, wobei freilich die Weiträumigkeit des Landes und seine geringe Bevölkerungsdichte eine andere Rolle spielen als in den westeuropäischen Ländern. Man hat auch aus Krieg und Nachkriegszeit die Notwendigkeit erkannt, die Landesverteidigung ganz aus eigenen Mitteln zu gestalten und seine Wirtschaft so auszubauen, daß die Versorgung aller Bedürfnisse im Ernstfalle aus dem eigenen Lande möglich ist. Tatsächlich befindet sich die Sowjetunion heute in einem Zustande, der sehr an unsere Kriegswirtschaft erinnert. Von diesem Standpunkte aus erscheinen die von der Bevölkerung verlangten Opfer und Leiden verständlich. Wieviel davon auf das Konto des marxistisch-sozialistischen Experimentes zu schreiben ist und wieweit die Furcht vor feindlichen Interventionen berechtigt ist, das zu beurteilen gehört nicht in den Rahmen unserer Betrachtungen.

Wachstum, Verteilung und Zusammensetzung der Bevölkerung haben seit dem Kriege nicht unerhebliche Veränderungen erfahren. Ihre Zahl stieg auf 164 Millionen, die durchschnittliche Dichte auf 7,7 je Quadratkilometer, wobei natürlich zu berücksichtigen ist, daß die weiten waldreichen Gebiete des Nordens und die Steppengegenden des Südostens kaum die Dichte von 1 erreichen. Die größte Dichte der Bevölkerung hat die Ukraine, in der von den Rayonen von Kiew und Charkow, dem fruchtbarsten Teil des Schwarzerdegebietes folgend, ein Hauptsiedlungsstreifen über Kasan nach dem Ural zieht. Abseits davon heben sich als dichtbesiedelt die Rayone Moskaus, Leningrads und des Nordkaukasus heraus. Das sind die für die Aushebung, Unterkunft und Verpflegung im Ernstfalle wichtigsten Gebiete. Das Verhältnis von Stadt und Land hat sich durch den Industrialisierungs- und Verstädterungsprozeß zu einem Verhältnis von 1:4 (vor dem Kriege 1:8, in Deutschland 2:1) verschoben; die Zahl der Städte über 50000 hat sich seit dem Kriege verdoppelt; Moskau und Leningrad haben die dritte Million überschritten. Beruflich sind heute etwa 70 Millionen in der Landwirtschaft und bereits 6 Millionen in der Industrie tätig. Die Struktur der Bevölkerung hat sich also grundlegend verändert. Dazu kommt dann noch die nationale Zusammensetzung. Durch die Abtrennung der westlichen Gebietsteile und die eigene Vermehrung stieg der Prozentsatz des Großrussentums auf 53 der Gesamtbevölke-



▬ Zweigleisige Hauptbahnen, ___ eingleisige Nebenbahnen

Das russische Bahnnetz an der Westgrenze. (Heutiger Stand.)

rung; dem stehen die 21% der Ukrainer, die stark von Großrussen durchsetzt sind, weit nach. Alle anderen Nationalitäten, die durchweg unter 3% liegen, spielen nur eine zahlenmäßig untergeordnete Rolle. Der Großrusse überwiegt in den Städten, in den Hauptindustriegebieten, in der Arbeiterschaft, in der Partei und Armee.

Die Landesverteidigung ist straff zentralisiert von Moskau aus geleitet. Die Einteilung in 8 Militärbezirke, 2 selbständige Armeen und 1 Militärkommissariat (siehe Karte 1) lehnt sich zwar an die Gebiets- und Gaueinteilung an, greift aber teilweise weit über die Grenzen der nationalen Republiken hinaus. In ihrer geographischen Abgrenzung kommen ausschlaggebend die Gesichtspunkte der Landesverteidigung zum Ausdruck. Eine Sonderstellung nehmen lediglich die Ukraine und Transkaukasien ein. Während die territorialen Teile der Roten Armee als bodenständige nationale, nur zeitweise einberufene Verbände in den landesinneren Gebieten und Militärbezirken liegen, weil ihre Mobilmachung größere Zeit erfordert, stehen die aktiven und sofort verwendungsbereiten Divisionen an den militärisch wichtigsten Grenzen, mit ihrer Hauptmasse also im Westen.

Daß der wirtschaftliche Ausbau des Landes von militärischen Bedürfnissen weitgehend beeinflußt ist, wurde oben bereits gesagt; daß dem Ausbau der Schwer- und Kriegsindustrie andere Zweige der Wirtschaft im Ablauf des ersten Fünfjahresplans nachgestellt und geopfert wurden, hat man vor nicht langer Zeit aus Moskau gehört. Die geographische Verteilung der großen Industrie, vor allem der Rüstungsindustrie, ist heute eine sehr viel günstigere als vor dem Kriege, wo ein großer Teil im Westen konzentriert war. Man nahm den Nachteil großer Entfernungen in Kauf, um dagegen den Vorteil der Dezentralisation und Staffelung nach der Tiefe einzutauschen. Ein mehrere 100 km breiter Landstreifen an der Westgrenze ist, mit Ausnahme des Industriezentrums Leningrad, frei von jeder größeren Anlage. Erst im Moskauer und ostukrainischen Raume finden wir eine starke Konzentration schwer- und rüstungsindustrieller Werke. Dabei sind immer noch Hauptanlagen, wie Moskau, Tula, Dnjeprostroi, Charkow, in gefährlicher Grenznähe. Anders die jedem feindlichen Luftangriff entzogenen Industriezentren an der Wolga und im Ural (siehe Karte 1).

Die schlechten Verkehrsverhältnisse waren schon im alten Rußland eines der größten Hindernisse einer wirksamen Landesverteidigung und sind es heute auch noch (siehe Karte 2). Der Ausbau der Verkehrswege erfolgte nicht im gleichen Schritt mit dem Ausbau der Industrie. Daher ist man auch heute wieder gezwungen, den Hauptteil des Heeres möglichst nahe an das Aufmarschgebiet zu legen. Man hat zwar eine ganze Reihe neuer Ostwest- und Südnord-Verbindungsstrecken gebaut, jedoch ermöglichen auch sie heute noch keine genügend rasche Mobilisierung und Verschiebung des Heeres, das heute noch sehr das weitmaschige Bahnnetz und die Wegearmut (nur etwa 2% der Chausseen haben Steindecke!) in seine operativen Berechnungen einstellen muß. Angesichts der immer noch bestehenden großen Mängel in der Verteilung selbst der lebenswichtigsten Güter über das ganze Land sind Zweifel an der Durchführung des Nachschubs einer kämpfenden Armee durchaus angebracht. Für den Ausbau des Bahnnetzes westlich der Linie Leningrad—Moskau—Rostow sind zuallererst strategische Erwägungen maßgebend. Dabei tritt die Schaffung einer Ver-

kehrsöde im Grenzgebiet deutlich zutage, besonders da, wo ein gegnerischer Vormarsch erschwert werden soll. Das heutige Bahnnetz trägt im wesentlichen defensiven Charakter, worauf auch die geringe Zahl zweigleisiger Strecken und der teilweise Abbau solcher schließen lassen. Die Wasserwege, die durch ihre Richtung und ihre Verbindung untereinander eine wertvolle Ergänzung abgeben könnten, sind infolge monatelanger Eisbedeckung und ungleicher Wasserführung militärisch nur bedingt brauchbar. Sie könnten bei besserem Ausbau, der freilich hohe Kosten verursachen würde, wenigstens im südlichen Teile des Landes und zum Transport von Massengütern einmal eine erheblich größere Rolle im Dienste der Landesverteidigung spielen. So wenig günstig heute noch die Verhältnisse für den Kraftwagenverkehr liegen, so sehr viel günstiger sind sie für den schon ziemlich gut ausgebauten Luftverkehr. Die Luftwaffe ist imstande, manche Mängel auszugleichen.

Von entscheidender Bedeutung für die personelle und materielle Versorgung der Armee ist die Landwirtschaft, deren völlig neue Organisierung Land und Regierung die größten Schwierigkeiten bereitet hat. Die überstürzte Kollektivierung allein kostete einen großen Teil des Bestandes an Rindvieh und Pferden, worunter die Versorgung der Armee zu leiden hat. Die Stimmung der Truppe, die sich zum größten Teile aus Bauern zusammensetzt, und ihre Ernährung sind Probleme, die dauernd ernstester Sorge und Überwachung der verantwortlichen Staatsorgane bedürfen. —

Das heutige Rußland muß mit völlig neuen, jungen Kräften, mit veränderter Westgrenze, auf den Trümmern einer alten, nicht wiederkehrenden Welt, aus eigenen Mitteln seine Landesverteidigung aufbauen. Es hat die Notwendigkeit einer starken militärischen Rüstung zur Sicherstellung eines friedlichen Innenausbaus von Anfang an erkannt. Kein Teil des Landes und seiner Bevölkerung, kein Zweig der Volkswirtschaft, der nicht irgendwie von der „Militarisierung" erfaßt wäre. Was auf dem Gebiet der Organisation der Landesverteidigung, der Schaffung und Ausbildung der Roten Armee bis heute geleistet worden ist, verdient uneingeschränkte Anerkennung. Diese Leistung berechtigt zu der Hoffnung, daß die noch vorhandenen, nicht zu leugnenden Mängel mit dem fortschreitenden wirtschaftlichen Ausbau des Landes behoben werden. Auf alle Fälle aber stellt heute die Sowjetarmee einen bedeutenden Machtfaktor für Feind und Freund dar. Deutschland kann einen friedlichen Ausbau des Riesenreiches in seinem Osten nur begrüßen und fördern aus Gründen, die Generaloberst von Seeckt in seiner jüngsten Broschüre „Deutschland zwischen West und Ost" so treffend geschildert hat. Wie Rußland unsere politische und technische Hilfe zu seinem Innenausbau braucht, so brauchen auch wir Rußlands Hilfe und Freundschaft im Kampf gegen Versailles.

* * *

Die Meuterei in Indonesien als Warnungszeichen für alle Überseemächte

Von einem ausgezeichneten Beobachter in Indonesien erhalten wir mit Flugpost folgenden Brief:

„... Der äußere Anstoß zur Meuterei war das Herabsetzen von Sold und Löhnen um 17%, oder genauer gesagt: die Durchführung der Kürzungen um nicht nur 13%, sondern um die bereits angekündigten weiteren 4% mehr, also insgesamt 17%. In Soerabaja war es zu Protestversammlungen, improvisierten Umzügen, Nichtantreten zum Dienst, Urlaubsüberschreitungen, rüpelhaftem Benehmen vor dem Haus des Chefs der Seestreitkräfte usw. gekommen. Im ganzen wurden (nach Zeitungsangabe) 425 Unteroffiziere und Matrosen eingesperrt. Diese Maßregel wurde durchgeführt von der „Maréchaussée", einer als besonders zuverlässig geltenden Armeeformation, einer Elitetruppe, welche zu militärischen, aber auch zu polizeilichen Zwecken verwandt wird. Das Geschwader verließ Soerabaja, um „zu üben", zunächst in kleineren Verbänden oder einzeln, um später zu Manövern zusammengefaßt zu werden. Die „Zeven Provinciën" war detachiert, um bei Sabang, Atjeh und längs der Westküste von Sumatra zu kreuzen. Die arretierten Unteroffiziere und Mannschaften waren aus den Stammformationen an Land ersetzt worden. Die hiesige Presse — und damit das Publikum — reagierte auf die Soerabaja-Vorgänge mit den gewöhnlichen Phrasen von der Notwendigkeit des „taktvollen Auftretens der Autoritäten usw." und zeigte das hier übliche und typische Maß von Verständnis für Widerspruch gegen die Autorität. Ein Debakel vom Ausmaß dessen, was nach dem tatsächlichen und beruhigenden Auslaufen des Geschwaders eingetreten ist, erwartete niemand. Der Verlauf der Meuterei wird Ihnen bekannt sein aus der Presse und den Funksprüchen der „Zeven Provinciën", welche hier nur zum kleinen Teile veröffentlicht wurden.

Die Situation wurde zunächst so dargestellt, als ob die Meuterei ausschließlich oder beinahe ausschließlich von inländischer Seite ausging. In den Zeitungen erschienen maßlose Artikel gegen die Offiziere, welche zunächst als Prügeljungen dienten. Nicht ohne eine Art von Genugtuung klammerte man sich an die Tatsache, daß Polizei- und Regierungsbeamte, also die Zivilbehörden, den Kommandanten gewarnt hatten, man schrieb über Leutebehandlung, „Dandy-Offiziere", „... Achselstücke erbarmungslos vor der Front herunterreißen ...", „lendenlahme vornehme Familien, die zwar Söhne, aber keine Männer erzeugen könnten" usw. — hysterische und grauenhaft geschmacklose Äußerungen, dies um so mehr, als sie gleichzeitig bieder und gerecht sein sollende Plattheiten über Vaterlandsliebe usw. enthielten. Ein Ereignis wirkt sich in den Tropen anders aus als zu Hause: Fackelzüge, Massenkundgebungen für die Regierung, Telegramme, alles zu hastig, um

nicht den Eindruck des Sensationellen, des zur Betäubung des Furchtgefühls im Dunkeln singenden Kindes zu machen. Überschätzen des eigenen Milieus, indem das Ereignis als Signal für die inländische Bewegung und ungeheure Blamage des „weißen Mannes" aufgefaßt wird. Diese Einstellung ist primitiv und leicht faßlich, entspricht aber, wenn man sie — was natürlich das Handgreiflichste ist — zu sehr in den Vordergrund stellt, nicht der Wirklichkeit. Ohne auf diese in ein anderes Gebiet gehörenden Zusammenhänge näher einzugehen: selbst der aktivste antiholländische Inländer ist zu passiv, zuwenig Individualist, um mit Mut und kalter Überlegung selbständig zu handeln. Er tut nichts ohne Instruktionen, und er hatte keine, denn seine Instrukteure waren überrascht. Es handelte sich nicht um eine politisch begründete, sorgfältig überlegte Tat, sondern um eine Lohnfrage, welche allerdings der vermeintliche „Arbeitgeber" unmöglich als solche auffassen durfte. Die Fragen der Politik und des staatlichen Prestiges sind — für sozialistische Auffassungen ungerechter- und unnötigerweise — erst später von der Regierung in einen sozusagen „an sich durchaus verständlichen Protestumzug zur See" hineingebracht worden. Das europäische Publikum überschätzt leicht den Eindruck auf den Inländer; diesem Irrtum liegt die Angst der Einsamkeit zugrunde, phantastische Vorstellungen von Mord und Totschlag. Er ist eine Art böses Gewissen und Schuldgefühl, beides von derselben Unklarheit, wie sie der Untertan und Bürger gegen den „Arbeiter" hat. Immerhin brauchbar zur Mobilmachung von Stimmungen, die letzten Endes vielleicht doch Gesinnungen sind, von Wert für den Ernstfall. In diesem Zusammenhang ist das Echo in Holland zu erwähnen: die zweifellos etwas forcierte Auflösung der Zweiten Kammer. Die Neuwahlen sollen vermutlich durch die Kriegsgerichtsverhandlungen national beeinflußt werden und so zu einer klareren Scheidung führen zwischen national und international-liberalistisch-kapitalistisch.

Vom Publikum wird unterschätzt und in der Presse nicht erwähnt der Prestigeverlust gegenüber dem Ausland. Nachdem die Flotte in der letzten Zeit durch die Kreuzer „Java" und „Sumatra", moderne Torpedoboote, Minenleger, U-Boote und Flugzeuge und, was vielleicht noch wichtiger ist bei der unglückseligen Kleinheit der Seemacht, durch Werftanlagen und Arsenale für derartige Fahrzeuge materiell an Wert gewonnen hatte, wird durch den Gesinnungsversager das Auftreten der Nachbarn bestimmter werden. Vor allem die nichteuropäischen Beurteiler werden sich sagen: Insulinde selbst ist politisch indifferent (also leicht zu beherrschen), denn das Ereignis hätte sonst nicht praktisch lautlos von der inländischen Bevölkerung hingenommen werden können. Kontrahent ist gegebenenfalls eine Regierung, welche offenbar zu schwach ist für Handlungen auf lange Sicht, die naturgemäß teuer sind. Die Regierung muß von der Hand in den Mund leben, auch ist das Ereignis zu klein geblieben, um eine Reformation an Haupt und Gliedern hervorzurufen. Die moralische Schwächung Hollands erzeugt eine engere An-

lehnung an die im Fernen Osten in der Defensive befindlichen europäischen Mächte. Hiermit wird diese Machtgruppe an Ausdehnung zwar vergrößert, gewinnt aber nicht an Stärke, sondern an Empfindlichkeit und Empfindsamkeit. Eine neue Bestätigung dafür, daß einem möglichen asiatischen Willen ein innerlich noch unsichereres und erschütterteres Europa gegenübersteht, als der vorsichtige asiatische Beurteiler vielleicht annahm. Die Gruppe der hier unmittelbar interessierten europäischen Mächte mit innerlichen Schwächen hat sich deutlich um eine vermehrt. Durchaus nicht als Ergebnis einer bestimmten Handlung, sondern aus sich heraus ist dieser Zustand offenbar geworden.

Für den echten Holländer, Sohn der großen Seefahrer, Eroberer und furchtlosen Geister ist der Vorgang in der Flotte widerwärtige Bestätigung intimster Befürchtungen. Er ist empfindlich für den Eindruck auf andere und darum so zurückhaltend und vorsichtig in seinen Äußerungen. Die Brutalität, Plumpheit und Vierschrötigkeit der Umgangsformen dieser Zeit und auch der Völker untereinander, das massenhafte halb amerikanische, halb russische Sichgehenlassen in Materialismus und Gefühl läßt dieses natürlich auch und immer noch vorhandene Element kaum mehr wahrnehmen. Außer den Deutschen wird kaum ein anderes Volk so gröblich falsch beurteilt als die „phlegmatischen Holländer". Ein sehr großes Guthaben an vermittelndem Wesen, Verbindlichkeit, Ehrfurcht vor anderen, Urteilsfähigkeit und Über-den-Dingen-Stehen muß vorhanden sein, einfach auf Grund der Existenz des Staates mit seinem Kolonialreich. Weil es hier in Insulinde eben eine Tatsache ist, daß ausgesprochenste Gegensätze nebeneinander und durcheinander wohnen, ohne sich täglich aufs neue zu zerfleischen, wird als Selbstverständlichkeit empfunden, was in Wirklichkeit menschliche Leistung ist. Die Straße beurteilt diese Leistung ausschließlich nach dem augenblicklichen materiellen Erfolg und gibt sich in einer ordinären Sucht zum Freiheitsrausch einer unsachlichen Kritik hin, die keine Hemmungen kennt, angefangen von der Parteinahme gegen den Polizisten, der einen Rowdy abführt, bis zum Schimpflichmachen jeder Autorität und Tradition. Materialismus und Realschulbildung mit ihrer stets aufgehenden Rechnung machen die geistig und seelisch Anspruchsvolleren zur gejagten Kaste, die aber doch merkwürdig zähe ist. In dieser Zähigkeit und „aktiven Resignation" („je maintiendrai") liegt die „chance" der Nation. Das tragische ist eben auch hier, daß der wertvolle Teil des Volkes, das „Alltagstier", immer wieder aufs neue Zukunft zu schaffen verdammt ist, aus welcher, wenn sie Gegenwart geworden ist, für ihn wieder aufs neue zu beseitigende und zu umsegelnde Schwierigkeiten entstehen. Obendrein kann ein in dieser Weise aus seiner Lage heraus an fremde Konjunkturen gebundenes Volk nicht mehr ursprünglich handeln, seine Motive liegen in den Notwendigkeiten anderer und deren frühzeitiger Erkenntnis. Folgerichtig wurde der Pazifismus geradezu Hollands Waffe. Die Mehrheit dieser Demokratie mißverstand aber ein Mittel als Zweck; sie ließ von sich aus,

mehr als es etwa in der Natur der Dinge lag, die Zügel in der Kolonie locker und entfremdete sich in der Kurzsichtigkeit dessen, der im Staat nichts sieht als einen Steuereintreiber, gleichzeitig seiner Wehrmacht. Leben und leben lassen mit der sehr begreiflichen Betonung der beiden letzten Worte kann nach außen zum Leitmotiv gemacht werden, auf die inneren Angelegenheiten ist es nicht übertragbar. 8 Millionen Menschen müssen den nachbarlichen riesenhaften Schicksalsgemeinschaften gegenüber manövrieren und „schippern"; der Leben formende Gegensatz zu dieser natürlichen und notwendigen Biegsamkeit ist unbeugsame Selbstsicherheit der Autorität im eigenen Reiche. Das Recht auf Besitz wird beurteilt nach der Fähigkeit, ihn zu halten. Wer überhaupt mit der Möglichkeit eines Zugriffs auf diese Kolonie rechnet, wird die Wehrkraft des Mutterlandes sowieso nicht überschätzen. Die Vorgänge in der Marine hier und im europäischen Holland wirken sich aus in Richtung dieses Gedankengangs, mindern — von der andern Seite aus gesehen — Hollands einziges machtpolitisches Guthaben, seinen Bündniswert. Die Nation gleitet unter einem schlechten Stern in die unmittelbare Zukunft Ottawas, des Fernen Ostens und Mitteleuropas. Elastizität und Gewandtheit allein ohne die Selbstverständlichkeit des absoluten Rückhalts am eigenen Volk ist nicht ausreichend, um nicht auf Gedeih oder Verderb an einen Stärkeren festgebunden zu werden. Es gibt kein kündbares Partnertum mit Schicksalsgemeinschaften. Holland ist durch offenbar gewordene innere Schwäche schneller, als zu erwarten war, in eine labile Situation gekommen, wo es zur endgültigen Stellungnahme nur mehr eines geringen Aufwandes an Ereignissen bedarf. Die Möglichkeit für Neutralität und Unabhängigkeit ist geringer, Insulinde ist „billiger" geworden. (Man vergleiche die Warnungen van Vuurens! D. Hsg.)

Vom soldatischen Standpunkt aus sieht sich die Lage vielleicht nicht so kompliziert und vielleicht auch nicht so düster an wie vom politischen. Im Ausgang der Meuterei mit den 22 sozusagen sowieso schon Hingerichteten liegen Möglichkeiten eines Wiederaufbaus. Nach den ewigen Soldatenmißhandlungen, die durch Presse, öffentliche Meinung, Budgetverhandlungen gingen, nachdem die Marine gleichsam „entmilitarisiert" war, nach dem Zugeständnis gewerkschaftlicher Interessenverbände für alles, was nicht Offiziersrang hat, mußte sich natürlich einmal die Frage stellen zwischen wirklichem Soldatentum und künstlich hochgezogenem Arbeitnehmerstandpunkt. Der Offizier hat durch die Angst der Regierung vor energischem Durchgreifen gegen allgemein gewordene Unbotmäßigkeit jahrelang viel ertragen müssen und ertragen; eine Unbotmäßigkeit, welche, wie ich meine, erst nach dem Kriege jede Grenze überschritt, die man etwa unter Berücksichtigung des Volkscharakters ziehen könnte. Die Regierung wollte unter keinen Umständen „Krach in der Wehrmacht" — was dann der Offizier mit seiner Stellung bezahlen mußte. Die Regierung ist auf diesen Standpunkt gedrängt worden durch die Antikriegspsychose in Form einer vom Publikum erträumten rein

wirtschaftlich orientierten neuen Weltordnung. Sie wünschte, jeden Anlaß zur Diskussion über die Wehrmacht zu vermeiden, die dem Gros der Steuerzahler und Stimmberechtigten doch nichts war als eine überflüssige Gelegenheit, Geld auszugeben; außerdem „nie wieder Krieg" — sollte aber doch einer kommen, so wäre die Wehrmacht wegen ihrer Kleinheit von vornherein sowieso bedeutungslos. In diesem „milieu" konnte von Mannszucht keine Rede sein.

Es war unwahrscheinlich, daß Soerabaja mehr als eine neue Leidensstation werden würde, die in gewohnter Weise zu ertragen war. Auch die Marineleitung wurde von der vollzogenen Meuterei ebenso überrascht wie der Schiffsstab an Bord der „Zeven Provinciën". Die Marineleitung ging sehr geschickt vor. Sie überstürzte nichts, vermied die Möglichkeit, daß sich etwa Besatzungsteile größerer Fahrzeuge den „Kameraden" gegenüber „für neutral erklärte", brachte aber doch alle verfügbaren Einheiten so dicht vor die Entscheidung, daß eine Bestandsaufnahme der Gesinnung stattfinden konnte. Zum unmittelbaren Angriff waren vorgesehen Flieger und zwei Unterseeboote, erst für den Fall eines fortgesetzten Gefechtes wären Torpedoboote und „Java" verwendet worden. Der Gegenschlag wurde also geführt von den kleinsten vorhandenen Formationen, in deren Art es liegt, daß der Gegensatz zwischen Offizier und Mann schwerer zu konstruieren ist. Im Volksraad blieb nicht unbesprochen, daß „gleich zum wirklichen Angriff übergegangen wurde", ohne Warnungsbombe. Der Chef der Marineleitung deckte, ohne sich auf Kommentare einzulassen, den Kommandanten, aus welchem Wort zu schließen ist, daß es sich um ein von Offizieren besetztes Flugzeug handelte. Ob das Verhalten der Offiziere und der treuen Besatzungsteile, soweit sie an Bord waren, so tadelnswert ist, wie in den Zeitungen vermutet wird, kann nur die Untersuchung ergeben.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Es ist selbstverständlich, daß eine so bewegte Entwicklung wie die nationalrevolutionäre der letzten Wochen im Deutschen Reich eine Fülle von Rückwirkungen außerhalb der deutschen Grenzen hervorruft. Jede Revolution zwingt die Außenwelt zu neuer Einstellung gegenüber dem Land, das sie durchlebt. In jedem solchen Fall lösen sich alte Bindungen und bilden sich neue. Solche Vorgänge würden ganz besondere Wachsamkeit der Außenpolitik schon dann erzwingen, wenn das deutsche Volk in der glücklichen Lage des französischen oder spanischen wäre: daß nämlich der größte Teil seines Volksbestandes innerhalb eines Staates zusammengefaßt wäre, oder wenn es auf einer einsamen Insel lebte. Nun leben wir mitten in Europa, und von den rund 85 Millionen Deutschen in Europa leben nur 63 im Deutschen Reich; das letzte Viertel lebt teils in kleineren deutschen Staaten, teils

in Staaten mit fremden Mehrheiten und mit fremdnationaler Staatsführung. Die reichsdeutsche Politik hat also nicht nur die Beziehungen zu fremden Staaten neu zu ordnen; sie hat — um so mehr als sie von einer Volksbewegung von stärkstem Nationalgefühl getragen wird — die Aufgabe, zu verhindern, daß unersetzliche Teile des deutschen Volkskörpers außerhalb der Reichsgrenzen zu Schaden kommen oder dem Volkskörper ganz verlorengehen. In diesem Sinn wiederholen wir unseren Mahnruf zur Wachsamkeit an der westlichen Grenze des deutschen Volksbodens, die von Eupen über das Saargebiet (wo bekanntlich 1935 abgestimmt wird) bis zu ihrer äußersten Südspitze außerhalb der Grenzen liegt, die durch innerpolitische Maßnahmen unmittelbar beeinflußt werden können. Daß die innere Entwicklung Danzigs besondere Aufmerksamkeit verdient, braucht kaum betont zu werden. Das größte Problem aber stellen im Augenblick diejenigen Teile des geschlossenen deutschen Volksgebietes im Südosten, in denen sich ohne Zweifel jene innere Gleichschaltung vollzogen hat, die im Reich ihren machtpolitischen Ausdruck gefunden hat — in Sudetendeutschland und Österreich aber nicht.

Wenn heute zum Prager und zum Wiener Parlament gewählt würde, so ist es sicher, daß der Nationalsozialismus ähnlich wie im Süden und Westen des Deutschen Reiches rund zwei Fünftel der deutschen Wähler auf sich vereinigen würde. Die alten bürgerlichen Parteien würden aus der Macht geworfen, der Marxismus unterdrückt werden können, wenn auch in diesen Gebieten wie in Süddeutschland eine zur Diktatur entschlossene Zentralregierung widerstrebende Teilgewalten absetzen könnte. Das ist aber nun nicht der Fall. Die Sudetendeutschen unterstehen der Herrschaft der Tschechen, und Österreich ist ein „souveräner" Staat, dessen Bewegungsfreiheit außen- und innerpolitisch bestimmt wird durch den Gegensatz der französischen und der italienischen Außenpolitik im Donaugebiet. Man ist gewohnt, die Gegnerschaft Frankreichs und Italiens im Donaugebiet als eine feststehende Größe zu betrachten. Kein Zweifel, daß die Bündnissysteme von Rom und Paris einander bekämpfen; daß um den Einfluß in Bukarest, aber auch in Warschau und Budapest ein zäher diplomatischer und wirtschaftspolitischer Kampf geführt wird. Das schwache Österreich war bisher (und ist in gewissem Sinn heute noch) ein besonders auffälliges Kampffeld dieser Einflüsse. Der jetzige österreichische Staat hat sich daran gewöhnt, sein tägliches Leben aus diesem Gegensatz heraus zu fristen — nicht anders, wie auch in früheren Jahrhunderten deutsche Teilstaaten bald von englischen, bald von französischen Subsidien lebten. Es gibt in Wien einflußreiche Gruppen, die zur französischen Orientierung neigen; es gibt andere, die zur italienischen zielen. Sowohl die italienische wie die französische Politik muß in ihren großen geopolitischen Zusammenhängen verstanden werden. Für Paris wie für Rom ist Österreich ein wichtiges Durchgangsgebiet politischer, wirtschaftlicher und vor allem militärischer Art. Der Weg von Frankreich zur Kleinen Entente führt durch Tirol, wenn man das Deutsche Reich und

Italien vermeiden will. Der Weg von Prag nach Belgrad führt über Wien und Graz, wenn man Ungarn vermeiden muß; der Weg von Italien nach Ungarn führt durch Kärnten, ehe man nicht Slowenien und Kroatien erobert hat. Frankreichs Ziel ist die Stabilisierung der Friedensverträge auch im Südosten; um das zu erreichen, müßte Österreich in die Kleine Entente hineingezwungen werden; der Ring um Ungarn wäre dann geschlossen, der italienische Einfluß ausgeschaltet. Italiens Ziel ist die Beseitigung der Einheit Südslawiens und die Verhinderung eines großräumigen Zusammenschlusses an der Donau, der an die Habsburgische Monarchie erinnern könnte; eine lockere Föderation — vielleicht eine Trias aus Österreich, Ungarn und Kroatien in ihren heutigen oder vielleicht revidierten Grenzen — das wäre der Nachbar nach Italiens Wünschen.

Wenn man nun plötzlich in Rom und Paris erkennt, daß eine Gleichschaltung Österreichs mit dem Deutschen Reich erfolgen könnte, dann besteht die Gefahr, daß die beiden lateinischen Mächte sehr rasch dahin geraten, ihre Gegensätze zurückzustellen und zunächst gegen den erneuten Machtanspruch des deutschen Volkes aufzutreten. So kommt es dann zu einer Lage, in der man sich vergeblich frägt, ob Graf Clauzel oder die Vertreter Mussolinis in Österreich die deutschfeindlichere Politik machen (wobei man in der gegenwärtigen Lage Österreichs Feindschaft gegen das Deutschtum mit Feindschaft gegen den Nationalsozialismus gleichsetzen kann). Es zeigt sich also hier der alte Satz bestätigt, daß überlegene Staatskunst sehr wohl zwischen innerpolitischen Sympathien und außenpolitischen Nützlichkeiten zu unterscheiden weiß. Mussolini treibt nationalitalienische Politik in großem Stil, und nichts als das. Weil er eine Persönlichkeit von ungewöhnlicher Weitsicht und Klarheit ist, trägt diese nationalitalienische Politik immer mehr auch einen gesamteuropäischen Charakter.

So erklärt sich, daß es bei dem römischen Besuch Macdonalds zu einer weitgehenden Einigung zwischen der englischen und italienischen Regierung gekommen ist. Im Vordergrund stand dabei nicht nur das Schicksal der Abrüstungskonferenz, sondern die Gesamtfrage der Revision unhaltbar gewordener Verträge. Dem französischen Interesse an bedingungsloser Ruhe in Europa kommt das englische Bedürfnis nach Frieden entgegen. In einem Zeitraum, in dem sich die Entwicklungen am Stillen Ozean immer weiter zuspitzen, kann keine der großen Kolonialmächte europäischen Unfrieden brauchen. Nachdem sich die französische Stellung in Ostmitteleuropa durch die Neugestaltung der Kleinen Entente erheblich gefestigt hat, geht nunmehr der groß angelegte Versuch vor sich, Italien durch erhebliche Konzessionen im Mittelmeer und in Afrika aus der Front des Revisionismus herauszuziehen. Es ist noch nicht gesagt, daß dieser Versuch gelingt; die Wahrscheinlichkeit ist nicht gering. Wir halten es für unsere Pflicht, unsere Leser darauf vorzubereiten, daß ein Italien, dem man Zugang zum Tsadsee gewährt, sich z. B. für die Frage des Weichselkorridors sehr viel weniger interessieren

könnte als zu den Zeiten, da man dem Grafen Gravina in Danzig freies Spiel gewährte. Daß der ungarische Vermittlungsversuch einer polnisch-italienischen Freundschaft freilich nicht ganz nach Wunsch gelungen ist, beweist der überraschende Rücktritt des Grafen Potocki von dem eben erst betretenen Botschafterposten in Rom.

Die Fernwirkung ostasiatischer Vorgänge macht sich an verschiedenen Stellen Europas bemerkbar. Wir empfinden sie auch darin, daß der sowjetrussische Druck auf die polnische Ostgrenze merklich und in betonter Weise nachgelassen hat (was natürlich eine Stärkung Polens an anderen Stellen seines Grenzumzugs bedeutet). Gewiß hört man in Moskau nicht auf, z. B. den Hetman Skoropadski mit einigem Mißtrauen zu betrachten; aber die Versuche der Sowjets, den Kampf der Ukrainer in Polen ihrem eigenen Interesse dienstbar zu machen, sind abgeebbt.

Die Innenentwicklung Sowjetrußlands weist im Augenblick Züge von ausgesprochener Ermattung nach den ungeheueren Anstrengungen des Fünfjahresplanes auf. Die Ausblutung des Landes, besonders im Süden, macht sich bemerkbar. Hauptziel der Politik ist nach wie vor die Verlegung des wirtschaftlichen Zentrums nach dem Uralgebiet und nach Westsibirien — kurz, in die zentralen Teile der Union, die auch mit moderner Waffentechnik schwer zu erreichen und noch schwerer zu meistern sind. Damit ziehen die Sowjets die praktischen Folgerungen aus jenen theoretischen Erkenntnissen moderner Wehrwissenschaft und Geopolitik, die besagen, daß über ein Glacis von Hunderttausenden von Quadratkilometern verfügen muß, wer ein Zentrum geordneter Widerstandskraft gegenüber einem überraschenden Offensivstoß behaupten will.

Wie es mit den Aussichten der Abrüstungskonferenz bestellt ist, haben wir unseren Lesern so oft zu zeigen versucht, daß eine Wiederholung kaum nötig ist. Es muß damit gerechnet werden, daß der Versuch gemacht wird, die Abrüstungskonferenz zu beenden oder zu vertagen mit einem Abkommen, das sich wenig von einer Anerkennung des status quo unterscheidet. Diejenigen Mächte, die sich dagegen sträuben, werden gut tun, sich auf einen scharfen Druck der Nutznieser der Friedensverträge gefaßt zu machen.

Mindestens ebenso harmlos und friedlich wie die Phraseologie der Abrüstungskonferenz, mindestens ebenso gefährlich wie deren Wirklichkeit werden auch Phraseologie und Wirklichkeit der Weltwirtschaftskonferenz sein. Das große Ziel, das vor allem die Amerikaner auf der Weltwirtschaftskonferenz erreichen wollen, ist die Stabilisierung des englischen Pfundes und der übrigen Pfundwährungen. Dafür werden die Amerikaner bereit sein, einen gewissen Preis zu zahlen. Dieser Preis ist eine Herabsetzung der interallierten Schulden, die sowieso niemals in voller Höhe gezahlt werden können. Worum verhandelt wird (und zwar hinter streng verschlossenen Türen), ist das Ausmaß dieser Herabsetzung. Je mehr hier

von den Amerikanern verlangt wird, desto mehr wird an Gegenkonzessionen wieder von ihnen gefordert werden. Diese Gegenkonzessionen können wieder nur in einem bestehen: in der Herabsetzung der Handelshemmungen, als da sind Devisensperren, Hochschutzzölle und ähnliches mehr. Amerika selbst ist bereit, seine Zölle auf industriellem Gebiet zu senken; es verlangt dafür Auflockerung der europäischen Zölle für seine landwirtschaftliche Ausfuhr. Da die allgemeine Meistbegünstigung tot ist, werden diese Handelserleichterungen in einseitigen oder mehrseitigen Verträgen festgelegt; bei solchem Verfahren wird natürlich der am meisten erreichen können, der am meisten zu bieten hat. Der Wille, zu einer gesamtangelsächsischen Verständigung, aber auch zu einer Einigung mit Frankreich zu gelangen, ist groß. Das Deutsche Reich ist an diesen Verhandlungen unmittelbar nicht beteiligt; es wird sich kaum in der Lage sehen, seine landwirtschaftliche Einfuhr vergrößern zu wollen; so wird es kaum auf industrielle Kompensationen größeren Ausmaßes rechnen können. Wenn die Weltwirtschaftskonferenz irgendwelche positiven Ergebnisse haben wird, so werden diese bereits in vertraulichen Verhandlungen festgelegt sein, bevor man sich an den Verhandlungstisch setzt. An diesen Vorverhandlungen aber sind nur die angelsächsischen Mächte, Frankreich (und in bescheidenem Maße Italien) beteiligt.

Es hat eine jahrelange Depression von riesigen Ausmaßen gebraucht, bis die führenden Köpfe der Vereinigten Staaten in der Lage waren, ihren Massen eine Politik verständlich zu machen, die den einfachsten Grundregeln wirtschaftlichen Austauschs entspricht. Daß man nicht hoffen kann, Zinsen und Kapital wieder hereinzubekommen, wenn man sich hinter Zollmauern von riesiger Höhe vor der Ausfuhr seiner Schuldner schützt; daß man das um so weniger kann, wenn man eine landwirtschaftliche Produktion hat, welche die Aufnahmefähigkeiten des Binnenmarktes weit übersteigt — das hatte unter Coolidge nicht einmal Coolidge selbst begriffen; unter Hoover war es nicht über den Kreis jener wenigen hinausgedrungen, die nach Schillers Demetrius im alleinigen Besitze des Verstandes sind; unter Roosevelt hat nicht Roosevelt, sondern die Not der Farmgebiete und der Zusammenbruch der Banken der seltenen Kunst großräumigen und zugleich nüchternen Denkens zu einer überraschenden Verbreitung verholfen. Wir haben diese Wandlung in Amerika festzustellen; der neue Präsident hat — bei gleichgeschaltetem Kongreß — eine Machtfülle wie keiner seiner unmittelbaren Vorgänger. Wir haben nichts hinzuzufügen, als die schon oft gemachte Erfahrung, daß beim Zusammenstoß großräumigen Denkens mit kleinräumigem im allgemeinen das großräumige zu siegen pflegt. Die Heimstätten großräumigen Denkens auf der Welt sind im Augenblick Washington, London, Moskau und Tokio. Schon Paris hat Mühe, dabei mitzukommen...

Wir können also wohl darauf verzichten, innerstaatliche Vorgänge auch in diesem Bericht breit zu behandeln. Wir verzeichnen daher nur das Ende aller terri-

torialen Sondergewalten innerhalb des Deutschen Reiches — die früher sowohl Hemmung wie Sicherung bedeuten konnten —; die weitere innere Zersetzung Rumäniens; den unerwarteten Umschwung in Griechenland, wo die Wahlen gegen Venizelos ausgeschlagen sind und nach einem vergeblichen Putsch des Generals Plastiras ein zweites Kabinett Tsaldaris ans Ruder gebracht haben; das erfolgreiche Plebiszit in Portugal, das dem Land nach siebenjähriger offener Diktatur des Generals Carmona nunmehr eine verfassungsmäßige Diktatur des Generals Carmona beschert. Wichtiger schon sind Äußerungen des Obersten Macia, des Beherrschers von Katalonien, die beweisen, daß Spanien mit seinem Autonomiegeschenk die unruhigste und fortgeschrittenste seiner Landschaften erfolgreich beschwichtigt hat. Schwieriger wird es mit dem Baskenland, dessen Widerstand gegen Madrid ebenso regional bedingt, aber im Gegensatz zu Katalonien klerikal, nicht radikal gefärbt ist.

Überschreiten wir den Atlantischen Ozean auf der Linie der iberischen Kolonisation und überschauen wir den südamerikanischen Kontinent als Ganzes, so finden wir nach wie vor zwei unbereinigte Territorialkonflikte und dazu eine gleichmäßig schlechte Wirtschaftslage. Höchstens Venezuela hebt sich als Insel einer geringeren Krisenwirkung aus der allgemeinen Mißlichkeit heraus. Entwertete Währungen, Moratorien, Zwangsbewirtschaftung des Außenhandels, Devisensperre, ungedeckte Staatshaushalte — kein Land von Kolumbien bis Chile, das diese Segnungen einzeln oder im Zusammenwirken nicht kennengelernt hätte. Auch Kolumbien, das der Krise verhältnismäßig lange Widerstand geleistet hatte, ist nun in das akute Stadium geraten. Auf der anderen Seite scheint sich Chile unter der Führung eines weniger stürmisch gewordenen Alessandri zu einer gewissen inneren Ordnung zurückzufinden. Die Auflösung der Cosach beseitigt einen für den chilenischen Staatskörper lebensgefährlichen Fremdkörper in der Wirtschaft. Es ist kein Zweifel, daß eine Differenzierung der Salpeterbetriebe nach Lage und Leistungsfähigkeit die einzige Möglichkeit ist, eine wirtschaftliche Teilgesundung von Nordchile zu erreichen. Daß jemals wieder die Blütezeit erreicht werden könnte, die mit dem Ende des Salpetermonopols verlorenging, ist ausgeschlossen. Der natürliche Salpeter wird den Markt der Welt nach wie vor mit dem künstlichen Stickstoff zu teilen haben; die chilenische Regierung geht einen sehr verständigen Weg, wenn sie bestrebt ist, den übriggebliebenen Salpeterabsatz dadurch zu sichern, daß sie jedes handelspolitische Entgegenkommen von der Abnahme eines Salpeterkontingents abhängig macht. In diesem Sinn ist in jüngster Zeit mit mehreren Ländern, darunter Frankreich und Spanien, nicht erfolglos verhandelt worden.

Von eigentlich politischen Ereignissen sei auf einen Staatsstreich in Uruguay nur kurz verwiesen; der Krieg um den Chaco stockt; die bolivianische Gegenoffisive hat sowenig entscheidenden Erfolg gehabt wie der erste Vorstoß der Paraguayer. Die

Rückwirkungen des Krieges machen sich in der Wirtschaft beider Länder erheblich fühlbar; dabei scheint uns die Widerstandskraft des kleineren Paraguay verhältnismäßig stärker zu sein als die des größeren Bolivien.

Peru hat in Genf das japanische Beispiel befolgt; es hat die Beratung verlassen, als der Völkerbund den Versuch machen wollte, die Voraussetzungen des geltenden Staatsrechts vor Beginn seiner Vermittlung innezuhalten. Peru sollte das widerrechtlich besetzte kolumbianische Gebiet am oberen Amazonas freigeben, bevor in eine Verhandlung über mögliche Vertragsänderungen eingetreten werden sollte. Peru verweigert diese Räumung und erzwingt auf diese Weise die Fortsetzung eines Konflikts, der durch seine besonderen geographischen Bedingtheiten an beide beteiligten Staaten ganz besondere Anforderungen stellt. In diesem Zusammenhang lohnt es, einige verkehrsgeographische Pläne zu beleuchten: In Peru denkt man allen Ernstes daran, eine nationale Dampfschiffahrtsgesellschaft einzurichten, die den Zweck haben soll, den Westen und den Osten Perus miteinander zu verbinden. In erster Linie ist an die Verwertung amazonischer Hölzer im trockenen Westperu gedacht. Man betrachte dieses Schiffahrtsprojekt auf der Karte! Es fehlt nur die Ankündigung, ob diese unglückliche peruanische Nationalschifffahrt von Iquitos nach Callao um Kap Horn herum oder durch den Panamakanl betrieben werden soll... Aber eines beleuchtet ein solches Phantasieprojekt: die Verkehrsfeindschaft der Ostkordillere und ihres Abfalls zum Amazonastiefland. Diese peruanische Schiffahrtslinie ist ein Gegenstück zu der kolumbischen Flottenexpedition den Amazonas hinauf nach Leticia und Tarapacá.

Zu gleicher Zeit berät man in Brasilien ernsthaft darüber, ob man das Monopol der Küstenfahrt für den Lloyd Brasileiro und die kleineren brasilianischen Schifffahrtsgesellschaften aufrechterhalten solle oder nicht. Das ist für Brasilien eine sehr wesentliche politische Frage. Die mangelhaften Bahnverbindungen im Inneren Brasiliens (vor allem das Fehlen leistungsfähiger Verbindungen zwischen dem Amazonasgebiet und dem Nordosten, zwischen dem Nordosten und Mittelbrasilien) bewirken, daß ein unverhältnismäßig großer Teil des Nervensystems in diesem auf der Karte scheinbar so kompakten Festlandkörper auf dem Wasser des Atlantischen Ozeans schwimmt. Solange daher die Mangelhaftigkeit der Binnenverbindungen bleibt, solange wird man sich in Brasilien sehr überlegen müssen, ob man durch Aufhebung des bisherigen Monopols der Küstenschiffahrt ausländischer Einwirkung gefährliche Eingriffsmöglichkeiten gibt. Im Luftverkehr ist man bestrebt, ausländischen Einfluß auszuschalten oder doch dadurch zu neutralisieren, daß man sich verschiedenartiger ausländischer Kräfte bedient. So wird der neue Flughafen in Rio de Janeiro sowohl dem regelmäßigen Zeppelinverkehr dienen wie französischen Flugzeugen. Eigene Fluglinien beabsichtigt Brasilien nach Para und Manaos zu legen; in Manaos soll dieser Dienst mit einer von Kolumbien herüberführenden Linie zusammentreffen. Fügt man hinzu, daß ein direkter

Kolumbiendienst von New York über Havanna neu eingerichtet ist, so ergibt sich auf diese Weise eine neue zusammenhängende Linie von New York nach der Ostküste Südamerikas, die den Weg durch die Andenstaaten ergänzen kann. In Brasilien selbst geht die Zeit der provisorischen Diktatur von Getulio Vargas mit den Wahlen am 3. Mai zu einem selbstgewählten Abschluß. Es müßte seltsam zugehen, wenn die Wahlen das Verfassungswerk des reformfreudigen Präsidenten nicht bestätigen würden.

Afrikanische Probleme müssen aus Raumgründen in diesem Bericht zurückgestellt werden. Wir werden in zusammenhängender Betrachtung der Kolonialfrage (insbesondere der Frage kolonialer Kompensationen für Italien und für Deutschland) darauf zurückkommen. Dieser Bericht sei geschlossen mit einem nochmaligen Hinweis auf die Bedeutung, die das Zusammenfinden von Smuts und Hertzog zu einer Regierung der übernationalen Konzentration für die innere Gestaltung Südafrikas hat. Mag ein gewisses Maß von Übertreibung in dem Vergleich vorhanden sein — er drängt sich dennoch auf: Wie würde man eine gleichmäßig und im Geist freundschaftlicher Toleranz zusammenwirkende Regierung betrachten, die in Belgien aus volksbewußten Vlamen und Wallonen, in Böhmen aus volksbewußten Deutschen und Tschechen bestünde?

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

„Was ist ein ‚moderner' Staat? Was ist ein Reich und was ein Chaos?" Diese peinlichen Fragen in bezug auf Staaten und Reiche, die es bisher zu sein glaubten, werden augenblicklich mindestens im pazifischen und eurasiatischen Bereich mit solcher Unbefangenheit aufgeworfen, daß wir einige Zeugen festhalten müssen. „Ist Japan ein moderner Staat?" (Is Japan a modern state?) — so frägt Frank Godwin in Nr. 3 vom 16. 1. 1933 der „The people's Tribune" (Shanghai), und verneint die Frage — denn sonst würde er in Tang Leang-Li's Organ schwerlich gedruckt werden. Dafür behauptet Japan in seinen Beschwerdeschriften an den Völkerbund mit mindestens ebenso triftigen Belegen, es sei ein Irrtum, China als einen geordneten Staat zu bezeichnen und zu behandeln, denn es sei ein „Chaos" — was allerdings von Japan sein bösester Feind kaum zu behaupten wagt. Der abgetretene Außenminister Stimson der USA. aber begründet seinen Widerstand gegen die Unabhängigkeit der Philippinen damit, daß der ganze Ferne Osten zur Zeit viel zu chaotisch (chaotic) sei, um dieses noch unerfahrene Freiheitslämmchen darin frei laufen zu lassen. Und niemand wird Stimson anklagen, aus heimlicher Sympathie ins japanische Horn zu stoßen. Er wird unterstützt von Generalleutnant Lindemann (1929—1933 Lehrer an der chinesischen Kriegsschule) — gewiß

nicht projapanisch eingestellt, glaubt er zwar an Chinas Zukunft, von der er meint, „daß wir als Deutsche und als Freunde Chinas kraftvoll mithelfen wollen", aber kurz vorher heißt es: „Das Chaos in China ist zur Zeit außerordentlich groß und gefährlich. Nanking herrscht nur über fünf Provinzen, in diesen auch nur zum Teil ... das moderne China ist noch weit entfernt vom Begriff des ‚Zentralstaates', den es erstrebt." „Ein föderativer Aufbau der Provinzen dieses Riesenreiches, von denen die größte, Szechuan, etwa 100 000 qkm größer ist als Deutschland, wäre zweckmäßiger..." Und Otto Heller, sichtlich sowjet-bestimmt, schließt sein Buch: „Wladiwostok! Der Kampf um den Fernen Osten": „Die Idee des proletarischen Freiheitskampfs erobere sich den Fernen Osten auch außerhalb der Grenzen, die heute schon unter der roten Fahne stehen ... bis sie in nicht zu ferner Zeit den letzten chinesischen und indischen Kuli beherrschen werde."

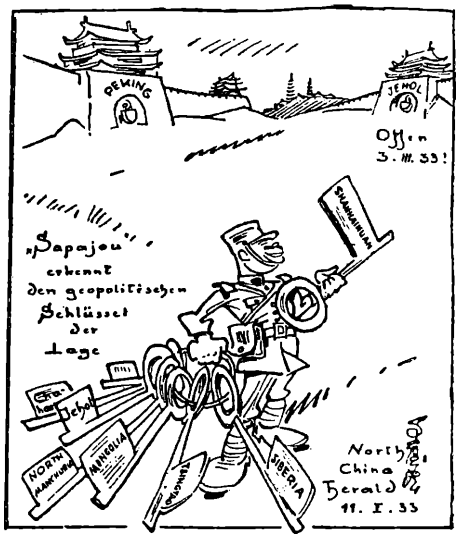
Das ist natürlich für den überzeugten „Partisan" der Sowjets auf deutscher Erde kein Imperialismus, wenn er von Moskau ausgeübt wird; und von Freiheit werden dann die chinesischen und indischen Kulis so wenig verspüren wie die russischen Muschiks, wenn sie von einer Handvoll von herrschenden ehemaligen Proletariern verknutet werden, soweit sie nicht lieber in der Stille verhungern.

Aber die Spannweite zwischen solchen Zeugenaussagen verrät eben nur zu deutlich, wie wenig eine solche Dynamik von den Genfer Schlichtungsmethoden ausgeglichen werden kann. Wer Sinn für den Begriff des Widerspruchs in sich selbst (der „contradictio in adjecto") in geopolitischer Anwendung hat, dem sei das Heft Nr. 12 des Bandes 3 der „People's Tribune" empfohlen. Er wundert sich dann nicht mehr, daß die Antiphonie von Japan aus, z. B. durch den „Japanischen Verein in Deutschland" (Berlin W 30, Motzstr. 31), aber auch die „Far Eastern Review", durch erstere bereits in mehr als 170 lehrreichen Nummern gesungen wird. Übergangszustände, die schwerlich noch sehr lange dauern können, kündigen sich schon in der Berichterstattung über Grundbegriffe wie Chaos, Staat, Reich usw. an. In einem „Zentralstaat" zum mindesten hätte doch eine Zentralregierung die Pflicht, etwas mehr als 5 Länder von 21 mindestens zu beherrschen, zumal sie ja die Länderzahl noch wesentlich vermehrt hat und bis ins Uferlose weiter zersplittern möchte!

Wie sang doch einst Jung-Deutschland boshaft? „Denn auch Charpie ist Leinewand..." — nur reißt sie noch leichter, wenn Eisenfäuste in Samthandschuhen daran zupfen, wie gegenwärtig die Japaner an Nordchina. Wir aber wissen aus unserer deutschen Geschichte, wie lange es dauert, bis man im Stil eines Friedrich Wilhelms I. oder Wilhelms I. auch nur wieder das Gewebe eines ehrlichen Beamtentums zusammenfügt, wenn es erst einmal in Charpie zerfasert ist, wie stellenweise in Mitteleuropa und China. Man hat dem Südtiroler Reuth-Nicolussi einen Vergleich Mitteleuropas mit dem Reich der Mitte sehr übel genommen — aber besser wäre es, keine Vergleichspunkte darzubieten. Deshalb mußte einmal hier Vergleichbares beim Namen genannt werden.

Ein wahrer phraseologischer Völkerrechtsrausch ist am 24. und 25. Februar in Genf ausgebrütet worden; Dr. Yen hat geschickt Chinas Segen dazu gegeben; der geopolitische Kater dazu wird nicht ausbleiben, und das durch Abwesenheit glänzende Australien wie das stimmenthaltende Siam — zwei sehr bemerkenswerte Versager! — werden sich noch glücklich schätzen, am ersteren nicht teilgenommen zu haben und sich damit den zweiten zu ersparen.

Denn waren etwa die wesentlichsten Stellen der Rede Matsuokas deshalb nicht richtig, weil er allein stand? „Seine Argumente sind heute zum erstenmal beinahe wirksam", schreibt die konservative „D.A.Z.", „seine verzweifelte Lage in dieser



Genfer Ecke Europas" unterstreichend, „über der man die Macht seines Landes in der weiten, ostasiatischen Welt vergißt." Warum vergißt man sie denn, wenn sie doch eine Wirklichkeit mit ungeheurer geopolitischer Wucht ist? — —

„Ihr alle, Lyttonausschuß, Neunzehnerkomitee, Völkerbund, vergeßt die wahren Verhältnisse im Fernen Osten", sagt der Mann der „D.A.Z." Und der Mann der linken „Frkf. Ztg." sagt doch auch die Wahrheit mit Matsuokas Worten: „China befindet sich seit Jahrzehnten in einem Zustand des Bürgerkriegs; es habe in dieser ganzen Zeit seine internationalen Verpflichtungen verletzt und Japan als nächster Nachbar habe besonders darunter gelitten. Es gebe in China keine Zentralorganisation. Tibet sei unabhängig; Chinesisch Turkestan habe keinen Zusammenhang mit dem eigentlichen China, und die äußere Mongolei bilde seit Jahren ein Stück Rußland. China sei ein Problem, das den Weltfrieden bedrohe..." usw., wie man das am 24. 2. nachlesen kann, rechts wie links, in der deutschen, englischen Presse.

Wahrhaftig: Venezuela, Kanada und Litauen werden dem Völkerbund ihre großen Stiefel leihen, um statt Japan „Ordnung gegenüber der chinesischen Anarchie" zu schaffen! Vorläufig hörten wir nur ihre großen Worte, während die wirklichen Weltmächte, USA. und SSSR., England und Frankreich, sich still und vorsichtig verhalten, nur Wellington Koo mit den Säbeln des Völkerbunds rasselte und ihn erneut vor die Lage stellte, Chinas Kriege zu führen. Er wird dann sobald nicht abzurüsten brauchen!

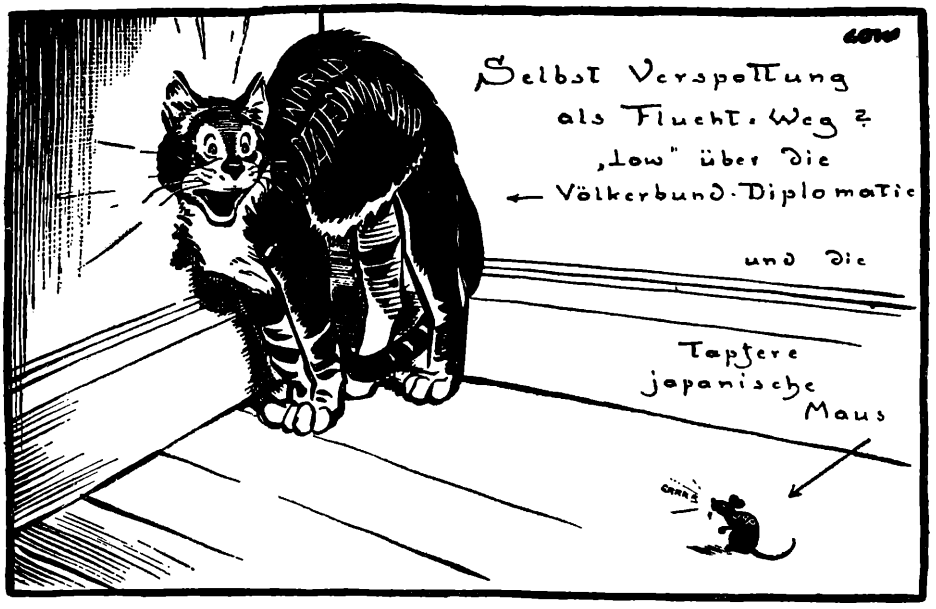
Was aus vorzeitig in ihrer geistigen Haltung abgerüsteten Kolonialmächten werden muß, wenn sie auf scharfe Proben gestellt werden, das zeigt eine völkerpsychologisch ausgezeichnet herausgearbeitete Mitteilung aus Indonesien, die wir im gleichen Blatte bringen (S. 230). Denn der Wehrzustand eines Reiches, wenn es nun einmal Verantwortungen für weite Räume außerhalb seines allereigensten Selbstbestimmungsgebietes übernommen hat, ist doch nicht Sache eines ganz bestimmten, beständig zu Hause angegriffenen Verwaltungszweiges oder „Dienstes", sondern Ausfluß einer Grundeinstellung der Volksseele. Darin, daß den Heimatmassen der wahre Herrschaftswille („the lost dominion") und damit die Herrschaftsfähigkeit — eine im Grunde eben undemokratische Eigenschaft! — verlorengegangen ist, darin sind die Schwächezustände der Niederlande, wie auch Englands über See, und namentlich ihre indopazifischen Nervenstörungen begründet!

Darum hat ein Mitglied der Labourpartei a. D. gut predigen: „Ihr habt das erste Reich verloren, weil ihr die Kolonien besteuert habt, und ihr werdet das letzte verlieren, weil ihr den Kolonien gestattet, die Bürger des Mutterlandes zu besteuern" (Snowden über Ottawa); und ein Senator der Niederlande, der seinem Vaterlande nach der Krise der Flottenmeuterei den Dienst in Genf verweigert „wegen der Art, wie die Regierung Bomben auf — (das meuternde Schiff) — die Sieben Provinzen habe werfen lassen", der müßte auch den Mut haben, mit Grabesstimme auszurufen: „Ich weiß zwar: ‚Indien verloren — Unglück geboren'; ich weiß, daß mit der Malaienherrschaft mindestens zwei Fünftel des ganzen Volksreichtums der Niederlande zum Teufel gehen und ihr ganzer Sozialluxus dazu — und dennoch bin ich für Aufgeben des Imperialismus dort, aus dem wir dreihundert Jahre Wohlstand gesogen haben..." Das allein wäre wirklich ehrlich; aber dazu raffen sich selbst „Idealisten" wie Macdonald nur auf, solange sie in der Opposition sind! Deshalb werden sie von Japan aus als Heuchler bezeichnet und bei den schönsten Reden in Genf nicht ernst genommen — und müssen notwendig (wie Frankreich, das sich die Ideologie des kolonialen Herrengeistes bewahrt hat) jede wirkliche Abrüstung sabotieren. Das ist die große Gefahr für „sozialistische" Kolonialschwärmer!

Zum Kapitel „Verstädterung" bringt die Durcharbeitung der Zählungsergebnisse für das indische Gebiet der „Zentralprovinzen" einen Beitrag. (Times of India, Mail Ed. 25. 2. 1933, S. 6.) Die dem Nizam von Hyderabad abgepreßten Landesteile zeigten mit 18 Mill., Berar mit 3,5 und die eingeschlossenen

Fürstenstaaten mit 2,5 Mill. ein Wachstum von 12% für das letzte Jahrzehnt. Der Zensussuperintendent fragt kühl angesichts dieser Tatsache zu schneller Raumausfüllung, ob sich die erschreckende Kindersterblichkeit, an sich gewiß bedauerlich, als solche Tragödie erweise — als die sie z. B. B. K. Sarkar und Brij Narain beklagen: vom indischen und allgemein menschlichen Standpunkt doch gewiß mit Recht.

Der Verstädterungs-(Urbanisations-)Vorgang schreite in der ausgesprochenen Agrarlandschaft glücklicherweise äußerst langsam vorwärts, wenn auch die ländliche Bevölkerungsvermehrung nur 11%, die städtische 22% betrage. Aber zur Zeit seien in den Zentralprovinzen nur 98 von 1000 „Stadtmenschen", gegen 112



in den Vereinigten Provinzen, 212 in Bombay, 136 in Madras und 799 in England!! Die überwältigende Mehrzahl der Landesbevölkerung in diesem Kerngebiet Indiens sei landliebend und bodentreu, und nur äußerster Wirtschaftsdruck zwinge die ärmsten Klassen in die Stadt. Noch immer wirkt sich — trotz der Sarda-Akte — die Kinderehe schädlich aus: 7% aller Hindumädchen wurden vor ihrem zehnten Jahr verheiratet!

In diesen Kernlandschaften überwiegt die Hindubevölkerung, mit 54% für die höheren Kasten, 17,5% für die niederen Kasten, 12,7% für die Ureinwohner mit (— sehr gemischtem! —) Hinduglauben, 11% für die Schattierungen von Natur und Dämonenglauben, Animismus und Aberglauben der Frühstämme, i. G. über 4 Mill.; wogegen die Islambekenner nur 3,9%, aber in rascher Zunahme, aus-

machen, wie sie ja auch in Alwar sich ganz anders breit machen als die weicheren Hindumehrheiten.

Zum Kapitel „Wehrgeographie", hier Sicherheitszonen und Pufferräume, sei daran erinnert, daß Jehol, weiträumig und dünnbevölkert, mit seinen 127 000 qkm und 4½ Mill. von den Japanern für Manchukuo in etwa der Friedensstärke des einstigen bayrischen Heeres innerhalb von acht Tagen, abschließend durch Besetzung der Hauptstadt vom 3./4. März 1933, völlig gelähmt und überrannt wurde. Daraus kann man sich errechnen, wieviel Zeit zur Entwicklung eines allenfallsigen „potentiel de guerre" geblieben wäre. Man vergleiche danach die Sicherheit Mitteleuropas. Das Milizen- und Freiwilligenheer riß aus.

Wehrgeographisch nicht ohne Pikanterie ist ferner das Ausscheiden Japans aus dem Völkerbund, aber sein freundliches Verbleiben in der Abrüstungskonferenz mit der Mitteilung der allerdings bedauerlichen Tatsache, daß es selbst aufrüsten müsse, was ja allerdings Admiral Osami Nagano der hohen Versammlung in Genf für die Flotte schon vor geraumer Zeit mitgeteilt hatte. (Betrachtungen darüber u. a. „North China Herald" vom 8. 2. 1933.) Dagegen wäre man gern bereit, Flugzeug-Mutterschiffe und Flugdecks auf Großkampfschiffen abzuschaffen (d. h. fremde Flugstreitkräfte möglichst weit ab von dem empfindlichen Inselbogen zu halten), ferner weit kreuzende U-Kreuzer zu streichen, dagegen die U-Boote auf nahe Schutzentfernungen in größeren Mengen zu behalten; endlich allgemein die Schiffsgrößen und die Kaliber auf 14 Zoll zu verringern: lauter wehrgeographisch begreifliche Leitlinien! Wir sehen als letztes Ziel auch hier nur „Sicherheit", eben die, daß niemand Japan im Fernen Osten stören kann! Frei nach General Araki: „So lange wir unsern festen Entschluß zeigen, so lange wird die Welt weniger geneigt sein, sich in unsere große Mission auf dem Festland einzumischen. Die Welt hat den Krieg todsatt, und wir können unser Ziel ohne große Anstrengungen erreichen, vorausgesetzt, daß wir unsere Entschlossenheit entfalten ..." usw.

Zu nahes Herankommen von Weltfluglinien und fremden Flugstützpunkten aber stört dieses Sicherheitsgefühl, wie u. a. der in Frankreich erzogene Südchinese General Oong Chao-huan, der Verteidiger von Woosung im Februar 1932, erkannt hat. Daher auch — neben aller sonstigen Blüte des Waffenhandels in Südchina — das besondere Interesse Kantons an Flugabwehrgeschützen, auch als städtische Angelegenheit des Oberbürgermeisters Liu Chi-wen; daher auch der Anteil dort an der freundlichen Vorführung des britischen Flugzeug-Mutterschiffs „Hermes" und die Ermunterung des Wettbewerbs zwischen den zumeist britischen und tschechoslowakischen Waffenlieferfirmen, während das letzteren befreundete Geschäft von Le Creusot mehr nach Japan geht. Auch hier hat geopolitische Arbeitsteilung längst Platz gegriffen; und als „Vernebelung" hat man die Affäre von Hirtenberg aufgebauscht.

Wie wenig haltbar die noch vor wenig Jahren von einzelnen Geographen ver-

tretene Anschauung ist, daß Flugwesen und Luftschiffahrt, weil angeblich von der Erdoberfläche unabhängig, mit der Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie nichts zu tun hätten, verraten die Abänderungen der Imperial Airways-Strecken nach dem mittleren und fernen Osten: teils unter unter dem Druck politisch-geographischer Sperrmaßnahmen einzelner zu überfliegender politischer Räume, wie Italien, Persien, teils unter örtlichen Landungsschwierigkeiten, wie in Castlerosso, in Südcypern, beim Niederflug ins Jordantal unter dem störenden Einfluß der Fallwinde („Adiabatic"), und vor den Launen der Wetterlage in dem Winkel zwischen Rhodos, Cypern und Palästina, die schließlich den Umweg über Alexandria, Gaza und Rutbah nahelegten.

Auch der neue Persische Golf-Weg ab Bagdad über Koweit, Bahrein und das verbesserte Aerodrom von Gwader ist sowohl politisch-geographisch (persische Schwierigkeiten), als morphologisch (Fallböen der Küstenketten) beeinflußt. Für die politisch-geographischen Flugschwierigkeiten rächt sich die indische Regierung nicht sehr christlich an den niederländischen und französischen Konkurrenzlinien und den schnellen Dampferanschlüssen der letzteren nach Südchina, so daß selbst die „Times of India" klagend ausruft: „Es ist ein Jammer, daß der wirtschaftliche Nationalismus selbst die Sphäre des Postverkehrs erobert hat, von der er so lange Zeit in einzigartiger Weise ferngeblieben war."

Ja: der Wettbewerb im Waffenhandel und das Sicherheitsgeschrei dazu als Lügenantiphonie verderben eben den Charakter sogar für die Postbeförderung und selbst bei sonst gottgefälligen Nationen; und der „cri au voleur", zu oft von den wirklichen Dieben der Macht ausgestoßen, verfehlt schließlich sogar seine Wirkung in dem wahrhaftig gutgläubigen Mitteleuropa. Es gehört sogar zu den vornehmsten Pflichten der Geopolitik, ihm die Augen dafür offenzuhalten, wie es bei den wirklichen Herren der Erde hinter den Kulissen zugeht, damit den betrogenen Europäern nicht unversehens der letzte, noch tragfähige Lebensraum unter den Füßen weggezogen wird und sie ihrerseits vergeblich nach der nur ihnen vorenthaltenen Sicherheit rufen, ob sie nun auf der Stadtflucht oder Landflucht vergast und mit Bomben beworfen werden.

Georg Schmidt-Rohr:

Die Sprache als politische Größe im Kraftfeld der Staaten.

Jeder Versuch, den geopolitischen Raumbegriff zu klären und von ihm aus zu praktisch-politischen Erkenntnissen zu kommen, führt zu der Notwendigkeit, verschiedene Arten von „Räumen" zu unterscheiden, so vor allem den Lebensraum, den Wirtschaftsraum, den staatlich politischen Raum, den strategischen Raum, den geopsychischen Raum. Es ist die Spannung zwischen den Grenzen dieser sich nicht deckenden Räume verschiedener Art, die zu den zu erforschenden und zu lenkenden

politischen Bewegungen führt. Die Untersuchung der raumpolitischen Grenzspannungen scheint mir oft eine Raumgröße zu übersehen, deren politisch-dynamische Kraft für weite Bezirke der Erde heute stark im Wachsen ist und deren Bedeutsamkeit hier erörtert werden soll: den „Volkstumsraum".

Um eine konkret-faßbare Größe zu haben, soll unter Volkstumsraum in willkürlicher Setzung der Raum von Sprachgemeinschaften verstanden werden. Es kann natürlich scheinen, als ob diese willkürliche Vergröberung und Materialisierung des Volkstumsbegriffes den wirklich mit den „Volkstümern" gegebenen Ordnungen der Erdbevölkerung nicht gerecht wird. Doch das soll hier nicht erörtert werden. (Zu dieser Frage habe ich in umfassender Weise Stellung genommen in dem Buch „Die Sprache als Bildnerin der Völker", eine Wesens- und Lebenskunde der Volkstümer, Verlag Eugen Diederichs, Jena.) Hier ist die betrachtete, konkrete und gesetzte Gegebenheit, die einen geographischen Raum als Einheit zu sehen erlaubt, das Bevölkertsein dieses Raumes mit einer sprachlich einheitlichen Menschengruppe. Ob damit schon die Volkstumsräume schlechthin erfaßt sind oder nicht, das ist in einem anderen Zusammenhang fraglich und bleibt für diese Erörterung durchaus gleichgültig. Diese Voraussetzung muß mindestens vorbehaltlich anerkannt werden.

Wesentlich für jede geopolitische Betrachtung, die den Rechnungswert ihrer Größen richtig abschätzen will, ist es, daß sich aus der Wesensverschiedenheit der „Sprachen" eine geopolitische Wertverschiedenheit ergibt. Ob es sich um Indianerstämme Nordamerikas oder um das deutsche Volk der Gegenwart handelt, es ist gemeinsames Kennzeichen ihrer Menschlichkeit, daß sie „sprechen". Für die Bewertung der politischen Kräfte, die aus den Sprachen aufzuwachsen vermögen, ist es aber von entscheidender Bedeutung, ob eine Menschengruppe eine kleine, schriftlose Mundart spricht oder eine große, geschichtstiefe, verschriftete Hochsprache mit einer reichen Literatur. Der Leistungsfähigkeit der Sprache entspricht in noch festzustellender Weise die Leistungsfähigkeit der Sprecherschaft auch im Politischen.

Die Art und Gewalt des Wir-Bewußtseins der durch eine einheitliche Sprache zusammengehaltenen Gemeinschaftsgruppen ergibt sich aus der gleichformenden und gleichnormenden Kraft jeder Sprache im Geistig-Seelischen. Die Sprache ist ja nicht nur — das ist wesentlich — Mitteilungsmittel innerhalb einer Gruppe. Voraussetzung der Verständigung und Mitteilung ist vielmehr, daß die Sprechenden in ihrem Denken, Fühlen, Wollen aufeinander abgestimmt sind, und diese Abstimmung geschieht, indem die Sprachgemeinschaft die ihr nachwachsenden oder von außen her zuströmenden Einzelzellen in die ganz bestimmte, sonderartige Begriffswelt einer ganz bestimmten, geschichtswirklichen Sprache hinein vergewaltigt, ohne daß diese sich bewußt sind, wie sie geformt werden. Wer mit Hilfe des Begriffsschatzes einer Volkssprache die Welt erleben und erkennen lernt, wird damit unmerklich in den geistig-seelischen Nationalbereich dieses Volkstums hineingezogen. Er lernt die Welt mit ganz bestimmten, von der Gemeinschaft her ge-

gebenen Voreingenommenheiten auffassen. Seine geistige Sonderheit, sein Gefühls- und Willensleben wird nach einer gruppenpersönlichen Besonderheit geprägt.

Diese Willensart, in die der einzelne hineingeformt wird, schon indem er, ohne es zu merken, Glied eines Gruppenwillens wird, die dem einzelnen aus der geistigen Luft seiner Gemeinschaft zufliegt, ohne daß er dabei eine Willensentscheidung zu fällen hat, ist der Wesenwille genannt worden.

Der Wesenwille ist von der Wesensartung her gegeben. Der einzelne sieht hier im allgemeinen nicht einmal die Möglichkeit einer anderen Willensbildung. Der Kürwillen hingegen beruht auf der Wahl zwischen einem Entweder-Oder. Hier werden dem einzelnen wohl auch von seiner Gemeinschaft die Gründe für das Entweder und für das Oder zugetragen, in verschieden eindringlicher Weise zugetragen, aber es ist eine bewußte, laute Entscheidung, die dem Willen eine bestimmte Richtung gibt.

Eine echte Spracheinheit ist immer Einheit im gleichen Wesenwillen, nicht aber von vornherein Einheit im politischen Kürwillen. Sprachraum ist zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Sprecherschaften in ganz verschiedenem Maße einheitlicher politischer Raum. Der englische, deutsche, französische Sprachraum auf Erden ist nicht je eine politische Einheit, sondern er ist aufgeteilt auf verschiedene Staaten, und der Wunsch auch zu politischer Bindung zwischen den staatlich getrennten Gruppen eines einheitlichen Sprachentums ist bei manchen Gruppen überhaupt nicht vorhanden, bei anderen sehr schwach entwickelt, bei wieder anderen eine lebendige Kraft von stärkster Wirkung, vor allem wo eine Gruppe sich als kulturell vergewaltigte Minderheit empfindet.

Diese letztere Gruppe, die argwöhnisch darauf achtet, daß von den politischen Räumen der Charakter der sprachlichen Räume nicht angetastet wird, tritt seit der Französischen Revolution immer entschiedener mit politischen Ansprüchen auf. Es geschieht etwas weltgeschichtlich Neues, wenn die Sprachgrenzen im Jahrhundert des Nationalstaates mit magischer Gewalt die Staatsgrenzen zu sich heranziehen. In manchen Gebieten ist diese Kraft noch gar nicht erwacht. Aber ganz unverkennbar ist doch die Gesamtentwicklung, daß hier und da und überall auf der Erde Sprachtümer dabei sind, zu sich zu kommen, sich selbst als geistig-seelische Wesenheiten zu entdecken, ihre Gemeinschaft mit den staatlich abgesprengten Teilen zu empfinden und daraus politische Forderungen zu entwickeln. Wenn dieser Vorgang nicht überall mit Sicherheit einsetzt, wenn die Deutschen der Schweiz sich oft genug noch wie von der Tarantel gestochen fühlen, wenn man sie „Deutsche" nennt, sie zum deutschen Volk rechnet, so handelt es sich um Fälle, die nicht den Blick dafür zu trüben brauchen, wie es gemeinsames Kennzeichen einer großen Zahl von allerstärksten politischen Spannungen ist, daß Spracheinheit politische Freundschaft bewirkt und Sprachverschiedenheit politische Fremdheit, daß der Wesensraum in diesem wachen Zeitalter ein Bestreben hat, auch im Politischen zum Willensraum zu werden.

Das war nicht immer so. Das römische Imperium sog eine Unzahl von fremden Mundarten in seine Staatssprache, das Lateinische auf, allein infolge des politisch-gesellschaftlichen Geltungswertes dieser Großsprache. Es gab hier wohl auch Heimatliebe für die angestammte Muttermundart, aber diese war nicht stark genug, um einen bewußten, lauten Widerstand gegenüber der Sprache der Hauptstadt zu entfesseln und zu schüren. Für die Staatssprache selbst wurde gar nicht mit der Absicht geworben, ihr neue Sprecherschaften zu gewinnen. Diese fielen ihr von selbst zu. Ja der römische Staatsbeamte sprach in den griechisch sprechenden Provinzen mit Stolz griechisch, wenn er diese Sprache genügend beherrschte. Es lag ihm durchaus daran, damit zu zeigen, daß er ein Gebildeter sei. Nationale Beklemmungen deswegen kamen ihm auch nicht im Traum.

Uns ist heute der auf Sprachgemeinschaft beruhende Volkstumsnationalismus schon etwas so Selbstverständliches geworden, daß wir leicht vergessen, wie neuartig er ist. Es ist noch gar nicht lange her, da nannten sich „Pommern" mit Stolz „Schweden", da kämpften Bayern gegen Tiroler und Rheinländer gegen Preußen, da verbündeten sich Deutsche mit Fremdvölkern gegen Deutsche, ohne daß auch nur die leisesten Bedenken kamen, ob hier nicht die volksbrüderliche Einheit verraten würde.

Die neue Entwicklung, daß die Wesensgruppen überall und in Europa in besonders schnellem Schrittmaß zu Willensgemeinschaften auch mit politischem Wir-Bewußtsein werden, ist bedingt aus Wesensveränderungen der Sprache selbst, vor allem aus ihrer Verschriftung. Diese Verschriftung hat man sich nicht einfach so zu denken, daß eine vorher ungeschriebene Sprache nun geschrieben und gedruckt wird. Es entsteht vielmehr neben v i e l e n Mundarten, die zum Teil so verschieden voneinander sind, daß ihre Sprecher sich überhaupt nicht mehr miteinander verständigen können, e i n e einheitliche Schreibart. Diese Schreibart ist zunächst nur Schriftsprache. Erst in den letzten anderthalb Jahrhunderten entsteht dazu auch eine einheitliche Sprechart, eine im wesentlichen einheitliche Ausspracheweise. Und während früher das Gesetz sprachlichen Lebens zu immer weiterer Auffaserung der Mundarten in Untermundarten und Unterarten von Untermundarten hindrängte, tritt nun in der nach ganz anderen Gesetzen lebenden Hochsprache die umgekehrte Entwicklung ein: die Mundarten werden aufgesogen von der Schriftsprache.

Erst die Schrift schafft die großen geistig-seelisch vereinheitlichten Menschenmassen, die seit der Französischen Revolution Geschichte machen. Erst der Druck und der gesteigerte Verkehr schaffen innerhalb einer sprachlichen Volksbrüderschaft die äußeren Möglichkeiten der politischen Anteilnahme füreinander. Dieser sprachliche Verkehr ist ganz von selbst und ohne daß von politischen Zielen die Rede ist, immer irgendwie „politische Propaganda". Jetzt erst erfüllen „Volkstümer" die Staaten mit Kräften von geschichtlich nie dagewesener Gewalt, die so unerhörte Anstrengungen und Leistungen ermöglichen, wie sie der Weltkrieg zeigte.

Jetzt erst wird der sprachgemeinschaftliche Wesenwille zu einer der politischen Großkräfte. Der Weltkrieg wird zwar noch ganz und gar von Staaten geführt, die dahinter stehenden Völker finden aber ihren härtesten Selbstbehauptungswillen in der Besinnung auf ihre geistige Art, auf ihr Volkstum. Ja schon das Volkstum anderer wird so wichtig genommen, daß es etwa für die Angelsachsen als der wesentliche moralische Grund in die Welt posaunt wird, warum sie in den Krieg zögen. Das „Right of Selfdetermination" ruft immer wieder Hunderttausende unter die englischen und amerikanischen Fahnen, Hunderttausende, die da glauben, an einem Kreuzzug gegen die völkerknechtenden mitteleuropäischen barbarischen Staaten teilzunehmen.

Wenn die Vereinigten Staaten für die englische Sache in den Krieg gingen, so wurden sie wesentlich durch die Gemeinsamkeit der Sprache hineingezogen. Die Botschaft, die der englische Ministerpräsident nach der amerikanischen Kriegserklärung an das amerikanische Volk richtete, jubelte, daß nun die ganze „englisch sprechende Rasse" gegen den deutschen Barbaren zusammenstünde. Ganz besonders aufschlußreich dafür, wie die Sprache politische Feindschaften und Freundschaften bewirkt, war die Schweiz. Die deutschen Schweizer, die so gar nicht „Deutsche" sein wollen, wünschten trotz ihrer immer wieder bekundeten Reichsfeindlichkeit den deutschen Waffen den Sieg. Die französisch sprechenden Schweizer sahen fanatisiert das große Ringen mit französischen Interessen.

Man darf daraus, daß eine Kraft nicht immer in die Erscheinung tritt, wo wir sie erwarten, nicht schon daraus schließen, daß es diese Kraft nicht gibt. Spracheinheitlichkeit einer Menschengruppe bewirkt, wie schon gesagt, nur Einheitlichkeit im Wesenwillen, nicht aber schon mit Notwendigkeit Einheitlichkeit im politischen Kürwillen. Aber ein einheitlicher Wesenwille ist ein besonders günstiger Boden für die Entwicklung eines einheitlichen Kürwillens auch im Politischen, so sehr dieser natürlich vor allem durch die historischen Staaten und die geschichtlichen Erlebnisse von Menschengruppen bedingt ist. Gewiß sehen wir noch oft genug, daß sich das Gemeinschaftsethos bestimmter Gruppen im Staatlichen erschöpft und daß die wesensgemeinschaftliche Verbundenheit mit den Volksbrüdern gleicher Sprache nur mit Argwohn gesehen wird. Daneben aber gibt es „sprachliche Minderheiten", die von der heißesten Opferbereitschaft und dem härtesten politischen Willen beseelt sind, der das Martyrium alltäglicher Peinigung auf sich nimmt.

Während es für die Gegenwart häufiger ist, daß die Grenzen der Staatsräume nach den Sprachgrenzen ausgerichtet werden, ist es in der Vergangenheit (wie natürlich auch noch in der Gegenwart) häufig zu beobachten, wie sich nach den gesellschaftlichen, staatlichen Grenzen die Sprachgrenzen verändern. Die Mundartenforschung der letzten Jahre hat gezeigt, wie häufig Mundartengrenzen sich den Staatsgrenzen und den Grenzen von Kirchenbezirken angepaßt haben. Ein Spannungsverhältnis zwischen Sprachraum und Staatsraum besteht überall, wo sich

die beiden Räume nicht decken. Aber die beiden gegeneinander spielenden Kräfte sind ganz verschieden groß in verschiedenen Zeitaltern und an verschiedenen Orten, je nach der Wesensart der Staaten und Sprachen.

Es sind gewiß auch Beziehungen des sprachlich einheitlichen Raumes zum geopsychisch einheitlichen Raum vorhanden. Aber die charakterformende Kraft des deutschen Raumes ist die Kraft vieler geopsychisch verschiedener Räume. Es ist die Bergwelt und die Tiefebene und die Seeküste, die mit ihren aus dem Boden strömenden Formkräften mitwirkten bei der geistigen Sonderprägung des deutschen Sprachvolkes. Die Mundarten haben wohl im wesentlichen geopsychisch einheitliche Raumheimaten, die Sprache aber hat ein Vaterland, das viele Heimaten umfaßt. — Der gleiche Raum hat ferner oft genug im geschichtlichen Wandel verschiedene Völker mit sehr unterschiedlichem Charakter beherbergt. — Es sind auch vielerlei Wirtschaftsräume, in denen die deutsche Sprachgemeinschaft lebt und vielerlei Lebensräume, wenn man die deutsche Raumeinheit gesetzt sieht durch die Hochsprache, vielerlei Lebensräume den Lebensformen nach, ob es sich um Alpenbauern oder um Hochseefischer handelt.

Wenn die Geopolitik „die Lehre von dem Raum vertritt, der über das Volk die Geschichte formt", dann muß sie gewissenhaft untersuchen, wie die verschiedenartigen Räume übereinander gelagert sind, welche Spannungen daraus erwachsen müssen. Besonderes Erfordernis der Stunde scheint es mir zu sein, daß der „Sprachraum" in seiner eigengesetzlichen politischen Dynamik untersucht wird, die abhängt von der Art der Verschriftung, von der Geschichtstiefe einer Sprache, von dem Größenverhältnis der Sprecherschaften.

Man darf in der politischen Rechnung nicht einfach Mundarten, Stämme ohne Hochsprache als Größen gleicher Ordnung neben die europäischen Großvölker der Hochkulturen stellen. Diese Mundartengebiete sind Räume von anderer politischer Würde und Wesensart als die Gebiete der Großsprachen. Doch auch die Kleinsprachen, das Dänische, Tschechische, Lettische, können unmöglich als Größen gleichen Ranges wie die Weltsprachen, das Englische, Deutsche, Französische, Spanische, angesehen werden.

Das Unrecht von Versailles wird erst in seiner ganzen Größe deutlich, wenn man bedenkt, daß eine Hochsprache, eine Großsprache, eine Weltsprache zum Nutzen von Mundarten und Kleinsprachen beschnitten wurde. Drei Millionen Deutsche zum Beispiel, also soviel wie die gesamte Einwohnerschaft Dänemarks, blieben staatlich vom 80-Millionenblock der Deutschen abgelöst und wurden dem tschechischen Kleinvolk, über 40 000 Deutsche den Dänen zugeteilt usw.

Man frage nur Engländer und Franzosen, ob sie diesen Kleinsprachen denselben Rang einräumen wie ihren Weltsprachen. Man frage sie, was sie empfinden würden, wenn man ihre Volksbrüder mit Gewalt dazu brächte, nur noch litauisch

zu sprechen, um ihnen klarzumachen, was das deutsche Volk in Mitteleuropa alltäglich leidet.

Eine politische Neuordnung Europas, die den Zustand erstrebt, welcher die natürlichen Spannungen zwischen den Staaten auf das kleinste Maß beschränkt, — eine wirkliche Befriedung Europas ist daran gebunden, daß die kulturellen Räume, die Volkstumsräume ein gesichertes Eigenleben führen können und daß das Rangverhältnis unter den kulturellen Räumen, das von der Art ihrer Sprache abhängt, gewahrt bleibt. Solche Neuordnung muß nicht schon die Lungenkraft der kleinen Gernegroße zum Maßstab nehmen für den staatlichen Freiheitsspielraum, der diesen Gruppen im Rahmen einer europäischen Gesamtordnung gewährt werden kann. In einer wirklich sinnvollen Ordnung kann unmöglich jeder kleinen Gruppe, die den Wunsch zur Eigenstaatlichkeit hat, das Recht darauf gewährt werden.

In vielen Gebieten Europas sind die Völker nicht nebeneinander geordnet, sondern durcheinandergeschüttelt. Hier sind nationale Staaten von vornherein unmöglich. Aber selbst da, wo die räumliche Gliederung die Bildung von Einzelstaaten zuläßt, werden in manchen Gebieten Staatenverbände zu gründen sein, in denen erst manche Kleinstaaten wirklich lebensfähig zu werden vermögen. Das heißt aber nicht, daß in Gebieten von Kleinsprachen ohne eigenstaatliche Kraft nur deswegen der heutige Zustand erhalten bleiben soll — (bei dem kleine Gruppen nur auf den Krücken der Macht anderer Staaten in einem scheinstaatlichen Leben erhalten bleiben) — weil so das Kernvolk Europas am besten und dauerhaftesten geschwächt und belästigt wird.

Trotzdem Franzosen und Engländer während des Krieges vorgaben, für das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu kämpfen, wollen sie heute nicht mehr sehen, wie schlecht sich die Staatsräume und die Sprachräume vor allem im Osten und Südosten Europas decken und wie dringlich hier eine Neuordnung ist, wenn höchst gefährliche Spannungen beseitigt werden sollen. Wichtiger noch als die Abrüstung ist die Beseitigung der Spannungen, die zur Anwendung von Waffen führen, der Spannungen, die daraus entstehen, daß Millionen in Europa sich in der freien geistigen Entfaltung in ihrer Sprache behindert sehen.

Die politisch-dynamische Kraft der Sprachräume stellt den Politiker vor allem vor das Rätsel, daß diese Kraft in verschiedenen Zeitaltern der Geschichte und an verschiedenen Orten so verschieden stark entwickelt ist. Das führt allzu leicht zu ihrer Vernachlässigung in der politischen Rechnung. Auch die Geopolitik darf den Sprachraum nie außer acht lassen. Sie soll nicht nur das „geographische Gewissen des Staates" sein, sondern auch und vor allem das „geographische Gewissen des Volkes". — Wir Deutschen haben solche Wissenschaft besonders nötig.

KARL HAUSHOFER:
Literaturbericht über den indopazifischen Raum

Neben allen Spezialarbeiten sei dauernd der enzyklopädischen gedacht:

14. u. 15. **Bd. XII und XIII des Gr. Brockhaus:** Mai bis Ost. Darin sucht die Forderung des Tages zuerst die „Mandchurei" als nächstes und dann „Mongolen und Mongolei" als übernächstes Streitobjekt: zwei gedrungene, gediegene, das schwierige Quellenmaterial in seinem Propagandastreit überlegen sichtende Aufsätze. Unterwegs haftet der Blick an hübschen Plänen von „Mailand" und „Mainz", einer sehr feinen Skizze des „Mainzer Beckens", auf dem wohlbewältigten „Malaien"-komplex, konstatiert, daß die Bevölkerungsumschichtung auf „Malakka" bereits berücksichtigt ist und nebenan ein entscheidendes Aquarell den ganzen Reiz von „Malaga" als Miniatur wiedergibt. Das schöne Blatt Nordwestafrika ist bei „Marokko" an der rechten Stelle. Vielleicht hätte „Marseille" (Notre Dame de la Garde) ein ähnlich leuchtendes Blatt wie „Marrakesch" verdient. „Marne"- und „Masuren"schlacht vertiefen den wehrgeographischen Wert; und breiten Raum nimmt mit Recht „Meer" und „Meereskunde" (Karten und Bilder) ein. Besonders schön und breit ist „Mexiko", auch das „Mittelmeer" (geopolitisch!) behandelt, etwas kurz die „Mil. Geographie", auch wohl die „Minderheitenfrage", gut im Raum „Moor" und „Moskau".

Im Band XIII lenken die Schlagworte „Neuseeland" und „Niederlande", „Nordamerika" und „Nordpolarforschung" [mit einigen ausgezeichneten Karten], „Oberschlesien", „Orient", „Österreich" und „Ostsee" wie „Ostpreußen" (gute Karten!) zuerst die Aufmerksamkeit auf sich, unter den Stadtbildern „München", „New York", „Oslo". Wir sehen unter den geopolitisch interessanten Wirtschaftsgütern das „Opium" breit behandelt, vermissen nur die „Ölpolitik", so sehr der „Öldunst" die Weltpolitik durchzieht. Sehr dankenswert ist die Gerechtigkeit, mit der im Raum das „österreichische" Problem und die „ostdeutsche Kolonisation" ausgeführt sind. Auch die riesige Kultur- und Wirtschaftsleistung der „Niederlande" kommt mit Recht im zugewiesenen Raum zum Ausdruck. Heikel, etwas schmal dotiert ist das Thema „Nation" (warum fehlt Goethes schönes Wort „Volkheit", das Sieger als Ersatz für Nation empfahl), ein Kabinettstück dagegen ist die vergleichende Darstellung der „Nationalhymnen".

Gespannt sind wir, ob die verschwenderische Fülle der im Brockhaus angelegten Karten sich zu einer ähnlichen Sondersammlung verdichtet, wie 16. der in seiner Art einzige **Welt- und Wirtschafts-Atlas zum „Herder"** Freiburg i. B. 1932, mit 106 Hauptkarten, 65 Wirtschaftskarten, zahlreichen Nebenkarten und — eine ausgezeichnete Idee! — einem auswechselbaren Stat. Teil: „Die Welt in Maß und Zahl." Wahrlich! An unseren großen Verlagen liegt es nicht, wenn das Weltbild Mitteleuropas nicht mehr auf der Höhe seiner einstigen Weltgeltung ist. Der kühne Versuch des Herderschen Kartenbandes ist gespannt erwartet worden. Denn diese Art der Behandlung räumt — wenn sie sich bewährt — mit vielen alten Methoden, namentlich der Zahlendarstellung ohne Anschauung und Kartenbild zerstörend auf. Entscheidend ist dabei, wieweit zusammenwirkende Gebiete und solche mit annähernd gleichstehender Wirtschafts-Durchdringung mit geschickter Hand herausgeschnitten werden, wobei natürlich kartographische Tradition und weltpolitische, vielleicht auch weltanschauliche Einstellung Schranken zieht. Vorweg: diese sind im Geographischen im Herder fast nicht zu spüren, durchaus jedoch die Sicherheit eines gefestigten Rahmens.

Wohl aber erleichtert der nun bekannte und verfügbare Rückhalt eines solchen konzentrierten Trägers praktischer weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Erkenntnis den weiteren Herder-Bänden das Leben sehr!

17. **Band IV des Großen Herder** (Eisenhütte bis Gant) kann sich zunächst schon auf den vorliegenden Kartenband stützen; seine schönen Blockdiagramme (Ecuador z. B.) sind nicht mehr Einziges, sondern Zugabe, wie die guten Landschaften und Städtebilder. Die „Eiszeit" streift schonend ein viel umstrittenes Feld; bei manchem technischen Kapitel, wie der „Elektrizität" würde man gern auch den

Geographen (Verteilung der Anlagen, weit über Ausdehnung des Gebrauchs) mehr beteiligt sehen, ebenso wie beim „Erdbeben", das doch auch außerhalb Europas, zu dessen Glück sogar häufiger und zerstörender, kartographisch erfaßbar vorkommt. „Europa" zeigt einige sehr schöne geopolitische Karten und Einblicke. Der „Mount Everest" ist in einer Prachtaufnahme dargestellt, die den dämonischen Reiz des Berges begreifen läßt; an vielen Stellen zeigt sich, daß der durch den Atlas ersparte Raum noch weise von geographischem Einschlag weiter durchwirkt werden darf (Gesteins-Falten-Bild u. a.: Feldberg, Felsengebirge, Fernpaß, Fichtelgebirge, Fidschi, Florenz, Fluchthorn); im großen hat „Frankreich" als Land, „Freiburg" als Städteporträt wohl die Möglichkeit gegeben, in diesem Band erdkundlichem und geopolitischem Denken am meisten zu zeigen, daß es im Gesamtrahmen auf der Wacht und bereit war, die Rechte des Bodens, der Erde am Gesamtgeschehen wahrzunehmen. Wie nötig das ist, verrät

18. die **„Steinmetz - Nummer"** von **„Mensch en Maatschappij"**, No. 1 en 2 der höchst fesselnden niederländischen Zeitschrift (9. Jahrg.). Groningen 1933, Noordhoff. Denn neben einigen ganz ausgezeichneten Beiträgen zu Ehren des berühmten, wenn auch der Geopolitik nicht ganz gewogenen Soziologen, flößen uns doch z. B. Pitirim A. Sorokins: „Life-Span, Age-Composition and Mortality of social Organisations" das lebhafte Bedenken ein, daß eine so betriebene Soziologie sich allzusehr vom Boden der Wirklichkeit entferne und in erdfremde Spekulationen auflöse; und mehr als primitiv erscheint uns vom geopolitischen, aber auch kulturmorphologischen Standpunkt S. 79 über Sterblichkeit der Staaten! Böhmens Staatsrecht stammt doch nicht erst von 1918, das tausendjährige Reich Ungarns von 1920! Soviel, um nur einige der Bedenken zu kennzeichnen, die unwillkürlich aufspringen, wenn wir diese vom geopolitischen Standpunkt höchst anfechtbare Geburtsliste von Staaten betrachten, und z. B. zwar südamerikanische Eintagsfliegen darin als Beweis für die Kurzlebigkeit angeführt sehen, aber das zweitausendjährige Japan, das mindestens fünfzehnhundertjährige Tibet nicht für das Gegenteil, wenn wir glauben sollen, Luxemburg bestehe erst seit 1867, Deutschland seit 1871, Polen seit 1920! So einfach ist doch die unendlich wichtige Frage der Jugend, des Alterns, Reifens und Absterbens von Organisationen aus der Symbiose von Mensch und einem Stück Bodens wenigstens nicht abzutun, wie dieser Aufsatz an so hervorragender Stelle zu Ehren eines so scharfen, vielseitigen und unerbittlichen Denkers sie hinstellt. Dieser Art, soziologische Monokultur zu treiben, vermögen wir allerdings nicht zu folgen.

Sie scheint uns zu wenig erdhaft und bodenwüchsig.

HANS OFFE:

Geopolitik im Lexikon

Meyers Kleines Lexikon. Achte, gänzlich neubearbeitete Auflage in drei Bänden. Mit etwa 2500 Textabbildungen und über 200 Tafeln und Karten. Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig 1931/32. Je Band in Leinen RM. 10.—, in Halbleder RM. 15.—.

Um es vorweg zu sagen: der Geopolitiker darf mit der Beachtung, die seine junge Wissenschaft im „Kleinen Meyer" neuester Auflage gefunden hat, wohl zufrieden sein. Vor allem ist es die reichliche Ausstattung mit Karten und Skizzen, welche dies Lexikon so brauchbar macht. Dies Gesamturteil schließt die Anmeldung von Wünschen bezüglich einiger wichtiger geopolitischer Grundbegriffe nicht aus: der trefflichen Belehrung über „politische Grenzen" steht das Fehlen von Stichwörtern wie Kraftlinien (geopolitischen Sinnes), Talweg, Volksdruck u. ä. gegenüber. Von Panideen treten der Panamerikanismus und Panslawismus, der Panhellenismus und selbst der als „politisch bedeutungslos" bezeichnete Pangermanismus auf, natürlich auch Paneuropa, während etwa der panasiatische Gedanke unerwähnt bleibt.

Zu regionalen Einheiten übergehend, verzeichnen wir die vorzüglich orientierende ganzseitige Beilage „Geopolitik des Stillen Ozeans", die durch eine kleinere für den Indischen Ozean ergänzt wird. Von Erdteilen sind

Australien und Amerika mit selbständigen Abschnitten über ihre allgemeine geopolitische Lage bedacht, nicht aber Europa, Asien, Afrika; immerhin bieten die trefflichen politischen Karten einen gewissen Ersatz. Unter den Großmächten werden USA., Japan und das Britische Weltreich geopolitisch am besten umrissen — dem Empire und seiner einzig dastehenden staatsrechtlichen Form ist eine hervorragend einprägsame schematische Darstellung gewidmet, wogegen zwar die Dominien mit ihren Sonderbelangen allzusehr zurücktreten. Von sonstigen einzelstaatlichen Darstellungen seien noch erwähnt: Algerien als Teilgebiet des französischen Weltreiches, Mexiko im gesamtamerikanischen Kraftfeld (mit vorzüglichen Kärtchen!), ferner Abessinien, Ägypten, Bulgarien, Griechenland, Palästina.

Daß die Weltwirtschaft in textlicher wie zumal in kartographischer Hinsicht bestens vertreten ist, bedarf bei einer Veröffentlichung des Bibliographischen Instituts kaum noch des Beweises; nur im Vorbeigehen gedenken wir der sechs lapidaren Sonderkarten, von denen wiederum die beiden, Einfuhr- und Ausfuhrüberschuß veranschaulichenden außergewöhnliche Beachtung verdienen. Großes Geschick und viel Umsicht seitens ihrer Verfasser verraten endlich noch Beiträge von der Art der folgenden: Kulturpropaganda, Deutschtum im Auslande, Auslandskunde und Auslandspresse.

Meyers Großer Hand-Atlas. Herausgegeben von Prof. Dr. Nikolaus Creutzburg. Mit 360 Haupt- und Nebenkarten nebst alphabetischem Namensverzeichnis (mit 772 000 Namen, geographischen Kartenerläuterungen und einem Leseglas. Großoktav 17×25 cm. In Ganzleinen gebunden RM. 30,—.

Meyers Volks-Atlas, Große Ausgabe. Mit 172 Haupt- und Nebenkarten nebst geographischer Einleitung und alphabetischem Namenverzeichnis. Großoktav 17×25 cm. In Ganzleinen gebunden RM. 11,—.

Meyers Großer Handatlas bedeutet nach dem Vorwort des Herausgebers „die durchgreifendste Veränderung, die der Atlas seit seinem Erscheinen erlebt hat". Ein altbekanntes Kartenwerk auf der Höhe der Zeit halten, heißt, zumal der Kulturgeographie und der Wirtschaftsgeographie vor allem durch „thematische" Karten Rechnung tragen, wozu in der 7. Auflage bereits der Anfang gemacht wurde. Die vorliegende Neuausgabe bringt neben 232 topographischen Haupt- und Nebenkarten folgende thematische Sonderkarten: 21 Karten über die Verbreitung von Rassen (!), Religionen, Sprachen und Volkstum; 17 Karten über Landschaftstypen, Bodengüte, Waldverbreitung und Klima; 90 Karten über landwirtschaftliche Produktion, Rohstoffwirtschaft, Verteilung von Industrie, Verkehrsgliederung usw. Zu beachten ist, daß auf den zahlreichen Wirtschaftskarten zugunsten größerer Klarheit und Übersichtlichkeit meist nur je e i n e Wirtschaftstatsache dargestellt wurde.

Tragen in der genannten Ausgabe die den Weltkarten bzw. den einzelnen Erdteilen sowie Mitteleuropa und dem Deutschen Reich vorangeschickten Texte mehr den Charakter einer allgemein-orientierenden Einführung, so erstand mit der großen Ausgabe von Meyers Volks-Atlas geradezu ein „Kartenbuch": auf 80 Seiten bietet es aus der Feder Dr. Edgar Lehmanns eine Einführung in die heutige Staatenwelt, die in vielem vorbildlich genannt werden muß in ihrer Beschränkung auf das Wesentliche und Typische und in ihrem weisen Maßhalten mit statistischen Angaben, die jedoch scharf umrissene Vorstellungen von den verschiedenen Staaten bzw. größeren irdischen Teilräumen vollauf gewährleisten. Daß der Verfasser nicht der naheliegenden Versuchung erlag, bloßen Extrakt länderkundlicher Lehrbücher zu bieten, vielmehr seine Aufgabe streckenweise — so in den politisch-geographischen Vorbemerkungen — geradezu in der schwierigen Essayform löste, erhöht den literarischen Wert des Kartenwerkes um ein Beträchtliches. So darf man abschließend wohl behaupten, daß mit der neuen großen Ausgabe von Meyers Volks-Atlas eine durchaus eigenartige und bedeutsame, neuzeitlichen Anforderungen gerecht werdende Form der geographischen Orientierung, zumal nach der staatenkundlichen und der wirtschaftlichen Seite, geschaffen wurde.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig / Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

COLIN ROSS:

Kolonien?

Erinnerung an eine Südseefahrt

Wir fahren durch die Basilanstraße. Zur Linken liegt das kleine Basilaneiland, die nördlichste der Suluinseln, zur rechten Mindanao, die südlichste der Philippinen. Die beiden großen Inseln Mindanao im Süden und Luzon im Norden schließen mit ihren langen, schmalen, wie schützende Arme ausgebreiteten Halbinseln die siebentausend Inseln ein, jene Inselgruppe, die restlos zu unterwerfen sich die Spanier von 1570 bis 1898 vergeblich bemühten. Ihre Nachfolger, die Amerikaner, zeigen geringere Zähigkeit und Ausdauer. Senat wie Repräsentantenhaus der USA. haben die baldige definitive Aufgabe eines Besitzes beschlossen, der sich als allzu schwer verdaulich erwiesen.

Dreihundert Jahre spanischer Herrschaft gegen ein halbes Hundert amerikanischer! Heißt das Kolonialunfähigkeit oder Kolonialmüdigkeit unserer Zeit? Leicht gemacht haben die Philippinos weder den Spaniern noch den Amerikanern die Herrschaft. Sie rühmen sich, gegen erstere an die hundert Revolutionen angezettelt zu haben. Und gegen letztere haben sie zuerst jahrelang erbittert mit den Waffen gekämpft, und als dies infolge der militärischen Überlegenheit der Amerikaner nicht mehr ging, ebenso erbittert mit Resolutionen, Protesten, Propaganda, Bearbeitung von Presse und öffentlicher Meinung in Amerika wie in der Welt, kurz mit all den Mitteln, mit denen man heute Revolution macht.

Die Spanier haben nicht nachgegeben, in all den Jahrhunderten nicht. Und sie hätten die Philippinen auch nicht aufgegeben, wären die Vereinigten Staaten den Aufständischen nicht zu Hilfe gekommen und hätten nicht diese ihnen im Spanisch-Amerikanischen Kriege die Inseln entrissen. Heißt das, daß die Amerikaner schwächlicher sind als die Spanier? Kaum. Es bedeutet lediglich, daß die Kolonialideologie sich gewandelt hat. Die Antwort auf die Frage: Kolonien oder nicht, ist eben keineswegs für alle Epochen und Völker gleich. Sie hängt ab von Weltanschauung und Zeitströmung. Den politischen Vorteil oder Nachteil von kolonialem Besitz bestimmt nicht nur die jeweilige Machtgruppierung und Weltkonstellation, sondern ebenso die jeweils herrschende Welthypothese. Und ihr wirtschaftlicher Nutzen ist kein absoluter, sondern abhängig von Wirtschaftsform und Technik einer jeden Zeit.

Wir passieren Zamboanga, den Hauptort Mindanaos. Von dem typisch altspanischen Charakter, den das Zentrum Manilas, die Hauptstadt Luzons wie der ganzen Philippinen heute noch trotz Nationalisierung und Amerikanisierung bewahrt, ist in Zamboanga nichts zu bemerken. Es ist eine typische, national farblose Tropenstadt: ein Holzkai, eine Anzahl Schuppen, eine lange Reihe von Bungalows.

Hinter diesen dehnen sich endlose Plantagen. Und diese begleiten unseren Dampfer, als wir jetzt die Halbinsel umrunden, an deren Spitze Zamboanga liegt, und längs der Küste von Mindanao nach Norden dampfen.

Diese Plantagen — es handelt sich vor allem um Zucker — machten einst die Philippinen wertvoll und begehrenswert. Und gerade sie sind es, die sie heute wertlos machen oder vielmehr ihre Abstoßung wünschenswert.

„Absurd!" sagt der Erste Offizier, der neben uns an der Reling lehnt, „wenn ich denke, was einmal für ein Geriß um die Aktien der großen Zuckergesellschaften war, und heute will sie kein Mensch haben! Das sieht übrigens den Amerikanern ähnlich, daß sie die Philippinen aufgeben, sobald sie kein Geschäft mehr sind. Nach außen wird es freilich heißen, daß es aus ethischen Gründen geschieht, als leuchtendes Beispiel für die Welt, wie die Staaten die Interessen der kleinen Völker schützen und den Tagalen die volle Unabhängigkeit geben, nachdem Amerika sie selbstlos im Dienst der Zivilisation dazu erzogen und befähigt hat."

„Die Zuckerinteressenten und die Pflanzer in den Südstaaten haben dem Kongreß lange genug zugesetzt", antwortete ich. „Es war ja auch nicht sehr angenehm für sie, daß der billige Zucker von den Philippinen zollfrei herein durfte..."

Ja, es ist ganz gut und schön mit der Ergänzung der heimatlichen Wirtschaft durch die Kolonien. Die Produktionstechnik hat sich nun derart entwickelt, daß aus der Ergänzung Konkurrenz wird. Und so sind heute die berühmten drei Gründe, die man für den Wert von Kolonien anführt, durchaus nicht absolut und keineswegs unter allen Umständen stichhaltig: Kolonien sollen dem Heimatland billige Rohstoffe liefern, sie sollen einen Markt für seine Industrie bilden, und sie sollen seine überschüssige Bevölkerung aufnehmen.

Von diesen drei Gründen gilt im Falle Amerika—Philippinen höchstens der zweite. Der amerikanische Absatz hat sich durch die Okkupation tatsächlich wesentlich gehoben. Billige Rohstoffe liefert die Kolonie auch, nur eben — zu billig, so billig, daß sie dem einheimischen Produzenten Konkurrenz macht. Und was den dritten Punkt anbetrifft, so verkehrt sich der Vorteil völlig in Nachteil. Statt die überschüssige Bevölkerung der USA. aufzunehmen, müssen diese dem Bevölkerungsüberschuß der Philippinen Einlaß gewähren. Amerika, das sich sonst allen Asiaten streng verschließt, hat durch sein asiatisches Territorium selber eine Lücke in seinen Abwehrwall gebrochen; denn es ist nicht angängig, Menschen, die unter dem Sternenbanner leben, den Eintritt in das Herzland dieses Banners zu verwehren. Und so wandert denn Jahr für Jahr eine erkleckliche Anzahl von Tagalen nach Kalifornien ein, so erklecklich jedenfalls, daß die Arbeiterorganisationen ihren Einfluß im Verein mit dem der Zuckerproduzenten in Washington geltend machten, um durch die Unabhängigkeitserklärung diesen unbequemen Konkurrenten loszuwerden.

Der Einwand liegt nahe, daß die Philippinen ein besonderer Fall sind. Allein nichts anderes sollte bewiesen werden. Jede Kolonie ist ein besonderer Fall. Und in jedem einzelnen Fall muß nachgewiesen werden, ob ihr Besitz wünschenswert ist, ob seine Vorteile die Nachteile übersteigen. Eine Entscheidung hierüber läßt sich einigermaßen zufriedenstellend natürlich nur in bezug auf die materiellen Werte einer Kolonie fällen, und nicht einmal für diese immer ohne weiteres und mit Sicherheit. Die Agrarrevolution, die Rationalisierung, die chemische Industrie mit ihren hochwertigen Ersatzstoffen tropischer Produkte und überhaupt die ganze Weltwirtschaftskrise haben auch in den wirtschaftlichen Werten der Kolonien solche Umwälzungen zur Folge gehabt, daß Gebiete, die einst wahre Goldgruben für ihre Besitzer bedeuteten, sich in schwer leidende Zuschußgebiete verwandelten.

Nun darf man allerdings zweierlei nicht vergessen: Erstens bedeutet die gleiche wirtschaftliche Situation bei verschiedenen Völkern noch nicht das gleiche, sondern es kommt auf die seelische Einstellung an. Und zweitens ist die ganze koloniale Frage im Grunde und vor allem ein irrationales Problem. Selbstverständlich zogen im Gefolge der großen Entdecker und Eroberer auch Goldhunger und Erwerbsgier; sie waren zum Teil mitbestimmende Faktoren. Aber den entscheidenden Impuls gab doch stets ein innerer Drang, mochte er sich nun als Ruhmsucht, Glaubenseifer oder reine Abenteurerlust geben.

Eine rein materiell empfindende Zeit vermag natürlich auch in der Kolonialfrage nur materiell zu werten. Und es ist bezeichnend für die jetzt ablaufende Epoche des reinen Materialismus, daß Kolonialfreunde, ja selbst Kolonialfanatiker aus reinem Idealismus, die ein innerer Trieb für Kolonialerwerb und Kolonialbesitz entflammte, ihre Stellungnahme nur mit materiellen Gründen zu verfechten pflegen, eben mit den bewußten drei Gründen der Rohstoffversorgung, des Absatzmarktes und der Aufnahme überschüssiger Bevölkerung, obgleich jeder Tertianer nachweisen kann, daß diese drei Gründe heute nicht stichhaltig sind. Aber ebenso bezeichnend ist, daß solche Kolonialfreunde und -fanatiker in ihrem Glauben auch nicht durch die triftigsten Gegenargumente wankend gemacht werden können. Sie bleiben beispielsweise unerschüttert davon überzeugt, daß die ganze Not der Arbeitslosigkeit in dem Augenblick behoben würde, in dem Deutschland wieder Kolonien bekäme. Es macht sie weder der Beweis wankend, daß sämtliche deutsche Kolonien auch im günstigsten Falle nur einen verschwindenden Bruchteil der Arbeitslosen aufnehmen könnten, der volkswirtschaftlich überhaupt keine Rolle spielt, noch der Hinweis auf England. England verfügt wirklich noch über Siedlungsland in Übersee. Das britische Weltreich besitzt noch jene weiten, leeren Strecken fruchtbaren Landes, nach denen wir uns vergeblich sehnen. Und trotzdem, trotz aller Vereinbarungen zwischen Mutterland und Dominien, trotz aller Freipassagen, Siedlerunterstützungen und großangelegter Kolonisationspläne war es nicht möglich, die Arbeitslosen in England auf die Freiräume in Übersee zu verpflanzen.

Diese eine Erfahrung lehrt, wie schwierig das Kolonisations- und Siedlungsproblem unserer Tage ist. Sie zeigt, daß das Primäre der Wille zur Kolonisation sein muß, der alte Pioniergeist, der im heutigen Großbritannien völlig erloschen scheint. Ohne Zweifel wäre der Effekt in Deutschland oder Italien ein anderer, verfügten diese beiden Länder über Englands Freiraum in Übersee. Aber auch eine deutsche wie italienische koloniale Siedlungspolitik könnte und dürfte nicht übersehen, wie sich die wirtschaftlichen Voraussetzungen jeder erfolgreichen Kolonisation von Grund aus geändert haben. In der Pionierzeit genügte tatsächlich der Wille, verbunden mit einem Minimum von Gerät, um Wildnis in Kulturland zu verwandeln. Die Pilgerväter in Neu-England, die Deutschen im chilenischen wie im brasilianischen Urwald, die Buren in Südafrika, die schottischen Presbyterianer in Neuseeland, sie alle brauchten nicht mehr als Axt und Pflug. In der Zeit des Mähdreschers aber kann erfolgreiche Siedlung auch in Übersee, oder vielmehr gerade in Übersee, nur mit zeitgemäßem technischem Apparat und entsprechender Wirtschaftsorganisation, die den Absatz garantiert, getrieben werden. Das kann sich freilich mit dem Abbau der weltwirtschaftlichen Verflechtung und dem Aufbau neuer autarker Bindungen zwischen Kolonie und Mutterland wieder ändern. Aber es zeigt, wie abhängig heute jede koloniale Tätigkeit von der politischen und wirtschaftlichen Gesamtkonstellation der Welt ist.

So wenig das Kolonialproblem ein rein materielles ist, so wenig die Frage, ob Kolonien oder nicht, sich lediglich auf Grund des augenblicklichen wirtschaftlichen Vorteils oder Nachteils entscheiden läßt, so wenig dürfen diese Fragen bei Kolonialerwerb und kolonialer Betätigung völlig außer acht gelassen werden.

Dabei muß man sich klar sein, daß der wirtschaftliche wie der politische Wert einer Kolonie kein absoluter ist, sondern sich ständig wandelt. Ja, diese Wandlungen in der Bewertung sind teilweise geradezu grotesk. Denkt man beispielsweise daran, daß bei dem Friedensschluß von 1763, der die große welt- und kolonialpolitische Auseinandersetzung zwischen England und Frankreich beendete, in London eine lebhafte Debatte darüber entstand, ob man den Franzosen ihre amerikanischen oder ihre westindischen Besitzungen nehmen solle. Die Frage hieß: Kanada oder Guadeloupe? Die eine kleine Zuckerinsel Guadeloupe wog in den Augen maßgebender Briten so viel wie der ganze französische Besitz in Kanada mit dem weiten Hinterland, das sich den ganzen Mississippistrom hinabstreckte und das riesige Louisiana umfaßte. Es hätte nicht viel gefehlt, und England hätte sich für Guadeloupe entschieden, da ein Teil von Regierung und Parlament der Ansicht waren, daß der Pelzhandel am Sankt Lorenz nie so viel einbringen könne wie die wirtschaftlich damals so wertvolle Insel mit ihren Zuckerrohrplantagen, mit denen nicht belastet zu sein, heute jede Kolonialmacht froh ist.

Denkt man noch daran, daß nach Abschluß der napoleonischen Kriege Groß-

britannien von den den Holländern abgenommenen Kolonien das Kapland behielt und die gesamten Sundainseln zurückgab, eine Wahl, die heute völlig unverständlich erscheint?

Aber es wechselt im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte ja nicht nur der Wert einzelner Kolonien, sondern auch die Bedeutung, die man kolonialer Tätigkeit überhaupt beilegt. Das gleiche England, das während des 19. Jahrhunderts in der Sicherung Indiens und der Seewege dorthin den Angelpunkt seiner Politik sah, hat noch 1784 einen Parlamentsbeschluß gefaßt, in dem es heißt: „Pläne der Eroberung und Herrschaftserweiterung in Indien sind Maßnahmen, die den Wünschen, der Ehre und der Politik dieser Nation widerstreben."

Solche wechselnde, von Extrem zu Extrem schwankende Beurteilung des Wertes von Kolonien und Kolonialpolitik finden wir nicht nur bei den Briten. Auch wir sind nicht frei davon. Auch wir haben im Verlauf unserer Geschichte Kolonien ausgeschlagen, wo wir sie hätten haben können, und danach gestrebt, wo ihr Besitz für uns mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war. Daß „kolonialfreundlich" nicht ohne weiteres mit „national" gleichgesetzt werden kann, beweist Fichte, der in seinen „Reden an die deutsche Nation" flammenden Patriotismus predigte und der gleichzeitig von dem „unnatürlichen Kolonialsystem" sprach. Das heißt: heute würde ein Fichte wahrscheinlich für Kolonialerwerb sein, während er gestern vielleicht noch dagegen gewesen wäre. Der Wechsel in der weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Konstellation, ja in der ganzen Mentalität und seelischen Einstellung zu den Grundproblemen des Seins vollzieht sich in unserer Epoche so rasch, daß heute entschieden für Kolonien sein kann, wer gestern noch ebenso entschieden dagegen war.

Freilich, nichts wäre bedenklicher, nichts gefährlicher für ein sich langsam konsolidierendes, langsam wieder erstarkendes Deutschland, als sich Hals über Kopf und unüberlegt in koloniale Abenteuer hineinzustürzen.

Diese Gefahr besteht. Der Augenblick, in dem Deutschland vor der Möglichkeit steht, wieder aktiv in die Front der Kolonialmächte einzutreten, ist wahrscheinlich näher, als die meisten ahnen. Vielleicht darf ich daran erinnern, daß ich bereits vor vielen Jahren schrieb, daß meiner Ansicht nach weite und maßgebende Kreise in England eine neue koloniale Tätigkeit Deutschlands nur begrüßen würden. Diese Bereitwilligkeit ist von Jahr zu Jahr gewachsen, und wenn es nur nach England ging, hätten wir morgen bereits wieder Kolonien. In Frankreich ist man allerdings auch in dieser Hinsicht von dem nötigen Verständnis noch weit entfernt. Als ich vor einem Jahr in Paris mit dem Kolonialminister über die Möglichkeiten deutscher kolonialer Tätigkeit sprach, war er dafür, den Deutschen alle Chancen zu geben, allein er meinte doch nur wirtschaftliche und war peinlich berührt, als ich die Frage neuen deutschen Kolonialbesitzes anschnitt.

Aber auch in Frankreich kann sich die Situation ändern, ja, es kann einem französischen Staatsmann einmal ebenso wünschenswert erscheinen, der wiedererstarkten Energie des ehemaligen Gegners in Übersee ein Feld zu öffnen, wie Bismarck nach dem Frankfurter Frieden Frankreichs koloniale Expansion auf jede Weise förderte.

Wie es auch kommen mag. Es kann die Situation entstehen, und zwar überraschend schnell, daß das ganze Weltkolonialproblem neu aufgerollt wird und Deutschland dann wissen muß, welchen Standpunkt es einzunehmen hat.

Ein Standpunkt sollte dabei von vornherein ausgeschlossen sein, das ist der: Kolonien um jeden Preis. Es kann eine Zeit kommen, wo Mut dazu gehört, dies zu sagen, ja, sie ist vielleicht schon da. Aber kein persönliches Bedenken sollte den, der etwas von Weltpolitik und Kolonien versteht, davon abhalten, seinen Standpunkt zu vertreten, daß Kolonien für ein Land nicht in jedem Fall einen Gewinn zu bedeuten brauchen. Es gibt ohnehin nicht allzu viele Menschen in Deutschland, die unsere ehemaligen Kolonien wie das sonst in Frage kommende Kolonialgebiet aus eigenem Augenschein kennen und ihre Möglichkeiten ebenso zu beurteilen wissen wie die Gefahren, die ihr Besitz im Gefolge haben könnten. Und noch kleiner ist die Zahl jener, die dabei restlos von persönlichem Interesse und Eitelkeit frei sind, die auch nicht im Unterbewußtsein der Wunsch mitbestimmt, wieder einen Posten in der Kolonialverwaltung einzunehmen, seine Pflanzung zurückzubekommen oder überhaupt nur wieder hinaus zu können und in der kolonialen Bewegung eine Rolle zu spielen.

Ehe über den Wert beziehungsweise Unwert einzelner Kolonien gesprochen werden kann, muß man sich klar sein: bestehen überhaupt noch koloniale Möglichkeiten, oder ist die Epoche der Kolonialpolitik vorbei. Diese Frage kann nicht vom einzelnen und nicht vom einzelnen Volk beantwortet werden, sondern nur aus der Gesamtsituation der Welt heraus und den sie bewegenden Ideen und geistigen Kräften. Dazu muß gesagt werden: Koloniale Expansion hat es immer gegeben, von den frühesten Zeiten an, ebenso aber den immer wieder auftauchenden Gedanken, daß die Zeit der Kolonisation jetzt beendet sei. Die Idee, daß es mit der Herrschaft des Weißen Mannes zu Ende geht, datiert nicht erst seit dem „Untergang des Abendlandes". Seitdem weiße Menschen über die Meere fahren und sich Farbige unterwerfen, hat sie immer wieder das Gefühl von Müdigkeit und Schwäche gepackt, daß es jetzt zu Ende sei. In der englischen wie der französischen Geschichte wechseln solche Perioden von Kolonialfreudigkeit und Kolonialmüdigkeit mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit.

Die Epochen kolonialer Müdigkeit sind in der Regel solche universalistischer, humanitärer Ideen. Das war im Mittelalter der Fall wie nach der französischen Revolution. Verstärkt wurden sie durch Perioden europäischer Kriege mit anschließender Erschöpfung. „Die Kolonialbande sind zerbrochen, die Menschheit

steht am Sterbebette der Kolonialpolitik." Diese Formulierung war nach dem Pariser Frieden in Europa allgemein. Die Tatsache, daß danach eine solche Reaktion möglich war und die Inbesitznahme der Erde durch die weiße Rasse in ganz großem Maßstabe überhaupt erst einsetzte, sollte uns warnen, die gegenwärtige Kolonialmüdigkeit zu überschätzen.

Die humanitären und liberalen Ideen, die sich im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts immer stärker auswirkten und die ihre krasseste Formulierung in dem Völkerbundsstatut für die Kolonialverwaltung fanden, machten schließlich jegliche Kolonisation zu einer Contradictio in adjecto, zu einem vollkommenen Widersinn. Wenn man nicht nur als letztes, sondern überhaupt als einziges Ziel aller kolonialen Tätigkeit lediglich die Wohlfahrt der beherrschten Eingeborenen ansieht, so bleibt eigentlich keine andere Kolonialpolitik möglich als die Sir Murrays in Papua. Allein Papua ist der einzige Fall, den ich kenne, wo eine Kolonie tatsächlich ausschließlich um der Eingeborenen willen verwaltet wird. Und auch in Papua ist diese Politik cum grano salis zu verstehen. Wollte Sir Murray diese Politik wirklich restlos durchführen, so dürfte er gar keine Pflanzer ins Land hereinlassen und vor allem keine Goldsucher.

Und wenn man ganz ehrlich ist und die letzte Konsequenz zieht, so muß man zugeben, daß all die schönen Reden von „the white man's burden" und von dem „sacred trust" und der schweren verantwortungsvollen Aufgabe der Weißen, die Farbigen zur Höhe der Zivilisation zu erziehen, bestenfalls eben nur schöne Worte sind. Wollte man wirklich nur das Glück und Wohl der Eingeborenen, so ginge man besser heute als morgen aus allen Kolonien wieder heraus. Dabei sei ohne weiteres zugegeben, daß die Eingeborenen in allen Gebieten durch die Europäer besser, hygienischer und gesünder leben als vorher, daß ihre persönliche Sicherheit größer, der Lebensstandard höher ist als vorher. Ob sie glücklicher sind, ist jedoch schon die Frage. Das Aussterben ganzer Völker durch die Zivilisation ohne sichtbare Ursache spricht nicht dafür. In jedem Fall aber wollen sie die Wohlfahrt nicht, die ihnen die Europäer bringen; ja, sie wollen sich lieber gegenseitig totschlagen dürfen, als von den Europäern beschützen lassen. Der Mensch ist nun einmal ein merkwürdiges Wesen, und der Wunsch nach nationaler Freiheit und Selbständigkeit ist bei den Farbigen nicht geringer als bei den Weißen.

Das markanteste Beispiel in dieser Hinsicht sind die Philippinen, deren bewaldete Bergkuppen langsam am Horizont versinken, wie die „Bremerhaven" weiter nach Norden dampft. Die Philippinos haben von der Unabhängigkeitserklärung keinen, auch nicht den allerkleinsten Vorteil zu erwarten; im Gegenteil eine Fülle schwerster Nachteile und Gefahren. Der augenblickliche Zustand ist de facto bereits fast die vollkommene Unabhängigkeit. Die Amerikaner ernennen eigentlich nur noch den Gouverneur, und der hat nichts zu sagen. Dagegen genießen die

Philippiner den Schutz der amerikanischen Macht. Sie sparen sich die Ausgabe für Heer und Flotte. Sie haben den enormen Vorteil der Zollunion mit den Vereinigten Staaten und der freien Einreise dorthin. Der allgemeine Lebensstandard ist so hoch, wie er ohne die Amerikaner nie sein könnte. Und trotzdem! Trotzdem haben die Philippinos seit Jahr und Tag nur den einen Wunsch nach vollkommener Unabhängigkeit, und sie kämpfen mit beispielloser Zähigkeit dafür. Das gleiche gilt von den Ägyptern und den Indern, und im Grunde auch von den Negern und Südseeinsulanern. Wenn also wirklich die Wohlfahrt der „Beschützten" das oberste Leitmotiv der Kolonialmächte ist, bitte — —! Der Weg ist klar vorgezeichnet.

An dieser inneren Unwahrhaftigkeit und der auf ihr basierenden Unsicherheit muß die Kolonialpolitik der europäischen Mächte, so wie sie sich nach dem Weltkriege entwickelte, zugrunde gehen. Es ist ein Widersinn, Völker, die man beherrschen will, zur Höhe europäischer Zivilisation heranzubilden und ihnen dann den vollen Genuß dieser Zivilisation zu versagen. Es war eine Wahnidee, wenn England in Indien unter Aufwand größter Mittel ein Schul- und Hochschulsystem schuf; ein gewaltiges akademisches Proletariat wurde herangebildet, das dann keine oder wenigstens keine genügende Verwendung für seine Kenntnisse und Fähigkeiten vorfand. Das gleiche gilt von der weitgehenden hygienischen Fürsorge, der Steigerung der Geburtenziffer, alles Maßnahmen, die sehr schön, sehr gut und sehr edel sind, über deren Konsequenzen man sich jedoch in keiner Weise im klaren war.

Diese Unklarheit, diese Verschwommenheit humanitärer Ideen und dabei der Wunsch, die Vorteile der Kolonien zu behalten ohne die nötigen Opfer zu bringen, sind der letzte Grund für die „rising tide of colour". Wenn England Indien verliert, so verliert es diesen, seinen reichsten Besitz nicht in Indien, sondern in England. Im Herzen der Briten ging Indien zuerst verloren.

Wir haben die Engländer lange für politische Heuchler gehalten, halten sie vielfach heute noch dafür. Aber wenn der Brite heuchelte, tat er es mit der Naivität des guten Gewissens. Das heißt, im Grunde heuchelte er gar nicht, sondern er war davon überzeugt, daß das, was ihm nützte, auch das Gute und Rechte für die ganze Welt wäre. Von dem Augenblick an, wo England diese Naivität verlor, datiert sein Abstieg. Heute gibt es vielleicht auf der ganzen Welt keine so fanatischen indischen Freiheitsfreunde wie in England selbst. Als Gandhi nach London kam, wurde er in diesen Kreisen wie ein Gott und Heiland gefeiert.

Ich sprach damals mit manchen dieser Gandhifanatiker. Ich glaubte, daß sie sich der Konsequenzen ihrer Haltung nicht bewußt seien. Aber das Gegenteil war der Fall. Sie waren sich ganz klar, daß Großbritannien durch den Verlust Indiens und seiner Kolonien zu einem kleinen, unbedeutenden Staat zusammenschrumpfen würde, daß es infolge der Aufgabe eigener Landwirtschaft in schwerste wirtschaft-

liche Krisen stürzen müsse, sobald es seine Stellung als Exportmacht verliert. Und trotzdem waren sie für die Freigabe Indiens und der Kolonien, weil sie es für das Richtige hielten.

Man muß die menschliche Größe dieses Standpunktes würdigen. Und man muß erkennen, daß sich hier ein neuer, ganz weit gefaßter Humanismus bildet, der wirklich die ganze Welt zu umschließen sucht, wie ja auch der entschiedenste Nationalismus unserer Zeit selbst die Wurzel zu einem neuen Internationalismus legt. Das sind geschichtsphilosophische Erfahrungen, die weit über den Wünschen und Wollen der Einzelnen, ja der Völker stehen.

So wichtig aber nun auch diese Pioniere einer neuen Humanität für eine ferne Zukunft sind, so wenig können ihre Ideen zum Leitsatz praktischer Gegenwartspolitik gemacht werden. Völker, die in der kommenden Zeit nicht Amboß sein wollen, haben sich auf harte Notwendigkeiten einzustellen. Das gilt natürlich auch von der prinzipiellen Einstellung zur Kolonialpolitik und sogar in erster Linie von ihr. Natürlich ist es abwegig, heute schon von der Möglichkeit zu reden, daß ein weißes Land einmal Kolonie eines farbigen werden könnte. Aber prinzipiell besteht diese Möglichkeit. Und sie ist jedenfalls größer als der schöne Wahn, in dem viele Europäer leben, daß der Weltfriede gesichert wäre, wenn die europäischen Mächte nur von dem Imperialismus ließen. Der japanische Imperialismus sollte doch zu denken geben. Dem japanischen Imperialismus aber kann eines schönen Tages ein chinesischer wie ein indischer nachfolgen, trotz allen Beteuerns prinzipiell pazifistischer Einstellung, das heute aus China wie aus Indien kommt.

Nur in diesem weitgesteckten weltpolitischen Rahmen läßt sich die Frage etwaiger neuer deutschen Kolonialpolitik erörtern. Und da ergeben sich eigentlich nur zwei Möglichkeiten: entweder Deutschland erhält und ergreift die Möglichkeit zur Gründung eines neuen großen Kolonialreiches, oder es bleibt besser auch weiterhin ohne Kolonien. Selbstverständlich wird keinem Land, am allerwenigsten Deutschland, ein großes Kolonialreich auf dem Präsentierteller angeboten, und es ist nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß wir ganz klein wieder anfangen müssen. Aber in der Idee muß uns das neue große Kolonialreich von Anfang an vorschweben, und die Kolonien, mit denen wir anfangen, müssen ausbau- und erweiterungsfähig sein. Sie dürfen weder in Sackgassen münden noch auf weltpolitisches Glatteis beziehungsweise in unnütze Gefahrenzonen.

Dafür, daß es möglich ist, kolonialpolitisch ganz neu wieder anzufangen, dafür ist unser westlicher Nachbar ein gutes Beispiel. Frankreich verfügte im 17. und 18. Jahrhundert über ein großes Kolonialreich in Amerika wie in Ostasien. Mit dem Frieden von 1763 verlor es alles bis auf ein paar kleine Inseln und hat sich doch wieder zur zweiten Kolonialmacht der Welt emporgeschwungen. Dabei dür-

fen wir nicht vergessen, daß dieses zweite französische Imperium allerjüngsten Datums ist. Eigentlich hat Frankreich kolonialpolitisch erst gleichzeitig mit Deutschland neu wieder angefangen. Vor 1884, dem Beginn von Deutschlands überseeischer Besitzergreifung, besaß Frankreich nur Algier, von den kümmerlichen Resten seiner einstigen kolonialen Herrlichkeit abgesehen. Die Entwicklung von Frankreichs und Deutschlands Kolonien ist ein Beispiel, wie man es machen und wie man es nicht machen soll. Auf der einen Seite der systematische Aufbau eines in sich geschlossenen verteidigungsfähigen Imperiums, auf der anderen wahllose Besitzergreifung in allen Weltteilen ohne Rücksicht auf Verteidigungsfähigkeit und Komplikationsmöglichkeiten.

Die möglichen weltpolitischen Komplikationen müssen der erste Punkt sein, den man bei neuem Kolonienerwerb bedenkt. Es ist uns heute eine Selbstverständlichkeit, daß Amerika als Boden europäischer kolonialer Betätigung ausscheidet. Aber dieser Standpunkt ist noch recht jungen Datums. Jahrhunderte hindurch war Amerika der koloniale Kontinent. Noch unmittelbar vor Ausbruch der französischen Revolution hatte der Staatswissenschaftler Mably erklärt, daß Amerika den wahren Reichtum der Europäer bilde. Heute erscheint solcher Ausspruch grotesk. Aber vielleicht wird eine nicht allzuferne Zukunft die Idee nicht weniger grotesk finden, daß Europa nach dem Weltkrieg glaubte, in Asien noch kolonisieren zu können.

Wir müssen das als Faktum nehmen; wie durch die Napoleonischen Kriege Amerika seine Selbständigkeit gewann, so Asien durch den Weltkrieg. Vor dem großen Krieg war Asien praktisch aufgeteilt zwischen den großen Mächten. Die Verteilung von Ostasien und der Türkei erschien nur noch eine Frage der Zeit und des Verteilungsschlüssels. Heute ist Asien praktisch unabhängig, nachdem Rußland asiatisch wurde und die Unabhängigkeit Indiens unvermeidlich erscheint. Was an Kolonien bleibt, ist eigentlich nur Hinterindien und Insulinde. Und hier sind die Schwierigkeiten groß genug. So bedarf es kaum der Erwähnung, daß Asien als eventuelles Kolonialgebiet für Deutschland ausscheidet.

Aber auch die Südsee scheidet aus. Und das mag manchem bitter und unnötig dünken, der ihre schönen Inseln kennt oder seine Träume und Wünsche an sie gehängt hat. Allein die Weisheit erfolgreicher Expansion besteht nicht nur darin, die richtigen Gebiete im richtigen Augenblick zu besetzen, sondern auch darin, auf die unrichtigen zu verzichten. Wir können da von den Amerikanern lernen, die die Philippinen preisgeben. Die Vereinigten Staaten haben diese Inseln besetzt im Lauf ihres Dranges nach Westen, der am Pazifik nicht halt machte. Die Etappen dieses Vordringens bis an den Rand des asiatischen Kontinents waren Hawai und Guam. Diese amerikanische ostwestliche Expansion wurde gekreuzt von der japanischen nordsüdlichen, das an Guam vorbei zum Äquator vorstieß. Es ist ein Zeichen großen weltpolitischen Verständnisses, daß die Amerikaner nicht aus

Prestigegründen an einem Vorposten festhalten, der zu weit vorgeprellt ist. Wenn bei der Aufgabe der Philippinen nach außen hin lediglich wirtschaftliche Gründe maßgebend erscheinen und ethische vorgeschützt werden, so spielt die entscheidende Rolle doch die Unmöglichkeit, die Philippinen im Konfliktsfalle mit einer ostasiatischen Macht zu halten, und die mancherlei Reibungsflächen, die ihr Besitz mit sich bringt. Räumt aber Amerika die Philippinen, so fügt es seinem an sich schon sehr großen Prestige in Ostasien noch den Ruhm hinzu, ein wahrer Freund der Asiaten zu sein, auf den man sich verlassen kann. Diesen Ruf genießen heute wir, und wir würden ihn leichtsinnig aufs Spiel setzen, durch Kolonialerwerb am Pazifik, den seine Anrainer als ein „mare nostrum" zu betrachten anfangen.

Auch von Rußlands pazifischer Politik können wir lernen. Es ist heute fast der Vergessenheit anheimgefallen, daß der Nordpazifik einmal ein russisches Meer war. Nicht nur Alaska war einst russisch, sondern die pazifische Küste bis weit nach Kalifornien hinunter. Es mag als überflüssige Schwäche erscheinen, daß Rußland aus Kalifornien zurückwich, und der Verkauf Alaskas mag als das schlechteste Geschäft der Weltgeschichte gelten; denn der damalige Kaufpreis von 7,2 Millionen Dollar wird heute bereits von dem Erlös aus dem Lachsfang eines Jahres übertroffen. Und doch war der Verzicht richtig. Rußland hätte diesen vorgeschobenen Posten gegenüber dem Nachdrängen der pazifischen Anrainer nicht halten können. Es schaltete rechtzeitig unnötige Konfliktsmöglichkeiten aus und bewahrte sich durch den Rückzug aus Amerika die Kraft, seinen Besitz in Asien zu konsolidieren.

Eine koloniale Tätigkeit Deutschlands im Pazifik wäre nur möglich im engen Anschluß an England und Australien und in vollem Bewußtsein der damit bestimmt eingegangenen Verwicklungs- und Kriegsmöglichkeiten.

Bleibt also allein Afrika. Afrika aber ist verteilt wie die übrige Welt auch. Und wenn uns die ehemaligen Feindmächte nicht unsere Kolonien zurückgeben, so erscheint keine Möglichkeit, im Dunklen Erdteil wieder Kolonien zu erhalten. Aber einmal wird sich in absehbarer Zeit über die wenigstens teilweise Rückgabe der Kolonien verhandeln lassen, und zum andern brauchen wir die heutige Verteilung Afrikas nicht als eine ewige und endgültige hinzunehmen. Wie schon einmal gesagt: im Grunde ist die Welt immer verteilt gewesen, und sie muß immer wieder verteilt werden.

Über diese etwaige Neuverteilung Afrikas heute schon zu reden, wäre untunlich. Dies gehört bereits in die Sphäre aktiver Weltpolitik, und voreilige Vermutungen, Diskussionen und Vorschläge könnten da nur schaden. Dafür ist die Materie allzu delikat.

Diese Fragen sind einstweilen auch noch verfrüht. Einstweilen handelt es sich für das deutsche Volk lediglich darum, zu wissen, ob es

wieder kolonisieren will. Es ist leicht, in verantwortungsloser, begeisterter Aufwallung „ja" zu sagen. Aber nachdem wir unser erstes Kolonialreich verloren haben, müssen wir beim Aufbau des zweiten doppelt vorsichtig sein, zumal die weltpolitische Situation heute unvergleichlich schwieriger und gefährlicher ist. Ein blinder Kolonialrausch wäre heute noch bedenklicher. Wollen wir heute wieder Kolonien erwerben, so müssen wir uns klar sein, daß wir uns mit einer großen und schwierigen Aufgabe belasten. Aus all den schönen Versprechungen glühender Kolonialfreunde, deren Begeisterung durch keine Sachkenntnis getrübt ist, wird zunächst nichts werden, weder aus den billigen Rohstoffen, noch aus den Absatzmarkt, noch aus dem Aufnahmegebiet für unsere Arbeitslosen, wenigstens nicht in einem Maßstab, der volkswirtschaftlich irgendwie für uns ins Gewicht fällt.

Und dennoch sage ich, vor die Frage gestellt: „Kolonien oder nicht", heute „Ja". Zuerst aus einem realen Grund. Die Expansionsmöglichkeiten, die sich uns eine Zeitlang im Osten zu bieten schienen, erscheinen heute verbaut. An die im Südosten habe ich nie geglaubt. Bleibt also nur Übersee, wobei wir freilich unsere ungünstige marinestrategische Lage in Kauf nehmen müssen. Der zweite Grund ist irrealer Natur. Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Das gilt auch für die Politik. Nicht Rohstoffgebiet noch Absatzmarkt sind das Entscheidende für ein Volk, sondern seelische Impulse. Um des seelischen Impulses willen, um der weltpolitischen Schulung, um der unmittelbaren Berührung mit allen Weltproblemen willen bin ich für Kolonien. Auch damit sage ich nichts Neues, sondern nur etwas, was ich bereits vor Jahren in der „Welt auf der Waage" geschrieben.

Allerdings schrieb ich an der gleichen Stelle auch, daß wir nicht für einen mehr oder minder wertlosen Fetzen afrikanischen Landes die Vorteile unserer einzigartigen Stellung als kolonielose Großmacht preisgeben dürfen.

Vorbedingung für neue deutsche koloniale Tätigkeit muß sein, daß die Kolonien, mit denen wir neu starten, ausbaufähig sind, und zweitens, daß unsere Kolonialpolitik im Rahmen unserer Gesamtpolitik liegt und in genau bewußter Kenntnis und Erkenntnis aller dadurch bedingten Möglichkeiten wie Gefahren.

Wichtiger aber als alles das ist, daß das alte Pioniertum und der Wikingergeist in unserem Volk noch lebt oder wieder erwacht, ein Geist, der nicht um des Gewinnes wegen nach Übersee geht, sondern um der Idee willen. Diese Idee aber kann nur sein, die Wiedererweckung des uralten Herrentums der weißen Rasse. Kolonialpolitik ist mehr und mehr Geschäftspolitik geworden. Um Absatzmärkte zu erschließen, um die Eingeborenen zu Konsumenten zu machen, scheute man sich nicht, sie viel weiter in die europäische Zivilisation einzuführen, als es mit dem Herrenstandpunkt und dem Herrschaftsgesetz der Weißen verträglich war.

Wir Deutsche waren noch Herren in unseren Kolonien, wie es die Weißen früher

überall waren, gütige, gerechte Herren, aber doch Herren. Gerade daraus haben ja unsere Gegner im Weltkrieg uns einen Strick zu drehen versucht. Aber sie haben es nirgends besser zu machen versucht, und sie haben in keiner Kolonie den Wunsch nach Rückkehr der Deutschen unterdrücken können. Durch Abstimmungen ließe sich das leicht feststellen.

Diese Rückkehr zum Herrentum des weißen Mannes in Afrika und die Sicherung eines Herrschaftsanspruches ist noch aus einem zweiten Grund wesentlich. Will Europa nicht hoffnungslos von den entstehenden amerikanischen und asiatischen Großraum-Mächten überflügelt werden, so muß es sich den geringen, noch vorhandenen Freiraum in der Welt sichern. Und dieser ist Afrika. Der Dunkle Kontinent ist das natürliche Expansionsgebiet des für seine Energien viel zu klein geratenen europäischen Erdteils. Es ist ja ganz gut und schön, die Interessen der Eingeborenen gegen die der Europäer ins Treffen zu führen, aber sobald Europa aus Afrika herausgeht, geht Asien hinein. Indien macht heute Anspruch auf die afrikanische Ostküste, und Arabien hat sie lange genug beherrscht. Der Araber hat die Neger versklavt, und der Inder saugt ihn aus. Vor die Wahl gestellt: europäische oder asiatische Herrschaft, wird kein Schwarzer um die Antwort verlegen sein.

Längst waren die Kuppen der Waldberge von Mindanao versunken. Längst hatte der Steward das Abendessen auf- und wieder abgetragen. Längst waren die Sterne hochgegangen, und noch immer saßen wir an Deck und diskutierten die Möglichkeiten deutscher Kolonialpolitik. Wir konnten uns nicht einigen, und die Stimmung war ein wenig gespannt. Da huschte auf leisen Sohlen der gelbe Bootsmann an uns vorbei die Treppe zur Brücke hinauf, um den Rudergänger abzulösen. Und er erinnerte uns daran, daß wir nur einige wenige Weiße auf dem Schiff waren unter all der chinesischen Besatzung und den gelben Deckpassagieren. Und wir dachten, daß wir ein paar Tage später in Hongkong erst recht nur wie ein dünnes Schaumgeäder auf der unabsehbaren Flut des chinesischen Volkes sein werden, das sich anschickt, neue Wege zu gehen, die sich einmal mit denen der Weißen kreuzen müssen. Und wir dachten daran, daß es bei all dem Streit und Völkergezank im fernen Europa doch etwas gibt wie eine weiße Schicksalsverbundenheit, und daß es gilt, sich dieser bewußt zu werden, ehe die farbige Flut über uns hereinbricht.

WULF SIEWERT:

Die geographischen Grundlagen der deutschen Seestellung

Wem stände nicht — ehe er hart und nüchtern das geopolitisch heute noch Mögliche an deutscher Seegeltung untersucht — weltumspannende Wikingerfahrt nordischer Rasse, überseeische Reichsgründung, Weltherrschaft, in deren Bereich die Sonne nicht untergeht, oder wenigstens die zweit-wuchtigste Seemacht der Erde des „Zweiten Reichs" vor der Erinnerung!

Aber gerade damit uns kein Wunschtraum die klare Sicht umneble, sind solche Untersuchungen wie die folgende unerläßlich, muß neben der Lichtseite die Nachtseite kolonialen Strebens erwogen werden. „Zweimal im Kriege fehlen ist unerlaubt" (Bis peccare in bello non licet) mahnt uns ein hartes Römerwort, wenn das Auge allzu willig in das Gold der Vergangenheit zurückträumt, in dem ein Wunschbild, sei es auch mit wehender Flagge, versank. Wunder, wie die Vorschau auf wieder aus der Flut emportauchende Flotten, wirkt nur ein vorher dazu erzogener, des Wunders würdig gewordener Wille. Diesen Willen härtet weit mehr ehrliche Rechenschaft über den ganzen Zustand der Gegenwart als rückschauende Autohypnose, die zuletzt selbst einen Genius wie Napoleon I. zum Narren der eigenen Phantasie machte und ihm Nichtwirkliches als wirklich zeigte. Davor schütze uns Geopolitik!

K. Haushofer.

In der Flut der politischen Bücher, die sich mit dem Verlust des Krieges befassen, gibt es nur wenige, die, ohne in Einzelheiten zu geraten, den Versuch machen, das Problem der deutschen Vorkriegspolitik nach großen geopolitischen Gesichtspunkten darzustellen (wie etwa Prof. Georg Wegner: „Die geographischen Ursachen des Weltkrieges"). Die Untersuchung über die geographischen Grundlagen und Leitlinien der deutschen Vorkriegspolitik ist aber nicht allein für das Verständnis des Kriegsausganges, sondern ganz besonders für die Richtlinien einer zukünftigen deutschen Außenpolitik wichtig. Im Folgenden soll daher die geographische Problematik der deutschen Seemachtpolitik und ihre Auswirkung im Kriege umrissen werden.

Der Zwang zur Expansion

Der später als bei anderen europäischen Völkern erfolgte politische Zusammenschluß Deutschlands gab den staatlichen Rahmen zu einer Ära des Aufstiegs und Wohlstands. Die Vitalität Deutschlands fand ihren sinnfälligsten Ausdruck in dem rapiden Steigen der Bevölkerungsziffern: wir zählten 1870 nur 40 Millionen, 1895 etwa 45 Millionen, 1910 schon 63 Millionen Einwohner. Hand in Hand mit dem zunehmenden Bevölkerungsdruck ging eine völlige Umstellung der sozialen Struktur. Die Zahl der Auswanderer sank laufend, besonders nachdem Caprivi von der Notwendigkeit, „Waren statt Menschen zu exportieren", gesprochen hatte (1891). Der Menschenüberschuß wanderte mit dem Wachsen der Industriemonokultur in die Fabriken und Städte. Der Anteil der Städte an der Gesamteinwohnerzahl nahm

sprunghaft zu. Lebten 1871 noch 64% aller Deutschen auf dem Lande, so 1914 nur noch 36%. Die Zahl der Großstädte stieg von 8 (1871) auf 45 (1925). Man kann eine bestimmte Richtung dieser Wanderung feststellen. Der Osten gab Menschen ab für den Westen. Damit gewann der Westen wachsend an wirtschaftlicher und damit an politischer Bedeutung.

Der schnelle Übergang vom reinen Agrarstaat, der relativ unabhängig vom Ausland war, zum Industriestaat, brachte schwere Nachteile. Industrieentwicklung bedeutet Spezialisierung und damit Monokultur, diese aber zieht weitere Monokulturen nach sich. Es ist eine der wesenhaften Eigenschaften der Monokultur, daß ihr der Drang zur Ausdehnung jenseits der Grenzen innewohnt, weil sie den Austausch von Gütern und Kapital braucht. Austausch bedeutete für Deutschland gewinnen von Absatzmärkten und Rohstoffbasen nicht nur in Europa, sondern auch in Übersee. Die einmal eingeschlagene Entwicklung hat ihr eigenes Schwergewicht, sie führt im Endstadium notwendig zum Ruin der Landwirtschaft und zum Verlust der Ernährungsbasis einerseits, zur wirtschaftlichen Labilität und Abhängigkeit vom Ausland andererseits. Denn nach dem Übergang zum Industriestaat lag eine wichtige Kraftreserve außerhalb der deutschen Staatsgrenzen im Welthandel, in Kolonien und den Auslandsinvestierungen (1914 etwa 25 Milliarden RM.). Das verlangte Schutz durch eine starke Flotte; Deutschland wurde zwangsläufig zur Seemacht.

In dieser Entwicklung lag von Anfang an eine schwere Gefahr für die deutsche Sicherheit. Da es im Herzen Europas liegt, geriet Deutschland in einen unlösbaren Konflikt zwischen Kontinental- und Seemachtspolitik. Kontinentalpolitik trieb das Reich, dem Donaulauf folgend, südostwärts durch sein Bündnis mit Österreich und der Türkei. Hier erwuchs durch die wirtschaftliche Durchdringung ein sich wirtschaftlich ergänzender Block, der zwar starke nationale Schwächen hatte, der allein es aber später den Zentralmächten ermöglichte, die Blockade so lange auszuhalten. Aber Rußland konnte es nicht zulassen, daß Deutschland nach Süden vordrang und ihm die Dardanellen verschloß, die doch ein altes Ziel der russischen Politik waren. Neben der alten französischen Feindschaft an der Westgrenze entstand uns aus der Kontinentalpolitik ein neuer Gegensatz im Osten und Südosten.

Gleichzeitig trieb die oben geschilderte innere Dynamik Deutschland aber auch auf die Weltmeere hinaus. Dort mußte es dem alten englischen Anspruch auf Alleinherrschaft zur See begegnen. England fühlte sich nicht nur durch den Flottenbau, sondern auch durch die Bagdadbahn, die Kolonialpolitik und die Konkurrenz Deutschlands als Industrie- und Handelsstaat bedroht. Den Ernst der Weltlage hat man in Deutschland wohl kaum erkannt, trotzdem schon damals die Geopolitik warnte: Kjellén schrieb von dem „Irrtum Deutschlands, überhaupt an eine Zukunft auf dem Wasser neben England zu glauben".

Schicksalhaft nahm die Spannung zwischen Deutschland und England (zum

erstenmal in der Geschichte) zu, ohne durch Verhandlungen oder deutsche Angebote beseitigt werden zu können. Schon ab 1906 zog England seine Flotte aus dem Mittelmeer zurück und konzentrierte sie in der Nordsee. Der Schutz des entblößten Mittelmeeres wiederum erforderte Verständigung mit Frankreich, die 1912 in der englisch-französischen Marinekonvention ihre endgültige Formel fand. In dieser Marinekonvention wurde die Verteidigung der französischen Nordküste England übertragen, die Deckung des Mittelmeers Frankreich. So war die Einkreisung Deutschlands vollkommen. Man ist versucht zu sagen: Deutschland hatte schon 1912 den Krieg verloren!

Der deutsch-englische Gegensatz nämlich hatte außerdem die völlige Entwertung Italiens als Bundesgenossen zur Folge. Aus seestrategischen Gründen kann Italien sich niemals gegen England stellen. Italien machte daher 1883 (was viel zuwenig bekannt ist) beim Eintritt in den Dreibund den Vorbehalt, daß es niemals seine Bündnispflichten gegen England erfüllen könne. Der Austritt Italiens aus dem Dreiverband 1915 konnte also nicht überraschend kommen! Es ist grundfalsch, Italien „Treulosigkeit" vorzuwerfen, denn es handelte nur nach dem Vertrag.

So stand Deutschland in der Vorkriegszeit zwischen England und Rußland ohne Verständnis seiner geopolitischen Lage und daher ohne Entschluß. Vielleicht hätte eine Preisgabe der Türkei und der Dardanellen an Rußland dieses noch aus der Entente herausgehalten? Das jedenfalls meinte Bismarck, wenn er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (Band II, Seite 263 bis 270) schreibt:

„Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen Wege, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und dasselbe zu verteidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Österreich als Hetzhund gegen russische Bosporus-Gelüste ausgebeutet zu werden, sondern abwarten können, ob Österreich angegriffen wird und damit unser casus belli eintritt." —

„Unsere Interessen sind mehr als die der anderen Mächte mit dem Gravitieren der russischen Macht nach Süden verträglich; man kann sogar sagen, daß sie dadurch gefördert werden. Wir können die Lösung eines neuen von Rußland geschürzten Knotens länger als die anderen abwarten."

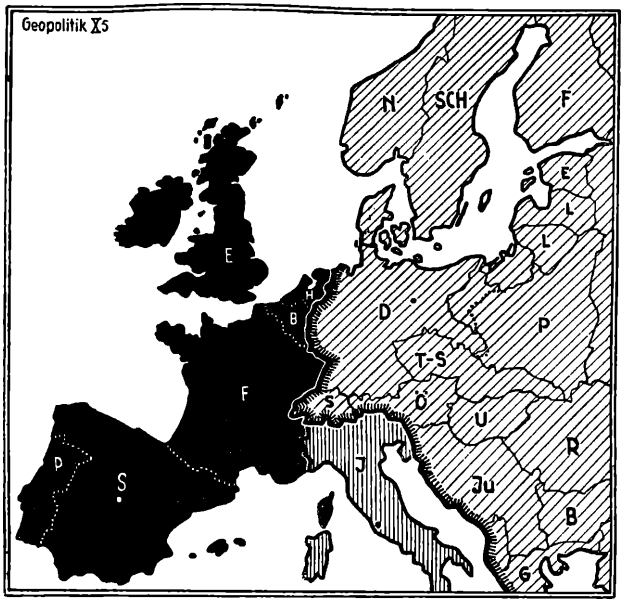
Soweit Bismarck. Ohne Zweifel hätte das Erscheinen der Russen im östlichen Mittelmeer die Engländer stark gebunden, Deutschland im Osten entlastet und seine Armfreiheit nach beiden Seiten sehr begünstigt. Deutschland wäre zur Zunge an der Waage geworden.

Statt dessen versuchte es, im Westen seiner Politik dieselbe Richtung zu geben wie die am offenen Meer liegenden Westmächte; aber ihm fehlten die geographischen Voraussetzungen dazu. Bei der politischen Konstellation von 1914 ist zu beachten, daß der gesamte Westen sich gegen Mitteleuropa verschwor und mit Rußland zusammen die Zentralmächte erdrückte. Ergebnis: die atlantischen Mächte vertrieben Deutschland gemeinsam aus der Welt, drängten es vom Ozean zurück

und teilten sich in den Gebietsraub. So endete dieser Krieg mit dem Sieg des atlantischen Westens über das kontinentale Innereuropa. Die heutige Karte von Europa (Karte 1) zeigt in der Tat das ganze grausame Zerstörungswerk und die Zerstückelung des deutschen Volksbodens!

Küstenlage und Seemachtentwicklung

Nach Ratzel ist der ozeanisch-kontinentale Gegensatz, das Ringen der Insel- und Festlandmächte miteinander, eine der größten Triebkräfte der Geschichte.



Karte 1

Die verschiedene Raumvorstellung und Kräfteverteilung der Insel- und Festlandmächte hat oft in der Weltgeschichte zu Zusammenstößen geführt; sie wurden freilich nicht immer so rein durch Persönlichkeiten repräsentiert wie in Nelson und Napoleon, dessen Landung in England an seinem kontinentalen Denken scheiterte. Ebenso unglücklich waren andere Kontinentalstaaten, die Seemächte zum Gegner hatten. Rußlands Kampf um Zugänge zur offenen See, der sich durch seine ganze Geschichte zieht, ist wegen der ausgesprochen ungünstigen Küstenlage des Riesenreiches eine einzige Kette von Fehlschlägen: Kronstadt, Sebastopol, Wladiwostok und Port Arthur — —. Alle diese Häfen sind leicht zu blockieren und wirken wie Mausefallen. Klassisches Ende eines falschen Planes: Tsuschima.

Bekannt ist die kontinentale Eigenschaft von Teillandschaften: Nordchina gegenüber dem Süden, Kastilien gegenüber Katalonien, die Lombardei gegenüber

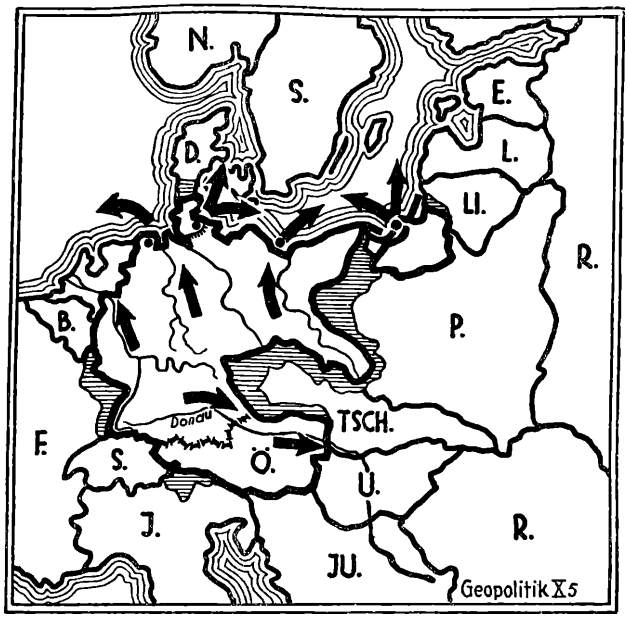
Venedig usw. Daß sich hieraus geschichtliche Spannungen ergeben, liegt auf der Hand. In Deutschland besonders ist ein ewiger Widerstreit zwischen dem küstenbestimmten Norden und dem kontinental verankerten Süden wahrzunehmen, vielleicht der tiefere Grund zur „Mainlinie" Sehr aufschlußreich sind die Verluste an Küstenteilen großer Kontinentalmächte. Chinas Küsten wurden im Laufe von 100 Jahren von 17 000 km auf heute 7100 km zurückgeschnitten, Deutschlands von 3200 km der Hansezeit auf etwa 1500 km, während Österreich seinen gesamten Küstenanteil verlor!

Inselmächte haben eine ganz anders geartete wehrgeographische Vorstellung. Das Angewiesensein auf ein einziges Verkehrselement und die sichtbare Begrenzung durch den Meeresgürtel schaffen bei Inselvölkern, wie Prof. Karl Haushofer in seiner „Wehrgeopolitik" schildert, ein viel helleres Bewußtsein für wehrpolitische Bedürfnisse und einen besonders ausgeprägten Instinkt für Fernbedrohungen über das Wasser hinweg (England, Japan). Damit verbindet sich glänzende Erkenntnis der Bedeutung wichtiger und lebensnotwendiger Meeresteile, Seestraßen und Häfen („mare nostrum", Gibraltar, Hongkong, Tsuschima usw.). In der Wahl von Stützpunkten und im Fordern von Hoheitsgebieten sind Seemächte nie kleinlich gewesen, beanspruchte doch US.-Amerika die Linie Manila-Vancouver-Seattle-Panama-New York als US.-Amerikanische „Küstenfahrt".

Als kontinentaler Grundzug fällt dagegen das Betonen der Defensive auf, der Küstenschutz, obgleich das Wesen der See erfordert, nicht Küsten, sondern Seestraßen zu verteidigen. Wenn wir uns nun der deutschen Küstenentwicklung zuwenden, so fällt auf, daß sie für eine maritime Politik sehr ungünstig ist. Der Schwerpunkt Deutschlands mit dem gesamten Süden ist ausgesprochen kontinental. Die Einkreisung zu Lande durch feindliche Nachbarn erfordert die ganze Aufmerksamkeit der deutschen Politik (Bismarcks „cauchemar des coalitions"). Von vornherein ist also dank der kontinentalen Grundeinstellung ein grundsätzliches Vorrecht der Armee gegenüber der Marine festzustellen. Die längste Küstenentwicklung besitzt die Ostsee; es ist kein Zufall, daß die größte Seemachtentfaltung der Hansezeit hier ihren Ausgangspunkt nahm. Die intimen Beziehungen, welche die Hanse mit allen Ostseeländern unterhielt, beruhten nicht zum wenigsten auf der günstigen Lage zum damaligen Verkehrsstrom. Der Hauptseeverkehr ging durch Nord- und Ostsee und damit längs der deutschen Küsten. Auch der Eingang zur Ostsee konnte von Deutschland aus leicht kontrolliert werden (Karte 2).

Das Bild änderte sich radikal mit der Entdeckung Amerikas und als der Handel sich nach Westen verlagerte. Von nun an lagen Nord- und Ostsee im Schatten, und die atlantischen Häfen blühten auf, da sie ihr Gesicht dem offenen Ozean zuwandten. Dementsprechend schufen sich auch alle Staaten mit Atlantikfront Kolonialreiche, aber nicht die nunmehr zurückbleibenden Staaten Mitteleuropas.

Doch England war allen überlegen. Kraft seiner wunderbaren seestrategischen Lage konnte es nacheinander alle Mächte niederringen und ihnen ihre Kolonien rauben: Spanien, Holland, Frankreich, Deutschland ... Wenn heute Holland noch Kolonien hat, dann nur, weil es britischer Vasallenstaat ist. Gegen Deutschland war die englische Stellung am günstigsten. Jeder Ostwestverkehr muß durch den Kanal, der unter englischer Aufsicht steht. Die britischen Inseln blockieren die deutsche Bucht ebenso wie Japan Wladiwostok.



Karte 2

Anders steht es mit der Ostsee. Hier hat Deutschland durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal den Vorteil der inneren Linie und kann jeden Einbruch in die Ostsee nicht nur wegen der Meerengen vereiteln, sondern Deutschland kann auch einem eindringenden Gegner von der Nordsee her in den Rücken fallen. Während des Weltkrieges forderten die Russen mehrmals von England, mit der Flotte in die Ostsee einzudringen, um die Verbindung mit dem zusammenbrechenden Alliierten herzustellen und eventuell eine Armee an der pommerschen Küste zu landen. Jellicoe lehnte immer, wie der russische Verbindungsoffizier auf der englischen Flotte, Commodore von Schoultz, schreibt („Mit der Grand Fleet im Weltkriege"), dieses Ansinnen ab, mit dem Bemerken, daß dies so lange unmöglich sei, wie die deutsche Flotte ungeschlagen in der deutschen Bucht stehe. Deutschland blieb auf Grund seiner Flankenstellung Herr der Ostsee, was für den Erzbezug aus Schweden wichtig war, und Rußland brach aus Mangel an Industrieerzeugnissen zusammen.

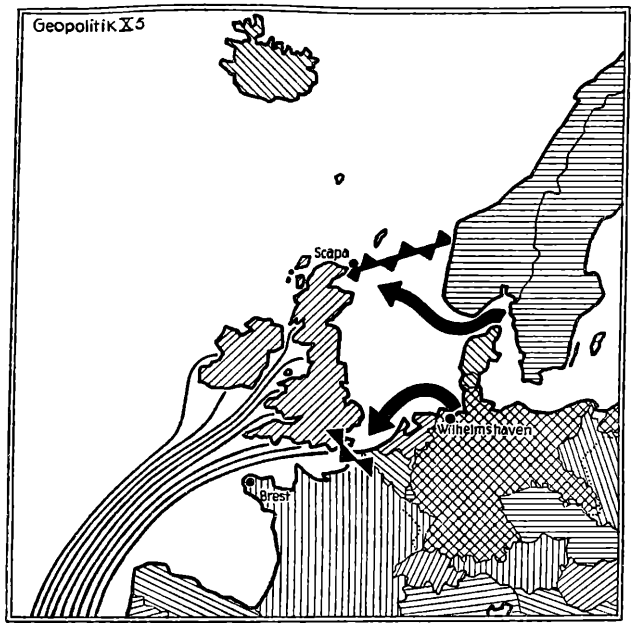
Lehren des Krieges

Die Situation in der Nordsee war so: die Seeverkehrsstraßen gingen von den deutschen Häfen aus durch den Kanal, im Notfall über die Orkneys. Mit Kriegsausbruch wurden beide Linien durch England geschlossen. Damit war für Deutschland jede Verbindung mit der Welt oder den Kolonien zerschnitten. Von nun an lag die Nordsee völlig verödet da. England hatte also sein strategisches Ziel sofort und allein durch die Gunst seiner geographischen Lage erreicht, ohne daß seine eigenen Seeverbindungen nennenswert gefährdet waren. Die erste Folge war das völlige Erliegen des deutschen Kreuzerkrieges auf den Weltmeeren binnen weniger Monate, weil die Kreuzer weder überseeische Stützpunkte noch Kraftzufuhr aus der Heimat hatten. An Deutschland war es, zu versuchen, die Blockade zu durchbrechen. Die Vorkriegsauffassung der Marine erwartete aber einen englischen Angriff auf die deutschen Häfen, zum mindesten aber eine enge Blockade. Wer die Entwicklung des deutschen Operationsplanes in der Nordsee studiert (s. Weniger, Mar.-Rundschau, 1930, II), weiß, daß dieser mit einer engen Blockade rechnete und nur unter günstigen Umständen der deutschen Flotte einen Angriff auf diese Linie erlaubte. Sehr spät und erst nach langen Kämpfen setzte sich in der Regierung vorsichtig die Ansicht durch, daß es an Deutschland sei, anzugreifen und die Schlacht zu suchen. Inzwischen zog sich aber die englische Flotte nach Scapa Flow zurück, einem für die Defensive genial gewählten Stützpunkt. Schon 1912 nämlich hatte die englische Admiralität unter Churchill den Gedanken der engen Blockade aufgegeben und die Fernblockade vorgesehen, da mit der Entwicklung der Minen- und Torpedowaffe die Annäherung an Küsten riskant wurde. Nach Ansicht des amtlichen Seekriegswerks bestand 1914 und 1915 trotzdem mehrmals die Möglichkeit zu einer Schlacht, da die englische Flotte häufige Vorstöße machte. Auf deutscher Seite machten sich aber bekanntlich verhängnisvolle und nur mit mangelndem Verständnis für die Aufgaben der Marine zu erklärende Hemmungen bemerkbar. Es gab keine einheitliche Flottenführung, stattdessen zahlreiche Kommandobehörden, außerdem wollte man in politischen Kreisen die Flotte bis zur Entscheidung zu Lande „aufsparen", eine Ansicht, die heute unbegreiflich erscheint.

Im übrigen bestand auch keinerlei Zusammenarbeit zwischen Armee und Marine. Die spärlichen Versuche, die vom Generalstab und Admiralstab gemacht wurden, verliefen leider. So kam es, daß man sich über die Rolle der Flotte nicht klar war (ebensowenig wie über die politischen Folgen des Schlieffenplanes).

Trotz Skagerrak, das keine Entscheidung gebracht hatte, wurde die Lage für Deutschland in der Nordsee immer ungünstiger. Die englische Flotte blieb in Scapa und ließ den Seeraum wirken. Das deutsche Seekriegswerk, Band 5, sagt darüber (Seite 448): „Daß die Vernichtung der deutschen Flotte das Hauptziel der britischen sein müßte, selbst auf die Gefahr hin, schwere Verluste zu erleiden,

schien vergessen. In dem Operationsprogramm der Admiralität hatte das Anstreben einer entscheidenden Seeschlacht mit der Zeit eine immer untergeordnetere Bedeutung erhalten, und erst recht nach der Schlacht war man keineswegs gewillt, zu den bewährten Traditionen Nelsonscher Richtung zurückzukehren. Vielmehr gipfelten Lehre und Erfahrung dieses Tages für die Engländer in dem Entschluß, daß eine weitere Seeschlacht, von der das Schicksal Englands und der Welt abhängen würde, wenn überhaupt, nur in unmittelbarer Nähe der eigenen Küste angenommen werden dürfte."



Karte 3

Die deutsche Flotte erschöpfte sich in kleineren Unternehmungen, sie beschoß die englische Küste und organisierte endlich den U-Bootkrieg. Aber auch diese Reizmittel lockten die Engländer nicht mehr hervor. Anscheinend wurde die moralische Wirkung der Beschießungen und Luftangriffe ebenso überschätzt wie die Ergebnisse des reinen Handelskrieges. So mußte schließlich auch der U-Bootkrieg, trotzdem er Englands Grundpfeiler erschütterte, an der Tatsache versagen, daß die militärische Kraft Englands ungeschwächt blieb. 1918 wurde die Aktionsfreiheit der deutschen Flotte immer mehr eingeengt und England begann, die Geschwader zur Begleitung der Handelsschiffe aufzuteilen.

Das Ausbleiben der Entscheidungsschlacht ist oft kritisiert worden. Vom geographischen Standpunkt aus ist in dieser Tatsache die Folge einer überaus ungünstigen Ausgangslage der deutschen Flotte festzustellen. Hielt sich die englische

Flotte, die ja im Besitz der Nordseeausgänge war, zurück, dann konnte Deutschland von seiner schmalen Operationsbasis in der deutschen Bucht aus die Schlacht nicht erzwingen, sofern man sie nicht unter der feindlichen Küste schlagen wollte. Durch die Nordsee liefen ja während des Krieges weder englische noch deutsche Verbindungslinien, die einen Angriff und damit die Begegnung der Flotten veranlaßt hätten. Hier setzt die stark umstrittene Kritik des Vizeadmiral Wegener ein, der in seiner Broschüre („Seestrategie des Weltkrieges", Mittler & Sohn) auseinandersetzt, daß man nur dann die Engländer hätte stellen können, wenn man ihre Nervenbahnen bzw. Seestraßen angriff. Diese aber liegen im Westen am Atlantik. Um an sie heranzukommen, hätte man sich strategische Ausgangspunkte schaffen und die englische Seestellung überflügeln müssen. Das wäre also entweder die französische Küste (besonders geeignet Brest) oder Norwegen gewesen (siehe Karte 3). Da das erste scheiterte, hätte Deutschland weit ausholen und Dänemark und Norwegen als Flottenbasis benutzen müssen, um von dort aus den Durchbruch in den offenen Atlantik zu erkämpfen. An dieser Stelle hätte, so meint Admiral Wegener, England jede Schlacht angenommen, um die nördliche Blockadelinie zu verteidigen und um die eigenen Seeverbindungen zu schützen.

Wieweit diese Gedanken in der Praxis hätten durchgeführt werden können und ob nicht die Politik schon vor dem Kriege ein brauchbares Stützpunktsystem hätte schaffen müssen, kann hier nicht entschieden werden. Tatsache ist, daß die deutsche Seemacht infolge falscher Führung und Auffassung zusammenbrach, Tatsache ist aber auch, daß die geographischen Voraussetzungen für sie selten ungünstig waren.

Wir aber haben aus den Erfahrungen des Weltkrieges für die Zukunft zu lernen.

Schlußfolgerungen

Überblicken wir die Lage, wie sie sich heute im Rahmen des Versailler Vertrages darbietet, so müssen wir zugeben, daß Deutschland nicht nur auf seinen Ausgangspunkt zurückgeworfen worden ist, sondern daß ihm auch die wesentlichen Grundlagen für eine neue weltpolitische Epoche fehlen. Hatte Deutschland früher die imperialistische Politik der Großmächte nachgeahmt, so muß es sich heute davor hüten; denn ihm ist ja nicht einmal die Möglichkeit gegeben, seine Grenzen zu schützen! Zuerst muß alle Kraft darauf verwandt werden, die eigene Stellung in Europa zu verstärken. Deutschland darf seine Zukunft nicht ausschließlich in der Industrie, nicht im Export und Überseehandel suchen, sondern im eigenen Boden wie zur Zeit Heinrichs des Löwen und Friedrichs des Großen, den beiden größten Innenkolonisatoren.

Diejenigen aber, die wieder Kolonien für Deutschland fordern, mögen bedenken, daß Deutschland durch diese Forderung seine Außenpolitik in zweierlei Hinsicht kompliziert. Einmal sind die Mandate in englischer Hand und nur mit Ein-

willigung Englands zu erlangen, dann aber wird Deutschland als Kolonialmacht in schwerste Rassenprobleme hineingezogen. Es kann heute nicht das Ziel sein, durch Kolonialforderungen das Verhältnis zu England zu trüben. Die deutschen Kolonien oder ein Teil von ihnen können eventuell ein Handelsobjekt gegenüber England sein, um andere Kompensationen dafür zu erhalten. Abgesehen davon, daß nach offizieller japanischer Erklärung Japan seine Südseemandate endgültig behalten will, würde der Besitz der Südseeinseln Deutschland heute in die ganzen indopazifischen Probleme hineinreißen, denen es, waffen- und einflußlos, in keiner Weise gewachsen wäre. In absehbarer Zeit stände Deutschland dann im Kreuzfeuer zwischen Japan und Australien.

Kann Deutschland überhaupt seinen Kolonien Sicherheit gewährleisten? Doch nur, wenn ein entsprechend großes koloniales Landgebiet wirtschaftlich und wehrpolitisch völlig selbstgenügsam ausgebaut würde, — eine Tatsache, die weitgehende Autarkie auch vom Mutterland verlangt. Sind beide Voraussetzungen nicht gegeben, ist also Deutschland im Kriegsfall auf Rohstoffbezug aus seinen Kolonialgebieten angewiesen, muß der Seeweg dorthin gesichert sein. Völlig — also gegebenenfalls gegen England — ist das aus der Tiefe der deutschen Bucht heraus nicht zu erreichen. Nur als englischer Vasallenstaat (wie Holland und Portugal) könnte Deutschland solche Pläne durchführen.

Um aber allen Mißverständnissen vorzubeugen, sei zum Schluß ausdrücklich betont, daß hier kein Verzicht auf Seemacht überhaupt gepredigt wird. Im Gegenteil, die natürlichen Verteidigungsbedürfnisse Deutschlands erfordern eine Flotte, vor allen Dingen, um die Ostsee zu beherrschen. Ostpreußen kann im Ernstfalle nur auf dem Seewege erreicht werden. Die natürlichen Einflußgebiete einer deutschen Seemachtpolitik liegen in Nord- und Ostsee. Aufgabe der Marine ist es, die Seezufuhr in beiden Meeren gegen jeden Gegner (allerdings mit Ausnahme Englands) sicherzustellen. Mit den heutigen Einheiten kann aber nicht einmal die Verbindung zwischen Deutschland und England vor französischen Angriffen geschützt werden. Im Washingtoner Flottenvertrag wurde das Verhältnis der Flottenstärken zwischen England-Amerika-Japan-Frankreich-Italien auf 5:5:3:1,75:1,75 festgelegt. Deutschland kann sich unter den geltenden Umständen mit der letzten Ziffer begnügen, denn seine Hauptverteidigungskraft muß auf dem Festland und in der Luft liegen. Es kann nur nützen, wenn den Engländern die deutsche Ansicht recht deutlich gemacht wird, daß kein Flottenbau gegen sie geplant ist. Merkwürdigerweise geht die englische Presse in der Beurteilung der deutsch-englischen Beziehungen meistens noch von den Vorkriegsverhältnissen aus und behauptet, das neue Deutschland mache „all' die alten Fehler wieder". Hier muß gründlich Klarheit geschaffen werden. Denn nimmt Deutschland die alte Linie seiner Vorkriegspolitik wieder auf, wird es sich sehr bald der alten Einkreisung gegenüber sehen.

Aus dem Vorstehenden ergeben sich die Richtlinien für eine zukünftige Außenpolitik: Ausschalten von weniger wichtigen Fragen, gutes Verhältnis mit Rußland, enge Fühlungnahme mit Italien zur Einleitung der Revision und endlich Vermeiden jeglicher Reibung mit England, denn Italien ist nur zu haben mit Englands Zustimmung. Es hilft nichts, vor diesen bitteren Wahrheiten die Augen zu schließen. Die geopolitischen Voraussetzungen und Gesetze können nicht ungestraft mißachtet werden. Die Enttäuschung würde um so größer sein. Es liegt im Wesen der geographischen Lage, daß Deutschland, solange es sich auf Europa beschränkt, die stärkste europäische Macht, sobald es aber in die Weltpolitik hinaustritt, die schwächste Großmacht ist.

Immer in Zeiten der Not besann sich Deutschland auf die Kräfte seines Bodens und gewann aus der Berührung mit ihm gleich dem Riesen Antäos neue Kraft. Auch heute neigt sich die politische Aufgabe dem Kontinent und der Organisierung eines stabilen Mitteleuropas zu, das die Hegemonie Frankreichs überwindet und das Gleichgewicht wiederherstellt.

JURIJ SEMJONOW:
Das Nationalitätenproblem in der Sowjetunion

Die Untauglichkeit des zentralisierten politischen Systems trat in Rußland lange vor der Revolution in Erscheinung. Bereits nach 1905 wurde klar, daß das Land für den Föderalismus reif war. Dennoch standen seiner Einführung unüberwindliche Hindernisse im Wege. Die wirtschaftliche Entwicklung Rußlands führte offenbar zu einer Erstarkung nicht nur des russischen Bürgertums, sondern auch der nationalistisch eingestellten bürgerlichen Schichten in den nichtrussischen Teilen des Reiches. Am Ende dieser Entwicklung stand das Gespenst des Separatismus, und das machte natürlich selbst die leiseste Andeutung einer nationalen Autonomie für die russische Staatsmacht unannehmbar. Die Nachkriegsentwicklung des nationalen Problems sowohl in Europa wie auch im Orient zeigt, daß die Befürchtungen der russischen Zentralisatoren völlig begründet waren. Für den Zarenstaat, der sich zu dem krassesten russischen Nationalismus bekannte und dadurch eine entsprechende Gegenwirkung unter der nichtrussischen Bevölkerung des Landes hervorrief, hätte die Anerkennung der nationalen Ansprüche der Völker Rußlands den Beginn des Zerfalls bedeutet. Und insoweit der russische Nationalismus auch organisierte Formen annahm (die nationalistische Politik Stolypins, der russische „Faschismus" in Gestalt des „Russischen Volksverbandes"), vermochte er nur das Ende zu beschleunigen. Es ist der Sowjetmacht nur dadurch gelungen, das Reich zu erhalten und zu befestigen, daß sie statt der absolutierenden Auf-

fassung des nationalen Grundsatzes seine Relativierung hervorgehoben hat. Nur diese Auffassung des nationalen Grundsatzes, die das Wesen der Lehre Lenins und Stalins über die Nation bildet, ermöglichte die Schaffung eines politischen Systems, in welchem der Grundsatz der nationalen Selbstbestimmung und der Grundsatz der Diktatur nebeneinander bestehen. Indem sie das Bürgertum beseitigte, raubte die Sowjetmacht dem Nationalismus alten Schlages jegliche Entwicklungsmöglichkeit. Das neue nationale Bewußtsein wird dafür aber mit einem neuem Geiste durchtränkt. Als Träger dieses Geistes erscheint der sowjetische nationale Föderalismus.

Sein Wesen wird nicht durch die Verfassungsbestimmungen allein gekennzeichnet. Die Verfassung bietet jedoch ein allgemeines Schema; in ihm tritt jene Dynamik des ungeschriebenen Rechtes hervor, die in der UdSSR., wie in jedem föderativen Staat, die wichtigsten Entwicklungstendenzen bestimmt. Die Sowjetverfassung kennt drei Arten von national-politischen territorialen Einheiten: Bundesrepubliken, autonome Republiken und autonome Gebiete. Die Züge der Eigenstaatlichkeit sind am stärksten bei den Bundesrepubliken ausgeprägt. Nur sie erscheinen als vollberechtigte Mitglieder der Föderation, deren Stellung im großen ganzen dieselbe ist, wie die der Staatenmitglieder in anderen Bundesstaaten. Die Sowjetverfassung erkennt sie sogar als souveräne Staaten an, sie gewährt ihnen das Recht des Austritts aus dem Sowjetbund, sie haben ihre eigenen Regierungen, die nach dem Muster der Unionsregierung konstituiert sind, und ihre eigenen Verwaltungsapparate; sie wirken in der Unionsgesetzgebung mit und sind in den höchsten Unionsorganen vertreten. Die Eigenstaatlichkeit der autonomen Republiken ist schwächer ausgebildet. Sie sind nicht souverän, das Antrittsrecht wird ihnen nicht zuerkannt, ihre gesetzgeberischen Befugnisse sind enger gefaßt, das Aufsichtsrecht der Union ihnen gegenüber ist umfangreicher als bei den Bundesrepubliken. — Noch enger sind die Rechte der autonomen Gebiete, deren Befugnisse diejenigen der sonstigen Gebiete der Union nicht überschreiten. Die autonomen Gebiete unterscheiden sich indessen wesentlich dadurch, daß sie nach nationalen Merkmalen abgegrenzt sind, und daß sie — gleich wie die autonomen und Bundesrepubliken — in der Zweiten Kammer der Union, im Rat der Nationalitäten, unmittelbar vertreten sind. Eine mittlere Stellung zwischen den autonomen und Bundesrepubliken nehmen die transkaukasischen Republiken Georgien, Armenien und Aserbaidschan ein (1).

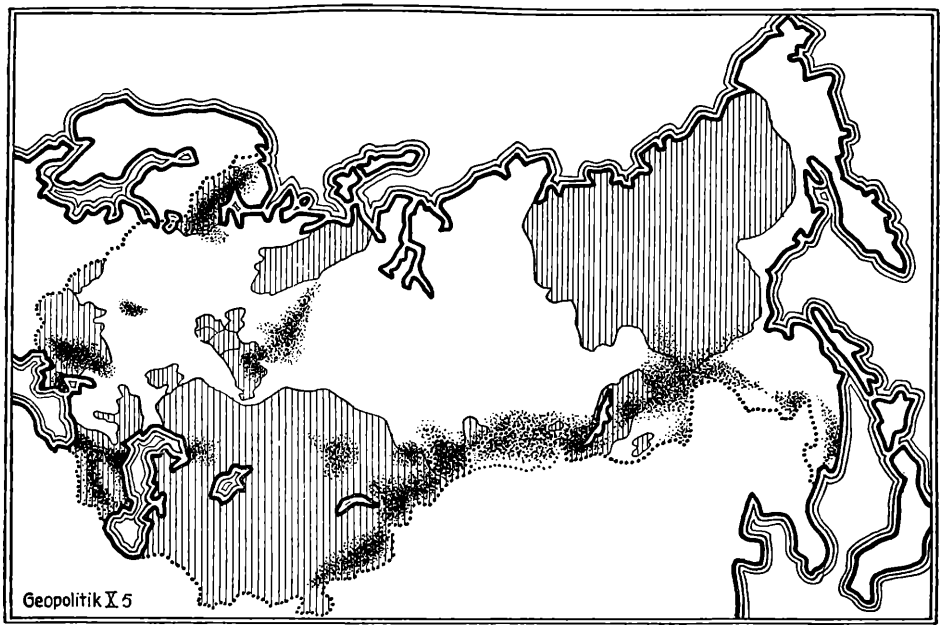
Dieses System der national-territorialen Autonomien wird durch das System des Minderheitenschutzes ergänzt. Völker und Stämme, die aus verschiedenen Gründen nicht autonome Einheiten höheren Ranges bilden können, werden als „nationale Rayons" abgeteilt; wenn ihre Bevölkerungszahl dazu nicht reicht, bekommen sie ihre „nationalen Sowjets", die innerhalb ihrer Bezirke alle allgemeinen Verwaltungsfunktionen ausüben. Die nationalen Rayons und Sowjets unter-

scheiden sich im verwaltungstechnischen Sinne nicht von den übrigen, sie fungieren dennoch als ausgesprochen nationale Körperschaften und sorgen für die unbehinderte Tätigkeit der nationalen Gerichte, des Schulwesens usw.; ihre Amtssprache ist selbstverständlich immer die nationale (2). Als Musterbeispiel des Minderheitenschutzes in der UdSSR. erscheint die Behandlung der jüdischen Minderheit, an der man die wesentlichen Züge der sowjetischen Minderheitenpolitik verfolgen kann. Da die Juden über das ganze Gebiet der UdSSR. zerstreut sind, konnten sie nirgends eine autonome Republik oder ein autonomes Gebiet bilden. Daher wurden sie nicht in das System des nationalen Föderalismus, sondern in das des Minderheitenschutzes einbezogen. Im Jahr 1932 hatten sie 3 nationale Rayons in der Ukraine, 1 in der Krim und 1 in Ostsibirien (Birobidschan) und außerdem 199 nationale Sowjets in der Ukraine, in Weißrußland und in der Krim. Die Bildung einer nationalen jüdischen Republik ist in Birobidschan vorgesehen, sobald die jüdische Bevölkerung dort genügend zahlreich sein wird. Daraus erhellt ein wichtiger Zug der Nationalitätenpolitik der UdSSR., nämlich ihre Elastizität: das ganze System stellt eine Stufenleiter der nationalen Selbstverwaltung dar, die die Völker nach und nach ersteigen sollen. Es werden beständig neue nationale Rayons gebildet, einige haben sich bereits in autonome Gebiete verwandelt, eine Reihe autonomer Gebiete wurde zu autonomen Republiken und eine autonome Republik (Tadschikistan) hat es schon bis zur Bundesrepublik gebracht. Auch die Grenzen der nationalen Einheiten sind ziemlich flüssig. Wenn man auch bei der Abgrenzung in erster Linie den national-ethnischen Grundsatz befolgte, so berücksichtigte man indessen auch die wirtschaftlichen Bedürfnisse (z. B.: Anschluß der Stadt Ufa an die Baschkirenrepublik). Eine schroffe Ablehnung erfuhren stets die „historischen" Ansprüche auf die Grenzgebiete, die nicht selten erhoben wurden (z. B. von Georgiern, Jakuten, mittelasiatischen Völkern). Dagegen wurde den nationalen Aspirationen einiger Völker, die durch frühere Unterdrückung besonders heruntergekommen waren, Rechnung getragen — sogar in Fällen, wo sie nicht einmal eine Mehrheit in ihren Gebieten bildeten (Krim, Burjat-Mongolische Republik, Karelien).

*

Sowohl der nationale Föderalismus wie der Minderheitenschutz drücken die Rechte der Völker aus. Diesen Rechten werden in der Verfassung politische Garantien für die Einheit der Union gegenübergestellt. Das politische Übergewicht der Union wird dadurch gewährleistet, daß sie die gesetzgeberische Oberhoheit und Verwaltung aller wichtigsten Angelegenheiten, sowie weitgehendes Aufsichtsrecht in ihrer Hand zusammenfaßt. Auf wirtschaftlichem Gebiet ist die Oberhoheit in bezug auf Finanz- und Steuerpolitik, Budget, Leitung der Industrie und der Landwirtschaft — insbesondere wirtschaftliche Planung — unbestreitbar. In allen diesen Angelegenheiten müssen sich die Republiken entweder nach den

Gesetzen oder „Leitlinien" der Unionsorgane richten. Die Selbständigkeit der Republiken tritt hauptsächlich auf dem Gebiet der Kulturpolitik in Erscheinung. Die Kulturpolitik der nationalen Republiken gelangte zu ungemeiner Entfaltung und veränderte in kurzer Zeit vollständig das Gesicht der früheren „russischen" Provinzen. Die überall einsetzende Entwicklung der nationalen Sprachen, Literaturen, Kunst, wissenschaftlichen Forschung — besonders der Heimatkunde, Geschichte und Folkloristik — zeigt, in welchem Maße das Sowjetsystem, ungeachtet seines ausgesprochen zentralistischen Charakters, zur Förderung des National-



Karte der national-autonomen Gebiete und der hauptsächlichen Rohstoff-Vorkommen.

bewußtseins unter den Völkern Eurasiens beigetragen hat. Dieses Wachstum des Nationalbewußtseins stellt die wichtigste Tatsache bei Beurteilung des sowjetischen nationalen Föderalismus dar. Es ist politisch viel wichtiger als manches „Reservatrecht". Es heißt die innere Dynamik des Sowjetsystems verkennen, wenn man behauptet, es stelle einen Scheinföderalismus dar, der nur die Fassade für einen im Grunde zentralistischen Staat bildet. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Weder die juristische Oberhoheit der Union noch die Diktatur der Kommunistischen Partei können die immer klarere politische Formung des nationalen Willens bei den Sowjetvölkern verhindern — selbst wenn sie es wollten. Die nationale Willensbildung der Völker in der UdSSR. ist durch den Staat legalisiert worden,

und eben dieser Staat hat für ihren nationalen Willen neue politische Organisationsformen geschaffen. In dieser Beziehung ergänzen sich das System des Föderalismus und das des Minderheitenschutzes. Beide leisten sie ungeheuere erzieherische Arbeit, deren Folgen zur Zeit nicht vorauszusehen sind. Die Sowjetmacht hat es verstanden, die Leitung des ganzen staatlichen Lebens in ihren Händen zu konzentrieren. Auf diese Weise ist sie der separatistischen Gefahr weniger ausgesetzt als die alte Staatsmacht. Indem sie aber diese Einheit durchsetzte, führte die Sowjetregierung einen neuen Faktor in die politische Praxis ein, der äußerste Geschicklichkeit und Vorsicht verlangt. Denn einmal erwacht, wird sich das Nationalbewußtsein nie mit dem bloßen Schein politischer Rechte abfinden. Das weiß sicher niemand besser als Stalin, der die Nationalitätenpolitik der Sowjetunion von Anfang an leitet.

Hier kommen wir zu dem grundlegenden Problem der Nationalitätenpolitik in der UdSSR. Wenn der Exponent der Einheit die Union ist, worauf beruht dann ihre Macht? Von welcher Kraft wird sie getragen? Man antwortet gewöhnlich: von der Kraft der zahlenmäßig und hinsichtlich kultureller Kräfte stärkeren russischen (großrussischen) Bevölkerung. Diese Antwort ist nur zum Teil richtig. Es ist wahr, daß das russische Volk in der neuen Geschichte das politisch bindende Element auf dem eurasiatischen Raum war. Es ist ferner klar, daß es mehr als irgendein anderes Volk in der UdSSR. an der Erhaltung der Einheit interessiert ist. Um das zu begreifen genügt ein Blick auf die Karte der Union; ungefähr $^9/_{10}$ der national-autonomen Territorien liegen an der äußeren Grenze der Union, dazu noch an den empfindlichsten Stellen, zum Teil an den wichtigsten Küstenlinien; der überwiegende Teil der natürlichen Rohstoffquellen der Union entfällt ferner gerade auf die national-autonomen Neubildungen. Hinzukommt noch, daß die Russen auf dem ganzen Gebiet der Sowjetunion zerstreut sind, in den meisten Grenzrepubliken aber nur winzige Minderheiten bilden (3). Politisch und wirtschaftlich können vielleicht einige Völker der Union auch ohne Russen existieren — allerdings unter Voraussetzung eines Anschlusses an andere wirtschaftspolitische Komplexe; für das russische Volk ist dagegen eine engste politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit mit umliegenden Völkern unentbehrlich und ein politischer „Anschluß" an irgendeine fremde Macht — ausgeschlossen. Es ist daher verständlich, daß die Sowjetmacht immer die stärkste Unterstützung bei der russischen Bevölkerung finden wird, die vom bevölkerungspolitischen Standpunkte aus nach wie vor die Grundlage des Reiches bildet. Trotzdem reicht diese Unterstützung allein bei weitem nicht aus, um die Einheit des Reiches zu gewährleisten: das lehrten Krieg und Revolution. Das Zarenrußland suchte seinen Halt nur bei der russischen Bevölkerung. Die anderen wurden durch die russische Armee und durch den russischen Verwaltungsapparat zum Gehorsam gebracht. Die Politik der Sowjetregierung ist ganz anders orientiert. Sie trägt in erster Linie der

fortschreitenden politischen Nationalisierung der neuen staatsähnlichen Gebilde Rechnung. Praktisch läuft die Politik der Nationalisierung bzw. „Indigenisierung" sämtlicher politischer und wirtschaftlicher Körperschaften in den Republiken und autonomen Gebieten darauf hinaus, das russische Element als solches allmählich zu verdrängen (4). Die Russen sind überall noch immer stark vertreten, verhältnismäßig stärker als die Einheimischen, und zwar in der höheren Verwaltung stärker als in der unteren. Diese Erscheinung trägt aber keinen grundsätzlichen Charakter; die Tendenz zur Verminderung des russischen Einflusses kommt überall zur Geltung, sie wird nur durch die geringere Erfahrung und die verhältnismäßige kulturelle Rückständigkeit der Völker zeitweilig gedämpft. Eine Voraussetzung der weiteren Nationalisierung und eine Gewähr dafür, daß sie nicht zum Stillstand kommen wird, schafft die Einführung der allgemeinen Schulbildung in den nationalen Sprachen im Jahr 1931 bis 1932 (5).

Die Rote Armee und die Kommunistische Partei stellen die Bundesorganisationen dar, denen es in erster Linie obliegt, die staatliche Einheit aufrechtzuerhalten. In der Armee sind die Russen noch immer stärker vertreten als die anderen Nationalitäten (6). Dies ist zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß die neue Armee in ihrer Anfangszeit mit Hilfe des alten russischen militär-pädagogischen und technischen Apparates geschaffen werden mußte. Sämtliche Völker Mittelasiens und des Kaukasus mit Ausnahme von Georgiern und Armeniern, sowie die ganze einheimische Bevölkerung Sibiriens und Nordrußlands, d. h. zusammen etwa 20% der heutigen Bevölkerung der UdSSR., kannten die allgemeine Wehrpflicht im alten Rußland nicht. Man kann sich leicht vorstellen, welche Schwierigkeiten heute zu überwinden sind, um alle diese Völker militärisch auszubilden. Das geschieht jetzt durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für die gesamte Bevölkerung der Sowjetunion. Die Völker stellen aber nicht nur Rekruten für die einheitliche Armee der Union, sie bilden auch ihre eigenen nationalen Formationen, eine Tatsache von höchster politischer Tragweite.

Nur wenig anders verhält es sich mit der Kommunistischen Partei. Wenn auch hier die Russen das Gros der Partei als Ganzes bilden, so sind dennoch die einzelnen Teile sehr stark nationalisiert (7). Sowohl die Armee wie die Partei, als Organisationen der ganzen Union, müssen natürlicherweise die zahlenmäßige Stärke des Russentums in der Union widerspiegeln; indessen wird in beiden das russische Element immer mehr in das richtige Verhältnis zu den anderen Nationen gebracht (8). In den beiden Organisationen werden die mannigfachen nationalen Teile im gleichen Geiste der Einheit und der Disziplin erzogen; dieser Geist ist aber nicht der Geist des russischen oder irgendeines anderen Nationalismus. Um den Charakter jener Einheit zu begreifen, welche die Armee und die Partei verbindet, muß man ihren sozialen Bestand untersuchen. Sie werden beide aus dem gleichen sozialen Material rekrutiert, und eben dadurch wird ihr „Geist" be-

stimmt. Den negativen Folgen der Nationalisierung stellt die Sowjetregierung das positive Moment der sozialen Gebundenheit gegenüber.

Diese Seite der Sowjetpolitik offenbart sich noch stärker auf dem Gebiet des national-wirtschaftlichen Aufbaus. Der formalen demokratischen Selbstbestimmung der Nationen tritt die Sowjetmacht mit dem Grundsatz der realen nationalen Befreiung entgegen. Man versteht darunter die Schaffung von praktischen Voraussetzungen zur nationalpolitischen Entwicklung der Völker. Allgemeiner Schulunterricht in den nationalen Sprachen, nationale Wehrformationen, Nationalisierung der Verwaltung — alles dies sind wichtige Etappen der „realen Befreiung". Die allerwichtigste ist aber vielleicht die wirtschaftliche Hebung der Völker und die Schaffung eigener Industrieherde bei ihnen. Der Fünfjahresplan war in dieser Hinsicht der Ausdruck nicht nur der sozialen und wirtschaftlichen Politik der Sowjetregierung, sondern zugleich auch ihrer Nationalitätenpolitik. Nach dem Fünfjahresplan wurden in der Wirtschaft der nationalen Republiken viel mehr Kapitalien investiert als durchschnittlich in der ganzen Unionswirtschaft. Die nationalen Industrien wachsen in einem weit rascheren Tempo als die der Union im ganzen, und die Verlagerung des industriellen Schwergewichts nach Osten ist gleichbedeutend mit der Industrialisierung der nationalen Grenzgebiete. Demzufolge bildeten sich in den Republiken überall Kaders ihrer eigenen „nationalen" Arbeiterschaft. Und da die Sowjetregierung keinen bestimmten Nationalismus vertritt, ist das Proletariat allerorts nicht ihr Gegner, sondern ihr Verbündeter. Eben dieses Proletariat stützte die Sowjetmacht bisher bei der Unterdrückung verschiedener lokaler staatsfeindlicher Bewegungen (die Basmatschenaufstände in Mittelasien, das Abrekentum im Nordkaukasus, die georgische Konterrevolution im Jahr 1925).

•

Die Nationalitätenpolitik in der UdRRS. bedeutet vom geographischen Standpunkte aus in erster Linie die politische Selbstbestimmung ihrer Randgebiete. Beim Vorhandensein feindlicher Einwirkungen von auswärts birgt das eine Gefahr in sich, die durch keinerlei Verfassungsgarantien aufgewogen werden kann. Das begreift man in der UdSSR. sehr gut. Eine wirkliche Garantie der Staatseinheit sieht man dort in der sozialpolitischen Einheit jener Kräfte, die das Leben der Sowjetunion sowohl im Zentrum wie in den Grenzgebieten gestalten. Indem die Sowjetmacht den nationalen Grundsatz relativierte, ordnete sie ihn dem Grundsatz der sozialen und wirtschaftlichen Einheit unter. Der Fünfjahresplan verlieh der Spezialisierung der Rayons Ausdruck; er förderte stark die Nationalisierung ihrer industriellen Wirtschaft; dafür aber bezog er sie in das System der einheitlichen Bundeswirtschaft ein. Dieselbe Aufgabe verwirklichte auf einem anderen Wirtschaftsgebiet die landwirtschaftliche Kollektivierung. In allen Fällen gewann der Grundsatz der wirtschaftsgeographischen Integrierung

über den Grundsatz der ethnischen Differenzierung die Oberhand. Dadurch wurde für die UdSSR., als Nationalitätenstaat, die einzig mögliche Lösung gegeben. Noch mehr: wie das Beispiel Chinas zeigt, kann die nationale Verbundenheit allein, beim Fehlen einer wirtschaftsgeographischen Verbundenheit, sogar bei einem Nationalstaat nicht die Integrität des Volksraumes gewährleisten. Die überkluge Ansicht, nach der die Klassenpolitik der Sowjetregierung nur eine Dekoration für den russischen Nationalismus abgibt, in dessen Fahrwasser sie sich „auch gegen ihren Willen" bewegen muß, wird durch die ganze Entwicklung des Sowjetstaates widerlegt. In der Tat hat sich die übernationale Klassenpolitik als integrierender Faktor erwiesen. Das mag paradox klingen, und dennoch: der Grundsatz des Klassenkampfes wurde für die Sowjetvölker zur Schule der staatlichen Erziehung.

Die nationalpolitische Zusammensetzung der UdSSR.:

Bundesrepubliken:	Autonome Republiken:	Autonome Gebiete:
RSFSR. (Russische Sowjet. Föderative Soz. Rep.)	Karelische Baschkiren- Tatarische Dagestan Krim Kasakstan Kirgisen- Jakutische Tschuwaschen- Wolga-Deutsche- Burjat-Mongolische Kara-Kalpaken-	Komi (Syrjanen) Mari Wotjaken Mordwinen Kalmüken Adygeisches Inguschen Kabardino-Balkarisches Karatschaen Nord-Ossetisches Tscherkessen Tschetschenzen Oiraten Chakassen
Ukrainische SSR.	Moldauische	—
Weißrussische SSR.	—	—
Transkaukasische Föderative Sow. Soz. Rep. besteht aus		
Soz. Sowjetrepublik	Aserbaidschan	Nachitschewan Berg-Karabach
	Armenien	—
	Georgien	Abchasien Adscharien Süd-Ossetisches
Usbekische SSR.	—	—
Turkmenische SSR.	—	—
Tadschikische SSR.	—	Berg-Badachschan

2. Nach den letzten Angaben betrug im Jahre 1932 die Zahl der nationalen Rayons in der ganzen Union 242, die Zahl der nationalen Räte 5266. Außerdem gab es im nördlichen Rußland und in Sibirien 12 nationale Bezirke (eine Mittelform zwischen dem nationalen Rayon und dem nationalen Gebiet), die oft zwei oder noch mehr Stämme einschließen, und 388 sog. „einheimische Sowjets". Die letzten stellen eine Art der national-personalen Autonomie dar, da ihnen nur die Einheimischen unterstellt sind.

3. Die russische und einheimische Bevölkerung in den nationalen Republiken und Gebieten nach der Volkszählung 1926:

	Russen v. H.		Einheimischen v. H.
Ukraine	9,23		80,02
Weißrußland	7,70		80,62
Transkaukasien	5,74	Georgier	30,67
		Armenier	22,73
		Turkotataren	28,20
Turkmenische Rep.	7,5		72,0
Usbekische Rep.	5,6		76,0
Tadschikische Rep.	0,8		78,4
Kasakstan	20,6		58,8
Kara-Kalpakien	1,6		38,1
Kirgisien	11,7		66,4

Die Mehrzahl bilden die Russen in der Karelischen Aut. Rep. (57%) und Burjat-Mongolischen (53%); in der Krim beträgt der Anteil der Russen 42%, der Krim-Tataren 25%.

4. Der Prozentsatz der Einheimischen in der Verwaltung:

	Höhere Behörden 1927	1930	Die ganze Verwaltung 1927	1930
Weißrußland	46,3	49,5	60,4	60,7
Ukraine	30,5	36,2	54,3	58,6
Georgien	47,4	74,1	59,7	66,1
Armenien	?	93,5	?	94,9
Aserbaidschzn	24,6	36,8	?	37,2

	Höhere Behörden 1929	1931
Usbekische SSR.	11,5	38,6
Turkmenische SSR.	8,36	37,8
Tadschikische SSR.	14,3	?
Kasakische Autonome Republik	12,1	23,1; im Jahr 1932: 29,9%

5. Vgl. M. Heinemann und J. Semjonow: Die nationale Schule in der UdSSR., Pädagogisches Zentralblatt 1932, Februar-Heft.

6. Die nationale Zusammensetzung der Roten Armee im Jahre 1930:

	Im ganzen v. H.	Offizierkorps v. H.	Die ganze Bevölkerung v. H.
Russen	64,23	71,59	53,05
Ukrainer	18,56	10,32	21,27
Weißrussen	5,17	4,91	3,23
Juden	2,09	2,15	1,77
Tataren	1,69	0,73	1,99
Georgier	1,21	1,50	1,24
Armenier	1,02	0,77	1,07

Die übrigen machen weniger als 1% aus.

7. Die nationale Zusammensetzung der Kommunistischen Partei:

Russen	70,97%	Polen	1,35%
Ukrainer	8,74%	Armenier	0,78%
Juden	8,32%	Georgier	0,70%
Weißrussen	1,75%	Tataren	0,96%
Letten	1,75%		

Der Prozentsatz der Einheimischen in den Kommunistischen Parteien (im Jahr 1930):

der Ukraine	52,3 v. H.	Usbekistans	50,6 v. H.
Weißrußlands	55,5	Kasakstans	43,3
Aserbeidschans	39,4	Kirgisiens	47,7
Armeniens	89,1	Dagestans	64,2
Georgiens	64,6 „ „	Kalmükiens	73,5 „ „

Bei den nordkaukasischen Völkerschaften schwankt der Prozentsatz der Einheimischen zwischen 40 und 70%.

8. Der Prozentsatz der Einheimischen in der Kommunistischen Partei Kasakstans:

1925	33,7 v. H.	Anfang 1931	45,1 v. H.
1930	43,3	Ende 1931	50,0

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

„Disarmament", das Organ der an der Abrüstung interessierten angelsächsischen Gliederungen der Völkerbundsunion, beginnt einen ernsthaften und melancholischen Überblick über den Stand der Abrüstung und die Rüstungsindustrie (Vol. III, 4 vom 1. 4. 1933) mit einer reizvollen kleinen Geschichte, in der Unterhausdebatte am 28. Februar von dem Abgeordneten Morgan Jones erzählt: Eine große britische Waffenfirma macht in einem Teil ihrer Anlagen Munition für China und in einem anderen Teil Munition für Japan. Eines schönen Tages erschienen die Vertreter beider Staaten zu gleicher Zeit innerhalb von fünf Minuten am Fabrikeingang mit der Absicht, die Fortschritte der Fabrikation zu prüfen. Der Portier, obwohl an Handelsattachés und sogar an Minister gewöhnt, war diesem Problem hoher Politik nicht gewachsen. Er hatte nur ein Wartezimmer und führte beide Herren dorthin, bis ein Direktor herbeigerufen werden konnte. Die Vertreter grüßten einander mit orientalischer Höflichkeit, und ihre Unterhaltung kam auf den Preis, den sie für ihre Bestellungen zu zahlen hätten. Darin waren sie einig: Der Preis war hoch — viel zu hoch! Und als der Direktor erschien, fand er seine streitbaren Abnehmer versöhnt, wenigstens soweit, als sie mit vereinten Kräften einen Preisnachlaß verlangten...

Fügt man hinzu, daß Direktoren und Aufsichtsräte dieser Firma vermutlich gute Vertreter der englischen Humanität sind, die bewegliche Klage zu führen weiß, wenn es in anderen Teilen der Welt nicht ganz nach ihren Wünschen zugeht, so hat man wieder an einem kleinen Beispiel eine reizvolle Erläuterung von dem, was vom Frieden auf Erden trotz allen Konferenzen im Augenblick zu halten sei.

Je weniger Frieden es gibt, desto mehr wird vom Frieden gesprochen. Je weniger Vertrauen es gibt, desto mehr wird von Vertrauen gesprochen. Und wenn eine besondere Welle von Vertrauen durch die Welt geht, dann pflegt sie sich darin zu äußern, daß die Staatsmänner der großen und der kleinen Mächte Besuchsreisen unternehmen. Der April 1933 ist ein Monat solcher Reisen gewesen. Macdonalds Besuch in Rom — nachhaltig abgestoppt bei der Rückkehr in Paris; die Reisen deutscher Minister nach Rom; und dann ein Hin und Her auf den Strecken Wien—Rom und Budapest—Rom; Warschau—Prag und Bukarest—Paris; schließlich die Atlantikreise Macdonalds und Herriots — das alles in wenigen Wochen; äußeres Zeugnis der großen Unruhe, die über Europa liegt. Mussolinis Vorschlag eines Viermächtepaktes hat die anderen Großmächte auf den Plan gerufen. Die Front der starren Gegner jeder wirksamen Revision hat sich neu zusammengeschlossen; die polnische und die tschechische Außenpolitik sind bestrebt, ihre bisherigen Meinungsverschiedenheiten zurückzustellen, um zusammen mit Frankreich

jeden Versuch einer ernsthaften Revision der Friedensverträge zu verhindern. In England ist die Stellung des Revisionismus stark geschwächt; man wird damit zu rechnen haben, die englische Außenpolitik auf einer vor allem in territorialen Fragen sehr konservativen Linie zu finden. Es ist seit vielen Jahren zum erstenmal, daß sich englische und französische Staatsmänner gemeinsam in Washington bemühen, um eine stärkere Beteiligung Nordamerikas an einem neuen Regime der „Sicherheiten" in Europa zu erreichen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Roosevelt, in dessen Stab sich ein guter Schuß echten Wilsonismus' findet — in vorsichtigen, aber dennoch wirksamen Formen in die Bahnen Wilsonscher Sicherungspolitik zurücksteuert. Das würde für lange Sicht eine erhebliche Gefährdung des europäischen Friedens bedeuten; denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß auch nur ein Teil der für dauernde Ordnung in Mitteleuropa erforderlichen Revision in eine solche „Sicherheit" eingebaut werden könnte — um so mehr, als eine Gleichschaltung auch der revisionistischen Kräfte Europass in ihren letzten Zielen keineswegs erreicht ist. Es wird immer leichter sein, Mächte, die zu verlieren haben, zur Verteidigung eines bestehenden Zustandes zusammenzuschließen, als Mächte zu einigen, die zwar gemeinsam ändern wollen, aber doch eine sehr verschiedene Vorstellung von dem Zustand haben, der durch die Änderung herbeigeführt werden soll. Darüber besteht zwischen London, Paris und Washington Klarheit, daß es sich in diesem Sommer um die Regelung des Gesamtkomplexes von Abrüstung, Schulden, Währungen und Zöllen handelt; das Fallenlassen des Dollars durch die Regierung der Vereinigten Staaten hat diese Erkenntnis gestärkt, wo sie schon vorhanden war; geschaffen, wo sie noch fehlte. Bis zur Einigung zwischen den westlichen Hauptmächten ist noch ein weiter Weg; aber die Grundzüge einer Einigung zeichnen sich vor uns ab; wie wir schon in unserem letzten Bericht angedeutet haben, werden an die Außenpolitik der an den Vorbesprechungen nicht beteiligten Mächte große Anforderungen gestellt werden, wenn sie nicht stark in den Hintergrund gedrängt werden wollen.

Zu den Mächten, die mit starker Besorgnis die Washingtoner Gespräche verfolgen, gehört auch die Sowjetregierung, die auf der einen Seite hofft (schon mit Rücksicht auf die ostasiatischen Entwicklungen), von Roosevelt freundlicher behandelt zu werden, als sie von Hoover behandelt wurde; die auf der anderen Seite durch die doppelte Spannung ihre Beziehungen sowohl zu Deutschland wie zu England belastet ist. Die Scheidung zwischen Außenpolitik und Innenpolitik, die in ihrer strengen Form aus Zeiten überkommen ist, in denen es weder eine öffentliche Meinung im heutigen Sinn noch die Beeinflussung einer solchen öffentlichen Meinung in großem Stil durch die jeweils herrschenden Kräfte eines Staates gegeben hat — diese Scheidung zwischen Außen- und Innenpolitik wird zwar allgemein theoretisch anerkannt und mit diplomatischen Schritten aufrecht erhalten; in Wirklichkeit besteht sie kaum mehr in der alten Weise. Die Stellung sowjet-

russischer Wirtschaftsvertretungen war immer schwierig; die Durchsuchung der Arcos brachte seinerzeit den Sinowjew-Brief und seinen ungeheuren Einfluß auf die englische Gesamtpolitik eines halben Jahrzehnts; auch für andere Länder ist die Unterscheidung zwischen von Moskau geförderten Parteien, von Moskau abhängigen Wirtschaftsunternehmungen, offiziellen Handelsvertretungen (die zum Teil diplomatische Exterritorialität genießen oder beanspruchen) und Beamten des Außendienstes nicht immer leicht. Die Russen sind dabei von einer Empfindlichkeit, die sie anderen Staaten nicht ohne weiteres zubilligen; und die russische Außenhandelspolitik macht es der russischen Diplomatie möglich, Verstimmungen einen sehr wirksamen Ausdruck zu geben; ein vor kurzem an alle Wirtschaftsorganisationen der Sowjetunion erteilter Auftrag, zu prüfen, wie weit eine Umstellung des russischen Imports von Deutschland und England fort auf Frankreich und die Niederlande, Skandinavien und die Nachfolgestaaten möglich sei, mag hierfür als Beweis dienen.

Die innere Lage der Sowjetunion ist am Ende dieses Winters besonders schwierig. Es ist kein Zweifel, daß die übersteigerte Durchführung der schwerindustriellen Teile des Fünfjahresplanes letzte Kraftreserven erschöpft hat; daß vor allem die Kollektivierung der Weizengebiete keineswegs den erhofften Produktionserfolg gehabt hat. In weiten Teilen Südrußlands und der Ukraine, vor allem im Nordkaukasus und in Kasakstan — also gerade in jenen halbariden Gebieten, in die der Ackerbau in den letzten Jahren hineingezwungen ist — herrschen Verhältnisse, die auch für sowjetrussische Begriffe kaum anders als mit dem Namen Hungersnot zu bezeichnen sind. Jedesmal, wenn sowjetrussische Verhältnisse sich besonders zuspitzen, wird nach innen oder nach außen Ablenkung gesucht. Scharfe Maßnahmen gegen die „Schädlinge" müssen den Beweis führen, daß nicht eine mangelhafte Gestaltung von Staat und Wirtschaft im ganzen (für die der Kommunismus als solcher verantwortlich wäre), sondern der böse Wille einzelner oder ganzer Gruppen von „Klassenfeinden" für das vielfältige Versagen verantwortlich sei. Wie früher, sind es auch diesmal wieder ausländische Ingenieure, die verantwortlich sein sollen, daneben aber Vertreter der russischen Intelligenz, der gehobenen Bauernschaft, der Betriebsleiter und ähnlicher Zwischenschichten. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß in letzter Zeit eine besonders scharfe Durchsiebung und Unterdrückung in den Gebieten nichtrussischer Nationalität erfolgt, vor allem wieder in der Ukraine, bei den Wolgadeutschen und den Kaukasusvölkern. Davon ist in der Presse wenig die Rede; auf lange Sicht sind diese Vorgänge wichtiger als der groß aufgezogene Prozeß gegen englische Ingenieure, über den reichlich genug berichtet worden ist.

Unsere Leser kennen die Technik politischer Propaganda gut genug, als daß wir uns scheuen müßten, ihnen einen Auszug aus dem Bericht zu geben, der von russischer Seite über den Hintergrund des Ingenieur-Prozesses gegeben wird:

Das Vorgehen der britischen Regierung (d. h. die scharfen Forderungen, die von England aus während des Prozesses erhoben, die scharfen Maßnahmen, die noch vor dem Urteil durchgeführt wurden) ... „beweist, daß der britische Imperialismus das Ziel hat, einen gewöhnlichen internationalen Zwischenfall in einen ernsten internationalen Konflikt zu verwandeln, den man zu Zwecken ausnutzen konnte, die mit dem Wesen der Sache nichts zu tun haben. Und das wird durch die Politik der englischen Regierung während des Prozesses und nach der Urteilsfällung vollauf bestätigt. Das Embargo, das über einen bedeutenden Teil des Sowjetimports, ungefähr 80% aller aus der Sowjetunion nach England eingeführten Waren verhängt wurde, zeigt, was die britische Regierung bewogen hat, ihre von vornherein unerfüllbaren Forderungen aufzustellen und von der Sowjetregierung Handlungen zu verlangen, die für einen souveränen unabhängigen Staat unmöglich sind.

Die englische Regierung brauchte nur eine Ausrede, um unter dem Deckmantel rein politischer Forderungen wirtschaftliche Maßnahmen durchzuführen, deren Durchführung in einer normalen politischen Situation selbst für die heutige englische Regierung mit ihrer ungeheuren Mehrheit im Parlament unmöglich gewesen wäre. Der von der englischen Regierung selbst hervorgerufene und aufgebauschte Konflikt wurde von ihr zur Durchführung jener Beschlüsse von Ottawa gebraucht, die, da sie den englischen Verbraucher aufs ärgste schädigen, unter anderen Umständen selbst in den Reihen der Konservativen auf scharfen Widerstand gestoßen wären ... (Diese Maßnahmen) kommen gerade im Augenblick, wo sich die Pilger von allen Seiten mit Macdonald an der Spitze nach Washington aufmachten, um gemeinsam mit dem neuen amerikanischen Präsidenten neue Methoden zum Schutz der kapitalistischen Wirtschaft vor der endgültigen Katastrophe zu suchen. Als Beitrag zu dieser ‚schöpferischen' Arbeit bringt das britische Imperium das Embargo auf Sowjetwaren nach Washington, d. h. die Durchführung jenes Teils der Ottawa-Beschlüsse, die beweisen, daß die englische Regierung in ihrer wachsenden Angst um ihren Einfluß in den Dominions sich auf den Weg der Imperiums-Autarkie begeben hat ..."

So steht es auf dem geduldigen Papier der „Moskauer Rundschau" vom 23. April 1933. So also will man, daß der Konflikt mit England in Moskau gesehen werde. Von den eigenen Zielen kein Wort! Ein Stückchen Wahrheit freilich steckt auch in einer dermaßen zugespitzten Darstellung; die Ungleichheit der Außenhandelsbilanz mit Sowjetrußland ist in England seit langem mit Besorgnis verfolgt worden; daß man sich von der Exterritorialität der russischen Handelsvertretungen gern befreit hat, ist sicher; daß das Verbot der russischen Holzeinfuhr die wirtschaftspolitische Einigung mit Kanada erleichtert, ist zweifellos. Trotzdem sollte auch die „Moskauer Rundschau" nicht übersehen, daß die Grundursache des Konflikts das Bedürfnis der russischen Innenpolitik nach einem Schädlingsprozeß gewesen ist und nichts anderes.

In den Vereinigten Staaten wird zur Zeit in den verhältnismäßig freien Formen, die das Angelsachsentum liebt, eine Neuordnung der Wirtschaft vorbereitet, in der von der Vorstellung des liberalen Nachtwächterstaates ebensowenig übrigbleibt wie von einer mißverstandenen freien Wirtschaft. Zwei große Probleme stehen im Vordergrund: die Notlage der Farmgebiete, deren bedrohliche Zustände schließlich zur Aufgabe des Dollars und zu einer einstweilen gemäßigten Inflation geführt hat, und die Reorganisation des Verkehrswesens, auf deren Notwendigkeit wir schon mehrfach hingewiesen haben. Sie steht als große Aufgabe vor allen Staaten mit wohlausgebautem Eisenbahnnetz und wird auf die Dauer ebensowenig umgangen werden können wie eine umgekehrte Umstellung vor hundert Jahren. Damals kam der Schienenweg auf und zerstörte die bisherige Organisation des Straßenverkehrs. Jetzt holt sich der motorisierte Straßenverkehr seinen Anteil zurück; die Aufgabe heißt, das richtige Gleichgewicht zwischen Straße und Schiene zu finden. In Europa ist ein altes Straßennetz durch die Bahnen verödet worden; es belebt sich jetzt wieder auf Kosten der Schiene. In Nordamerika hat es vielfach Schienenwege gegeben, längst bevor ein Straßennetz vorhanden war. Erst während des Krieges und nach dem Krieg ist in den Vereinigten Staaten ein mustergültiges Straßennetz geschaffen worden; der Stoß gegen die Monopolherrschaft der Bahnen ist damit noch plötzlicher erfolgt als in Europa, das in dieser Beziehung mit England an der Spitze langsam nachfolgt.

Eines der wichtigsten amerikanischen Probleme ist inzwischen gelöst: die Prohibition ist gefallen. Damit verschwindet aus dem amerikanischen Leben ein sehr wesentliches Element, das einen bedeutenden Anteil an den inneren Schwierigkeiten vor allem dadurch gehabt hat, daß es den Geist der Ungesetzlichkeit durch die gesamte Bevölkerung getragen hat.

Aus dem Bereich des internationalen Rechtes sind, neben dem Weiterschwelen des Amazonas- und des Chacokonflikts, zwei Fälle von friedlicher Regelung langdauernder Streitigkeiten zu melden. Ende März haben sich die beiden mittelamerikanischen Republiken, Honduras und Guatemala, über ihre Grenze geeinigt. Handelt es sich auch nur um ein an Fläche und Bevölkerung verhältnismäßig kleines Gebiet, so ist es doch ein Streifen Landes von bedeutender Entwicklungsmöglichkeit: jenes Dreieck zwischen der Südspitze von Britisch-Honduras, dem Golf von Honduras und dem beiderseits niemals bestrittenen Besitz von Honduras und Guatemala: um das Tal des Rio Motagua, den Lago di Izabal und den Hafen Puerto Barrios, den einzigen atlantischen Hafen Guatemalas mit Bahnverbindung nach dem Inneren. Wäre der Anspruch von Honduras durchgedrungen, so wäre Guatemala von seinem Zugang zur atlantischen Küste abgeschnitten worden. So ist der größte Teil des bestrittenen Gebietes Guatemala zugesprochen worden; sogar einige wirtschaftliche Vorposten der Cuyamel Fruit Company, die von Honduras aus

arbeitet, sind an Guatemala gefallen. Beide Staaten haben den Schiedsspruch angenommen; damit verschwindet der letzte Territorialkonflikt in Mittelamerika.

Etwas später hat das Haager Schiedsgericht den Anspruch Norwegens auf die Ostküste Grönlands zurückgewiesen und das dänische Besitzrecht anerkannt. Ein anderer Spruch war nach rechtlichen Überlegungen kaum möglich. Sowohl Norwegen wie Dänemark haben die Erledigung des Streitfalls in bemerkenswert guten Formen entgegengenommen. Der König von Norwegen hat seinem Bruder, dem König von Dänemark, seinen Glückwunsch übermittelt; der König von Dänemark hat Norwegen sein Mitgefühl an dessen Enttäuschung ausgesprochen; der norwegische Ministerpräsident hat seine Landsleute daran erinnert, daß es für sie ein Stolz sei, den ersten größeren Territorialkonflikt vor dem Haager Schiedsgericht friedlich zum Austrag gebracht zu haben. An anderen Stellen der Welt denkt man weniger gerecht und weise!

Zu den Unruheherden Südamerikas scheint sich ein neuer (wenn man will, auch ein sehr alter) zu gesellen: die Insel Cuba, die unter dem doppelten Druck einer sehr energischen Diktatur ihres Präsidenten Machado und einer beispiellosen Wirtschaftskrise zu rebellieren beginnt. Es ist sehr leicht möglich, daß die Vereinigten Staaten zu derselben Zeit, wo sie Haiti wieder einen Schein von Selbständigkeit gewähren und von der Unabhängigkeit der Philippinen sprechen, sich gezwungen sehen zu einer neuerlichen Intervention auf Cuba. Auch die verdeckten Formen der Kolonialpolitik haben ihre Schwierigkeiten.

Ein Beispiel dafür bietet in den letzten Monaten Syrien, wo die Franzosen einem verstärkten Expansionsbedürfnis der syrischen Nationalisten, sowohl gegenüber der französischen Oberherrschaft wie gegenüber den kleinen autonomen Gebieten Syriens, gegenüberstehen. Die Syrer verlangen weniger eine Ausdehnung Syriens auf Kosten der Libanonrepublik als die Aufhebung der Autonomie der Drusen und Alauiten. Der französische Gouverneur hat die beiden kleinen Stämme gefragt, ob sie bereit seien, ihre Selbständigkeit zu opfern. Sie haben es leidenschaftlich abgelehnt. Nun findet sich der französische Gouverneur in einer ähnlichen Lage wie die britische Verwaltung in Indien: sie hat kleine Raumkörper und Minderheiten vor dem Verschlucktwerden durch neugeborene asiatische Nationalismen zu schützen.

Fragen der Gliederung kommen auch im britischen Reichskörper nicht zur Ruhe: Wir müssen weit in den indopazifischen Bereich hinübergreifen, um das jüngste Beispiel aufzuzeigen: Westaustralien, der durch weite Trockengebiete mit mangelhaften Verkehrsverbindungen von den übrigen Teilen der Commonwealth getrennte Gliedstaat, ist unzufrieden mit seiner Stellung im Rahmen des Ganzen und will seine eigenen Wege gehen — das heißt: aus dem „unauflöslichen" Bunde ausscheiden. Wir glauben nicht, daß der Wunsch besteht, sich unmittelbar wieder der Londoner Zentrale zu unterstellen. So wird ein lockerer Zusammenhalt

mit Canberra bleiben müssen; welcher Ausweg gefunden wird — der des reinen Zwanges wäre sehr unbritisch —, hier wird eine Probe dafür gegeben sein, ob die geschmeidige Staatskunst Alt-Englands, von deren Geist Südafrika ein so klares Beispiel gegeben hat, auch nach Australien hinüberreicht. Gestaltwandel — nicht Auflösung!

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Strukturwandel ist das Gesetz und die große Mode der Stunde! Auch für den inneren Aufbau und Umbau von Staaten, Reichen und Erdteilen gibt es rasch um die Erde wandernde Moden. Freilich ist das innerpolitische Hemd näher als der außenpolitische Rock. Aber wer sich so ausschließlich mit der eigenen Unterkleidung beschäftigt wie Mitteleuropa, wird auf einmal erstaunt wahrnehmen, daß sich auch außerhalb die Leute verändert haben und manches an weltpolitischen Überkleidern und Schutzhüllen nicht mehr so billig zu haben und zu verkaufen ist wie ehedem.

Der bedeutsamste Strukturwandel vollzieht sich augenblicklich freilich weit seitab, vornehmlich in der indischen Welt, nicht nur in Ostasien, wo die Flugzeugbomben und Land- und Marinegeschütze dazu die Begleitmusik machen, wo aber auch in der Stille — teils auf der neuen Verbindungslinie Tokyo—Moskau—Warschau—Paris, teils durch Japans Völkerbundaustritt und Anläufe zu einem Asiatischen Völkerbund als Konkurrenzunternehmen (richtig gesehen, z. B. Voss. Ztg. 11. 3. 33), vgl. Nichi Nichi: „Oriental Autonomy" „Transpacific" v. 23. 2. 33, S. 7) — allerhand Wandlungen vorbereitet werden. Sie finden vorläufig noch naivere Vorklänge im neuen „China Year-Book" oder im „Manchuria Year Book 1932/33" (The East Asiatic Economic Investigation Bureau, Tokyo 1933 — damit man wenigstens gleich weiß, woher das Weistum kommt!).

Für den indischen Strukturwandel — spät genug und unzulänglich genug aus gegenseitigem Mißtrauen geboren — finden unsere Leser Wesentliches in dem betreffenden Weißbuch, in einer Sondernummer der „Times" v. 18. 3. 33 mit guter Übersichtskarte.

Bange bei ihrer geopolitischen Nachbarschaft wird Ceylon und namentlich Burma, das mit seiner neuen Unabhängigkeit nicht viel anfangen kann und schwankt, ob es nicht am liebsten bei Indien bliebe oder doch in einem Bundesverhältnis, statt abgetrennt zu werden (Times, 8. 3. 33: Seperation or federation; politisch-religiöser Einfluß des Buddhismus gegen Trennung.) Ähnliche Stimmungsschwankungen werden aus den Philippinen berichtet. Man beginnt auch dort angesichts gewaltiger Umwälzungen die Gefahren der Selbständigkeit der nicht wirklich Selbständigen zu erkennen! [New Yorker Nation; 28; XII., 32; Tokyo Asahi; 17. I. 33, jap.]

Unter den indischen Fürstenstaaten weigerten 15 Kathiawar-Staaten den Beitritt zum indischen Bundesstaat (Times of India, 18. 3. 33) vorweg. Kashmir (Times, 17. 3. 33) und Alwar müssen erst häusliche Ordnung schaffen.

Sehr wesentlich für den inneren Aufbau der indopazifischen Welt bleibt auch die Frage, wieweit sie der Kommunismus auflockert, der Faschismus festigt, für den in China noch die Blauhemden freistehen, nachdem Schwarz- und Braunhemden bereits weltgeschichtlich und geopolitisch vergeben sind, und Rothemden und Blusen von der anderen Seite in Anspruch genommen werden, gelb aber als alte Kaiserfarbe außer Betracht für China bleibt.

„Blauhemden" werden denn auch von Wai Chiao-chia in der „Revue Nationale Chinoise" (Shanghai, 14. 12. 32) als fah-shi-si (fascisti) und Stützen der Kuo Min Tang-Lehre hingestellt; aber die umsichtige Überschau des pazifischen Schrifttums zeigt auf derselben Seite der „Pacific Affairs" 1933, S. 160, an zwei geschickten Auszügen die mächtige Bedeutung und Wucht des Kommunismus in China, seine Entwicklungsgeschichte und seinen Nährboden (Communism in China; Lowe Chuan hua; China Critic; Shanghai; 12. 1. 1933) und die Gefahr des vom Faschismus unter Grund getriebenen japanischen Marxismus. (Comm. in Japan [Jap.] Tokyo Asahi; Tokyo, 20. 1. 33.)

Der Aufsatz schließt: „Unter den vielen Gründen für das Wachstum des Kommunismus in Japan sind zwei bemerkenswert: der Mangel an Urteilsfähigkeit von seiten des Volks und die Unfähigkeit der Politik, soziale Übel zu beseitigen. So paradox es klingt: die Freiheit des Denkens ist der beste Schutz gegen die Gefahren des Kommunismus."

„Das Verhängnis der Einseitigkeit" als Leitwort des „Monokulturhefts" der „Geopolitik" hat jenseits des Pazifischen Ozeans in Honolulu ein verständnisvolles Echo gefunden (Pacific Affairs, 1933, S. 152), was wir nur mit einem erneuten Hinweis auf die Unentbehrlichkeit der „Pacific Affairs" für eine Urteilsbildung in Fragen der Kultur, Macht und Wirtschaft rings um den Pacific beantworten können.

Dort findet sich zum Beispiel auch (P. A., 1933, S. 148) ein kurzer englischer Auszug aus einer Betrachtung des „Tokyo Asahi" v. 2. 2. 1933 über „Die Zukunft der Kooperativbewegung in Japan", wo der Kleinhandel zwischen den Gilden und mächtigen Verkaufsorganisationen einerseits und dem wuchtigen Großkapitalismus der Großfamilienkonzerne der Mitsui und Mitsubishi usw. andererseits eine verzweifelte Lage einnimmt und der Mittelstand zunehmend zerrieben wird.

Mit Recht prägte ein guter Aufsatz von A. E. Zischka (Berl. Lok. Anzeiger v. 12. 3. 33) unter der Überschrift: „Die reichste Familie der Welt", eine weitere Unterschlagzeile „Japan erobert Indien"; besser gesagt: die Mitsui beginnen mit dem Versuch zum „Aufbau einer neuen Asienpolitik" auf wirtschaftlichem Felde in Indien, wie die japanische Regierung auf politischem in Manchukuo und anderswo.

Bemerkenswert bleibt dabei, wie auf der einen Seite die starken Nachwirkungen einer sozialaristokratischen, weit mehr dem Faschismus als freihändlerischen Neigungen und ihrem Rückschlag verwandten Staatskultur mit dem Ausdehnungsbedürfnis großer Familienkonzerne zum gemeinsamen Nutzen des Inselreichs Hand in Hand gehen können, ohne beständig Kraft für gegenseitige Bekämpfung zu verbrauchen — wenigstens in Japan.

Ein Beweis dafür ist fortgesetzt die Haltung der „Far Eastern Review", die erst wieder in ihrem Februarheft 1933 (Bd. XXIX, Nr. 2, S. 49—56) in höchst gehaltvollen Aufsätzen einen Vortrag des alten Chinakenners J. O. P. Bland über die Zukunft Chinas (The Future of China) mit der großen außenpolitischen Rede des japanischen Außenministers Graf Uchida vor der 64. Sitzung des japanischen Reichstags am 21. Januar 1933 gegenüberstellt. Auch diese Rede ist von einer außerordentlichen Offenherzigkeit, kündigte die vom 1. März blitzschnell vollzogene Besetzung von Jehol an, und ebenso weiterhin zwischen den Zeilen die Taktik, nach wie vor eine vollzogene Tatsache nach der anderen zu schaffen, bis die Aufrechterhaltung des Friedens im Fernen Osten i. e. die pax japonica erreicht (established) sei. Es klingt alles so einfach: „Die sogenannte Jeholfrage ist eben eine häusliche Frage von Manchukuo, und Japan ist natürlich verpflichtet, seine Kräfte mit diesem Lande zur Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung durch dieses Land zu vereinen." So hilft der Starke brüderlich dem Schwachen nach dem Leitwort: „Parcere subjectis et debellare suberbos" ganz, wie man das früher von Rom und Frankreich hörte.

In Japan — das nach römischer Praxis handelt — hat man die 20 faschistischen Verbände zusammengeschlossen, um die Struktur zu verfestigen, und General Araki predigt [wohl mit Recht], wie sehr gerade für den Starken Zusammenraffen der nationalen Selbstsicherheit unentbehrlich sei, wenn er — „am mächtigsten allein bleiben will". Auch die „kokuryokwai", die „Schwarzdrachen"-Gesellschaft ist dabei (N. B. ist kokuryoko der japanische Name des Amur!); ihr wurde eine gewisse Verbindung mit dem jähen Tode des Premierministers Inukai nachgesagt. In der Tat ist die politische Staatsmännerstrecke des indopazifischen Gebiets für das letzte Jahr beträchtlich: der „Transpacific" (23. 2. 33) zählt so nebenbei zwei Attentate auf den chinesischen Finanzminister Soong auf; dann Sir Stanley Jackson — Gouverneur von Bengalen; J. Inouyé, japanischer Finanzminister; Baron Takuma Dan, Wirtschaftsführer; General Shirakawa; Botschafter Shigemitsu (inzwischen einbeinig geheilt); Admiral Nomura und zwei weitere Begleiter in Shanghai; Premierminister Inukai, und endlich — als Attentatsfolge — Premierminister Hamaguchi... Man sieht: auch anderswo fehlt es nicht an Spänen, wo politische Neubauten zugehobelt werden. Das sind Splitter, die beinahe schon als Balken in fremden Augen erscheinen könnten — namentlich angesichts der herben Rede Sir Austen Chamberlains über

Deutschland, das unseres Wissens allerdings den Briten nie so nahe stand wie das fernöstliche Inselreich.

Leichter freilich ist es, die Großmächtigen mit Samthandschuhen anzufassen und grob mit den früher Niedergerungenen zu sein, also den altrömischen Spruch umzukehren in: parcere superbis et debellare subjectos, d. h. in der Nutzanwendung artig mit Frankreich, Japan und USA. und patzig mit Mitteleuropa zu sein. Deshalb krümmt es sich ja und will darin Wandel schaffen! Wir gestehen: mit größerer Achtung, als den kleineren Sohn eines größeren Vaters (der auf Granit biß, als er noch ganz war!) in dessen Wahlkreis Birmingham hörten wir an, was drei ehemalige Vizekönige von Rang wie Hardinge, Irwin und Reading über die neu aufgenötigte indische Verfassung im Oberhaus zu sagen hatten. Aber auch daraus klang ein „Zu wenig" oder „Zu viel", worin sich das erste Urteil Indiens zusammenfassen ließ.

Selten waren Indien und seine früheren Vizekönige so einig über den problematischen Wert einer Maßnahme, die beide anging! War früher der Vizekönig von Indien wohl der glänzendste Repräsentationsposten für einen Mann der weißen Rasse nichtfürstlicher Herkunft, so wird er durch die neue Verfassung der bedeutendste Kampfposten des im Grunde unvermeidlich abrollenden Rassenkriegs des 20. Jahrhunderts. Mit Recht weist ein kluger Brief an den Herausgeber d. „Times" (23. 3. 33) darauf hin, daß diese verkörperte Hemmung der künftigen Weiterentwicklung in Indien nicht nur übermenschlicher Begabung bedarf, sondern auch in unmögliche Zweideutigkeiten zwischen Dienstnotwendigkeit und indischer öffentlicher Meinung hineingeführt werden muß, wenn er Wehrfragen, Außenpolitik und Religionspolitik außerhalb des Ringens halten soll.

Die Halbheit alles dessen, was Macdonald zuerst mit großem Anlauf zu spenden bereit scheint, und dann zurückzuckend, vor der eigenen Courage erschreckend, wieder halb an sich nimmt, die seine Anläufe nach den Rocky Mountains, den Flug nach Rom und so vieles andere kennzeichnet, kommt eben auch in seinem für England wichtigsten Regierungswerk, der indischen Verfassung, auf.

Gleichzeitig meldet sich ein anderes Auflösungszeichen: der Laboursieg in Australien, verbunden mit dem Sieg der Sezessionsabstimmung von Westaustralien — ein Zerfallsymptom, auch wenn es sich nur um rund „350 000" (fast 400 000!) gründlich unzufriedene Westaustralier handelt, von denen jeder rund 5 qkm zur Verfügung hat, auf 2 528 000 qkm, also in Erdteilweite. Aber man wartet lieber, bis die farbigen Rassen sich das „weite, leere Land" (namentlich im nördlichen, tropischen Teil) mit Gewalt holen, als daß man die beraubten weißen Blutsverwandten hineinläßt, die sich in ihrer Raumenge blutig und wund stoßen. Dann bemitleidet man sie zwar; aber mitten unter den bewegten Klagen des „Manch. Guardian" über die verfolgten und heimatlos gemachten Juden steht Sir P. Cunliffe-Listers kühle Antwort auf den parlamentarischen Appell „zu

besonderen Anstrengungen, um Flüchtlinge in Palästina zuzulassen": „Die Einwanderung muß nach der wirtschaftlichen Aufnahmefähigkeit des Landes geregelt werden" (7. 4. 33). — Von 40 000 M. Besitz aufwärts!

Die Zeiten sind aber auch bei Weltmächten mit weit zerstreutem Besitz vorüber, wo die psalmodierende Linke nicht erfuhr, und die Welt nicht merkte, was die gewalttätige und wirtschaftstüchtige Rechte tat! — und wo die betrogenen Mitteleuropäer gläubig auf die schönen Worte hörten, statt dem Gegner auf die Faust und die Taten zu sehen.

Auch die Vereinigten Staaten haben — wenigstens transpazifisch betrachtet — kein rechtes Glück mehr mit der Weltschiedsrichterrolle, die ihnen die Uneinigkeit Europas und Englands Schwäche geraume Zeit anzutragen schien. Der Faschismus Japans und Italiens, hoffentlich auch Deutschlands, wie der Kommunismus eigener Art der roten Zaren spielen sie ihnen gleichmäßig aus der Hand; und es ist ein seltsames Zeichen innerer Schwäche und Ratlosigkeit, daß die USA. sich an zwei pazifischen Brandherden hinter dem Völkerbund verstecken.

„Der Vertreter Perus, Herr Calderon, vollzog seinen Ausmarsch aus der Ratstube in Genf mit der Geste von Matsuoka" (Economist, 23. 3. 33) nach der Entscheidung des Dreierausschusses über den Streit zwischen Columbia und Peru wegen der Leticiafrage des Zutritts zum Marannon zugunsten Columbias. So konstatierte betrübt der „Economist". Warum auch sollte sich der peruanische Imperialismus — obwohl kleineren Formats — sein Glashaus vom irischen Freistaat und andern Kleinen im Völkerbunde zerwerfen lassen und nicht wenigstens lieber von dem großen Nachbarn Brasilien oder den als südamerikanische Geldgeber zuständigen USA., die beide nur leider Nichtmitglieder des — [ohne Zutrittsmöglichkeit zu Amazonien oder Macht im Pazifik vergeblich mitredenden] — Völkerbundes sind.

Verlegenheit im Kleinen? Gewiß! Aber größere Verlegenheit im Großen wird es, wenn sich nun Chiang Kai Shek und die Sung-Familie überlegen, wie sie ohne Verlust von Peking und Tientsin, angesichts der Ohnmacht der Genfer Institution, der Anschauung von Roosevelts Außenamt, „man müsse die Japaner sich totlaufen lassen und könne in Ostasien nicht eingreifen", und der sichtlichen Zurückhaltung der Sowjets, zu einem Ende des Verbrennens der sibyllinischen Bücher und dem Ankauf des immer kleiner werdenden Restes kommen wollen. Immer wieder taucht das Gerücht der Notverständigung mit Japan, Anerkennung eines unabhängigen Pufferstaates Manchukuo, Erklärung einer asiatischen Monroedoktrin, dafür Abschüttelung aller hemmenden, ungleichen Verträge, Autonomie der Seezölle usw. auf. Liest es sich nach der Wegnahme Jehols durch die Japaner in einem kurzen, ausgezeichneten Vorfrühlingsfeldzug, gerade in der rechten Jahreszeit, nicht wirklich wie ein Absatz aus einem seither verbrannten sibyllinischen Buch, was Dr. T. V. Sung, der einsichtige chinesische Finanzminister, noch am

15. 2. 33 in Peking über die „schwere Bedeutung Jehols" gesagt hatte, angesichts der vorausgesagten Androhung des japanischen Einmarsches?

„Jehol ist ein integrierender Bestandteil von China" — (wie oft hörte man das schon! Auch wir glaubten es von Südtirol, Oberschlesien u. a.! für Mitteleuropa!) — „wie Kwangtung oder Kiangsu, und ein Angriff darauf wird sein, wie ein Angriff auf Nanking selbst" — (der kann schon noch kommen!) — „Wenn ein solcher Angriff erfolgt, wird ihm die Kraft der ganzen Nation begegnen!" — (Gerade das eben fürchtet Japan weniger von einem zum andernmal!) — „Japan nahm den nordöstlichen Teil von China, aber jedem weiteren Vorrücken wird begegnet werden." — (Das geschah inzwischen unzulänglich!)

Sung persönlich denkt, wenn Japan wirklich Jehol überrenne, würde es wenig Sinn mehr haben, einen chinesischen Gesandten in Tokyo zu unterhalten, „weil Diplomatie bei einer Auseinandersetzung mit Japan nicht länger irgendeinen Nutzen habe". — Aber hat nicht China immer erst dann in seiner Geschichte Frieden geschlossen, wenn seine Diplomatie ganz mattgesetzt war? Tröstlich mag es für die chinesischen Verteidiger Jehols immerhin gewesen sein, daß die Spitze des Gesundheitswesens, Dr. J. Heng Liu, schon Mitte Februar den Finanzminister zu einem kurzen Flug nach Peking begleitet hatte, „um die Arrangements für die Errichtung von Sanitätsanlagen und aller sonstigen ärztlichen Vorkehrungen zu überwachen". Wer weiß, was in solchen Fällen im Fernen Osten nötig wäre und die Exaktheit des japanischen Gegners in solchen Dingen kennt, der ahnt, wie unzulänglich für die armen chinesischen Opfer des nicht als „Krieg" benannten „Krieges" gesorgt worden sein mag, wieviel weniger erst für die Bewohner des Kampfgebiets! Der Außenminister Lo Wen Kan, von Sapajous Meisterhand gezeichnet, im North China Herald gerade über diese Ahnungsworte Sungs als Federskizze gesetzt, ist der Typ eines liebenswürdigen, kurzsichtigen Mannes in seinen besten Jahren, Kantonese. Er muß von dem japanischen Botschafter Akira Ariyoshi viele spitze Briefe und Worte entgegennehmen. Wer sich nicht selbst hilft, dem hilft der Völkerbund auch nicht!

So mündet die geopolitische Tatsachenfeststellung, wie Prognose für das Frühjahr 1933 in die Erkenntnis zurück, wieviel strukturfeste und willenstarke Mächte für erkannte Notwendigkeiten gegenüber loseren, wenn auch unvergleichlich zahlenstärkeren Gebilden wagen können; und wie sehr solche Mächte, die wagen müssen, um weiterleben zu können, der höchsten Standfestigkeit, Struktureinheitlichkeit und Willensanspannung bedürfen.

Darin wurzelt das Daseinsrecht des italienischen Faschismus, des Zusammenschlusses der faschistischen Verbände Japans und seines Griffes nach Jehol, darin auch die „Gleichschaltung" in Mitteleuropa — trotz allen Opfern liebgewesener Vergangenheit, die sicher am härtesten gebracht hat, wer auf der Scheide zwischen Bayern und Österreich geboren ward. Die Überwindung dieser Scheide wird

hier die Probe auf den geopolitischen Erfolg dieser Vereinheitlichung sein! China hat $11/2$ Millionen qkm zunächst verloren, weil es eine wirkliche Gleichschaltung nach dem Kuo-Min-Tang-System nicht für seinen Nordosten durchzusetzen vermochte. Die indische Verfassung ist „zu wenig" oder „zu viel", weil sie dem Strukturwirrwar der 353 Millionen nicht nur kein Ende machte und keinen Ausgang auf ein Ende hin zeigt, sondern ihn vermehrt. Indonesien erfuhr eine peinliche Bloßstellung, weil das „Mutterland" seinen Kompetenzen—„Mischiwaschi" — [wie die Wiener sagen] — in einem unterjochten 61-Millionenreich aufrechterhalten zu können glaubte. In Australien lief ein einseitiger Arbeiterherrschaftssieg sofort mit Sezessionsgelüsten von nicht weniger als dem Fünffachen des ganzen deutschen Lebensraumes an...

Wer aus dem Zeitgeschehen lernen will, der verfestigt seine inneren Verbände; er schaltet — so schwere Opfer es an Seelenleid und Kulturwerten kosten mag —, innere Reibungswiderstände, Kraftverluste aus, um schwerem Außendruck gewachsen zu sein; denn das bisherige an Außendruck ist kein Ende, sondern ein Anfang! „Auffliegenwollender Vogel duckt sich", heißt ein Japanerwort. China und Indien müssen sich zusammenducken, verfestigen, Auftrieb gewinnen, ehe sie auffliegen; Mitteleuropa macht es ihnen vor, wie Italien es vorher tat. Geopolitisch gesehen, gibt es keinen anderen Weg aus unerträglichem Druck heraus und empor. Das ist der Wesenskern der Erfahrungen des Vorfrühlings von 1933.

Denkschrift:
Geopolitik als nationale Staatswissenschaft

Die Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik (A.f.G.) stellt uns die nachfolgende Denkschrift zur Verfügung; sie wurde von ihr den Kultusministerien aller deutschen Länder eingereicht. Wir veröffentlichen sie deshalb gern, weil sie uns klar und knapp auszudrücken scheint, was die Geopolitik im Rahmen der deutschen Neuordnung will, und weil sie erste Richtlinien für den Einbau in das Bildungswesen aussteckt.

Die Schriftleitung

1. Geopolitik — zugleich Wissenschaft und Politik

Geopolitik ist die Lehre von den Wechselbeziehungen zwischen Erde und Staat. Im Staat sieht sie den raumgebundenen Organismus eines Volkes. Methodisch unterscheidet sie die Natur- und Kulturseite des Staates. Beide durchdringen sich in Wesen und Wirkungen. Auf die Naturseite wie auf die Kulturseite des Staatslebens wirkt die Erde mit den Einflüssen von Boden, Klima und Lage. Daher der Name Geo-Politik.

Geopolitik betrachtet also den Staat als Lebensform, sucht das Zusammenwirken der im Staatsleben wirksamen Kräfte zu erfassen, das nächste Schicksal des Staates in seinen Möglichkeiten zu erforschen und dem Staatsmann Handhaben für die Staatsführung zu bieten.

Geopolitik muß darum begründet sein auf die Beherrschung von Wissen aus dem Bereich von Geographie, Geschichte, Biologie und ihren Nachbarwissenschaften. Als vergleichende Wissenschaft fordert sie Kenntnis auch fremder Staaten und ihres Zusammenlebens. In ihrem Wesen aber ist Geopolitik nicht Wissenschaft allein, sondern die Gestaltung von Einzelwissen zur organischen Auffassung des Staates und der Welt sowie ihre Anwendung im Dienst des Staates.

*

2. Aufgabenkreis

Gegenstand der Geopolitik ist der Staat. Sie ist also Staatswissenschaft. Aber nicht im Sinn der „Staats- und Wirtschaftswissenschaften" alten Stiles. Mit Entschlossenheit vertritt sie den Staatsgedanken der nationalen Bewegung: daß der Staat die organische Einheit eines Volkes mit seiner Heimat ist. Diese Verwurzelung im Erdboden nachzuweisen, ihre Kraft im politischen Leben zu beobachten, sie dem Volk bewußt zu machen, ist Aufgabe der Geopolitik. Seit über einem Jahrzehnt geht sie ihr nach; im Zeitalter des Liberalismus hat sie nur für Teilleistungen wissenschaftliche Anerkennung gefunden, nicht als Staatsanschauung.

Im einzelnen gliedert sich die Arbeit der Geopolitik in

1. Forschung

Gegenstand sind die Lebensvorgänge im Innern des Staates und die Verschiebungen in der Stellung Deutschlands gegenüber den anderen Staaten der Welt.

2. Schulung

Prägung, Begründung und Verbreitung des nationalen Staatsgedankens.

3. Beratung

Erkenntnis und laufende Beobachtung der langfristig wirksamen staatlichen Kräfte, Hinweis und Beratung für den Staatsmann.

*

3. Begründung der Aufgabenstellung

a) Forschung

Der liberalistische Staat richtete sein Augenmerk auf den Einzelmenschen und seine Betätigung. Darüber ging die Erkenntnis der lebendigen Gemeinschaft verloren, der Begriff des Staates verlor sich ins Wesenlose. Eine einzelne Betätigung des Menschen, die Deckung seines Lebensbedarfs, rückte als „Wirtschaft" in den Mittelpunkt des liberalen Staatsgedankens. Es ergab sich eine einseitig schiefe Einstellung zu den Fragen des Lebens auf allen Gebieten; so auch in der Wissenschaft.

Wir haben ein ausgedehntes Einzelwissen auf allen Gebieten. Es ist richtungslos, weil es sich nicht auf den Staat bezieht. Darum haben wir keine Staatswissenschaft, haben keine Bevölkerungswissenschaft, fangen eben erst an, die Auswirkungen des Raumes auf die Naturseite wie auf die Kulturseite menschlicher Gemeinschaften zu erkennen.

Erste wissenschaftliche Aufgabe der Geopolitik im neuen Staat ist: Zusammenführung von Geographie, Geschichte, Biologie und Kulturwissenschaften (Recht, Soziales Leben, Wirtschaft) zu einheitlicher Staatsanschauung und zur Erkenntnis vor allem des Ablaufs der Lebensvorgänge Deutschlands.

b) Schulung

Die nationale Anschauung unseres Staates als eines organischen, im Heimatboden verwurzelten Gebildes muß jedem Glied unseres Volkes von Jugend an selbstverständliche Grundlage des Daseins werden. In diesem Sinne hat die Umbildung des Erdkunde- und Geschichtsunterrichts zu erfolgen. Im Geopolitikunterricht — in dem beide aufgehen — ist aus der Heimatkunde stufenweise das Verständnis unseres Volkes, des Reiches, seiner Geschichte und seiner Stellung in der Welt zu vermitteln, Liebe und Hingabe an die Aufgaben der Nation zu wecken.

Keiner, der im Staate tätig ist, kommt ohne geopolitische Vorbildung aus. Daher hat die Geopolitik als Grundlage zum Neuaufbau eines einheitlichen Beamtenkörpers aus neuem Geist eine große Aufgabe: die Überwindung der einseitig juristischen Ausbildung, die Brechung des Juristenmonopols.

In allen Fortbildungskursen der Beamtenschaft, in der Reichswehr, den nationalen Verbänden und im Arbeitsdienst sollte Geopolitik zu den Grundlagen des Unterrichts gehören. Damit wird sie eines der Mittel, den Auslesevorgang für den Staatsdienst neu aufzubauen.

c) Beratung

Wissenschaftliche Geopolitik hat schon verschiedentlich ihre Fähigkeit zur Voraussage staatlicher Entwicklungsvorgänge bewiesen. In diesem Sinne ist ihre Arbeit auszugestalten.

Mögliche Auswirkungen politischer Vorgänge in anderen Ländern, langfristige Umschichtungen im eigenen Volkskörper, laufende Beobachtung des Deutschtums außerhalb des Reiches, Gutachten hierüber und Beratung in allen einschlägigen Fragen sind einige Aufgaben der praktischen Geopolitik.

*

4. Durchführung der Forderungen

a) Die Verwirklichung unserer Vorschläge kann ihrer Bedeutung für den nationalen Staat entsprechend schnell, aber sie muß schrittweise geschehen. Zweckmäßig beginnt der Aufbau sofort mit der Errichtung von Lehrstühlen für Geopolitik an allen Universitäten, wo Lehrstühle, sei es von den Staatswissenschaften, der Geographie oder der Geschichte her, frei werden.

Jeder Lehrstuhl hat von der Geographie die politische Geographie, von der Geschichtswissenschaft die historische Geographie und entweder von der Biologie, von der Medizin oder von der Bevölkerungsstatistik her die Bevölkerungswissenschaft in gegenseitiger Zusammenarbeit zu pflegen. Des weiteren ist die Wehr-

wissenschaft ein wesentlicher Bestandteil des Lehrstuhls. Ob und welche Disziplinen er sonst pflegt (z. B. Wirtschaftsgeographie, Geojurisprudenz, Kunstgeographie, Geomedizin), hängt von den zur Verfügung stehenden Persönlichkeiten ab. Aufgabe des Ordinarius jedenfalls ist es, nicht das Einzelwissen, sondern die Zusammenarbeit in einheitlich-nationalem Sinn und die Gesamtschau aller Teilwissenschaften der Geopolitik zu verbürgen.

Die AfG. wird beauftragt, die Voraussetzungen für den Ausbau der Geopolitik als Wissenschaft mit einer Denkschrift zu klären, die dem Kultusminister Vorschläge zur Neuordnung unterbreitet. Sie beruft zu diesem Zweck einen Ausschuß, dem ein Vertreter des Kultusministeriums angehört.

b) In der Schule ist als Sofortmaßnahme die bisherige „wilde" Verwertung der Geopolitik in Erdkunde-, Geschichts- und staatsbürgerlichem Unterricht sämtlicher Schularten unter Vereinheitlichung der bisherigen Richtlinien zu legalisieren und zu empfehlen.

Gleichzeitig wird die Zelle „Geopolitik im Unterricht" der AfG. beauftragt, Entwürfe für eine Einführung des Geopolitikunterrichts einzureichen.

Im Geopolitikunterricht haben die Fächer Erdkunde und Geschichte sowie der staatsbürgerliche Unterricht Platz zu finden. Es ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Anschluß an die derzeitigen Lehrpläne gewahrt wird. Darüber hinaus hat die Zelle an der Gestaltung der neuen Lehrpläne initiativ mitzuwirken.

c) Die Durchführung der Beratungsaufgaben der praktischen Geopolitik erfolgt im Einvernehmen mit dem außenpolitischen Amt der NSDAP. bzw. mit dem Auswärtigen Amt.

Darmstadt, 24. April 1933.

Der Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Haushofer M.d.R.

Fachberater für Geopolitik bei der Reichsleitung der NSDAP.

Biopolitik und Geopolitik

Vorbemerkung zu dem Aufsatz von L. v. Kohl

Wir begrüßen in den folgenden Ausführungen von L. von Kohl den Versuch, die Geopolitik auf Grund der Anregungen, die in letzter Zeit von allen Nachbarwissenschaften gekommen sind, wissenschaftlich neu einzuordnen. Und wir begegnen uns mit dem Verfasser in der Auffassung, daß Geopolitik eine Staatswissenschaft sei.

Doch scheinen sich uns in systematischer Hinsicht die Wissensgebiete anders abzugrenzen. Geopolitik ist die Wissenschaft vom organischen Staat. Sie gliedert sich in Raumkunde, die ihr Wissen vor allem aus der Geographie bezieht, und in Volkskunde, in der das ganze, bis heute noch in Biologie, Geschichte, Sozial- und Kulturwissenschaften verstreute Wissen über den Volkskörper zusammenfließt. Raumkunde und Volkskunde durchdringen sich.

Mit dieser Gliederung ist der Staatswissenschaft, die bisher ein wenig würdiges Dasein als Stiefkind der „Geisteswissenschaften" führte, Weg und Ziel neu gewiesen. Sie hat Boden unter den Füßen; denn der Geograph weist sie immer wieder auf die harten Forderungen hin, welche die Erde und die mit ihr und in ihr verwachsene Geschichte stellt. Und sie hat Leben; denn von der Lebenslehre der Biologie und der Medizin her sieht sie den Staat in seiner Geschichte als die lebendige, weit über den einzelnen hinausragende Gemeinschaft von vielen Generationen, sieht die Lebensvorgänge im Volkskörper.

Über diese Zusammenhänge besteht volle Übereinstimmung zwischen L. von Kohl und uns. Nur scheint jene Grenzlinie nicht klar gezogen, die so heftig umstritten wurde und leider das Verhältnis der wissenschaftlichen Geopolitik zur Geographie lange getrübt hat: die Grenze zwischen Geopolitik und politischer Geographie. Was L. von Kohl im folgenden mit „Geopolitik" im Gegensatz zu „Biopolitik" bezeichnet, erscheint unter der oben gegebenen Anschauung als angewandte politische Geographie. Sie bedarf notwendig — die Arbeit unserer Zeitschrift weist seit Jahren darauf hin — der Ergänzung durch die „Biopolitik". Aber beide zusammen erst sind Geopolitik, sind die Wissenschaft vom Staat.

Darin aber können wir L. von Kohl wieder rückhaltlos zustimmen: ihr volles Recht auf Dasein gewinnt die Staatswissenschaft erst in der Auswertung. Nicht um eine mehr oder minder geistvolle wissenschaftliche Theorie kann es sich bei ihr handeln, sondern um die Begründung, Durchführung und Anwendung einer Staatsanschauung. Die Schriftleitung

Louis von Kohl:

Biopolitik und Geopolitik als Grundlagen einer Naturwissenschaft vom Staate

Kein Geringerer als der Biologe Oscar Hertwig machte in seinem 1922 erschienenen, bahnbrechenden Werke: „Der Staat als Organismus" den Versuch, die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung auf biologischer Grundlage zu formulieren. Trotz aller Genialität gelang ihm diese Aufgabe nicht völlig, obgleich er in seinen Grundgedanken und zum Teil auch in der Formulierung der Gesetze wahrscheinlich recht hat.

Er war aber in vielem noch an die alte, auch heute herrschende Geschichtsauf-

fassung gebunden, die das Volk und den Raum als geschichtsbildende Kräfte nicht entdeckt hat. Alle historischen Geschehnisse werden von dieser Geschichtsauffassung, falls sie über die Zusammentragung von Daten hinausgeht, bestenfalls in ein bestimmtes philosophisches System hineingezwängt; dies allerdings ist oft geistreich, manchmal auch genial. Aber es erscheint barbarisch: hier wird eine Zehe, dort eine Ferse, bisweilen auch der Kopf abgeschnitten, damit alles nur ja dem sorgfältig vorbereiteten Prokrustesbett entspreche. Die Geschichte ist, mit anderen Worten, noch immer reine „Geisteswissenschaft", d. h. sie schwebt in der Luft, sie ist mehr Dichtung als Wissenschaft, sie enthüllt (wie alle Philosophie) nur die subjektiv gefärbten Träume ihres Schöpfers. Und sie fällt oder steht mit seiner Unfähigkeit oder Genialität.

Hertwig empfand, daß diese Geschichtsbehandlung falsch sei und daß es möglich sein müsse, feste und klare Linien statt der verworrenen und verschwommenen Nebelgestalten einzusetzen. Aber auch er stand dem Raum und dem Volk als schicksalsgestaltenden Kräften fremd gegenüber. Und hauptsächlich aus diesem Grunde mußte sein Versuch, der von einer vollkommen richtigen biologischen Betrachtung des Staates ausging, scheitern. Er hatte noch nicht jenen Stimmen gelauscht, die seit mehr als einem halben Jahrhundert eine neue Sachlichkeit in die Geschichtsbetrachtung hineinzubringen suchten. Männer wie I. G. Kohl und Ratzel hatten ja bereits längst auf die Zusammenhänge zwischen der staatlichen Entwicklung eines Volkes und seinem Siedlungsraum hingewiesen. Und von seiten der Geographie her waren die Politische Geographie und die Geopolitik schon ihren ersten Kinderschuhen entwachsen. Aber Hertwig scheint diese Entwicklung, die seinem eigentlichen Fach ja auch sehr fern lag, nicht bemerkt zu haben, obgleich er als Neolamarckist die beste weltanschauliche Grundlage einer solchen Erkenntnis besaß.

Wenn das Streben nach räumlicher Geschichtsbetrachtung, das Bekenntnis zur Raumgebundenheit des historischen Geschehens, sich mit der biologischen Betrachtung und der naturwissenschaftlichen Methode verbindet, wird eine neue Wissenschaft vom Staate zwangsläufig entstehen. Diese wird man zu Recht als Naturwissenschaft bezeichnen können, weil sie auf Erfahrung und auf Beobachtung der Naturkräfte und der Naturgesetze, nicht auf Dogmen der einen oder der anderen Art beruht. Denn die biologische Erkenntnis von Spezies und Umwelt als den entwicklungsgestaltenden Kräfte im allgemeinen führt die Wissenschaft vom Staate zur Anerkennung des Volkes (in seiner Blutgebundenheit) und des Raumes als der speziellen schicksalgestaltenden Faktoren im historischen und politischen Sinne. Nur durch deren Spiel und Gegenspiel entsteht ja der Staat als organische Lebensform eines bestimmten Volkes in einem bestimmten Raum. Man könnte diese neue Wissenschaft folgerichtig als Staatsbiologie bezeichnen,

weil der innere Zusammenhang des staatlichen Organismus in seiner Abhängigkeit von den biologischen Gesetzen und Kräften dadurch am klarsten gekennzeichnet wird.

Diese neue Staatsbetrachtung wird zwangsläufig zu einer Revolutionierung nicht nur unserer bisherigen Geschichtsforschung, sondern auch unserer gesamten politischen und pädagogischen Methoden führen müssen. Denn ihr ist der Staat kein „kaltes Ungeheuer" (um mit Nietzsche zu sprechen), auch kein starrer Vertrag oder ein Skelett aus Eisen und Beton. Er ist die lebendige Lebensform eines lebenden Volkes und wandelt sich folglich mit den Kräften, die im Volke selbst wirken, also mit den Kräften der Art und des Raumes. Die Dauer eines staatlichen Zustandes, einer Staatsform, wird deshalb durch die Übereinstimmung dieses Zustandes mit der Eigenart des Volkes und des Raumes sowie durch seinen Zusammenhang mit der kontinuierlichen Entwicklung bedingt sein. Eine Staatsform, die diesen tiefsten Quellen des historischen Geschehens entspringt und im Ausdruck den nationalen Eigenschaften gemäß ist, wird deshalb länger bestehen bleiben als diejenige, die nur einem augenblicklichen Bedürfnis seine Entstehung verdankt und einen Bruch der geschichtlichen Kontinuität bedeutet.

Diese biologische Staatsauffassung führt aber auch zur Erkenntnis der Einheit aller völkischen Lebensformen. Politik, Wirtschaft, Rechtswesen und Geistesleben sind nur verschiedene Auswirkungen derselben organischen Kräfte. Sie sind eng und innig aneinandergeknüpft und beeinflussen sich gegenseitig. Aus diesem Grunde muß eine neue Naturwissenschaft vom Staate, eine Staatsbiologie, auch zu einer Umwertung des bisherigen Wirtschafts- und Kulturwissens führen.

*

Infolge der eigentümlichen Art des Zusammenspieles der beiden geschichtsgestaltenden Kräfte, des Volkes und des Raumes, wird die neue Staatswissenschaft sich in zwei einander ausfüllende und erfüllende Disziplinen aufspalten müssen, sobald sie systematisch aufgebaut werden soll.

Die wissenschaftliche wie die praktische Erfahrung haben uns gelehrt, daß nichts unveränderlich sei. Der Mensch wandelt sich ständig unter dem Einfluß der Umwelt, aber auch diese, ja selbst die scheinbar ewig-unveränderliche Erde, ist einer unaufhörlichen Wandlung unterworfen. Doch das Tempo dieser Wandlungen ist verschieden, und dadurch geschieht es, daß die Bewegung der Erdoberfläche, die Änderung eines geographischen Raumes unter den inneren und äußeren Kräften, die in ihm wirken, im Vergleich zu derjenigen der Menschheit kaum merkbar ist und früher überhaupt nicht in Betracht gezogen wurde. Der Raum erscheint also relativ unbeweglich. In diesem scheinbar unveränderlichen Raume bewegt sich nun der Mensch. Aber seine Bewegungen sind zweierlei Art: er bewegt sich in die Breite und in die Tiefe, im Raume und in der Zeit. Es gibt folglich sowohl eine

räumliche als eine zeitliche Entwicklung des Menschen, beide unter dem Einfluß des Raumes, der selbst unbeweglich erscheint. Nun können wir bei unserer Betrachtung eines Volkes oder eines Staates entweder die zeitliche oder die räumliche Betrachtung hauptbetonen. Und je nachdem werden wir dann von einer bio- oder geopolitischen Betrachtung sprechen müssen. Die Biopolitik beschäftigt sich also mit der historischen Entwicklung in der Zeit, die Geopolitik mit der aktuellen Verbreitung im Raum oder mit dem aktuellen Zusammenspiel von Volk und Raum. Aktuell bedeutet hier das augenblicklich Stattfindende, jedoch in dem weiteren Sinne, daß jede Epoche als aktuell oder augenblicklich betrachtet werden kann. Wir können ja überall in der Geschichte einen Schnitt machen und die Schnittstelle einer Spezialbetrachtung unterwerfen, bei der Volk und Raum als gegebene Kräfte behandelt werden, ohne daß ihrer Entstehung nachgeforscht wird. Diese Schnittstelle, die gewissermaßen dem geologischen Begriff des Horizontes entspricht, wird dann als „aktuell" Gegenstand einer geopolitischen Betrachtung. Man kann die Unterscheidung auch in der Weise vornehmen, daß man die biopolitische Betrachtung als eine vertikale, die geopolitische als eine horizontale auffaßt.

Die Biopolitik ist die naturwissenschaftlich bedingte Geschichtsforschung. Sie untersucht, wie bereits angedeutet, die Entwicklung eines Volkskörpers und seines Lebensraumes in der Zeit. Aber während die bisherige Geschichtsschreibung sich mit der Zeitspanne begnügte, die urkundlich belegt ist, und folglich nie zu einem Verständnis der historischen Begebenheiten führen konnte (weil diese durch den oft schon vorher gestalteten Charakter eines Volkes entscheidend beeinflußt wird), kann die Biopolitik dort nicht haltmachen. Nach der bisherigen Geschichtsauffassung benahm ein Volk sich vom ersten Anfang, als ob es sich immer in seinem historisch belegten Lebensraum befunden hätte. Die Biopolitik erkennt, daß dies nicht der Fall zu sein braucht und daß ein Volkscharakter durch andere Räume bedingt sein kann. Sie erkennt auch die Möglichkeit der Rassenkreuzungen und überhaupt die Bedeutung der Rassenelemente an. Daraus folgt, daß sie untersuchen muß, aus welchen Wanderschichten und durch welche früheren Lebensräume der Charakter eines bestimmten Volkes bedingt und gestaltet worden ist. Sie muß deshalb die gesamten biologischen Voraussetzungen und Bedingungen eines Volkes darstellen. Gleichzeitig erfaßt sie die Tatsachen und Folgerungen, die sich aus der Beobachtung der Generationenfolge, des „Massenwechsels", ergeben, z. B. das An- und Abschwellen des Volkskörpers, seine sozialen Schichtungen in ihrer Wandlung, die Anfälligkeit gegen Krankheiten usw. Und dabei muß ihre Untersuchung sowohl den Raum im weitesten Sinne wie das Volk in allen seinen Wandlungen einschließen. Sie muß ja sämtliche Kräfte erfassen, die außerhalb und innerhalb des Menschen wirken. Und von dieser Grundlage aus (die naturgemäß eine ganze Reihe von naturwissenschaftlichen Disziplinen in Betracht zieht) wird sie

der allmählichen Entstehung und Wandlungsgeschichte eines Volkes innerhalb eines bestimmten Raumes nachspüren und sie klarlegen. Sie muß, mit anderen Worten, nicht nur eine äußere, sondern eine innere Geschichte geben, d. h. den zwangsläufigen und organischen Ablauf der historischen Geschehnisse aus den gegebenen räumlichen und blutmäßigen Bedingungen. Sie stellt sich hierdurch in einen bewußten und entscheidenden Gegensatz zur früheren Geschichtsforschung, die nur die äußeren Geschehnisse darstellte und nur das Walten der Persönlichkeiten, aber nicht das Wirken der biologischen Kräfte und deren Gesetze berücksichtigte.

Die Geopolitik stellt sich eine andere, nicht weniger bedeutungsvolle Aufgabe, indem sie die horizontale Bewegung des Menschen im Raume untersucht, ihre Gesetze erforscht und feststellt. Sie zeigt vor allem den Zusammenstoß und das Gegeneinanderprallen der verschiedenen Kräfte und Kraftfelder im geographischen Raum. Deshalb erhält sie eine besondere Bedeutung für die praktische Staatskunst, der sie die biologischen Notwendigkeiten und die biologischen Folgen der politischen Handlungen entgegenhält; dadurch verleiht sie der praktischen Politik, die bisher allzusehr Willkür erschien, eine klare und zielbewußte Methodik. Da sie aber mit den vorhandenen Kräften als abgeschlossenen Einheiten arbeiten muß, ist sie im Verhältnis zur Biopolitik eine sekundäre Wissenschaft, während die Biopolitik ihrerseits als Werkzeug der Politik der Geopolitik gegenüber nur sekundäre Bedeutung hat. Wie die Biopolitik die innere und äußere Geschichte eines Volkes geben soll, könnte man vielleicht sagen, daß die Geopolitik die innere und die äußere Begründung der aktuellen Politik, der wirkenden Staatskunst zu erforschen und darzustellen hat. Damit ist ihre außerordentliche Bedeutung im politischen Leben gekennzeichnet.

Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, daß Biopolitik und Geopolitik nicht nur keine Feinde sind, sondern erst gemeinsam das vollgültige Bild einer staatlichen Entwicklung geben können. Denn jede zeitliche Entwicklung ist ja auch eine räumliche Bewegung. Umgekehrt ist jede horizontale Bewegung auch zeitlich bedingt und nur wie ein Punkt einer langen, ja einer unendlichen Linie. Es ist ein biologischer Prozeß, der stattfindet. Deshalb hat auch die geopolitische Betrachtung die biopolitische als Vorbedingung und umgekehrt. Wenn wir den augenblicklichen Krankheitszustand eines Menschen untersuchen, genügt es ja nicht, nur die momentanen Zustände zu prüfen: auch die Gesamtkonstitution und die Vergangenheit des Kranken müssen in Betracht gezogen werden. Ähnlich verhält es sich bei der Untersuchung eines jeweiligen politischen Zustandes oder der Vorbereitung einer politischen Wandlung — die geschichtliche, d. h. biopolitische Betrachtung gibt der geopolitischen die größere Tiefe und Weite und umgekehrt.

Dieses Bild können wir weiterführen: nicht jede Konstitution antwortet in der-

selben Weise auf dieselben äußeren Reize. Folglich dürfen wir auch nicht damit rechnen, daß alle Völker dieselben Entwicklungslinien darbieten, selbst wenn sie ähnliche Räume bewohnen oder ähnlichen Reizen ausgesetzt werden. Jeder Reiz wird im Leben der Nationen je nach ihrer Art und ihrem Raum verschiedene Wirkungen auslösen müssen. Es war vielleicht der größte Fehler der bisherigen historischen und philosophischen Betrachtung des Völkerlebens, daß man meinte, dieselben Ideen könnten oder müßten sogar bei verschiedenen Völkern dieselben Formen haben. Die großen und allgemeinen biologischen Gesetze sind allerdings überall sichtbar; bei allen Völkern und in allen Gegenden wirkt das Gesetz der Gegensätzlichkeit so gut wie das der Affinität, das der Arbeitsteilung wie das der Unterordnung, aber sie wirken verschieden, weil die Völker in verschiedener Weise reagieren. Es kann folglich auch keine allgemeine Wirtschaftslehre oder eine allgemeingültige Gesellschaftslehre geben. Es gibt keine „internationalen" Zustände, denn auch internationale Ideen müssen nationale Auswirkungen haben. Ebensowenig gibt es einen „Staat", sondern nur Staaten, es gibt kein „Volk", sondern Völker, es gibt wohl eine internationale „Theorie" des Marxismus, aber es gibt keinen „Sozialismus", sondern Sozialismen, keinen „Kapitalismus", sondern Kapitalismen. Bewegungen können raumauflösende und fast raumvernichtende Gedankengänge enthalten, aber auch diese werden, früher oder später, durch die biologischen Kräfte der einzelnen Räume und Völker umgewertet werden, bei denen sie wirksam sind. Sie beginnen also international und beschließen ihre Irrfahrten als nationale Bewegungen. Und erst damit erhalten sie ihre endgültige Kraft und Wirksamkeit. Denn jede Entwicklung muß im strengsten Sinne national sein, wenn sie bestehen bleiben will. Sie kann nur in einem bestimmten Raum und innerhalb eines bestimmten Volkes in der durch diese bedingte Form wirksam bleiben.

So führt uns die staatsbiologische Betrachtung — die ihren historischen Ausdruck in der Biopolitik, ihren aktuellen in der Geopolitik hat — zur wissenschaftlichen Begründung des Nationalismus, als der biologisch allein gültigen Lebensform: jedes Volk muß innerhalb seines Raumes sein eigenes und einziges Schicksal zwangsläufig gestalten und erfüllen.

Heinz Zeiss:

Entwurzelung und Wurzellosigkeit

Beobachtungen und Fragen zum Problem der Verstädterung

1. Was ist Verstädterung?

„Zurück zur Natur", dieser Ruf Rousseaus, den zuerst die Steglitzer Schüler im Wandervogel wieder verwirklichten, ist heute zu ungeheurer Wucht im deut-

schen Volke neu entstanden. Er begleitete die erste Angriffswelle gegen die Verstädterung. Wohl waren früher schon die Schrebergärten und die Gartenstadtbewegung Vorgeplänkel im Sinne einer Abwehr; aber es waren im Grunde nur Fluchtversuche. Lösung vom Gegner und Angriff zugleich gingen vom Wandervogel, gingen also von der großstädtischen Jugend aus. Der Kampf gegen die Verstädterung war eröffnet. Er ist seit dem gewaltigen Vorstoß der von Hitler und Mussolini entbundenen frischen Volkskräfte mit aller Heftigkeit neu entbrannt. Der Bauer steht auf! Gegen die Stadt? — Der Städter steht auf! Für das Land?

Berühren wir die Fülle der Zweifel und Fragen, die in den letzten Heften unserer Zeitschrift aufgeworfen sind, so fällt auf: in der Behandlung der Probleme „Stadt und Land", Verstädterung und Verländlichung spricht man fast nur von Bewegung und Entwicklung der Bevölkerung. Es fehlt aber bis heute eine befriedigende Lösung für die umfassende Kennzeichnung des Begriffs „Verstädterung". Wenn ich nun gar als Hygieniker versuche, mir die Grundfragen klarzumachen, so rieseln die Begriffe wie Sandkörner durch die Finger. Und noch mehr, es stellt nicht einmal das rechte Wort zur rechten Zeit sich ein. Ein Blick in die verschiedenen Nachschlagewerke[1]) kann nicht beruhigen, man findet nur die Pole „Stadt" und „Land" einander gegenübergestellt und dabei wieder nur die Bevölkerungsstatistik als einzige Erklärungsmöglichkeit berücksichtigt, ganz abgesehen von rechtlichen Betrachtungen über Stadt, Stadtrechte usw. Wo liegt dann die Grenze der Verstädterung? Liegt sie etwa im statistischen Begriff der Großstadt (über 100000 Einwohner)? Und warum wären demnach die 47 deutschen Großstädte verstädtert, die kleinen Mittelstädte nicht? „Aber so monoton ist der Gottheit lebendiges Kleid nicht gewoben", ruft K. Haushofer mit Recht aus. Wir treten zu ihm und behaupten: Genau sowenig, wie wir die Wirkungen eines verheerenden Krieges oder einer langdauernden Wirtschaftskrise auf die Gesundheit einer Bevölkerung, sei es eines Dorfes, einer Stadt, einer Landschaft oder eines Reiches, mit dem Rechenschieber, der Meßlatte und Waage allein erfassen können, ebensowenig werden wir der Verstädterung mit den Mitteln einer rein rationalen Untersuchung beikommen. Gerade weil dieses Problem zu lebensvoll und vielgestaltig und durch eine einzelne Ressortwissenschaft allein nicht zu fasssen ist, entschlüpft es uns in das Land der Unwägbarkeiten und dort in die Kleinwelt der einzelnen Persönlichkeit; auch da ist es nur dann ganz erfaßbar, wenn man den einzelnen Menschen im unteilbaren Zusammenhang mit seiner toten und lebendigen Umwelt betrachtet. Aber gerade das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt: seine Fähigkeit, im Heimatboden

[1]) A. Grotjahn und J. Kaup, Handwörterbuch der Soz. Hygiene, 2 Bände, 1912. — J. Brix, Handwörterbuch der Kommunalwissenschaften, 4 Bände, 1918—24. — L. Elster, A. Weber und F. Wieser, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 9 Bände, 4. Auflage, 1923—29. F. Prinzing: Handbuch d. mediz. Statistik. 2. Auflage, 1931.

zu haften oder in einem neuen Boden Wurzel zu fassen, oder losgelöst von ihm geistig wie körperlich als „Nomade" über den Boden zu treiben oder sich treiben zu lassen — diese Grundeigenschaften bestimmen seine Haltung und sein Gesicht — Städter oder nicht. Und was ist denn nun das Hauptkennzeichen der Verstädterung? Ein Kainszeichen: die Wurzellosigkeit.

Diese Wurzellosigkeit ist das Ende eines Vorgangs, einer abgeschlossenen Entwicklung. Jener Vorgang selbst aber ist die Entwurzelung, die sich aus den verschiedensten Gründen und Ursachen sowie über unterschiedliche Stadien her entwickelt, bis sie zur Wurzellosigkeit führt. Beim Durchdenken dieser Fragen wird der gleiche Fehler immer wieder begangen, nämlich den Vorgang der Entwurzelung mit seinem Endergebnis, der Verstädterung, das ist der Wurzellosigkeit, gleich zu setzen.

2. Die Entwurzelung

Ein Beispiel, um die Art dieses Vorgangs klarzulegen: vergleichen wir die Entwurzelung eines Baumes mit der des Landbewohners, wenn er in die Stadt wandert. In der ersten Zeit der Verpflanzung hat der bisher bodenständige Mensch gewissermaßen noch seinen Wurzelballen, hat er die „körperliche und geistige Erde" mitgebracht, in die seine saugfähigen Wurzeln gebettet sind. Von dieser Erde zehrt er, aber immer mehr wird sie von der neuen Erde durchsetzt und nach und nach aufgebraucht. Körper und Geist müssen sich umstellen, denn ihr Träger ist in eine gänzlich ungewohnte, meist feindliche, Umwelt versetzt. Diese Umwelt löst einen starken Gegenreiz aus, sie bereitet den Boden für die „Versetzungskrankheiten" vor, wie ich das kürzlich bezeichnet habe. Diese können körperlich sein — leichtere Anfälligkeit gegen ansteckende Krankheiten, die dem Landbewohner früher nicht eigen war, z. B. Tuberkulose, Erkältungen — oder seelisch: solche der Erregung und des Drucks, meist der Schwermut, der Lebensangst, kurz, des „Heimwehs". Gerade die seelischen Verletzungen sind bei den Verpflanzten ein guter Nährboden für körperliche Schäden. Man lese hierzu bei Hellpach und Haushofer („Wehrgeopolitik") nach. So wird der Landmann zum Stadtmensch, allerdings im Grad seiner Anpassungsfähigkeit. Denn nun gibt sich der Vorgang kund, den weitgereiste Menschen beobachten, wie sehr oft Weltstädte in ihrem innersten Wesen nur „große Dörfer" sind, die nach außen hin das Gewand des Weltmannes tragen, aber in ihrem Wesen Sammelstätte der „Kleinstädter und Spießer" geblieben sind. Manche behalten bewußt in großen Teilen oder in einzelnen Ständen ihr Spießertum als Abwehr gegen die Großstadt, mit der sie seelisch nicht fertig werden können. Jeder von uns kennt Beispiele, die er bei längerem Aufenthalt in solchen Städten täglich zeigen kann; ich nenne aus eigener Kenntnis nur Berlin (etwa mit Friedenau, Steglitz), Hamburg, Paris und Moskau.

„Große Dörfer", die durch die äußeren Mittel der Technik zu einer Stadt zusammengeballt und doch wieder aufgelockert werden[1]). Wenn wir jedoch „Dorf" sagen, so meinen wir nicht nur einen äußeren Zustand, sondern mehr noch einen geistigen. Wie der aus der Natur in die Domestikation versetzte tierische und pflanzliche Organismus ein verändertes Haarkleid oder eine andere Gestalt annimmt, je nach dem Boden, auf den er verpflanzt wird, so nimmt auch der Landmann in der Stadt ein anderes Gepräge an, das „bäurische" Gesicht wandelt sich, wenn nicht in der ersten oder zweiten, dann in der dritten oder vierten Geschlechterfolge in ein „städtisches": der Bauer wird auch seelisch zum Städter. Die mitgebrachte geistige und körperliche Heimaterde ist endgültig verbraucht, der Nahrungsstrom aus der steinigen städtischen Erde geht bis in die feinsten Kapillaren des verstädterten Menschen. Eine städtische „Nährlösung" solch grober ungeeigneter Zusammensetzung können die feinen und feinsten Würzelchen nicht mehr vertragen, sie veröden, ihr weitverfilztes Flechtwerk verschwindet, es bleiben schließlich nur noch harte, glatte, leicht ausziehbare Wurzeln zurück. Mit einem Griff kann man den verstädterten Menschen entwurzeln, ihn an einen anderen Ort versetzen. Damit geht Hand in Hand eine entscheidende Veränderung seiner sozialen Eigenschaften und eine Verminderung der Fortpflanzungstätigkeit: die Lebensintensität sinkt. Die Wurzellosigkeit ist abgeschlossen, das Ende des verstädterten Menschen im „sozialen Tod" ist besiegelt.

Es ist nun wesentlich, zu beachten, wie und wo dieser Entwurzelungsvorgang einsetzt, nach welchen Seiten er sich verbreitert und welche Gegenkräfte er weckt. Leider wissen wir hierüber sehr wenig. Sowohl in der Biologie, als auch in der Medizin, in den Sozialwissenschaften und in der Statistik sind nur erst Ansatzpunkte vorhanden, die Geographie und die Geschichtswissenschaften kennen die Fragestellung noch kaum. Es ist die Kernaufgabe der Geopolitik, als der Wissenschaft vom Staat, sie aufzugreifen und den Boden für das wichtigste Erfordernis zu bereiten: die Zusammenarbeit aller dieser Wissenschaften.

Einiges aber können wir heute an Hand der grundlegenden Unterscheidung zwischen dem Vorgang der Entwurzelung und dem Endstadium der Wurzellosigkeit feststellen, ohne damit schon einen Abschluß oder systematischen Umriß geben zu wollen: die Entwurzelung geht von der Stadt wie vom Lande aus. Sie ist als Einzelerscheinung des menschlichen Massenwechsels stets und zu allen Zeiten in Gestalt der „asozialen Individuen" vorhanden. Sie ergreift Stadt und Land. Nicht die Stadt schlechthin ist Sitz der Verstädterung — wir können durchaus bodengebundene Stadtbildung feststellen, die keinerlei Merkmale einer Entwurzelung zeigt. Und wir kennen Land, das weit-

[1]) Man vergleiche hierzu die Arbeit von Fr. Leyden: Berlin als Beispiel einer wurzellosen Großstadt in Zeitschrift für Geopolitik, Heft 3, 1933. Sie zeigt die verschiedenen Stufen der Verstädterung in den einzelnen Teilen Berlins sehr deutlich.

gehend verstädtert ist; man denke an die landwirtschaftlichen Teile Nordamerikas, Australiens oder an eines der großen sowjetrusssischen Getreidekombinate und Staatsgüter (z. B. „Gigant" bei Rostow a. Don). Man denke aber auch an die für die Verpflegung der Großstadt in deren nächster Umgebung liegenden Bauernbetriebe oder an die geistige Umstellung der Bauernbevölkerung unter dem Einfluß des großstädtischen Ferienverkehrs[1]).

Es kann aber auch die Stadt „verstädtern". Im Bereich einer vom Entwurzelungsvorgang ergriffenen Stadt wird man stets verschieden geschichtete Lebensringe dieser Entwicklung finden. Neben Bezirken großer Widerstandsfähigkeit oder Gegenwehr finden sich andere, die der Entwurzelung sehr schnell erliegen. Hierbei ist für Betrachtung und Bewertung des Entwurzelungsvorgangs die Frage grundlegend, wie weit durch diesen Vorgang die Familienzelle als solche, also die Geschlechterfolge, zahlenmäßig und nach ihrem Wert geschädigt wird. Sinkt gleichzeitig mit der Einengung durch die berufliche Tätigkeit in der Stadt (Spezialisierung) die Lebensintensität des Menschen[3])? Mit anderen Worten: Bestehen Zusammenhänge zwischen der Einseitigkeitsentwicklung des einzelnen verstädterten Menschen und der Möglichkeit, ihn leichter zu entwurzeln? Denn: Entwickelt sich diese Entwurzelung zu einer Massenerscheinung, gefördert durch plötzliches Bevölkerungswachstum, so setzt eine stärkere und ins einzelne gehende Arbeitsteilung (wiederum Spezialisierung) ein, die den Zerfall in Monokulturen vorbereitet[4]).

3. Die sozialhygienische Seite der Verstädterung

Elisabeth Pfeil hat eben[5]) die Frage der Verstädterung bei sinkender Bevölkerung als einen geistigen Prozeß dargestellt. Sie faßt die Sozialhygiene in ihrer heutigen Form als eine typische städtische „Haltung" auf und schildert in großen Zügen die Folgen dieser Haltung. Wenn wir die Sozialhygiene in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung erfassen wollen, wie es E. Pfeil wünscht, müssen wir in der Medizingeschichte bis zu J. P. Frank zurückgehen.

Ihn nennt man zwar den Gründer der Sozialhygiene; das trifft nur insofern zu, als man ihn ihren wissenschaftlichen Gründer für die neueste Zeit — vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum heutigen Tage — nennen kann. Denn „soziale Hygiene" als solche gab es seit Menschengedenken, angefangen von der Volks- und Primitivmedizin bis über die Charitas der Kirche, den deutschen Ritterorden und Josef den Zweiten von Österreich. Die Zusammenfassung im Geiste des 18. Jahrhunderts, medizinisch-revolutionär und doch abgeklärt-absolutistisch, eine

[1]) In den Karten zum Aufsatz Leyden a. a. O. wurde versucht, diese „Verstädterungskreise" am Beispiel Berlins kartographisch zu erfassen.

[2]) L. Schmidt-Kehl, Die Fruchtbarkeit mittel- und süddeutscher 1918—22 geschlossener bäuerlicher Ehen. Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie. Band 27, 1933.

[3]) Hierzu lese man die bemerkenswerte Betrachtung von H. Schmidt, Die Großstadttypen und ihre Beziehungen zu den Bevölkerungsvorgängen. Zeitschr. f. Gesundheitsverwaltung und Gesundheitsfürsorge. 4. Jahrgang, Heft 6, 1933.

[4]) Vgl. Zeitschrift für Geopolitik, Heft 1, 1933.

[5]) Vgl. Zeitschrift für Geopolitik, Heft 3, 1933.

solch eigenartige Mischung einer sozialen Hygiene bot J. P. Frank. Sie hatte noch keine städtische Haltung, im Gegenteil, sie wirkte wie eine Französische Revolution innerhalb der Medizin und war dabei doch eine „medizinische Polizei" des allmächtigen Staates. Aus der reichen Erfahrung eines akademischen Lehrers heraus und als berühmtester Arzt seiner Zeit hatte Frank, ein unruhiger, viel und weit umhergezogener Mensch höchster städtisch-höfischer Kultur des 18. Jahrhunderts, die soziale Frage zum ersten Male mit wissenschaftlich-politischer Methode angegangen. Der dritte Stand, der Proletarier jenes Jahrhunderts, war als „Bürger" im allgemeinen von seinen Vorschlägen betroffen, nicht der Städter als wurzelloses Element, den es als solchen damals in den politischen und wirtschaftlichen Zentren Westeuropas höchstens in Wien, Amsterdam, Paris und London gab. Die Auswirkung der städtisch-höfischen Ratio als einer auf den Schild erhobenen Gottheit setzt mit der sozialhygienischen Betrachtungsweise J. P. Franks ein.

Mit den späten Wellenringen der Französischen Revolution, 1830 und 1848, griffen die städtischen Proletariermassen, die Arbeiter, immer tiefer in die Geschicke der Länder ein. Geführt und verführt wurden sie von sich entwurzelnden und schon wurzellosen Bürgern der Städte, des zweiten Standes, der sogenannten „Intellektuellen". Gleichzeitig setzte ein starkes zahlenmäßiges Anwachsen der Bevölkerung ein, die sich zur Erhaltung der neu hinzukommenden Menschen neue Formen des Zusammenlebens und des Wirtschaftens schuf. Die angewandte Naturwissenschaft in Gestalt der Technik verbunden mit der Wirtschaftsform des Kapitalismus und einer Staatsform, die dem einzelnen Individuum weitesten Spielraum gewährte, wandelte den Menschen von Grund auf um. Sie entriß ihn dem heimatlichen Boden, sie warf den Bauern in die Stadt oder machte ihn zum proletarischen Landarbeiter, sie schuf den Städter und den Großstädter, aus dessen Steinwüsten sich eine lockende Werbung für die soviel bequemere neue Lebenshaltung auf das Land ergoß. In immer rasenderer Umdrehung wirbelte die Technik den Menschen über die Lande. Er brauchte gar nicht mehr den heimatlichen Boden, denn die Elektrizität vollendete seine Bequemlichkeit und damit seine Wurzellosigkeit. Durch die Elektrizität wurde der Mensch „überall zu Hause". Sie brachte die Stadt auf das Land, sie scheint die endgültige Wurzellosigkeit des Menschen in den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu besiegeln. Der Steckkontakt überwand die letzte Hemmung.

Begleitend und treibend steht in diesem Entwurzelungsvorgang die Sozialhygiene der letzten drei bis vier Jahrzehnte. Sie hatte mit der Entwicklung der Technik gleichen Schritt gehalten. Ein großer Teil ihres Inhalts und ihres äußeren Gesichts sind auf Vorbeugung und Verhinderung aller derjenigen Schäden zurechtgeschnitten, welche die Technik hervorruft oder verschuldet. Damit verlor die Sozialhygiene die Haltung, die ihr J. P. Frank gegeben hatte; sie hing sich an die revolutionären Ideen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und schwamm gegen dessen Ende, zumal im 20. Jahrhundert, im marxistisch-sozialistischen Fahrwasser eines wurzellosen Großstädtertums. Als sie dabei die Sorge für das bodenverwachsene Volkstum aus dem Auge verlor, die J. P. Frank zwar nicht mit diesen Worten, aber dem Sinne nach in seinen Schutzmaßnahmen für die Gesunderhaltung des

Bauern forderte, und als sie ihren stärksten Schutzwall um den Industriearbeiter, also den bereits wurzellosen Proletarier, oder den vom Land in die Stadt gewanderten und wurzellos werdenden Bauern und Kleinstädter im Klassenkampf aufbaute — da war der letzte Schritt zu ihrer städtischen Haltung getan. Die Sozialhygiene verstädterte, wurde eine marxistische Parteiangelegenheit, sie entwurzelte sich selbst, der letzte Schimmer einer Charitas verschwand. Die harten und gerechten Gedanken eines Frank wurden verwässert und füllten ein breites, die Ufer überquellendes Meer im neuzeitlichen Wohlfahrtsstaat, dessen Zusammenbruch wir eben erleben. Kapitalismus und Marxismus, beide als Ausdruck wurzelloser Verstädterung, hatten auch die deutsche Sozialhygiene erwürgt.

Mit dem Anwachsen der fürsorgenden Sozialhygiene kam die Verantwortungslosigkeit auf, eine Einstellung also, die nur dem wurzellosen Mensschen eigen sein kann, wenn er in seiner äußeren Umwelt keine Beziehung mehr zum Boden, zu seiner Wohnstätte und zu seiner menschlichen Gemeinde, sei sie nun staatlich oder kirchlich, hat. Verantwortungslosigkeit, die durch das Geld allein sich die Verantwortung fern hält, und nochmals Verantwortungslosigkeit, wenn sie in dem Mißbrauch der sozialen Gesetzgebung das Selbstbestimmungsrecht über den Körper des Versicherten — (die Pflicht, sich für sein eigenes Volk gesund zu erhalten!) — in eine schrankenlose Ausbeutung gegenüber dem Staat verkehrt. Wir erkennen darin sofort eine großstädtische Haltung, die ein mit dem Boden, dem Haus und der Gemeinde verwachsener Mensch nie einnehmen kann. Das Zwinguri der Sozialhygiene — die Allgemeine Ortskrankenkasse — pflegte und hätschelte die Verantwortungslosigkeit und die Lebensangst des verstädterten Menschen ins Unermeßliche. Seitdem beginnt das Stadtvolk zu altern und zusammenzuschrumpfen. Aber noch mehr Schuld hat die mißverstandene Sozialhygiene und Hygiene im Bunde mit der angewandten Naturwissenschaft und Technik auf sich geladen. Denn wenn der Geburtenrückgang als Zeichen und als Maßstab der Verstädterung gilt, dann tritt damit vorerst ein körperlicher Vorgang zutage, der seine geistigen Gründe in der Verstädterung hat; wie bequem macht die Sozialhygiene die Verantwortungslosigkeit — im Gebären sowohl wie im Sterben, die Schmerzen wie die Todesfurcht. Sie löst diese entscheidenden Erlebnisse aus dem Familienverband und aus dem bisherigen Lebensraum und versetzt sie in eine menschlich fremde Umgebung — unter das Personal des Krankenhauses. Im fremden Bett, ungeheiligt durch Empfängnis, Wochenbett, Krankheit und Tod des eigenen Blutes, treten heutzutage Millionen in das Leben ein, hygienisch und sauber, bewahrt vor allen Schäden einer schweren Geburt für Mutter und Kind. Und gleich hygienisch verlassen sie dies Leben, sie sterben sauber, von den Spaltprodukten einer überentwickelten pharmazeutischen Industrie schmerzlos und doch häufig allzu lange zur Qual der Familie und der eigenen im Niemandslande zwischen Leben und Tod schwebend gehalten. So ist selbst der Tod des deutschen Großstädters „wurzellos"

geworden, denn niemand holt den Menschen zum Sterben „nach Hause". Lebensangst und Todesfurcht der Familie lassen ihn nicht mehr in seine vier Wände zurück, die dem wurzelhaften Menschen durch den ersten Schrei und den letzten Seufzer der Ahnen geheiligt sind. Noch ein Überbleibsel dieses Gefühls steckt in dem unwiderstehlichen Drang mancher Unheilbarer, die aus dem Krankenhaus „nach Hause" drängen, um dort den letzten Atemzug zu tun, in dem Wunsch mancher Mutter, die das todgeweihte Kind nach Hause nimmt, damit es in „seinem Bettchen" sterbe. Mehr beim „ungebildeten kleinen Mann" der Großstadt denn bei ihrem „gebildeten Intellektuellen" sieht der Arzt solche Triebe und Reste der Verwurzelung. Sogar das Symbol fehlt dem verstädterten und entwurzelten Menschen, wie es der Chinese in tiefer Zeichendeutung seinem Toten mitgibt, wo er auch sterben sollte: eine Handvoll der Heimaterde, die dem ruhelosesten Kuli überallhin bis zum letzten Tage folgt.

4. „Tatsachen" und „Fragen".

Wie eng das Leib-Seele-Problem, das genau vor einem Jahrhundert durch die deutsche Romantik inbrünstig ergriffen und später so schmählich in „Kraft und Stoff" erstickt wurde, mit der Frage der Verstädterung verknüpft ist, zeigen die vielgestaltigen Zweifel und neu ergründeten „Tatsachen". Schließen wir gleich an die Frage von Leben und Tod an:

Wieviel Deutsche sterben heute schon den heimatlosen Tod? Wieviel kommen gleichzeitig mit vielen anderen heimatlos in einer Entbindungsanstalt oder in einem Krankenhaus zur Welt? Die Zahlen sagen: es starben 1929: 23,9% aller in Deutschland verschiedenen Menschen im Krankenhaus, während es 1911—13 nur 12,3%, 1925: 19,6%, bereits 1927: 21,3% waren, wobei die Todesfälle in Irren- und Entbindungsanstalten nicht mitgerechnet sind. Also beinahe jeder vierte Deutsche stirbt außerhalb seiner Häuslichkeit. Ähnliche Verhältnisse finden sich bei den Geburten außerhalb des Hauses. Vor dem Kriege, 1913, betrugen die Anstaltsgeburten nur 3,3%, aber gleich nach dem Kriege setzte eine gewaltige Zunahme ein, „daß sie nunmehr tatsächlich einen erheblichen Teil aller Geburten bilden", nämlich 11,6% im Jahre 1929. In Berlin sind sogar zwei Drittel aller Geburten Anstaltsentbindungen; in Dortmund waren es 1900 24%, 1927: 32,7%; in Hamburg 1901: 43%, 1925: 43,2% und 1930: 59,9%!! Dabei sind nur die Geburten in Anstalten mit über 11 Betten gerechnet. In Wirklichkeit wird die Zahl noch viel höher sein, an die 15—20% im Reichsdurchschnitt. Man kann nach der weiteren Entwicklung annehmen, „daß in vielen Großstädten die Anstaltsgeburt heute bereits den Normalfall, die Entbindung im Privathause die Ausnahme bildet." Aber auch die Unterschiede bei den deutschen Ländern mit sogenannter vorwiegend ländlicher Bevölkerung sind nicht ganz klar. Einer Abnahme der Anstaltsgeburten beim Vergleich der Jahre 1925 und 1929 für Oldenburg von 22,5%, Ostpreußen 13,6%, Baden 8,9% stehen z. B. eine Zunahme in Braunschweig um 38,4%, Sachsen (Land) 65,75%, Pommern 34,3% gegenüber. Wo ist hier „Stadt" und „Land"? Sicherlich liegen hier tiefere Ursachen zugrunde, die über das Leib-Seele-Problem in die gesellschaftlichen Aufbauveränderungen eingreifen. Hierfür zieht Goldstein[1]) die Wohnungsnot, die Hilfsmittel der Anstalten, die Rettungsmöglichkeiten für das gefährdete Leben von Mutter und Kind, den Wunsch nach schmerzloser Entbindung, die Steigerung des weiblichen Heiratsalters, die Frauenerwerbsarbeit und die Sozialversicherung heran, also wieder Auswir-

[1]) R. Goldstein, Die Zunahme der Anstaltsentbindungen im Deutschen Reiche, Archiv für Frauenkunde, Band 18, 1932.

kungen städtischer und großstädtischer Einrichtungen. Die Ratio erscheint auf dem Plan: „Die Zunahme der Anstaltsgeburten ist gleichzeitig mit dem neuen intensiven Impuls, den Industrialisierung und Rationalisierung seit dem Krieg erfahren haben, eingetreten. Sie bedeutet auch ihrerseits ein Stück Rationalisierung, Rationalisierung des menschlichen Lebens."

Hieran noch ein Satz: „Auf dem Lande kommen Zwillinge häufiger vor als in der Stadt, auch wenn man die Häufigkeiten innerhalb gleicher Altersgruppen der Mutter miteinander vergleicht." Und die Erklärung hierfür? [1])

Nehmen wir ein anderes Beispiel, den Einfluß des städtischen Lebens auf die äußere körperliche Erscheinung des Menschen, auf seine physiologischen Lebensverrichtungen, auf ihre krankhafte Verwandlung, die Grotjahn als „soziale Pathologie" bezeichnete. Sie ist weiter nichts als die Störung des erdgebundenen Menschen durch Technik und Verstädterung. So hat der Leipziger Hygieniker Kruse [2]) versucht, die verschiedensten Rassenmerkmale kritisch gegeneinander abzustimmen. Gelegentlich der Betrachtung der Ursachen über die Verkürzung des Kopfes (vgl. Kruse: Die Langköpfe in der Stadt und auf dem Dorfe) stellt er fest, daß die Langköpfe in ihrer Fruchtbarkeit gegenüber den Kurzköpfen zurückgehen.

„So ist es zwar richtig, daß die Städter, soweit man das statistisch verfolgen kann, sich weniger stark vermehren als die Landbewohner — aber die Behauptung, die Städte seien gewissermaßen ein Grab der Langköpfe, ist deshalb noch nicht richtig, weil sich ziemlich überall bei uns nachweisen läßt, daß die Städte eine etwas langköpfigere Bevölkerung beherbergen als die Dörfer. Denn diese Erscheinung wird nicht dadurch bedingt, daß die Langköpfe mehr landflüchtig sind als die Kurzköpfe, sondern weil das städtische Leben mehr Langköpfe erzeugt." Kruse führt mehrere Beispiele an. Er nennt als sichere Tatsache, daß bei den in den Städten Geborenen, ganz unabhängig davon, ob die Eltern schon in Städten geboren sind oder nicht, eine Verlängerung, also eine Langschädelbildung in den badischen, mitteldeutschen und westdeutschen Städten sich findet. „Allerdings mit Sicherheit nur in den Städten und Landschaften, die nicht allzu kurzköpfig sind." Bei der Betrachtung über die Hautfarbe führt Kruse deutsche, italienische, schwedische und englische Beobachter an, die einen Unterschied bei Stadt und Land gefunden haben. „Die Städter sind dunkler als die Landbewohner. Ist es das städtische Leben, das die Farben vertieft, oder streben die dunklen Elemente mehr nach der Stadt als die hellen, ist also ein Umwelteinfluß oder eine Auslese dafür verantwortlich zu machen?" Bei dem Einfluß von Wanderungen auf die Körpergröße gibt Kruse u. a. an: „Die in der Stadt (Dresden) geborenen Söhne von Zugewanderten oder von Eltern, die Halbzugewanderte, Halbstadtgeborene sind, d. h. Halbstädter, befinden sich anscheinend unter günstigeren Verhältnissen. Die längere Zeit in der Stadt Eingesessenen, die Vollstädter, scheinen aber wieder unter den städtischen Einflüssen zu leiden." Auch ein englischer Untersucher behauptet, das Leben in London beeinflusse die Körpergröße ungünstig. Unklar sind die Unterschiede auf dem Lande selbst, zwischen selbständigen Bauern und Landarbeitern. Virchow [3]) sagte bereits 1886: „Es sind daher keineswegs die Extreme, welche man in den Städten zu suchen hat. Da nun aber die Mehrzahl der großen und größeren Städte ihr Wachstum einer verhältnismäßig neuen Zeit verdankt, so wird man mit ziemlicher Sicherheit schließen können, daß gerade die mehr seßhafte Bevölkerung des Landes und der kleinen Städte die Trägerin der typischen Eigenschaften ist, der Brünetten sowohl wie der Blonden."

[1]) O. v. Verschuer, Die biologischen Grundlagen der menschlichen Erblichkeitsforschung, Archiv für Frauenkunde, Band 18, 1932. — [2]) W. Kruse, Die Deutschen und ihre Nachbarvölker. Neue Grundlegung der Anthropologie, Rassen-, Völker-, Stammeskunde und Konstitutionslehre nebst Ausführungen zur deutschen Rassenhygiene. Leipzig 1929.

[3]) R. Virchow, Gesamtbericht über die von der Deutschen Anthropol. Gesellschaft veranlaßten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland. Archiv für Anthropologie, Band 16, 1886.

Das sind nur einige „Tatsachen", die jedoch, je näher wir sie ansehen, sich um so mehr in Fragen wandeln. Denn im Grunde ist nichts fest umgrenzt. Schon der Unterschied zwischen „Städter" und „Nichtstädter" ist bei der starken Verstädterung Deutschlands und Englands oft nicht mehr durchzuführen. Ist allein der mangelnde seelische Positivismus, also die Wurzellosigkeit, ein Kennzeichen der Stadt — und der Großstadt? Die gleiche Frage hat die Schriftleitung dieser Zeitschrift mit anderen Worten aufgeworfen, um ein neues Fragezeichen zu setzen. Es gibt aber beinahe nur noch Fragezeichen! Denn die Wissenschaft, die hier mit der Geopolitik zusammen Auskunft geben könnte, die Bevölkerungswissenschaft oder Volkskunde fehlt uns[1]). Sind die Eroberungen des Landes durch die Ortskrankenkassen, durch Elektrizität, Film und Rundfunk, durch die Hygiene[2]), durch Massenpsychosen der Mode, der Kunst und der Literatur usw. Zeichen einer Verstädterung Deutschlands und seines „Volkes ohne Jugend"?

Wir sprachen bisher nur vom Städter und Bauern. Wie weit ist aber etwa der Seemann verstädtert? Bietet die See der Verstädterung ein größeres Gegengewicht durch die Schwere und Gefahr ihrer äußeren Natur? Oder liegt auch beim Seemann die Gefahr der Wurzellosigkeit, die er trotz seines schweifenden Lebens im Grunde nie besessen hat, in der Höherentwicklung der Technik? Hat das Segelschiff die Entwurzelung der seefahrenden Bevölkerung aufgehalten oder hat die Erfindung des Dampfschiffes und der Dieselmotore sie gefördert?

Ist es nicht auffallend, daß die Mehrzahl der Auslanddeutschen außerhalb der Heimat in Städten wohnt? Daß die hauptsächlichen Stützen des mittelalterlichen Deutschtums im Auslande von dem Städtebund der Hanse geführt wurden? Daß die Kultur des mittelalterlichen Deutschtums und Italiens in der Stadt und im Kloster verankert war, besiedelt von Menschen, von denen einzelne in ihrem Dasein weit und lang herumstreiften, manchmal noch weniger seßhaft als die heutigen. Und doch waren sie verwurzelter, festgewachsen und kaum vom heimatlichen Boden zu lösen? Wo liegt also die Grenze zwischen Stadtkultur und Stadtmonokultur, zwischen Stadtleben und Verstädterung?

Fragezeichen über Fragezeichen! Wir holen sie bewußt herauf, nachdem ich eingangs versucht habe, wenigstens einige Grundgedanken zu klären. Denn in der Aufstellung dieser Fragen, die wir demnächst einmal gesammelt veröffentlichen wollen, zeichnet sich ein ganz neues, bisher unbegreiflicherweise übersehenes Wissensgebiet von entscheidender praktischer Bedeutung für die deutsche Staatsführung ab — ein Arbeitsfeld für das junge Geschlecht, das seinen Staat neu und lebendig, das ihn ihm sich selbst erlebt: die Bevölkerungswissenschaft, die Volkskunde.

---

[1]) Vgl. den Aufsatz von L. von Kohl und die Vorbemerkung zu ihm in diesem Heft.

[2]) Konrich, Die europäische Konferenz über Landhygiene in Genf. Blätter des Deutschen Roten Kreuzes. 10. Jahrgang, Heft 8, 1931.

HANS HUMMEL: Büchertafel

Allgemeines

1. **Konrad Olbricht:** Das Erdbild von heute. Wiss. u. Bildung 280. 126 S., 30 Abb. Quelle & Meyer, Leipzig 1932. Geb. RM. 1,80.

Ein Versuch, das Weltbild auf 126 Seiten zu umreißen und dem Laien eine gewisse Einführung in die weltwichtigen Fragen zu geben, scheitert an der Vielfalt der Fragen, die auf den Autor einstürzen. Immerhin verdient der Versuch O.s Anerkennung für die Auswahl. Methodisch hat sich O. an die frühere Literatur gehalten. Die Skizzen leiden unter schlechter Wiedergabe.

2. **R. N. Coudenhove-Kalergi:** Revolution durch Technik. 101 S. Paneuropa-Verlag, Wien 1932. Kt. RM. 2,20, geb. RM. 3,80.

Neben glücklichen Formulierungen finden sich in dem neuen C.-K. Gemeinplätze und Phrasen. Jedes Buch C.-K.s zeigt die merkwürdige Individualität eines hartgesottenen Idealisten, der durch Tod und Teufel seine weltbefriedenden Gedanken verficht. Wir stellten schon oft fest, daß wir die Welt anders sehen als C.-K.

3. **Manfred Langhans-Ratzeburg:** Geopolitik und Geojurisprudenz. 36 S. Frommann, Jena 1932. Geh. 60 Pf.

Wir sind L.-R. für die prägnante Skizzierung von Herkunft, Methode und Begriff der Geopolitik in dem ersten Teil des Heftchens dankbar. Im zweiten beschäftigt sich L.-R. mit den Fragestellungen der Geojurisprudenz, seinem eigentlichen Forschungsgebiet, seiner eigenen Erfindung.

4. **Erich Seeberg:** Staat und Religion. Samml. gemeinverst. Vortr. 159. 32 S. Mohr, Tübingen 1932. Geh. RM. 1,50.

Mit der Beziehung zwischen Staat und Religion hat sich die junge deutsche Generation genau auseinanderzusetzen. Nicht um den Primat des einen oder des andern festzustellen, sondern um zu einer tieferen Auffassung vom Wesen des Staates und der Nation zu gelangen. S.s Arbeit beschränkt sich auf die Darstellung des Zustandes, aus der jeder Interessierte klar die Fronten herauslesen kann.

5. **Erhaltung und Pflege erbgesunder, kinderreicher Familien.** 135 S. Berlin 1932.

Bericht über die Tagung der Kinderreichen im Juli 1931. Von großem Interesse für praktische Bevölkerungspolitiker.

6. **Krumm:** Der Sozialismus der Hitlerbewegung im Lichte Spenglerscher Geschichtsforschung. 29 S. Geldern 1932.

Die Ideenwelt des nationalen Sozialismus, wie er sich in der neuen deutschen Bewegung auswirken soll, ist identisch mit dem Begriff Sozialismus, wie in Spengler definiert. Ein kluger Beitrag zur Ideengeschichte der NSDAP.

7. **Die Welt um Deutschland:** Ein Bücherverzeichnis. 1. Nachtrag. 52 S. Deutsche Zentralst. f. volkst. Büchereiw., Leipzig 1932. Geh. 85 Pf.

Bibliographie der neueren weltpolitischen Literatur Deutschlands mit kurzer Inhaltsangabe, gut ausgewählt und sorgsam geordnet.

8. **Bibliographie d'histoire coloniale 1900—1930.** Hrsg. v. Martineau, Roussier, Tramond. 667 S. Leroux, Paris 1932.

Eine außerordentlich interessante Arbeit der Franzosen und Engländer. Die Bibliographie der deutschen Kolonien umfaßt ganze 8 Seiten, für Belgien sind 80, für Frankreich 200 da. Zwar verständlich, wenn man bedenkt, daß die Zusammenstellung über die deutschen Kolonien von Gérock-Straßburg gemacht wurde, wenn auch der Herausgeber bedauert, daß man wegen „der Kürze der Zeit" eine deutsche Autorität nicht habe bekommen können. Es ist eben besser, wenn man keine Vergleiche mit der sorgsamen Literatur des zur Kolonisierung „ungeeigneten" Deutschland hat. Ansonsten ist die Bibliographie ausgezeichnet und erfüllt seinen Zweck, die nurwissenschaftlich-friedliche Durchdringung der französischen Kolonien zu erweisen!

9. **Ewald Banse:** Wehrwissenschaft. 58 S. Armanen-Verlag, Leipzig 1933. Kt. RM. 1,20.

B. gibt in knapper, guter Form eine Übersicht über die Wehrwissenschaft. Abschnitte: Wehrgeopolitik, Kriegswirtschaft und -technik, Kriegsgeschichte. Das Buch ist für die Wehrerziehung des Volkes von Nutzen, ferner dürfte es für die Umgestaltung der Hochschulen von Wichtigkeit sein, die dieser wichtigen Disziplin den gebührenden Platz einzuräumen hat.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

HERMANN JAHRREISS:

Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum

Die Stellung des Ostseekreises in Europa

Europa ist eine recht fragwürdige Größe.

Die Geographen lehren uns mit *Humboldt*: Der Erdteil ist eine halbinselartige Fortsetzung Asiens. Und sie räumen ein: Konvention ist es, wenn wir diese Halbinsel mit der Linie Uralgebirge, Uralfluß, Nordwestufer des Kaspi und Manytsch-Niederung vom größten Kontinent sondern. Geographen früherer Zeiten haben das Steppengebiet am Unterlauf des Don und der Wolga zu Asien gerechnet. Auch heute besteht bei manchem Vertreter dieser Wissenschaft die Neigung, Europa weiter im Westen abzuschnüren[1]). Jedenfalls haben wir uns gewöhnt, den Kaukasus[2]) und Kleinasien[3]) *nicht* zu Europa zu ziehen; Konvention auch dies, wie etwa ein Blick auf eine Karte der tektonischen Gliederung Europas zeigt: dann gehören Kleinasien und der Kaukasus zur europäischen Halbinsel Asiens wie zum Rumpf Asiens selbst! Wo trennen?

Offenbar sind es meist geschichtlich bedingte Wertungen, um deretwillen man Europa so klein nimmt[4]). Ja, manche möchten es aus solchen Gründen noch kleiner nehmen. Coudenhove-Kalergi etwa schließt bei seinem Plan einer Vereinigung Europas den russischen Staat aus. Damit kommt er einer heute weitverbreiteten Stimmung entgegen: man distanziert sich vom Bolschewismus sehr einfach, indem man ihn als „asiatisch" abtut. Die letzte Rechtfertigung aber findet diese Haltung in einer schon lange gültigen Anschauung:

Europa ist der Staatenbau, der seinen letzten Grund im griechischen und römischen Staatsdenken und Staatsgestalten hat.

Europa ist eine Schöpfung Roms, formuliert jüngst der Engländer *Carthill*. So bleibt Rußland außerhalb[5]). Und mit Rußland steht Asien in Europas östlicher Flanke; Asien stößt im rechten Winkel auf unseren von Sizilien bis zum Nordkap hoch aufgereckten Erdteil.

---

1) Machatschek etwa (v. Seydlitz, II. Teil, S. 1) nimmt, Auffassungen des 18. Jahrhunderts folgend, die Kaspi-Senke zu Asien. Supan läßt ganz „Osteuropa" draußen. Eine Neigung zu dieser kleinzügigen Einstellung auch bei Vogel, Das neue Europa (S. 104). 2) Obwohl wir das „europäische" Rußland den Kaukasuss übersteigen lassen. Hugo Grothe (v. Seydlitz, III. Teil, S. 59) nimmt Kaukasien als „Übergangsschwelle von Asien nach Europa" und vermittelt so. Für ihn läuft die Grenze zwischen Europa und Asien auf dem Kaukasus. 3) Über die Schwierigkeit der Grenzziehung im Ägäischen Meer Machatschek, a. a. O. S. 2. 4) Machatschek, a. a. O. S. 1, meint insofern ganz richtig: „Europa ist also vor allem ein kulturgeographischer Begriff und von diesem Gesichtspunkt aus als ein selbständiger Erdteil anzuerkennen". 5) Für Wolgast (Europa, seine Grenzen und sein Wesen in sozialer Hinsicht) hört an der Linie Narwa/Brest-Litowsk/Schwarzes Meer der Wille zu Recht und Rechtsstaat auf, für das soziale Leben charakteristisch zu sein.

Damit sind wir schon bei einem weiteren. So fragwürdig die Abgrenzung Europas ist, so fragwürdig ist der Standpunkt, von dem aus man es sehen soll. Für die meisten steht die Perspektive unerschütterlich fest. Sie sehen Europa griechisch-römisch. Vom Mittelmeer her erfaßt der gebildete Europäer dieses küstenreichste, meistgegliederte Stück Erde[1]). Die übliche kartenmäßige Darstellung der Geographie erspart ihm dabei leicht das Bewußtsein der geschichtlichen Bedingtheit der Perspektive und läßt sie als die allein mögliche erscheinen: man kann doch Europa gar nicht anders sehen als das von widrigen Stürmen im Mauerwerk stark angebrochene Gewölbe über dem iberischen, apenninischen und balkanischen Pfeiler im Mittelmeer!

Die wissenschaftliche Darstellung der europäischen Geschichte steht gewiß nicht mehr einseitig unter dieser allerdings stets auch wertvollen Perspektive. Der aber jedenfalls für Gesamtdarstellungen und zumal für die Schulerziehung immer noch einhellig begangene Weg ist der: Man läßt zunächst vor unseren Augen Griechenland entstehen und groß werden; später in gleicher Weise Rom, gerade als wäre an der Tibermündung ein Meteor ins Meer gestürzt, der Wellenring auf Wellenring schickt, bis die Ufer des Erdkreises der Alten erreicht sind. Roms junges Imperium löst das hellenistische ab. In das alternde Römerreich tragen Germanen, zum Teil auch Slawen frisches Blut, Völker, über deren bisherige Geschichte dann ein Exkurs eingeschoben wird; ein Exkurs über seltsam, fast ärgerlich verworrene Ereignisse, von wenigen Verfassern mit gleicher Liebe wie der Bericht über die lateinisch-klare Mittelmeergeschichte gegeben, von den meisten Lesern mit entschlossener Vorliebe überschlagen oder nach kurzem Anlesen ermüdet beiseitegeschoben. Diese unverbrauchten Menschengruppen nun, militärisch überwiegend, jedenfalls im Schlußergebnis Sieger, kulturell ebenso überwiegend Besiegte, werden in die römische Zivilisation eingeschmolzen. Das Frankenreich bringt diesen Prozeß des Austausches von Blut gegen Zivilisation ins Gleichgewicht. Hunnen- und Mongolenstürme, Araber- und Türkennöte pressen diese Welt zusammen und versteifen ihre Kräfte in der Abwehr. Und wieder ist es der alte Boden des Römerreichs, dieses ungeheuren Schmelztiegels der Völker, auf dem der moderne Nationalstaatsgedanke entsteht. In seinem Zeichen zerklüftet sich das Abendland, schwankend zwischen Hegemonialbestrebungen und Gleichgewichtspropaganda; in diesem Zeichen aber auch wetteifert es bei der Entdeckung, Ausbeutung, Europäisierung der Welt.

Und die nordischen Reiche? Frostige Randgebilde!

Und Gustav Adolf? Vieldeutige Überraschung aus dem Norden!

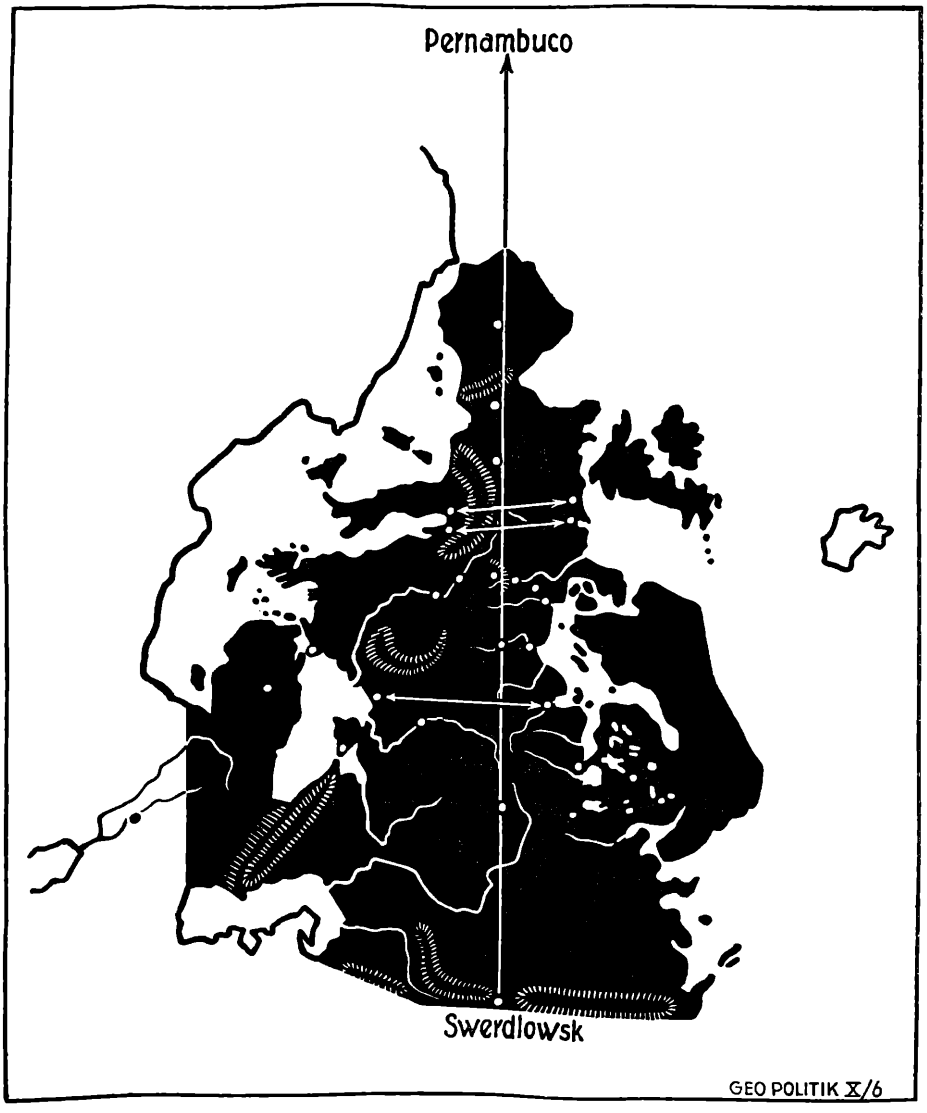
Vor dem Ständigen Internationalen Gerichtshof im Haag streiten heute Dänemark und Norwegen um Grönland und rufen dabei ihre Geschichte des letzten Jahrtausends an. Wem in Athen, Rom, Madrid, wem in Paris, Berlin, Wien, wem in London wären das mehr als Sagen?

Europäische Staatengeschichte ist uns eben in allem Wesentlichen griechisch-römische Geschichte und ihre Fortsetzung bis auf unsere Tage. Eurasien[2]) bleibt ein leeres Wort!

Wir aber wollen einmal Ernst machen mit diesem Europa als Halbinsel Asiens.

---

1) Sehr anschauliche Schilderung der „horizontalen Gliederung" mit Maßangaben bei Machatschek, a. a. O. S. 3/4. 2) Reuschke hat diesen Begriff 1858 in den Vordergrund geschoben.



Wir halten unsere Karte von Europa so, daß der Ural mit seinen Ausläufern zur Nordostecke des Kaspi die Basis bildet. Jetzt baut sich auf dieser Grundlinie ein reichgegliedertes, aber nicht mehr uneinprägsam zerfetztes, sondern überwältigend symmetrisches Gebilde auf[1]).

1) Blickt man von der Mündung des Amazonas auf Europa, so kommt es in der Gestalt einer Kröte entgegen.

Die Mittelachse[1]) läuft von der Uralsenke (Jekaterinburg/Swerdlowsk) über Moskau, Warschau, zwischen Dresden und Prag auf dem Erzgebirgskamm, fast genau über Lyon und Toulouse und dann über Madrid zum Kap St. Vincent.

Die iberische Halbinsel ist das Turmstück des Baues.

Das oberste Stockwerk liegt zwischen der Decke der Pyrenäen und dem Boden der Rheinlinie[2]) und Ostalpenzone (Antwerpen/Rotterdam und Venedig/Triest spannen die Bänder): die Mitte hält hier Frankreich; zur Linken stößt die unvergleichliche Mole Italien in das so halbierte Mittelmeer, auf ihrer einen Seite mit Sizilien und Sardinien/Korsika das gigantische Hafenbecken des Tyrrhenischen Meeres bildend; nach rechts bricht Britannien mit Irland in den Atlantik vor; der Ozean von Spanien bis Irland hat die Rolle des westlichen Mittelmeers.

Das Stockwerk darunter liegt zwischen der Decke der Rheinlinie und dem Boden der Strömelinie Riga/Odessa; Nordsee und Adria schauen sich an[3]); dem griechischen Halbinsel- und Inselbezirk um das Ägäische Meer antwortet die dänisch-jütische Insel- und Halbinselwelt um Skagerrak und Kattegat; Kopenhagen am Sund ist das nordische Meerengen-Byzanz, die Ostsee ist unser „Schwarzes Meer"[4]), Skandinavien unser „Kleinasien"[5]), die Barriere der finnischen Seenplatte das Spiegelbild des Kaukasus, der finnische Meerbusen der Bruder des Asowschen Meeres, Dagö und Ösel die — abgesplitterte — baltische „Krim"[6]).

Island, Grönland und Spitzbergen schließlich bilden das „tripolitanisch-ägyptisch-syrische" Jenseits des nördlichen „Mittelmeeres"[7]).

Hat man diese Entdeckung gemacht, so kommt doch wohl unausweichlich die Frage, ob die Organisationsgeschichte Europas von dieser Perspektive her ein neues Licht erhält, ob nicht manche Bewertungen anders ausfallen müssen. Jedenfalls regt uns diese Entdeckung an, die Geschichte unseres Erdteils neu durchzudenken. Mehr als eine Anregung freilich soll dieser Aufsatz nicht sein.

Geben wir zunächst einige Andeutungen:

Wo stößt Europa zuerst über sich selbst hinaus auf den Weg der Europäisierung der ganzen Welt? In der Verlängerung der Achse durch Portugiesen und Spanier; und die Stirnseite des bisher nach dem Mittelmeer schauenden Europa wird nun

---

1) Die kontinentale Wasserscheide verläuft im ganzen mit der Achse; die stärkste Ausbuchtung (nach rechts) liegt in Rußland (vgl. W. Tuckermann in v. Seydlitz, Teil II, S. 66). **2)** Vogel, S. 223: „Eine der wichtigsten geopolitischen Bruchlinien Europas" (vgl. auch S. 233). **3)** Vogel (S. 36) vergleicht beide Meeresteile mit Rücksicht auf ihre Lage zu England und Italien; unser Standpunkt zeigt, daß sie für das Ganze Europas einander entsprechen. **4)** Zu beachten S. Sario, Die nordischen Dardanellen. Meereskunde 130. 1917. Hans Schrepfer (in Jenseits der Großmächte) vergleicht Kopenhagen lieber mit Konstantinopel als mit Gibraltar und vorher die Ostsee lieber mit dem Schwarzen Meer als mit dem Mittelmeer, weil sie „Nebenmeer eines Nebenmeeres" sei (S. 91). Unsere Perspektive zeigt, daß es da gar keine Wahl gibt. **5)** Im Ergebnis ist es deshalb ganz richtig, wenn Vogel (Erstauflage des Neuen Europa, 1929, Bd. I, S. 22) die Balkanhalbinsel mit Kleinasien zur „Levante" zusammenfassen will. Wenn man die Völkerbrücke östlich des Ägäischen Meeres und südlich des Schwarzen Meeres zu Asien rechnet, so schleppt man unvermerkt den lokalen Standpunkt der Griechen mit sich; schon vom eingangs geschilderten griechisch-römischen Standpunkt für *Europa* gehört Kleinasien mit älterem Recht als Spanien oder gar Britannien zur Familie. **6)** Wenn Vogel (S. 104) Rußland eine „Isthmuslage zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, Skandinavien und Levante" zuschreibt, so hat er im Ergebnis ganz richtig die von unserem Standpunkt aus erzwungenen Korrespondierenden bezeichnet (vgl. auch S. 388). **7)** Machatschek (S. 2) rechnet Spitzbergen, Island und die Färöer zu Europa.

die ozeanische. Heute ist die Welt europäisiert, und Europa blickt nach allen Seiten, doch nun immer mehr in der Defensive. Die alte spanische Ausfallinie aber scheint zu neuer Bedeutung aufzusteigen. Daß sie als Luftschifflinie Friedrichshafen—Pernambuco im seltsamsten aller Fahrpläne der Welt völlig versachlicht steht, ist nur der fast aufreizend schlichte Ausdruck der Gegenwartsmacht dieses alten Kraftweges, der in der politischen Annäherung Spaniens an Latein-Amerika kurz vor dem Weltkrieg neu eröffnet wurde.

Wie kommt es, daß Frankreich eine im Guten und Bösen, in Stärke und Schwäche unvergleichbare, singuläre Stellung in Europa hatte und hat? Singulär übrigens auch für die römische Perspektive; ja, dort ist die Position noch stärker: es ist, sozusagen im Schnittpunkt des „Kreuzes des Nordens", die Zentralmacht zwischen Spanien, Italien-England, Deutschland, das Land Chlodwigs, Karls des Großen, Ludwigs XIV. und Napoleons; in unserer Perspektive rückt es aus dem Zentrum des Ganzen, hält aber im heute noch wichtigsten Bezirk Europas die Mittelstelle. Und jetzt, im Frühjahr 1933 möchte es scheinen, als wolle Frankreich die infolge der russischen Aktivität drohende Gewichtsverschiebung nach der deutschen Mitte durch eine Verklammerung mit Spanien zu paralysieren versuchen.

Ist es nicht auffällig, daß ausgerechnet in den einander entsprechenden Ländern Italien und England die beiden einzigen weltweiten Imperien entstanden? Hat man sie nicht mit innerstem Recht so oft verglichen: „Britisches und römisches Weltreich"[1])?

Wollen wir nicht einmal die Kämpfe um Ärmelkanal und Po-Ebene vergleichen[2])?

Ist es noch eigentümlich, daß auch heute italienische und englische Europapolitik so weit aufeinander eingestellt sind? Gewinnt das Ringen um den Rhein nicht ein neues Gesicht? Versteht man, daß in Locarno sozusagen die Decke zwischen zwei Stockwerken gedichtet werden sollte? Versteht man die Garantenstellung Englands und Italiens dabei?

Warum findet sich die Methode der sporadischen Überseekolonisation der Griechen des Mutterlandes, der Inseln und Kleinasiens gerade bei den Dänen und Normannen wieder?

Sieht man, warum die Zerschlagung Österreich-Ungarns die Zusammengehörigkeit dieses Raumes mit Deutschland, dem Flurnachbarn, nicht hat lösen können? War und bleibt nicht Berlin—Bagdad, besser Spitzbergen—Kopenhagen—Berlin—Wien/Budapest—Konstantinopel—Bagdad eine natürliche Linie? Und war etwa

---

1) So Hatschek. Vogel (S. 36) nennt Italien und England „die beiden zentralen Außenglieder des Festlandes". Das ist völlig richtig, sobald man den russischen Raum zu Asien rechnet, wozu ja Vogel neigt; der Zwang zum Vergleich beider Gebilde bleibt aber auch sonst, wie wir schon sagten (vgl. auch Vogel, S. 173). 2) Ein Ansatz dazu bei *Vogel* (S. 36).

der deutsche Kaisertraum mit den Römerzügen ein Versteigen im Treppenhaus genau so wie heute die französischen Donaupläne?

Genug, es kommt mir zunächst nur darauf an, Fragen lebendig werden zu lassen.

Derjenige Teil Europas nun, den dieses Fragen in helleres Licht bringen muß, ist neben Rußland der Ostseebezirk.

Die Bedeutung des Ostseekreises für die europäische Staatenentwicklung

Versuchen wir denn, die Bedeutung des Ostseekreises für die europäische Staatenentwicklung abzuwägen!

Damit ist eine Frage aufgeworfen, die nicht ohne weiteres verständlich ist. Wir klären sie also:

Die Menschen gruppieren sich, verbinden sich, bilden Verbände auf mancherlei Weise und zu mancherlei Zwecken; so entstehen Gemeinden, Staaten, Reiche, Kirchen, Sekten, Vereine, Gesellschaften in tausend Gestalten. Unter diesen Verbänden nehmen eine mit Recht bevorzugte Stellung diejenigen ein, die Menschengruppen unter der gleichen Herrschaft zusammenschließen: Herrschaftsverbände[1]). Und unter ihnen wieder schieben sich jedenfalls heute vor alle anderen die Gebietsherrschaftsverbände, die wir gewöhnlich Staaten nennen: Menschen, die sich im gleichen Raum aufhalten, unterstehen einer Herrschaft. Staatengeschichte ist nichts anderes als Geschichte der Herrschaft auf räumlicher Grundlage. Europäische Staatengeschichte berichtet davon, wie für und durch die europäische Menschheitsgruppe Herrschaft wurde und sich wandelte.

Darin liegen zwei Fragen:

Wie kam die europäische Menschheitsgruppe zusammen, wie wurde sie gesammelt?

Und wie ist über ihr und durch sie Herrschaft geworden und verändert worden und untergegangen?

Wir wollen hier an Hand dieser Fragen die Bedeutung des Ostseekreises untersuchen.

1. Frage:

Welche Rolle hat der Ostseekreis bei der Bildung der europäischen Menschheitsgruppe gespielt?

Manche sehen die Urheimat der Indogermanen in den Randländern der Ostsee[2]). Aber wenn das auch nicht richtig sein sollte, wenn vielmehr an der Schwelle der für uns heute übersehbaren Geschichte Europas große indogermanische Völker-

1) Es ist übrigens gar nicht leicht, Verbände zu nennen, die nicht Herrschaftsverbände sind. 2) So neuerdings erst wieder Machatschek, a. a. O., S. 19. Über den Gegensatz der gotischen und der schwedischen Theorie gibt einen guten Überblick Otto Westphal, Gustav Adolf und die Grundlagen der schwedischen Macht. 1932, S. 18.

bewegungen stehen, die aus dem Raum zwischen Wolga, Schwarzem Meer und Ostsee kommen, Völkerbewegungen, die Welle auf Welle abrollen, bis Europa überall mindestens mit Indogermanen vermischt ist, so muß doch so viel heute als sicher gelten: Spätestens mit den ersten Wellen erlangt der Ostseebezirk seine ungeheure Bedeutung für die Zukunft. Diejenigen Untergruppen der Indo-Europäer, die hier zunächst sitzen, sind die Germanen. Auf unserer Karte: das mittlere Drittel auf der Rechten der Achse Europas ist oder wird jedenfalls der Sitz derjenigen Völkergruppe, die später, als sich die erste Flut der Indogermanen mit Kelten und Graeco-Italikern verlaufen hat, den ganzen Kontinent, von der Wolga bis nach Gibraltar, von Skandinavien bis Kleinasien samt den Gegenufern der beiden Mittelmeere, Grönland—Island und Nordafrika, durchziehen, Staaten zertrümmern, neue Staaten aufrichten, wobei wieder und wieder Germanen gegen Germanen stehen. Ganz Europa wird germanisiert oder erhält starke germanische Beimischung.

Erstmals die Germanen schaffen „Europa"!

Die Ausgangsstellung war dabei — wir sehen wieder auf die Karte — die denkbar günstigste: es ist der einzige Bezirk Europas, von dem aus nach allen Richtungen auf etwa gleichlangen Wegen die Endpunkte zu erreichen sind und der sich zugleich wegen der starken Rückendeckung im Unwirtlichen zur immer neuen Sammlung frischer Nachschubkräfte eignet; je näher freilich der Achse, um so schwächer wird die Stellung, und die deutsche Ostseeküste ist längere Zeit bis zur Lübecker Bucht an die Slawen verlorengegangen, die sich in die alten Sitze der Goten, Burgunder, Vandalen, Langobarden schoben. Aber im ganzen hat sich die Stellung so bewährt, daß der größte Teil von ihr heute unbestreitbar germanisches Gebiet ist, rassenmäßig wohl das überhaupt reinste des Kontinents.

Die Germanen sammeln Europa in zwei Stößen; mit dem einen überfluten sie den Erdteil, mit dem anderen umzingeln sie ihn.

Die Germanen überfluten Europa

Der erste Stoß wird um Christi Geburt von Westgermanen geführt; er verfängt sich an der Rheinlinie mit dem römischen Gegenstoß der Cäsar, Drusus und Tiberius, sozusagen im Schützengrabenkrieg erstarrend; noch sucht man auf die Methode der Pax Romana das zu lösen, wofür unsere Zeit den Locarnopakt erfand.

Um etwa 150 n. Chr. drücken Ostgermanen (Goten) aus der Gegend unseres Danzig, vielleicht auch aus Südschweden in der Linie Weichsel—Dnjestr bis nach Bessarabien. Dort teilen sie sich. Die Ostgruppe (Ostgoten) bleibt vorerst der Stoßrichtung quer zur Europa-Achse treu: Ukraine, Krim und vielleicht auch Kleinasien sind ihre Plätze, und Ermanrich (um 350) regiert, wenn auch lose, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer; dann aber verliert sie sich, dem Druck

der Hunnen weichend, im dritten Jahrhundert der Wanderung nach Italien und wird nach glänzender Reichsgründung aufgerieben. Die Westgruppe (Westgoten), auch dem Hunnenstoß nachgebend, setzt sich kurz in Rumänien und Bulgarien, läuft dann von rund 400 bis 500 vom Hellespont bis Gibraltar die ganze Mittelmeerküste mit allen Gliederungen aus, gründet in den letzten Jahrzehnten dieses Zeitraums das Westgotenreich in Südfrankreich und Spanien und verliert es ziemlich rasch, da der Rückhalt am germanischen Kräftereservoir fehlt. In der Zwischenzeit ziehen die Vandalen, etwa aus der Gegend Stettin—Berlin, zunächst quer zur Achse bis Ungarn, dann aber mit der Achse über Gibraltar die nordafrikanische Küste entlang und erneuern im 5. Jahrhundert das Reich von Karthago mit einer das ganze westliche Mittelmeer durchgreifenden und übergreifenden Herrschaft; sie stehen erst recht auf verlorenem Posten. Die vor Zeiten wahrscheinlich aus Gotland eingewanderten Langobarden schieben sich vom Elbelauf seit rund 300 langsam über Niederösterreich und Ungarn (um 500), schließlich 568 nach dem damals byzantinischen Italien; der erste Römerzug aus Deutschland, möchte man sagen; das erste Versteigen im Stockwerk; sie bekommen das Land zeitweilig (um 750) fast ganz in die Hand und halten die Südstellung (Benevent) bis gegen 1100. Auch im vierten Jahrhundert ist es, als die alten Bornholmer, die Burgunder, aus ihren jetzigen Sitzen zwischen Weichsel und Oder (genau auf der Achse) aufbrechen und, mit der Achse marschierend, in den Mittelosten Frankreichs vordrängen. Den Griechen vergleichbar, die nach Unteritalien gingen, reißen Angeln und Jüten, dazu von Friesland her Sachsen im fünften Jahrhundert Teile Englands an sich; sie behalten Tuchfühlung mit der Heimat.

Und wieder stehen wir an der westgermanischen Front: ein paar Schritte nur auf der Achsenlinie tun die Franken; ihre Wanderung ist fast nur ein Umzug im selben Haus auf dem gleichen Flur; sie verlieren sich nicht und werden so die Gründer des ersten dauernden Germanenreichs. Ist „Europa", so wie wir es heute meinen, eine germanische Gründung, so wird das Frankenreich (noch haben wir freilich nicht ganz Europa beisammen) der Angelpunkt. Gleich nahe der germanischen Heimat wie dem Zentrum jenes organisatorischen Geistes, der den Prototyp des Weltreichs schuf, hat es die Kraft, den Ansturm des Islam bei den Pyrenäen abzufangen und nun in den völkerfluktuierenden Kontinent Ordnung zu bringen.

Die Germanen umzingeln Europa

Diese Aufgabe des sich darüber abnutzenden Frankenreichs ist aber kaum im wesentlichen erfüllt, da geht vom Ostseekreis eine zweite Welle aus: die Normannen, Gaufürsten alten Geblüts mit ihren Gefolgen, für die seit dem Aufkommen der drei Nordreiche unter ihren Bauernkönigen der Raum zu eng wird, umspannen Europa.

Die einen (Norweger und Dänen) auf dem Seeweg. Auf die Weite Hamburg—Bordeaux[1]) werden die Küsten mit dem Hinterland bis zur Breite von Köln—Aachen—Trier geplündert. In der Normandie setzt man sich, nimmt gallisch-römisch-fränkische Sitte und Organisationsweise an, um — so gehoben — das britische Eiland zu erobern. Mittlerweile aber ist von Artgenossen nach einem „Besuch" Lissabons Gibraltar umschifft; in Sizilien und Unteritalien faßt man Fuß und schafft, christlich geworden, ein mächtiges Reich, ja man greift nach Griechenland.

In Byzanz sind aber inzwischen auf anderem Wege schwedische Stammesbrüder aufgetaucht. Normannen auch sind diese Waräger, die den Erdteil von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer quer zur Achse durchmessen und dabei zum Teil über Newa und Ilmensee, zum Teil über den Peipussee, zum Teil wohl die Düna aufwärts kommen, Fürstentümer, darunter Nowgorod und vor allem Kiew aufrichten, von Nowgorod nach Osten, von Kiew nach Nordosten in den Raum der finnisch-mongolischen Völker kolonisieren und so, selbst mehr und mehr und ziemlich rasch slawisiert, den Grund zum größten Landreich der Welt, zu dem eurasischen Reich legen. Auf dieser Seite kann man also von einem Umzingeln Europas durch die Germanen nur mit einer Einschränkung sprechen: umzingelt wird das Klein-Europa der römischen Perspektive, die auch heute, wie ich zeigte, ja heute besonders beliebt ist und für die — in der Sprache unserer Perspektive — das Erdgeschoß Urallinie Riga—Odessa nicht mehr Europa ist. Aber wenn auch die Normannen zunächst die westliche der beiden uralten Handelsstraßen zwischen Vorderasien und dem hohen Norden zogen und nicht die östliche, die sich zwischen Dwinamündung und Buchara spannt und die man die Wolgastraße nennen möchte, so haben sie doch eben den Raum dahin durch Kolonisation von ihrer Heerstraße aus nach und nach zu Europa gezogen.

Noch einmal: „Europa" haben die Germanen gesammelt; der Ostseebezirk war das Aufmarschgebiet. Die organisatorische Einrichtung aber fußt in der Tat auf dem griechisch-römischen Staatsdenken und Staatsgestalten. Und weder der russische noch der nordische Raum sind davon ganz ausgenommen.

Die Gründer des Menschheitskreises „Europa" wurden von der Mitte Europas beiderseits der Achse gestellt.

Und in dem Teil der Mitte, der sich nach dem freien Ozean wendet, in England, vereinigt sich über Frankreich und die Normandie die Linie des Griechisch-Römischen mit dem Germanischen zu jener einmaligen Gestaltung, die zum erfolgreichsten Vorkämpfer der Sammlung der ganzen Welt unter europäischer Führung wird.

Fortsetzung in Heft 7.

1) Genau genommen, setzen sie schon in Schleswig ein, wo sich rund von 900 bis 1000 schwedische Wikinger zwischen die deutschen und dänischen Könige schieben.

KARL HAUSHOFER:

Fromme Wünsche . . .
Die slawische Idee der Absperrung des Deutschtums vom Osten

Wenn die Wogen selbstgerechter Eigenbespiegelung der glücklichen Besitzer unrechten Gutes zu Genf oder sonst in der öffentlichen Meinung allzu hoch gehen, ist es zuweilen notwendig, die beteiligten Staatsmänner auf Küchengerüche ihrer eigenen Küchen aufmerksam zu machen, wenn sie geopolitisch und kartographisch deutlich wahrnehmbar hervorsteigen und sich niederschlagen lassen.

Aus diesem Grund bringen wir auch den andern Mitteleuropäern, namentlich in Deutschland und Österreich, in einigen Karten zum Bewußtsein und zur Kenntnis, wie sich in immerhin beachtenswerten Köpfen und Zeugnissen der öffentlichen Meinung die niemals aufgegebene Idee einer gründlichen slawischen Absperrung des Deutschtums vom Osten im Raume darstellt und noch immer fortgeträumt wird.

Der slawische Korridor von der Ostsee bis zur Adria (Karte 1) ist als staatliche Reinkonstruktion ja schon einige Male in der Geschichte seiner Verwirklichung näher gewesen als im Augenblick; aber das Spiel um Österreich, um seine geplante teilweise Aufteilung unter die slawischen Anrainer (Karte 2) ist doch noch nicht zu Ende, auch wenn es vorübergehend im Gleichgewicht zwischen Prag und Rom mit einer Neutralisierung in irgendeiner monarchischen Einfügung sich totlaufen würde. Der Pufferstaat Wien (Karte 3) — wohl austromarxistisch zu denken — ist im Rahmen solcher Entwicklungen ein Zwischenspiel (Intermezzo buffo oder cantabile??), eine Vorstufe, wie Memel bereits sein Schicksal des Einbaus in fremde Machtgedanken ereilte und Danzig verzweifelt dagegen zu ringen hat.

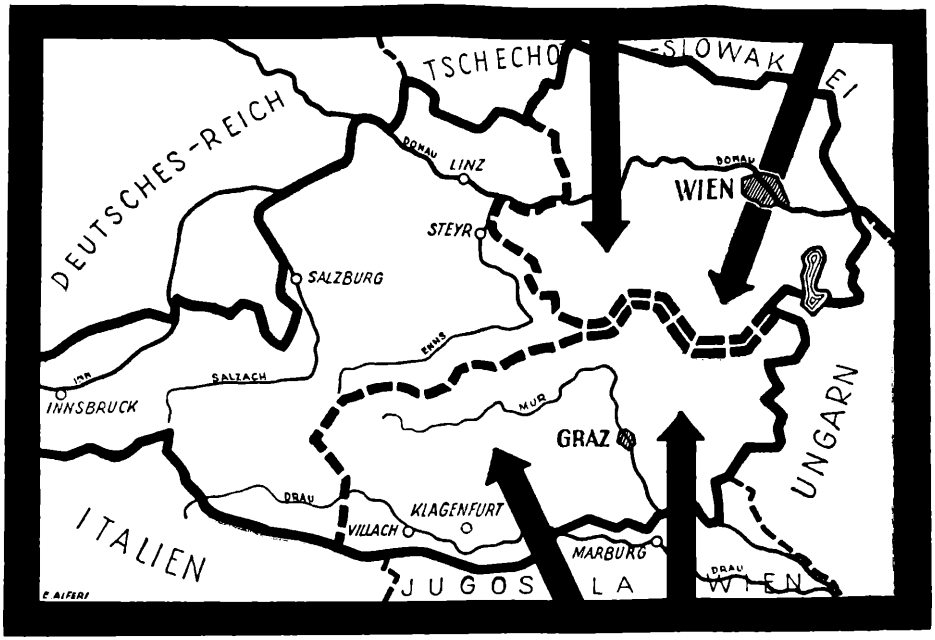
Kondominien sind nun einmal weder privatrechtlich noch geopolitisch beruhigende Anzeichen für Dauerzustände; und wir nehmen aus der britisch-französischen Praxis und ihrer Darstellung aus australischer Presse die (für die Neuen Hebriden geprägte) Bezeichnung „Pandämonium" herüber — wozu ein solches Kondominium leicht werden könnte, wenn es etwa einem provisorischen Becken-, Paß-, Pufferstaat Wien zugedacht wäre. Es wäre ein grausiger Absturz für den einstigen Mittelpunkt eines Fünfzig-Millionen-Reiches mit einheitlichen Zollgrenzen, ehrlicher Verwaltung und allen sonstigen Vorzügen, die jetzt viele der einstigen Donaumonarchie nachzurühmen wissen — selbst von Prag aus.

Dabei haben wir uns in der Wiedergabe der uns zugegangenen Karten Beschränkungen auferlegt; wir haben darauf verzichtet, im einzelnen etwa die fremdsprachliche Bezeichnung der Namen der bayrischen Donaustädte wiederzugeben, die sich in vielen Rechtsanspruchkarten tschechischen Ursprungs finden und in Regensburg wie in Passau über die Donau herüber in den Bereich neurömischer Ansprüche auf Grund der altrömischen Provinzialzugehörigkeit eingreifen!

1. Die Konzeption des slawischen Korridors von der Ostsee bis zur Adria

Diese Karte zeigt die Ansprüche der westslawischen Staaten auf die deutschen Gebiete (schraffiert), deren Eroberung die slawischen Staaten als Voraussetzung für die Verwirklichung ihrer panslawischen Politik ansehen. Im Norden sind die Korridorbestrebungen zum Teil bereits verwirklicht, so daß sich der Hauptangriff nunmehr gegen Deutsch-Österreich richtet, was trotz der polnischen Angriffstätigkeit nicht übersehen werden darf. Wohl sind die eigentlichen Korridorbestrebungen zur Zeit etwas zurückgestellt, dafür ist die Tschechoslowakei neuerdings heftig bemüht, im Verein mit Italien eine trialistische Donaumonarchie entstehen zu lassen, die durch die Ohnmacht Österreichs natürlich einen großen Schritt zur Verwirklichung der nord-südslawischen Korridoridee bedeuten würde.

Es ist ein Unterschied, ob sich alteingelebte kartographische Namen neben anderen jüngerer Herkunft erhalten, Namen, die einmal auf Grund staatsrechtlicher Zusammengehörigkeit mit dem deutschen und anderen Reichen in langen Jahrhunderten geprägt worden sind und landläufig wurden, oder ob reine Ländergier für Städte und Landschaften, die niemals Eigentum der Begehrenden waren, fremde Namen erfindet und in seine Landkarten drucken läßt. Das ist kartographischer



2. Die geplante Aufteilung Österreichs unter die slawischen Anrainer.

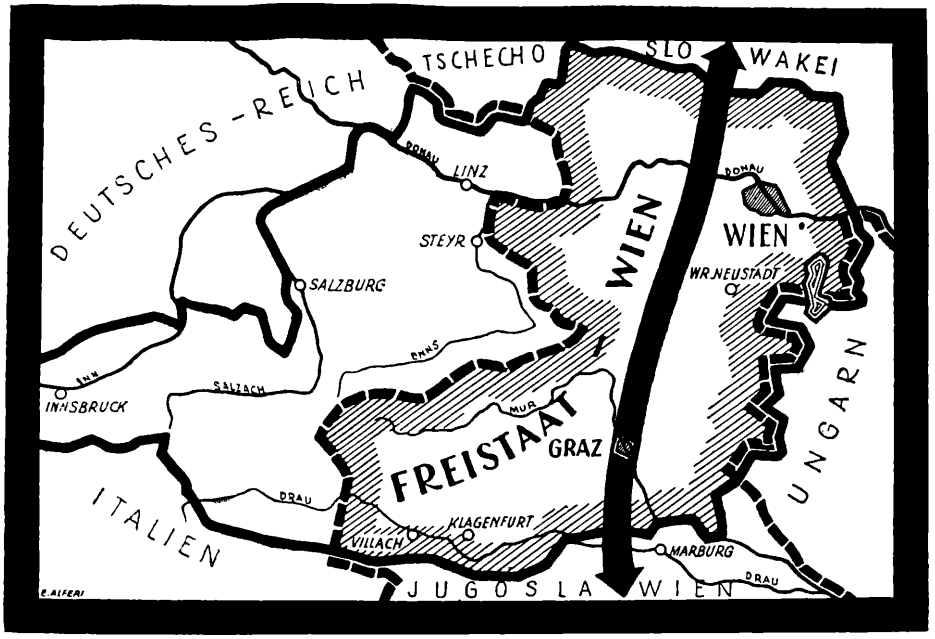
Dieses Kartenbild zeigt die eigentliche Konzeption des tschechisch-südslawischen Korridors. Die Darstellung stammt aus der wissenschaftlichen Revue „Čas" (Die Zeit) der Leogesellschaft in Laibach, Band 1/2, 1926. Wie die Tschechen darüber denken, lehrt ein Passus aus der Brünner Zeitschrift „Ruch":

> In Österreich leben hunderttausende Tschechen, Slowaken, Kroaten und Slowenen. Ihre Lage ist nur teilweise international geregelt. Von dieser Regelung haben die Tschechen und Slowaken den größten Nutzen; denn ihr Schulwesen ist im Wachsen begriffen. In unserem eigenen Interesse liegt es, diese rechtliche Regelung zu vertiefen und auch die kulturellen und nationalen Belange der Kroaten und Slowenen zu schützen. Darum hat sich in erster Linie die Außenpolitik des Königreichs SHS. zu kümmern. Aber auch unsere Auslandpolitik wird die Interessen der Kroaten und Slowenen nicht außer acht lassen. Auch uns muß daran liegen, daß alle Slawen in Österreich eine Stärkung erfahren, nicht nur die Tschechen und Slowaken, sondern auch die Kroaten und die Slowenen; denn es kann einmal der Tag kommen, an dem der Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich aktuell wird und wo dann die Tschechoslowakei und Südslawien einen starken Trumpf in der Hand haben: Wennschon der Anschluß, dann erst die Aufteilung und dann der Anschluß der slawischen Teile Österreichs an die slawischen Nachbarn."

Daß es sich bei diesen Anschauungen nicht um akademisch-theoretische Phantasien eines chauvinistischen Klüngels handelt, sondern um eine sehr reale Konzeption der tschechischen Außenpolitik, ergibt sich daraus, daß die Aufteilung Österreichs auch in den Militärgeheimvertrag zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei aufgenommen wurde.

und ideologischer Imperialismus — nicht die Verteidigung des Restes an Raum und Reichserinnerung, wie im verkleinerten und verstümmelten deutschen Volksboden.

Wir müssen solche deutliche Zeichnungen aber bringen, um vor allem unseren britischen und us.amerikanischen Lesern klarzumachen, welche Gefühle sie haben



3. Der Pufferstaat „Wien".

Diese Karte — die aus derselben Quelle wie das zweite Kartenbild stammt — zeigt die Alternative der tschechischen Korridorkonzeption. An die Stelle der Aufteilung Österreichs tritt hier nur ein Pufferstaat, der als Korridor zwischen den beiden slawischen Staaten fungieren soll. Zweifelsohne ist der Freistaat Wien jedoch nur als eine Vorstufe zu der Bildung eines eigentlichen Korridors gedacht.

würden, wenn etwa auf Grund der zahlenstarken israelitischen oder italienischen Einwanderung Territorial- und Namengebungsansprüche auf New York oder London-East erhoben würden, wie von slawischer Seite auf das schließlich doch seit anderthalb Jahrtausenden deutsche Wien, Linz, Passau, Regensburg — selbst Nürnberg, Amberg, Bamberg.

Oder sollte man in Prag und Belgrad um des guten Rufes in Genf willen geneigt sein, die Planfunde in Belgrad, die Vorschläge von Hanusch Kufner, so neue Äußerungen, wie die des „Cas" von 1926, des Brünner „Ruch" zu verleugnen? — Würde man in Warschau um des Heiligenscheines für den internationalen Geographentag willen die Oderpläne, die Unterwanderungsfanfaren, die Polenkarte von Römer als Machtwunschträume preisgeben? — Zu schön, um wahr zu sein!

Niemand würde das lieber sehen als die „Geopolitik"; und *gern* würde sie um diesen Preis den Mitteleuropäern raten, der redliche Freund ihrer Nachbarn und nicht nach französischem Rezept der Freund der Nachbarn ihrer Nachbarn zu sein! Bis jetzt hat Mitteleuropa von seinen Nachbarn zu viel Raumschaden erlebt, um die neuen, besseren Botschaften gläubig hinzunehmen.

OSKAR VON NIEDERMAYER:

Wachstum und Wanderung im russischen Volkskörper

1. Bis zum Weltkrieg

Wirtschaftliche Not ist die Hauptursache der Wanderung von Menschen und Völkern, mag sie nun auf klimatische Gründe, auf Übervölkerung, auf staatliche Maßnahmen, feindliche Einwirkungen oder kriegerische Ereignisse zurückzuführen sein. Man wandert in Gebiete, in denen man besser als im Ausgangslande leben zu können hofft und folgt dabei der Linie des geringsten Widerstandes. Der Grad der ausstoßenden und anziehenden Wirkung des Ausgangs- und Zielortes bestimmt das Gefälle zwischen beiden, Ausmaß und Reichweite der Wanderbewegung. Wird der Auswandernde enttäuscht, vermag er sich den neuen Lebensbedingungen nicht anzupassen, so wandert er weiter, um einen Platz zu finden, wo es besser ist, oder er zieht wieder nach seinem Ausgangsort zurück. So kommt ein ewiges Schwanken und Fluktuieren der Bevölkerung zustande, und doch wird nie und nirgends ein Ausgleich erreicht.

Kein Volk war im Laufe seiner Geschichte soviel in Bewegung und ist es bis zum heutigen Tage so wie das russische. Die ganze russische Geschichte ist eine Kolonisations- und Siedlungsgeschichte. Sie bestimmt den Entwicklungsgang des russischen Staates und Volkes und hat manchmal über den eigentlichen russischen Lebensraum in Nachbargebiete übergegriffen. Man kann, wie das der hervorragende russische Historiker Kljutschewski getan hat, diese Geschichte auf Grund der Siedlungsbewegung in Abschnitte oder Perioden gliedern.

In dem Moment, als die Ostslawen die Karpathen verließen und in die weite östliche Ebene eindrangen, begann dieses Wandern von Ort zu Ort. Ein neuer Ort verlangte neue Lebensbedingungen, neues Anpassen, eine neue Umstellung. Ein Gebiet vermochte so lange seine Bewohner zu halten, bis Übervölkerung und feindlicher Druck zum Weiterwandern zwangen. So entstanden die einzelnen Etappen der russischen Geschichte, die ihren eigenen geographischen, politischen und wirtschaftlichen Charakter haben. Vom 8. bis 13. Jahrhundert haben wir das handeltreibende, von Städten beherrschte Dnjepr- und Wolchow-Rußland; bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts den in freiem Landbesitz wirtschaftenden, von Teilfürsten beherrschten Raum an den Oberläufen der Wolga und Oka; bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts wächst das kriegerische, sich über Wolga und Don seinen Weg bahnende zaristische Moskowien bereits zu einem großrussischen Reiche an. Dann folgt eine Periode, in der der Bauer im Dienste seines adeligen Herrn als Leibeigener stärker an die Scholle gebunden wird, in der eine gewisse industrielle Entwicklung einsetzt und das kaiserliche allrussische Reich seinen politischen Schwerpunkt aus dem zentralen Moskau an die Peripherie verlegt. Mit der Bauernbefreiung um die Mitte des 19. Jahrhunderts setzte eine neue Entwicklung ein, eine imperialistische Machtentfaltung nach Asien, eine Bevölkerungsvermehrung und -verschiebung von nie dagewesenen Ausmaßen. Die Katastrophe des Weltkrieges und die bolschewistische Revolution beendeten diesen zwar kurzen, aber folgenschweren Abschnitt der russischen Geschichte. Ein völliger politischer und wirtschaftlicher Umbau des ganzen Landes hat begonnen, der seine Bevölkerung in dauernder Bewegung hält.

Woher kam nun dem Russen dieser Wandertrieb, den einzudämmen und in bestimmte Bahnen zu leiten, die Beherrscher des Landes immer wieder mit ver-

schiedenem Erfolg unternahmen? Weit entfernt, dem Russen etwa einen nomadischen Wanderinstinkt zuschreiben zu wollen, fällt uns doch die Leichtigkeit auf, mit der er sich, im Gegensatz zu westeuropäischen Völkern, zu allen Zeiten von seinem Boden zu trennen vermochte. Die Natur selbst hat die Grundlage zur Ausbildung dieser Eigenschaft gegeben: die Weiträumigkeit und Gleichförmigkeit, die Ähnlichkeit der Lebensbedingungen des osteuropäischen Tieflandes auf der einen, die Ungleichheit seiner Besiedlung auf der anderen Seite. Die relative Übervölkerung der einen und die Menschenarmut der anderen Landschaften schufen das nötige Gefälle und begünstigten das kolonisierende Wandern in weite, leere Räume, bewirkten so eine Ausbreitung, aber keine Erhöhung der Kultur. Daß diese Bewegungen sich im wesentlichen in westöstlicher Richtung vollzogen, entsprach dem zonalen Aufbau des Klimas und Bodens. Bei der Unwirtlichkeit und Unwegsamkeit des Landes waren die Flüsse und später die Bahnen die Hauptwege der Kolonisation und Übersiedlung.

Die Auswanderung des Russen in fremde und Überseeländer ist verschwindend gering, hat er doch das Glück der engen räumlichen Verbindung seines Mutter- und Koloniallandes. Aber die Natur setzt der Besiedlungsmöglichkeit doch engere Grenzen, als nach dem ersten Blick auf dieses Riesenreich, das ein Sechstel der Landoberfläche der Erde umfaßt, erscheinen mag. Fast die Hälfte desselben ist Ödland, das für Ackerbau und Viehzucht ungeeignet ist; aber auch der übrige Teil wird durch klimatische Bedingungen und ungünstige Bodenbeschaffenheit nicht unerheblich eingeschränkt. Was das nördliche Waldgebiet an Wasser und Sumpfland zuviel hat, das fehlt der dürren Steppe des Südens. Die Auswirkungen des kontinentalen Klimas mit seinen geringen Niederschlagsmengen, seinen großen und oft unberechenbaren Schwankungen, seiner kurzen Vegetationsperiode, und die langen Winter zwingen den russischen Bauer nach einer Arbeitslosigkiet von 6 bis 8 Monaten zu intensivster Tätigkeit in kurzer Zeit und ermöglichen ihm auch auf seinen besten Böden eine sehr viel geringere Nutzung, als dies unter gleichen wirtschaftlichen Bedingungen in Westeuropa der Fall wäre. Die Vegetationsdauer, welche im südwestlichen Rußland noch über 200 Tage beträgt, vermindert sich nach Osten mit der Zunahme der Kontinentalität bis auf 150 Tage bei Irkutsk. Diesen Klima- und Bodenbedingungen entspricht auch der Gang und die Richtung der Besiedlung des Landes, die sich dem von Natur am besten zusagenden Platze zuerst zuwendet, den Linien des geringsten Widerstandes folgend.

Nach Erfüllung des europäischen Tieflandes ist es das asiatische Hinterland, an der Spitze Sibirien, in das der Auswandererstrom fließt. Neben diesen großen Eroberungs-, Kolonisations- und Siedlungsbewegungen, die erst an den zentralasiatischen Gebirgen und am Stillen Ozean halt machten, beobachten wir aber auch fortlaufende Bewegungen mehr lokaler Natur, die das Bild der Bevölkerungsverteilung dauernd ändern. Man denke hierbei nur an die Wechselwirkungen von Steppe und Wald, von Landwirtschaft und Industrie, von Land und Stadt. Handelt es sich hier doch vielfach nicht um dauernde Übersiedlung, sondern um zeitlich begrenzte Wanderungen zum Zwecke des Erwerbs des Lebensunterhaltes vom Lande in die Stadt, in die Industrie, und zwar vornehmlich im Winter, und um eine Rückkehr auf das Land zur Feldbestellung im Sommer und Herbst. Diese Wanderungen allein sollen in der Vorkriegszeit jährlich

1½ Millionen Menschen in Bewegung gehalten haben. Sie haben immer dann ein besonderes Ausmaß angenommen, wenn durch staatliche Eingriffe (Leibeigenschaft, Gemeinde-Verfassung) größere Übersiedlungen unmöglich gemacht wurden. Staatlichem Zwang pflegte der Russe sich durch Abwanderung in leere, freie Gebiete zu entziehen, die dann immer wieder vom Staate gestoppt wurde, wenn sie die Interessen des Grundbesitzes, der Wirtschaft und der Landesverteidigung zu gefährden drohte. Der Staat hat aber auch, besonders in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege, die Siedlungsbewegung zum Ausbau seiner eigenen Machtstellung in Asien in die Hand genommen. Wie schwer faßbar das ganze Siedlungsproblem ist, wie schwierig es ist, diese tiefe und verwickelte Erscheinung des Volkslebens zu berechnen und in planmäßige Bahnen zu lenken, darauf hat Stolypin im Jahre 1912 eindringlich hingewiesen: „Es sind Menschen, lebendige Menschen, die in ihrer Masse das Übersiedlerwesen ausmachen, nach Sibirien gehen, die alten Lebensformen zerbrechen und neue aufbauen, jeder im einzelnen natürlich nicht dazu, um die agrarischen Schwierigkeiten zu lindern oder als Stütze des russischen Staatsgedankens in den Grenzmarken zu dienen; ihr Ziel ist es, sich in Sibirien besser, vorteilhafter einzurichten, als sie in der Heimat lebten. Ihnen bei der Erreichung dieser Ziele zu helfen, ist vielleicht auch das beste Mittel, um die Erreichung aller staatlichen Interessen, die mit der Übersiedlung verbunden sind, zu verbürgen." Nicht immer haben russische Staatsmänner so gedacht, und Stolypins Mahnworte kamen zu spät. Besorgt sieht das heutige Moskau nach seinen fernöstlichen Grenzen. —

Wir wollen nunmehr die Hauptetappen der russischen Bevölkerungsbewegung in der älteren Zeit der russischen Geschichte kurz charakterisieren, was zum Verständnis der Vorgänge im 18. und 19. Jahrhundert, denen unser besonderes Augenmerk gelten soll, notwendig ist. Wir können dabei die Entwicklung der ältesten Zeit, der Zeit des natürlichen Wachstums, bis zur Bildung des Moskauer Staates übergehen. Es würde uns hier zu weit führen.

Das natürliche Wachstum Rußlands war in dem Moment beendet, als im 15. Jahrhundert die verschiedenen Kolonisationsgebiete zum Moskauer Reich zusammengeschlossen wurden, dessen militärische Macht erstarkte, und als der Staat sich unter Überwindung geographischer Schranken auf dem Wege kriegerischer und friedlicher Eroberung zu erweitern begann. Nach der Eroberung Kasans im Jahre 1552 war der Wolga- und Kamaweg frei. In wenigen Jahren standen die Großrussen erobernd in Astrachan und an der Schwelle Sibiriens. Die befestigten Verteidigungslinien schoben sich von der Oka mehr und mehr in südöstlicher und südlicher Richtung vor. Ihnen folgte die seßhafte Bevölkerung, die für den Unterhalt der mit den Steppenbewohnern kämpfenden Kriegsleute zu sorgen hatte. Noch war es nicht möglich, in freier Besiedlung das Gebiet der schwarzen Erde und der

Steppe zu besetzen. Hier waren die Widerstände zu groß, während im Osten die Taiga Sibiriens ein verhältnismäßig leichtes Vorgehen ermöglichte. Die fortgesetzten Einfälle der Krim-Tataren zwangen im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts Moskau, die Südgrenze in der Waldsteppe zu schützen und schließlich das ganze Gebiet bis zum Schwarzen Meer zu unterwerfen.

Die Grenzmiliz, welche den Sicherheitskordon zu verteidigen hatte, bildeten die Kosaken. Kosaken waren aber auch die zwischen Russen und Tataren hausenden, gelegentlich beiden Völkern dienenden, beide bekämpfenden, aus beiden Rassen gemischten freien und räuberischen Steppenbewohner, die am Dnjepr und am Don ihre eigenen militärischen Gemeinschaften gründeten. Es war das Volkselement, mit dem die Russen allein den Kampf gegen den asiatischen Steppennomaden führen konnten, dessen Vordringen die staatliche Besitzergreifung und der Ackerbau folgte. Der westliche Zweig der Kosaken setzte sich aus Leuten zusammen, die vor der litauischen und polnischen Bedrückung an den Unterlauf des Dnjepr geflohen waren und sich schließlich in ihrem bedeutendsten Teile als Saporoger zu einem ritterordenähnlichen Gemeinwesen zusammengefunden hatten. Ihre fortgesetzten Aufstände führten zu ihrer endgültigen Unterwerfung und Seßhaftmachung gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Die ersten Kosaken vom Don müssen aus Nordrußland gekommen sein, erhielten aber dann von den der Leibeigenschaft entfliehenden Russen und auch von Tataren reichen Zuzug. Als Grenzmiliz gegen die Tataren erfreuten sie sich lange Zeit besonderer Begünstigung durch den Moskauer Staat. Innere Uneinigkeit, Hang zu unstetem Leben und wachsender Druck des russischen Staates von Norden her führten schließlich zur Teilung und Abwanderung nach Osten; so kam es zur Bildung der selbständigen Zweige an der Wolga, am Terek, dem Uralfluß und in Sibirien. Der Ataman der letzteren, Jermak, war es, der, unterstützt vom russischen Handelskapital, mit 6000 Mann von Kama aus über Tobol, Irtysch, Ob die Eroberung Sibiriens einleitete, die im Laufe von 60 Jahren von nachgesandten Kommandos Donischer Kosaken vollendet wurde.

Während so ungeheure Flächen von diesem schweifenden Räubervolk durchmessen und erobert wurden, ging die Besiedlung der Waldsteppe im europäischen Rußland nur langsam vor sich. Erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte die landwirtschaftliche Besiedlung und Kolonisation die Nordgrenze der Steppe erreicht und erst gegen Ende dieses Jahrhunderts drang sie jenseits der Wolga in die südöstlichen Steppen vor. Mit der politischen Eroberung des ganzen südlichen Rußland konnte erst seine friedliche Besitzergreifung durch den Pflug einsetzen. Mit dem Nachdringen der staatlichen Macht nach Asien verloren auch die dortigen Kosaken mehr und mehr ihre Selbständigkeit und wurden als militärische Grenzorganisation dem Staate einverleibt. Bei der weiteren Ausdehnung des Reiches nach Asien wurde dieses Grenzschutzsystem weiter ostwärts geschoben, so daß sich jetzt ein fast ununterbrochener Streifen vom Kosakengebiet an den Ufern des Don bis an den Amur und die Küste des Stillen Ozeans erstreckte. Sie wurden hier überall in fruchtbarem Land fest angesiedelt. Als Kolonisten und militärische Grenztruppe haben sie in ganz Asien eine hervorragende Rolle gespielt. Sie zeichneten durch ihren Besitz schon frühzeitig die Umrisse der späteren Weltmacht vor. Ihre Vorrechte sind ihnen heute genommen, ihre Rolle ist zu Ende, aber es scheint, als ob gerade heute wieder die russische Grenze in Asien eines solchen Schutzes bedürfte.

Die Zahl dieser Kosakengruppen festzustellen, ist schwer möglich. Gegen Ende

des 18. Jahrhunderts stellten die gesamten Kosaken ein Heer von etwa 90 000 Mann (Gesamtzahl 700 000?) und zu Beginn des 20. Jahrhunderts gegen 300 000.

Das Kosakentum schöpfte seine Menschenkräfte aus dem aus polnischer und russischer Bedrückung entflohenen leibeigenen Bauerntum. Auch die sich immer mehr schärfenden Bestimmungen zum Zwecke, den Bauern an seine Scholle, an seinen Dienst beim Gutsherrn, an die im Ural entstandenen Fabriken zu binden, vermochten dieser Flucht und Abwanderung in die Freiheit nicht Einhalt zu tun. Wie viele Hunderttausende von Bauern abwanderten, in Sibirien oder den blutigen Aufständen ihr Leben ließen, ist schwer zu ermessen. Es gab in Sibirien zwei Sorten von Einwanderern: die Kronbauern, die das Land zu kultivieren und die Bergbau- und Industriearbeiter zu ernähren hatten, und die zur Arbeit in den Minen Deportierten. Betrug die Zahl der Europäer um das Jahr 1700 etwa 230 000, so vermehrte sie sich im Laufe des 18. Jahrhunderts um das Dreifache, um im Jahre 1815 1½ Millionen zu erreichen. Die Bindungen der Leibeigenschaft, die langen und schlechten Wege verhinderten eine stärkere Abwanderung aus dem europäischen Teil Rußlands. Von diesem Jahre ab bis zur Bauernbefreiung 1861 wurden allein ½ Million Strafgefangener nach Sibirien verschickt, von denen die politisch Verbannten und Polen nicht unwesentlich zur wirtschaftlichen Hebung dieser Kolonie beitrugen. Neben den Verbannten war es die Vermehrung der Kosakenbevölkerung, welche Sibirien dichter zu besiedeln begann.

Über die Entwicklung und Zahlenverhältnisse der Bevölkerung des Mutterlandes ein zutreffendes Bild zu gewinnen, ist nicht leicht, fehlte es doch in der damaligen Zeit an auch nur einigermaßen zuverlässigen Zählungen. Ja, diese liegen aus Gründen, die hier nicht näher erörtert werden können, eigentlich bis zum heutigen Tage nicht vor. So müssen also die aus den überlieferten Zahlen gewonnenen Urteile sehr vorsichtig sein. Dennoch soll versucht werden, wenigstens ein ungefähres Bild zu entwerfen.

Mit der Einführung der Kopfsteuer unter Peter d. Gr. wurde 1723 eine erste Zählung jedes männlichen Bürgers und Bauern vorgenommen und diese Zählung fortan alle 20 Jahre wiederholt. 1723 zählte man gegen 6 Millionen Kopfsteuerpflichtige; darin sind also nicht inbegriffen: der Adel, die Geistlichkeit, Militär, Hofstaat, Unterrichtsanstalten, Nomaden und das weibliche Geschlecht. Im Jahre 1783 wurde die Gesamtzahl der Bevölkerung des damaligen Rußland auf über 27,5 Millionen berechnet, wovon der größte Teil auf die leibeigenen Privatbauern (7 Millionen) und die Kronbauern (4,5 Millionen) entfiel. Den jährlichen Zuwachs dieser Bevölkerung schätzte man auf 250 000. Die Moskauer Statthalterschaft marschierte mit 1,2 Millionen Menschen an der Spitze. Im Saratower Gouvernement gab es 101 deutsche Kolonien mit zusammen 31 000 Einwohnern. Miljukow gibt eine interessante Zusammenstellung der russischen Bevölkerungsentwicklung im 18. und 19. Jahrhundert:

Jahr	Reich Peters d. Gr.	Zuwachs-Gebiet	Gesamtgebiet
1724	13		13
1762	19		19
1796	29	7	36
1815	30,5	14,5	45
1851	39	28	67

Die Bevölkerung hat sich also im Laufe von 130 Jahren im Ausgangsgebiet verdreifacht, in den neu erworbenen Gebieten vervierfacht. Buschen berechnet die Bevölkerungszahl im Jahre 1858 auf 74 Millionen, wovon allein 60 Millionen auf Europäisch-Rußland ohne Polen und Finnland entfallen. Die größte Dichtigkeit wiesen die Gouvernements Moskau, Kiew, Podolien, Charkow, Tula und Kursk auf. Die Stadtbevölkerung machte etwa 5 Millionen aus und war im Gouvernement Petersburg am größten. Die Vermehrung der Bevölkerung war in den nördlichen und nordwestlichen Landesteilen sehr viel gleichmäßiger und stabiler als in den in Kolonisation begriffenen südlichen Landstrichen; Beispiel: Bevölkerungszunahme zwischen 1797 und 1897 in Jaroslawl 17%, in Astrachan 1750%. Ähnliche Zunahmen finden wir im ganzen südlichen Schwarzerdegebiet, wo sich auch die Anbauflächen stark vermehrten.

Es ist also um diese Zeit schon deutlich die stärkste Bevölkerungsansammlung in dem von Podolien zum Ural ziehenden Schwarzerdestreifen zu bemerken. In diesem Gebiet saßen auch die meisten leibeigenen Bauern. Am stärksten waren sie vertreten in Weißrußland, um Moskau und in den südlich und nördlich anschließenden Gouvernements. Leibeigen war fast die gesamte slawische und litauische Bevölkerung, frei die Ostseeprovinzen, der größte Teil der Tataren, Finnen, Rumänen und Kosaken. Der Zusammenhang von Bodennutzung, Bevölkerungsansammlung und Bindung durch die Leibeigenschaft tritt damit klar zutage.

So war die Lage zur Zeit der Bauernbefreiung um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Konnte man bis dahin noch nicht von einer agrarischen Übervölkerung sprechen, so tritt sie von da ab schon deutlich in Erscheinung. Die Aufhebung der Leibeigenschaft erwies sich für den russischen Bauern sehr bald als ein Danaergeschenk. Zunächst hatten etwa 2 Millionen Bauern überhaupt keinen Landanteil erhalten, nämlich die Hofbauern und die nach 1858 Geborenen, dem Jahre, dessen Zählung für die Landzuteilung zugrunde gelegt worden war. Ferner wurden die dem Bauern gegen Zahlung einer Loskaufsumme überlassenen Ländereien unter dem Druck des grundbesitzenden Adels vielfach erheblich unter das Existenzminimum, in den fruchtbaren Gegenden teilweise bis auf den vierten Teil des früheren Anteils verringert; dazu kamen Abgaben und Steuererhöhungen, die vielfach den Reinertrag des den Bauern zugewiesenen Landanteiles überstiegen. Die bäuerliche Bevölkerung aber nahm in der Zeit von 1860 bis 1900 um etwa 70% zu. Die niedrigen Getreidepreise verhinderten den Übergang zu intensiverer Kultur. Zudem fehlte es an Kapital, da das Bauernland unbeleihbar war, und schließlich verhinderten die bei den großrussischen und einem Teil der kleinrussischen Bauern bestehende Feldgemeinschaft, die periodischen Umteilungen des Gemeindelandes, jegliche Verbesserung des landwirtschaftlichen Betriebes und jegliches regere Gefühl des Eigentums am Boden.

Da beim Feldgemeinschaftssystem die Landanteile nach der Kopfzahl der Familien bestimmt wurden, mußte jeder Bauer ein Interesse an einer möglichst großen Kinderzahl haben. So

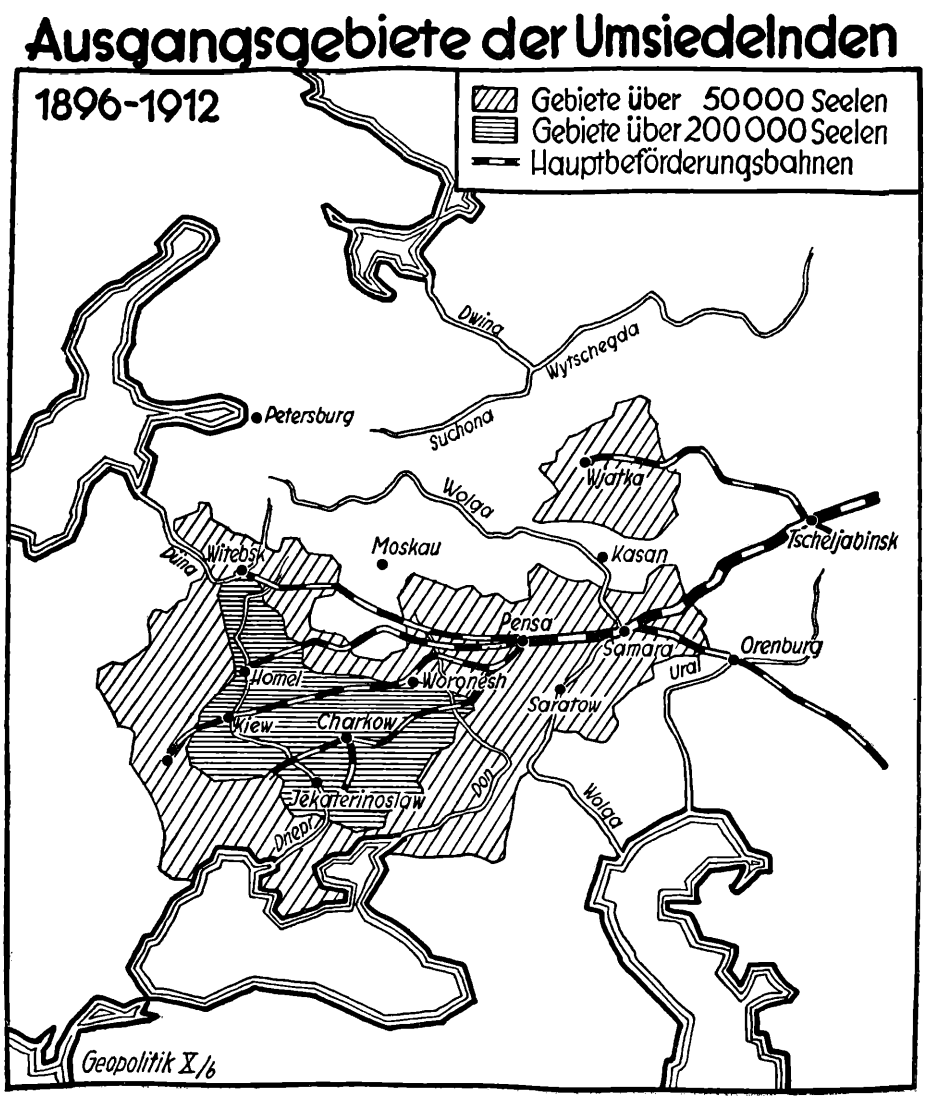
zeigten also die Gouvernements, in denen dieses System herrschte, eine über dem Durchschnitt liegende Bevölkerungszunahme, während in den westlichen und nordwestlichen Bezirken mit Einzelhofbesitz und in der Nichtschwarzerdezone die Bevölkerungsvermehrung in normalen Bahnen lief. Hier war eine zahlreiche Familie für die gewerbliche Tätigkeit hinderlich. Dazu kam, daß der Mir-Bauer seinen Boden, der Gemeindebesitz war, nicht verkaufen konnte und, wanderte er aus, in der Fremde mittellos dastand, während der Einzelhofbauer seine Habe mobilisieren und von dem Erlös in der neuen Heimat zehren konnte.

Die Furcht, bei der nächsten Umteilung den eigenen Landanteil zu verlieren, hinderte jeglichen technischen Fortschritt. Man blieb bei der extensiven Dreifelderwirtschaft. Man mußte um ungeheuren Preis kurzfristig Land zupachten, was zu Raubbau, Verschlechterung des Bodens und Arbeitspacht führte und im Zusammenhange mit einer unerhörten Preistreibung den Bauern in die größte Notlage brachte. Diese wurde besonders scharf in den bei jeder Mißernte wiederkehrenden Hungersnöten. Der Großgrundbesitz aber exportierte das Getreide, das nicht einmal zur Versorgung der eigenen Bevölkerung ausgereicht hätte.

Noch war es aber den Bauern nicht möglich, in größeren Massen durch Übersiedlung aus den übervölkerten Gebieten Europäisch-Rußlands nach dem menschenarmen Sibirien sich aus dieser Lage zu befreien, denn bis 1881 war den ehemaligen leibeigenen Bauern die Auswanderung gänzlich verboten; man fürchtete eine zu starke Verminderung der Arbeitskräfte und der Pachtpreise. Diese behördlichen Maßnahmen, verbunden mit der Dürftigkeit der Verkehrsverhältnisse und allgemeinen Unsicherheit Sibiriens, lenkten daher bis zum Beginn der 1880er Jahre die Auswanderer nach Süden und Südosten in das Küstengebiet des Schwarzen Meeres, den Nordkaukasus und den Nordteil der Kirgisen-Steppe. Nach 1881 konnte der Bauer mit behördlicher Genehmigung übersiedeln, freilich unter mannigfacher Erschwerung. Trotzdem wanderten jährlich viele Tausende nach Osten.

Jetzt zum ersten Male wurden auch staatlicherseits Vorkehrungen zur Registrierung, zur Leitung und Landzuweisung für Übersiedler getroffen. Jeder männliche Siedler erhielt etwa 15 ha brauchbaren Landes. 1883 wurde Tjumen der Hauptmittelpunkt der Ansiedlung freiwilliger Kolonisten, die von Nischni Nowgorod bis Perm zu Schiff, von da mit der Bahn transportiert wurden; falls sie nicht in Westsibirien siedeln wollten, wurden sie nach Tomsk weitergeleitet. Tjumen wurde von 1883 bis 1900 von ½ Million freiwilliger Siedler passiert, von denen über 80% in Westsibirien, und zwar meist im Gouvernement Tomsk sich ansiedelten.

Die Hungersnot 1891/92, die Hunderttausende dahinraffte, ließ die Siedlungsbewegung besonders anschwellen. Den stärksten Einfluß auf sie aber übte fortan die Eröffnung der Sibirischen Bahn im Jahre 1892 aus, deren Leitung die Sorge für die Ansiedler während der Reise und für ihre erste Einrichtung übernahm. Sie förderte die Übersiedlung durch bedeutend ermäßigte Tarife, hatte sie doch ein großes Interesse an einer dichteren Besiedlung des der Bahn anliegen-



den Landes. Die meisten Übersiedler wurden nun über die Strecke Samara—Slatousk nach Tscheljabinsk geleitet. Die Perm-Tjumen-Strecke verlor ihre Bedeutung. Mit der Ostverlegung der Sibirischen Bahn vergrößerte sich auch der Siedlerstrom: innerhalb der ersten fünf Jahre nach ihrer Eröffnung passierten 600 000 Kolonisten Tscheljabinsk. Der Durchschnitt der in diesen Jahren nach Sibirien Verbannten betrug 16 000 Mann, von denen ein großer Teil im Gouvernement Tobolsk blieb.

Einen interessanten Einblick in die Veränderung der Wanderbewegung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt eine Aufstellung über die aus dem Gouvernement Poltawa Ausgewanderten:

In den Jahren:	Nach Südrußland und Nord-Kaukasus:	Nach Sibirien und Kirgisien:	Nach anderen Gebieten
1860—1876	89,1%	0,1%	10,8%
1877—1893	64,8%	14,6%	20,6%
1894—1900	13,0%	87,0%	—

Den Kern der Ansiedler aber bildeten immer noch die Kosaken. Ihr Territorium umfaßte damals etwa 5 Mill. ha und eine Bevölkerung von 131 000 Seelen. Ihre Hauptmasse bestand aus Großrussen, ein kleiner Teil aus Ukrainern, Mordwinen und anderen. Sie beschäftigten sich mit Ackerbau, Viehzucht und Fischfang. Sie waren jedoch viel zu schwach, um einen festen Grenzwall gegen den gelben Volksdruck zu bilden. Dazu bedurfte es erheblicher Verstärkung durch neue Siedler aus dem Westen. Wohl erkannte der russische Staat diese Notwendigkeit, doch waren die Mittel, mit denen er die russische Besiedlung vor allem des Fernen Ostens zu erreichen hoffte, völlig unzureichend. Der russische Bahnbau, der vor allem das Rückgrat für diese Besiedlung abgeben sollte, erwies in seinem östlichen Teile bald eine erheblich größere Anziehungskraft auf Chinesen und Koreaner als auf Russen. Denn sie fanden als billige, willige und anspruchslose Kulis, Händler und Ackerbauer dort ein besseres Fortkommen als in ihrer menschenüberfüllten Heimat. Dieses gelbe, sehr viel besser unterbaute Kosakentum stützten bald auch die Japaner. Das Fehlen einer genügend starken russischen Bevölkerung, die mangelnde innere Bindung der expansiven russischen Asien-Politik (erst 1913 Eröffnung der Amur-Bahn!) waren auch die Hauptursachen des militärischen Mißerfolges Rußlands in der Mandschurei im Kampfe gegen Japan. Zu spät wies Stolypin auf diese Gefahren und auf die Denkschrift eines chinesischen Würdenträgers hin, in welcher stand: „Wie ein Baum ohne Rinde austrocknen muß, so muß auch ein Staat ohne starke Grenzen aufhören, eine Macht zu sein." Es gäbe nur eine wirksame Maßregel, eine menschenarme Grenze zu befestigen: sie zu besiedeln. Eignet sich der so locker in seinem Boden wurzelnde Russe überhaupt dazu? Ist es möglich, ihn wieder zur zähen Verteidigung einer eigenen Scholle zu bringen? War es nicht ein Fehler der bolschewistischen Regierung, das alte landeigene Kosakentum zu zerstören und die staatliche wirtschaftliche Organisation, den kollektiven Landarbeiter, den Städtesiedler, die militärische Garnison an seine Stelle zu setzen? Wir werden darauf noch weiter unten zurückkommen.

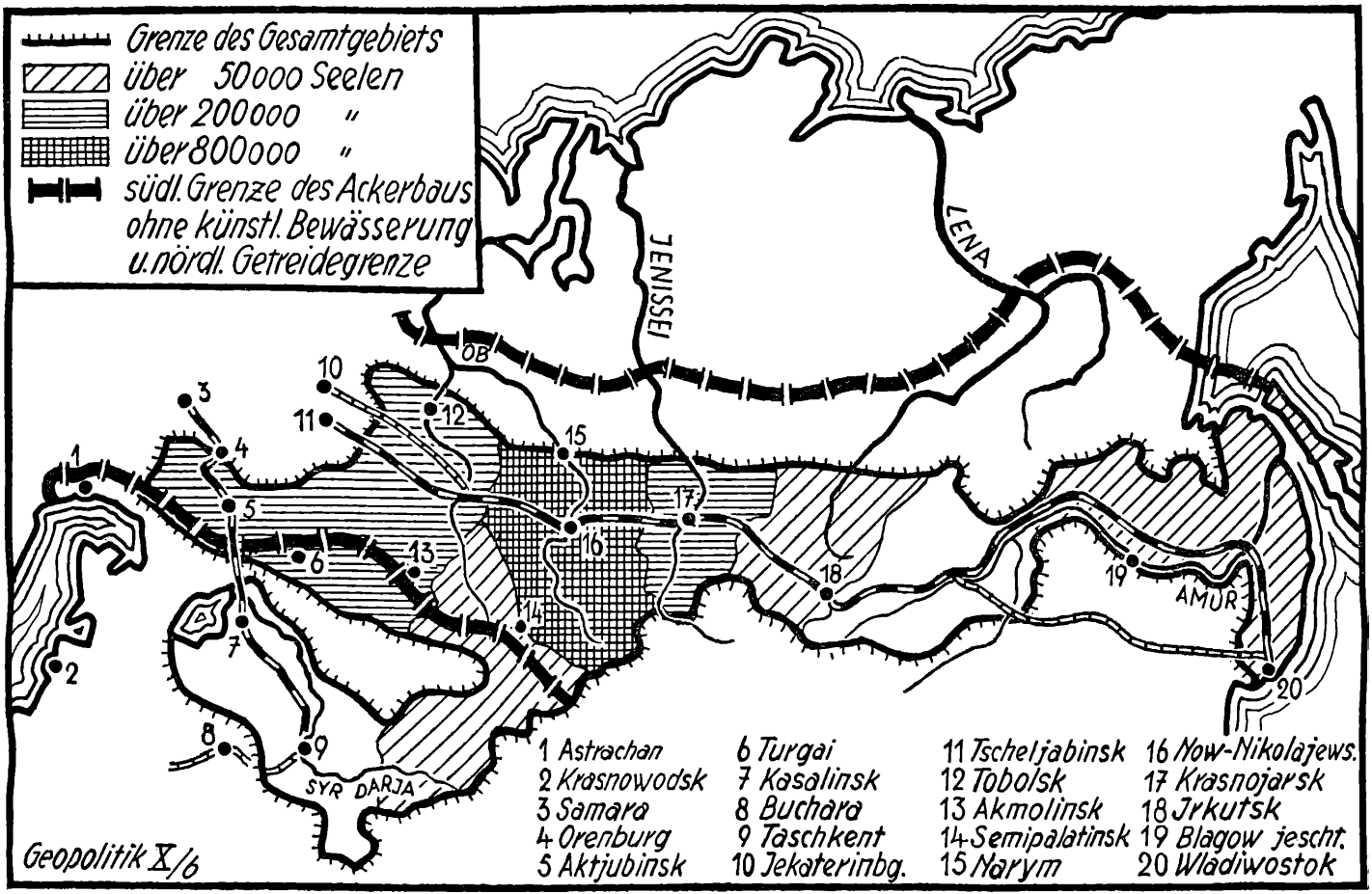
Die nach Zentralasien gerichtete Kolonisationsbewegung hatte anfangs von der sibirischen Linie, später von der Orenburger Linie aus begonnen. Sie hatte rein militärischen Charakter und verwandelte sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts in ein mühsames und verlustreiches Vordringen den Syr-darja aufwärts und der Linie der heutigen Turksib-Bahn entlang in Richtung Taschkent—Bochara. Ein weiteres militärisches Vorgehen erfolgte dann von

dem 1869 erbauten Krasnowodsk aus gegen Chiwa und Turkmenien. Gegen Ende der 80er Jahre war schließlich das ganze Gebiet bis zu den heutigen Grenzen unterworfen.

Die Übersiedlung von Bauern in die Kirgisensteppen begann um die Mitte der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts (Uralsk, Turgai, Akmolinsk, Semipalatinsk) und setzte sich vom Jahre 1875 ab aus nordöstlicher Richtung gegen das Syr-darja-Gebiet fort. Auch sie erfuhr eine besondere Belebung durch die Eröffnung der Sibirischen Bahn. In diesen Trockengebieten stieß der russische Bauernsiedler auf große Schwierigkeiten, die mit ganz anderen technischen und wirtschaftlichen Mitteln bewältigt werden mußten, als sie der aus dem Westen kommende Kolonist mitbrachte. Er stieß hier auf eine überlegene, auf tausendjähriger Erfahrung beruhende einheimische Kultur. Weiser Wasserhaushalt, Vervollkommnung des trockenen Ackerbaues mit einer den örtlichen Verhältnissen angepaßten Viehzucht, sind die Hauptforderungen dieser klimatisch für eine Agrarkolonisation größeren Stiles so wenig geeigneten Gebiete. Die Mißerfolge dieser ersten Besiedlung führten zu einem Verbot der Einwanderung nach Turkestan für 15 Jahre. In den Jahren 1896 bis zum Weltkriege siedelten sich in den Kirgisensteppengebieten etwas über eine Million meist aus den südlichen Schwarzerde-Rayonen Rußlands kommender Bauern an, in Turkestan dagegen nur einige 80 000. Hand in Hand damit ging eine Wegnahme und Verringerung des Kirgisenweidelandes von etwa 18 Mill. ha. Damit waren aber auch die für eine landwirtschaftliche Kultur ohne größere Meliorationen brauchbaren Böden großenteils besetzt. Der russische Bauer zeigte eine große Anpassungsfähigkeit, vermochte er doch im Anbau durchweg die Jahres-Isohyete von 300 mm zu überschreiten und in Ostkasakstan fast bis zu der von 200 mm vorzudringen (siehe Karte 2). Für die außerordentlichen Schwierigkeiten der Kolonisation in diesen Trockengebieten aber spricht die in der gleichen Zeit festgestellte Zahl von fast 300 000 Rückwanderern.

In Turkestan suchten sich die russischen Siedler vor allem die feuchteren und kühleren Landstriche von Fergana und der Höhenzone des Syr Darja aus. Ihre Masse blieb in den Provinzen Semirjetschie und Syr Darja, ihre Zahl gering: nur eine halbe Million Russen standen vor dem Kriege 8 Millionen Eingeborenen gegenüber. Die natürliche Vermehrung der Bevölkerung aber war bei den Eingeborenen erheblich geringer als bei den Russen und bei diesen wieder höher als bei den Russen Europäisch-Rußlands, eine Erscheinung, die wir fast durchweg im Kolonisationsland beobachten. Auch hier steigt ferner auffallend die Zahl der Bevölkerung der Städte, in die sehr bald auch die Eingeborenen in größerer Zahl streben, die infolge Weidelandverlustes dort ihr Fortkommen suchen.

Die Auswanderung nach Asien zeigte deutlich ihre günstigen Auswirkungen auf die Agrarverhältnisse in Europäisch-Rußland, wo die Bauernunruhen 1902 und 1905/6 schon recht bedrohlichen Charakter angenommen hatten. Unruhige Elemente wurden so entfernt und die Bevölkerung verdünnt. Diese war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus Gründen, die wir oben berührten, und infolge natürlichen Zuwachses, trotz Hungersnöten, Verwaltungsdruck und sich immer empfindlicher fühlbar machenden „Landmangels", außerordentlich an-


Grenze des Gesamtgebiets
über 50000 Seelen
über 200000 "
über 800000 "
südl. Grenze des Ackerbaus ohne künstl. Bewässerung u. nördl. Getreidegrenze
JENISSEI
LENA
OB
AMUR
SYR DARJA
1 Astrachan
2 Krasnowodsk
3 Samara
4 Orenburg
5 Aktjubinsk
6 Turgai
7 Kasalinsk
8 Buchara
9 Taschkent
10 Jekaterinbg.
11 Tscheljabinsk
12 Tobolsk
13 Akmolinsk
14 Semipalatinsk
15 Narym
16 Now-Nikolajews.
17 Krasnojarsk
18 Irkutsk
19 Blagow jescht.
20 Wladiwostok
Geopolitik X/6

gewachsen. Es sei hier kurz auf die erste richtiggehende Zählung der russischen Bevölkerung im Jahre 1897 hingewiesen, weil sie die ersten einigermaßen — auch sie ist mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen! — zuverlässigen Schlüsse gestattet und die Ausgangsbasis für die Betrachtung der weiteren Entwicklung bietet.

	Groß-Russen	Klein-Russen (in Tausend)	Weiß-Russen
Europ. Rußland	48 559	20 414	5 823
Polen	267	335	29
Kaukasus	1 830	1 306	20
Sibirien	4 424	223	12
Mittelasien	588	102	1

Während die Weißrussen fast nur in geschlossenen Massen in ihrem Stammlande siedeln, haben die Großrussen und Ukrainer sich in breitem Strome über das asiatische Kolonialland verteilt. Die Großrussen bilden vier Fünftel der sibirischen Gesamtbevölkerung, sind dagegen verhältnismäßig gering in Mittelasien. Die Ukrainer haben vornehmlich die ihnen besser zusagenden Steppengebiete des Nordkaukasus, Mittelasiens und des westlichen Sibirien sowie des Fernen Ostens als Hauptansiedlungsgebiete gewählt.

Die Gesamtzahl der Bevölkerung des Russischen Reiches betrug 1897 129 Mill.; sie hatte sich also seit der Mitte des 19. Jahrhunderts fast verdoppelt. Die Stadtbevölkerung machte 13% der Gesamtbevölkerung aus, hatte sich also in diesem Zeitraume verdreifacht, wenn sie auch noch lange nicht in dem Maße wie die Stadtbevölkerung des westlichen Europa gewachsen war.

Der Russisch-Japanische Krieg mit seinen Folgeerscheinungen hat die Wanderbewegungen nach dem Osten weiterhin tiefgehend beeinflußt. Während der Kriegsdauer brauchte man die sibirische Bahn zu militärischen Zwecken; daher schrumpfte die Auswandererzahl erheblich zusammen. Hatte sie in den Jahren 1897 bis 1903 durchschnittlich 155 000 betragen, so 1904/5 nur 90 000. Dieser Krieg zeigte dem russischen Staat die Unerläßlichkeit einer sehr viel stärkeren europäischen Besiedlung in Asien, deren planmäßige Leitung nunmehr mit großen Mitteln von ihm in die Hand genommen wurde. So kam es in den folgenden Jahren zu einer Massenwanderung größten Stiles; sie erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1908, in dem fast 759 000 Menschen nach Sibirien übersiedelten, und betrug im ganzen in den Jahren 1896—1909 3,6 Millionen.

Die größte Anziehungskraft für die Auswanderer hatten die nördlichen Kirgisensteppen und das Altaigebiet. Der Besiedlungsstreifen war im Westen Sibiriens breit und lief gegen den Baikalsee zu spitz aus. Trotz mannigfacher Vergünstigungen wanderten in der angegebenen Zeit nur etwa 300 000 Menschen in das Transbaikalgebiet. Von den nach Sibirien Ausgewanderten siedelten sich 95% am Altai und in Westsibirien an; im Steppengebiet wurden die Schwarzerde- oder ihr nahe Böden weitaus bevorzugt, und in Turkestan ließen sich 78% der Siedler im Semiretschensker Gebiet und dem Ostteil des Kosaken- und Kirgisenlandes nieder.

Von nun an begann die Auswandererzahl wieder zu fallen, wozu die sibirische Hungersnot im Jahre 1911 (61% Rückwanderer!) und die Besserung der Lebensbedingungen im europäischen Teil (Agrarreform) beitrug; sie erreichte 1913 nicht mehr eine Viertelmillion. Die Siedler suchten möglichst solche Gebiete auf, die der Heimat ähnliche Bedingungen aufwiesen; die Taiga wurde vom Bauern aus Mohilew, Smolensk und Minsk gerodet; die Bauern von Poltawa wandten sich mehr der Akmolinsker Steppe zu, und die aus den Grassteppen des Gouvernements Samara kommenden Auswanderer besiedelten das Turgaigebiet.

Jetzt aber macht sich besonders bemerkbar das Mißverhältnis zwischen der Steppen- und Waldzone im europäischen und asiatischen Teil: breit und dichtest bevölkert hier, nach Asien sich sehr verengend, wenn man das Gebiet der künstlichen Bewässerung außer acht läßt — die Steppe, sehr viel weniger übervölkert und nach Asien sich verbreiternd — der Wald. Die Hauptsiedlungsgebiete in Asien liegen in der Waldregion; die Hauptmasse der Siedler aber kommt aus den Schwarzerdegebieten und geht nicht oder nur zu einem verschwindend geringen Teil in die Taiga. Die Grenzen des Fassungsvermögens der asiatischen Gebiete beginnen sich zu zeigen.

Und noch eine Erscheinung charakterisiert die Umsiedlung dieser Periode, nämlich die Rückverlegung der Abwanderung nach Westen. Bis 1897 lieferte der Osten des europäischen Rußland 28%, die Mitte 48%, der Westen 23%. Von diesem Jahre ab bis zum Beginn des Weltkrieges gab der Osten 19, die mittleren Gebiete 32, der Westen dagegen 48% der Übersiedler nach Russisch-Asien. Die Bewegung ergriff somit besonders stark Litauer, Weißrussen und westliche Ukrainer. Die Ausgangs- und Ansiedlungsgebiete sowie Hauptwanderstrecken zeigen die beigefügten Karten 1 und 2. Beachtenswert ist auch die Bevölkerungsverschiebung zuungunsten des einheimischen Elementes in Sibirien, die aus folgender Tabelle hervorgeht:

	Eingeborene	Russen und andere Ausländer (in Tausend)	Gesamt
1796	363	576	939
1858	648	2 288	2 936
1897	871	4 890	5 760
1911	973	8 393	9 366

Auch die deutschen Kolonisten waren von der Übersiedlungsbewegung ergriffen worden. Sie wanderten über 100 000 Mann, über den Ural, um sich im Gebiete von Tscheljabinsk, Orenburg, in Kasakstan und vor allem in Westsibirien niederzulassen.

Was der Zeit nach 1905 ein besonderes Gepräge gab, waren die Auswirkungen der Stolypinschen Reform, die einen völligen Umschwung in der Politik gegenüber der Feldgemeinde herbeiführte. Der bäuerliche Gemeinschaftsbesitz wurde zerschlagen, eine Feldregulierung und Flurbereinigung begonnen, die neu entstandenen Höfe den Bauern als Eigentum zugewiesen und die wirtschaftlich kräftigsten Bauern besonders gestützt. Die Möglichkeit, den Landanteil zu ver-

kaufen, räumte das Haupthindernis für die Auswanderung fort; der Kleinbauer verkaufte sein Land dem kapitalkräftigeren Großbauern, eine starke soziale Differenzierung setzte ein, die auch den Weg zu einer gefährlichen Proletarisierung des Bauern bereitete, die Bodenerträge steigerten sich; das Bedürfnis an landwirtschaftlichen Maschinen belebte die Industrie, die ihrerseits wieder einen großen Teil der überzähligen bäuerlichen Arbeitskräfte an sich zog. Man hatte entschlossen und rücksichtslos einen Weg beschritten, auf dem eine erhebliche Milderung der immer bedrohlicher werdenden agrarischen Übervölkerung durch kolonisatorische Übersiedlung in die asiatischen Gebiete, durch Intensivierung der Landwirtschaft und industriellen Ausbau möglich erschien. Die starke Abnahme der Übersiedlung nach Sibirien in den letzten Jahren vor dem Weltkriege veranlaßte die Regierung, auch dort einen grundlegenden Wandel ihrer Siedlungs- und Agrarpolitik eintreten zu lassen, durch die Entwicklung des Privateigentums und den Ausbau des Verkehrsnetzes dieses Kolonialland und besonders seine Grenzmark fester an das Reich zu binden. Es blieb aber bei dem Ansatz; die neue wirtschaftliche Politik mußte an ihrem inneren Widerspruch scheitern.

Sie hatte im Innern einen schwer überbrückbaren Gegensatz mit der durch die Proletarisierung des Kleinbauern verstärkten Arbeiterschaft geschaffen, hatte aus der Gesamtheit des Volkes und der Wirtschaft einen Teil herausgeschlagen und einseitig kapitalistisch aktiviert, ohne andere lebenswichtige Zweige entsprechend zu berücksichtigen, immer mehr gestützt auf fremdes Kapital und geleitet von ihm; sie war begleitet von einem staatswirtschaftlichen Nationalismus, einer imperialistischen Ideologie, einer Außenpolitik, die in keinem Einklang mit den wahren Kräften des Landes und Staatswesens standen, die durch ihre unbestreitbaren Erfolge von den Staatslenkern in verhängnisvoller Weise überschätzt wurden. Der Weltkrieg setzte der Ausführung aller dieser Pläne ein Ende.

Der russische Volksdruck hatte zu Beginn des Weltkriegs einen Zustand erreicht, der immer bedrohlichere Formen anzunehmen begann: im Landesinnern, an der Westgrenze und über die Landesgrenze hinaus. Hatte man nach den Jahren 1905/06 dem Druck des Landvolks durch die Agrarreform, großzügige Kolonisation, Freigabe vor allem der Kabinettsländereien in Sibirien ein Ventil öffnen können, jetzt gab es so etwas nicht mehr. Wohl stellte Stolypin fest, daß Russisch-Asien noch genügend Land besitze; freilich mußte es erst durch Waldrodung und Entwässerung, Steppenbewässerung, Ausbau der Verkehrswege, also durch ungeheure Meliorationsarbeiten gewonnen werden, die ebenso gewaltige finanzielle Mittel erforderten. Diese aber hatten keine Aussicht, sich bei der extensiven Landwirtschaft zu rentieren.

Der bekannte russische Wirtschaftler Kaufmann schrieb kurz vor dem Weltkrieg, die Übersiedlung könne im günstigsten Falle nur für kurze Zeit den weiteren Verfall bäuerlichen Wohlstandes aufhalten. Die Kolonisation zögere nur die Krankheitskrisis hinaus. Ein Ausweg sei nur zu sehen in einer Intensivierung der Wirtschaft. Der Massenträgheit gegenüber aber könne man hierbei nur durch Zwang etwas erreichen. Die Lage der Siedler würde bald sehr viel stabiler werden, wenn ihre landwirtschaftliche Tätigkeit auf rationelleren Boden gestellt würde; aber wenn die Hebung der Gesamtkultur der Bevölkerung und der Agrarhilfe

das ermögliche, entfalle auch an den Orten des Ausgangs der Übersiedler, wenigstens für ihre Hauptmasse, der Zwang zur Übersiedlung selbst. Wie klar übersahen damals schon einige Leute das Problem!

Einen kurzen Blick noch auf die russische Übergrenzwanderung, die in einem ursächlichen Zusammenhang mit dieser politischen Entwicklung und damit auch der Binnenwanderung steht. In den beiden Jahrzehnten vor Beginn des Weltkrieges verließen die russische Grenze etwa 2½ Mill. Menschen, meist Juden und Polen und vielleicht 8% Russen; sie gingen vor allem nach Amerika. Die Zahl der Russen stieg bis zum Kriege merklich an. Sie setzten sich größtenteils aus landlosen Bauern der westlichen, zentralen und südöstlichen Gouvernements zusammen. Auffallend ist, daß es in fast allen Provinzen, in denen Industriezentren entstanden waren, weder eine Übergrenz- noch eine Binnenwanderung gab. Eine andere Übergrenzwanderung: die Saisonauswanderung russischer landwirtschaftlicher Arbeiter nach Deutschland, die vom Jahre 1898 mit 71 000 auf 850 000 im Jahre 1913 gestiegen war. Etwa ebenso viele wurden 1914 in Deutschland vom Kriege überrascht.

Die Gesamtbevölkerung Rußlands hatte von 1897 bis zum Beginn des Weltkrieges um über 40 Millionen zugenommen, davon in Russisch-Asien allein um 8 Millionen. Die Hauptwanderjahre zeigten die stärkste Geburtenzunahme, und diese wieder stieg in ihrer geographischen Verteilung von Westen nach Osten an. Von 1900 bis 1914 nahm die Gesamtanbaufläche um 10% zu; allein in Westsibirien und im Kirgisensteppengebiet wurden 20 Millionen Desjatin neu dem Anbau zugeführt. Der Ernteertrag stieg um 20%, die Bevölkerung aber um 30%. Die Erschließung der Kolonisationsgebiete des Ostens vermochte also lange nicht mit der Beschleunigung der Bevölkerungszunahme Schritt zu halten. Überblicken wir kurz noch einmal die zahlenmäßige Verschiebung der Gesamtbevölkerung vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Weltkriege, so können wir folgende Zahlen festhalten: Gesamtbevölkerungszuwachs etwa 135 Millionen; Abwanderung von Europa nach Russisch-Asien etwa 7 Millionen; Steigerung des Anteiles der Stadtbevölkerung von 4 auf 20% der Gesamtbevölkerung.

In einem zweiten Aufsatz wollen wir uns der weiteren Entwicklung vom Beginn des Weltkrieges ab zuwenden. *Fortführung im Juliheft.*

GUSTAV FESTER:

Polarpolitik II[1])

Nordpolargebiet

Der in seinen Bestimmungen etwas unklare dänisch-norwegische Vertrag über Ostgrönland hatte eigentlich noch für eine Reihe von Jahren Burgfrieden vorgesehen. Beide Länder haben aber in den Jahren 1931/32 durch die Entsendung von mit Polizeigewalt ausgestatteten Expeditionen vollzogene Tatsachen geschaffen, wobei offenbar die Absicht war, eben hierdurch den Streit vor das Haager Schiedsgericht zu bringen. Die von Norwegen annektierten Küstenteile erstrecken sich von 60° 30′ bis 63° 40′ und (unter Respektierung der altdänischen Mittelzone) von 71° 30′ bis 75° 40′; namentlich letzteres Gebiet soll durch Eisfreiheit und Wildreichtum besonders wertvoll sein. Die Verhandlungen im Haag, bei denen die Streiter mit ihren Argumenten bis in die nordgermanische Heldenzeit zurückgingen, fanden Ende vergangenen Jahres statt, und die Entscheidung, mit der sich beide Parteien von vornherein einverstanden erklärten, ist am 5. April mit 12:2 Stimmen zugunsten Dänemarks erfolgt; die norwegischen Fischereirechte bleiben vertraglich noch bis 1944 geschützt. Nebenbei sei übrigens bemerkt, daß auch im isländischen Althing Besitzrechte auf die Grönlandküste erörtert wurden.

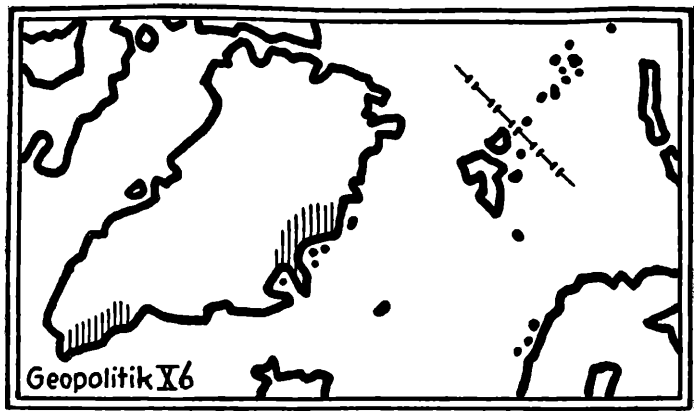
Im übrigen kann das arktische Gebiet als endgültig aufgeteilt gelten, wenn auch die russische Souveränität über Franz-Joseph-Land von Norwegen noch nicht anerkannt zu sein scheint. Zum mindesten besteht eine Divergenz hinsichtlich der westlichen Abgrenzung, da die Russen den 30° O beanspruchen, womit zwei kleine, unzweifelhaft zu Spitzbergen gehörige Inseln in ihr Gebiet fallen würden; eine dritte, die Victoria-Insel, liegt näher an Franz-Joseph-Land und wurde von Rußland im April 1933 annektiert. Rußland hat seinen Sektor durch teilweise tatsächliche Verwaltungsübernahme (Franz-Joseph-Land, Nowaja-Semlja, Nordland, Neu-Sibirien) weiter aufgeschlossen und auch wertvolle geographische Arbeit geleistet, wobei eine Reihe von Inseln neu entdeckt wurden; von den verschiedenen Expeditionen sei in erster Linie die deutsch-russische Zeppelinfahrt zum Nordland und die nordwestliche Durchfahrt des Eisbrechers Sibirjakow erwähnt, bei der die genannte Inselgruppe zum ersten Male nordwärts umschifft wurde.

Südpolargebiet

So wie vor etwa 100 Jahren die Robbenschlägerei die erste große Periode der Südpolarforschung zur Auslösung gebracht hatte, ist die etwa 1892 mit Larsen einsetzende antarktische Aktivität der Gegenwart auf das engste mit der Entwicklung der Walfischfängerei verbunden. Daß nun diese Aktivität in der Nachkriegs-

1) Vgl. Jahrg. 1930, S. 800.

zeit besonders gesteigert wurde, dafür sind die Gründe letzten Endes in den Errungenschaften der technischen Chemie zu suchen. Ausgehend von den Verfahren des Deutschen Norman (nomen est omen) zur katalytischen Fetthärtung war schon während des Krieges in Dänemark Margarine aus hydriertem Walfischtran hergestellt worden. Die folgenden Jahre brachten dann einen ungewöhnlichen Aufschwung der Kunstbutterindustrie und damit eine starke Nachfrage des Margarinetrustes nach billigstem Ausgangsmaterial, in erster Linie Tran und Sojabohnenöl. Nutznießer dieser Entwicklung waren nun wieder die norwegischen Walfänger, und es sind bis zum Beginn der Wirtschaftskrise außerordentlich große Summen



Von Norwegen in Grönland annektiert.

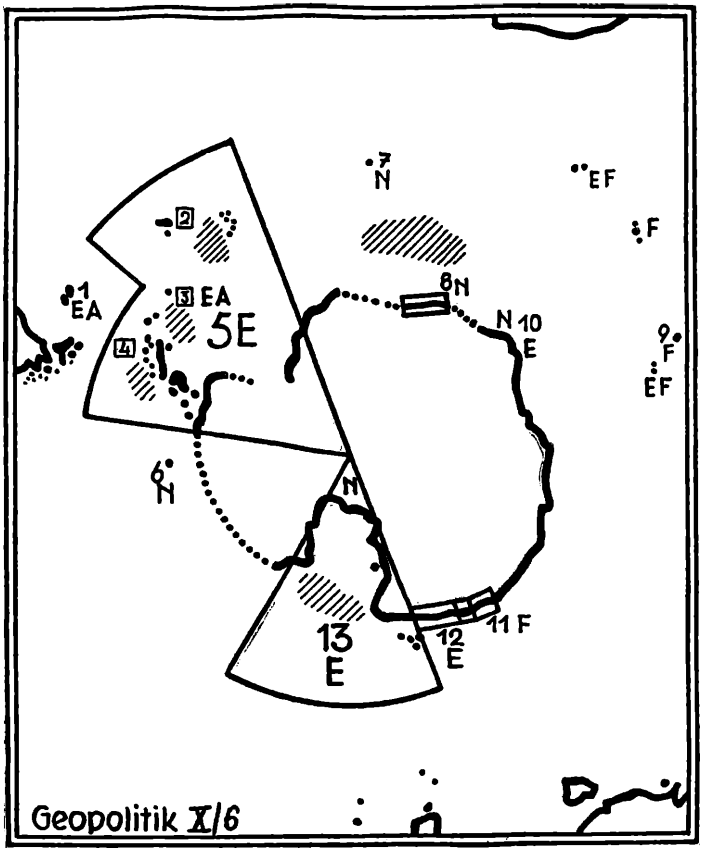
Von Rußland als westliche Begrenzung gefordert.

1. Strittige Zonen in der Arktis.

aus der Tätigkeit der Fangflotten in das Land geströmt; eine der älteren Gesellschaften hat im Durchschnitt von 25 Jahren jährlich 30% Gewinn verteilen können. Die Zahl der in der ganzen Welt erlegten Wale ist innerhalb von 10 Jahren (1919/20 bis 1928/29) von 11000 auf fast 28000 gestiegen und die Ölausbeute von 400000 auf fast 1,9 Millionen Faß; im gleichen Zeitraum wuchs der norwegische Anteil von 52 auf 65% der Produktion.

Während der genannten Periode ist nun das Fanggebiet der begehrten Cetaceen immer mehr vom Norden nach der Südzone verlegt worden, die 1928/29 bereits 87% der Weltproduktion lieferte. Aber auch innerhalb dieses Gebietes machte sich in den letzten Jahren eine erhebliche Verschiebung bemerkbar, indem die Walbestände sich mehr und mehr an den Rand des Packeises oder sogar hinter die erste Packeislinie zurückzogen. Damit haben naturgemäß die subantarktischen Landstationen erheblich an Bedeutung verloren, selbst die 5 Faktoreien von Südgeorgien, während Kerguelen längst verlassen ist und auch die Station von Bahia

del Fondo[1]) bei Comodore Rivadavia nach einjähriger Tätigkeit wieder aufgegeben wurde.



2. Besitzverhältnisse in der Antarktis.

1	Falklandinseln.	2	Süd-Georgien.
3	Süd-Orkneyinseln.	4	Deception-Insel.
5	Falklands Dependencies.	6	Peter I.-Insel.
7	Bouvetinsel.	8	Ragnhildland.
9	Kergueleninsel.	10	Enderbyland.
11	Adélieland.	12	Georg V.-Land.

13 Roßsektor.

Besitz oder Besitzanspruch:
A Argentinien. E England. F Frankreich. N Norwegen.
Umrahmte Ziffern: Zentren der Walverarbeitung. Gestrichelt: Hauptfanggebiete.

1) Ursprünglich befand sich dort eine Robbenschlägerei, während heute die Robben im argentinischen und chilenischen Gebiet Schutz genießen, nicht nur die fast ausgerottete Pelzrobbe (Arctocephalus Forsteri), sondern auch die nur des Tranes wegen gejagte Otaria jubata, von der Verf. noch Herden bis zu 2000 Stück beobachtet hat. Von gewisser Wichtigkeit ist noch die Jagd auf See-Elefanten auf Süd-Gorgien, doch spielt die Robbenschlägerei als ganzes neben der Walfängerei nur eine geringe Rolle.

Heutzutage wird die Arbeit der Zerlegung des Wales in der Hauptsache von schwimmenden Faktoreien durchgeführt (es waren deren bis zu 43 gleichzeitig tätig), mächtigen Mutterschiffen von 10000 bis 22000 t, welche die Stücke des Wals mit Hilfe einer vom Heck emporführenden schiefen Ebene aufwinden und ihn in Autoklavenbatterien in weniger als einer Stunde in Öl und Guano verwandeln. Die wichtigsten Zentren, wo die Faktoreien vor Anker lagen, waren zunächst der ausgezeichnete Naturhafen des Deception-Kraters (der im Südsommer auch befeuert ist) sowie die Signy-Insel der Süd-Orkney-Gruppe. Heute gehen die Mutterschiffe mit ihren Fangflottillen in der Regel noch weiter südwärts, d. h. zu beiden Seiten des Graham-Archipels, im afrikanischen Sektor und im Roßmeer zum Rand des Packeises oder hinter dessen erste Linie, wo noch reichliche Walbestände vorhanden sind und ruhige See die Verarbeitung erleichtert.

Der Höhepunkt der Walindustrie wurde dann etwa 1930 überschritten; nachdem infolge der Weltkrise der Margarinetrust den Ankauf von Tran einstellte, kam der größte Teil der blühenden Fangindustrie zum Erliegen; als der Verfasser im Februar d. J. die Süd-Orkneys besuchte, war in dem Gebiet der Weddel-See (bei 64° S) nur mehr eine einzige Faktorei tätig, gegen wenigstens 3 oder 4 (neben mindestens 15 bei Deception) in früheren Jahren. Zudem werden mehr und mehr Stimmen laut, die eine internationale Regulierung — etwa durch den Völkerbund — der Waljagd fordern, um ein Aussterben der wertvollen Cetaceen zu verhindern. Die Fahrt des englischen Forschungsschiffes Discovery II, das seit zwei Jahren rings um das Packeis geistert, gilt in erster Linie dem Bestreben, die Grundlagen für eine planmäßige Bewirtschaftung der Walbestände zu schaffen. Bemerkt sei übrigens, daß schon die technische Vervollkommnung der schwimmenden Faktoreien insofern schonend gewirkt hat, als die Ausbeute der Norweger auf über 100 Faß je Wal gestiegen ist.

Betrachten wir nun noch die polarpolitischen Auswirkungen, so zeigt ein Blick auf die Skizze 2, daß die eigentümliche Gestalt der beiden von England 1908 bis 1926 annektierten Sektoren, die mehr See als Land umfassen, gerade durch die Rücksichtnahme auf den Walfang bedingt wurde; seit Larsen die Cia. Argentina de Pesca auf Südgeorgien installiert hatte, ist die englische Flagge sukzessive den Walfängern gefolgt. Der englisch-argentinische Streit um Falklandinseln und Falklands Dependencies ist auch heute noch unentschieden, wenn er auch selten das latente Stadium verläßt. Manchmal führt er zu merkwürdigen Konsequenzen, so dieses Jahr, wo die mit Zentenarbriefmarken der Falklands freigemachte Korrespondenz in Argentinien mit Strafporto belegt wird. Auf der meteorologischen Station von Laurie (Süd-Orkneys) weht die blauweiße Flagge, und der offizielle Name lautet: „Territorios Argentinos Australes", während der Kapitän der Discovery bei einem Bankett zu Ehren der Meteorologen taktvoll jede Erörterung durch einen Toast auf beide Staatsoberhäupter vermied. Andererseits wurde ge-

legentlich von der Kommission verlangt, daß sie die Erlaubnis zum Landen auf Laurie beim Falklands-Gouvernement einhole, wie auch gegen Errichtung der drahtlosen Station protestiert wurde. Tatsächlich stehen die englischen Ansprüche auf nicht allzu starken Füßen, zumal da ja die Souveränität auch außerhalb der Dreimeilenzone im ganzen Sektor ausgeübt wird — an Bord jeder schwimmenden Faktorei befindet sich ein englischer Zollbeamter, der 2 Sh. für das Faß Tran vereinnahmt. So erwünscht diese erheblichen Summen auch für die Falklandsregierung sind, müßte diesen Rechten doch auch die Erfüllung von Pflichten gegenüberstehen, womit erst jetzt mit der Fahrt der Discovery der Anfang gemacht wurde. Mindestens aber sollten von England die argentinischen Rechte auf Süd-Orkney anerkannt werden, die in fast 30jähriger Arbeit zum Wohl aller das Südmeer befahrenden Nationen erkämpft wurden. Die Station, welche als einzige im 7. Erdteil das ganze Jahr hindurch beobachtet, ist zwar von dem Schotten Bruce begründet worden, wird aber seit 1904 ausschließlich auf Kosten der argentinischen Regierung unterhalten (die Leiter waren meist argentinische Bürger deutscher Abstammung), und durch argentinische Schiffe wurden die Küstengewässer vermessen.

Hinsichtlich der übrigen Antarktis ist nur soviel zum ersten Aufsatz nachzutragen, daß die englische Expedition unter Mawson den Roßsektor durch Annexion der Küste von 160° bis 140° O ausgedehnt hat (Georg-V.-Land), wodurch eine Überschneidung mit den französischen Ansprüchen auf Adélie-Land entstanden ist. Ferner wurde zwischen Enderby- und Kempland die Flagge gehißt, womit wohl weiterem Ausdehnungsbestreben der Norweger vorgebaut werden sollte, zumal dort ausgezeichnete Walgründe aufgefunden wurden. Norwegen hat seinerseits etwas weiter westlich bei Kap Ann die Flagge gehißt und ferner das neu entdeckte Ragnhild-Land von 24° 15′ bis 33° 30′ annektiert; zur Anlage von Landstationen, deren man ja heute nicht mehr bedarf, kommt allerdings das Gebiet ebensowenig in Frage wie die früher annektierte Bouvet- und Peter-I.-Insel. Die norwegischen Expeditionen standen in der Hauptsache unter der Leitung von Riiser-Larsen (neben Wilkins), des erfolgreichsten Südpolarforschers der Gegenwart. Unter seiner Leitung steht auch die einzige Expedition, die, von der Discovery abgesehen, im internationalen Polarjahr 1932/33 in der Antarktis arbeitet. Es ist zu hoffen, daß der kürzlich gemeldete Verlust seines Expeditionsschiffes die Lösung des großen Problems — in positivem oder negativem Sinne — eines Zusammenhangs zwischen Weddell- und Roßmeer nicht beeinträchtigen wird.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Es gibt Zeiten, in denen sich die politischen Vorgänge in den einzelnen Ländern scheinbar ohne Zusammenhang untereinander abspielen; es gibt andere, in denen die wechselseitigen Abhängigkeiten — die immer vorhanden sind — mit besonderer Deutlichkeit hervortreten; unter diesen wieder kurze Perioden, in denen alles politische Geschehen in wenigen Brennpunkten zusammenstrahlt und dadurch eine Sichtbarkeit gewinnt, die auch den zur Aufmerksamkeit zwingt, der sich im allgemeinen im Schatten seines Kirchturms gedeckt fühlt. Solche Perioden nennt man Krisen. Durch eine solche Krise ist die europäische Welt Mitte Mai gegangen; Mittelpunkt dieser Krise war Deutschland.

Die außenpolitische Lage des Deutschen Reiches der Neuzeit — das von allen europäischen Staaten bekanntlich die größte Zahl von Nachbarn hat — ist niemals einfach gewesen und kann nicht einfach sein. In früheren Jahrhunderten war das anders. Das mittelalterliche Deutsche Reich genoß ein hohes Maß von außenpolitischer Druckfreiheit: einmal durch den Besitz ausgedehnter Glacislandschaften im Westen und Süden, dann durch die Bewegungsfreiheit im Osten, wo nur alle paar Jahrhunderte von Asien her Gefahren drohten (Ungarn, Mongolen), während die nächsten Nachbarn kulturell unterlegene, zahlenmäßig schwache Völker waren. Diese Freiheit von außenpolitischem Druck erklärt vieles an der innerdeutschen Geschichte jener Zeit; sie erst hat jene „deutsche Libertät" ermöglicht, die schließlich, unter langsam sich wandelnden Verhältnissen, deren Verschlechterung zu spät oder überhaupt nicht erkannt wurde, den Verfall der alten Reichsgewalt und die Entwicklung von Teilsouveränitäten auf kleinen Räumen zur Folge hatte. Auf einer dieser Teilsouveränitäten, der preußischen, hat sich das Kleindeutsche Reich entwickelt. Nur im Nordosten griff es über die staatsrechtliche Grenze des Ersten Reiches hinaus; und auch da blieb es weit zurück hinter dem Ausgreifen der deutschen Kolonisation des Hochmittelalters, die nur im Schutz des alten Reichskörpers möglich war — so mangelhaft er auch zuzeiten gewesen ist. Im Süden, Südosten und Westen aber liegen die alten Reichsgrenzen weit außerhalb derer von 1871. Kerngebiete des Alten Reichs, Mündungs- und Quellgebiet des Rheins, die Landschaften der Schelde, Maas und Aare, das burgundische Vorland, der gesamte Alpenkörper, das Hauptfeld der ältesten deutschen Kolonisation, die Ostmark an der Donau: das alles blieb außerhalb, zum Teil schon seit Jahrhunderten zu eigenen Staatsgebilden geformt und verfestigt, zum Teil (wie die österreichischen Länder) aus dem Kleindeutschen Zusammenschluß hinausgewiesen, zum Teil

von fremdnationalen Mächten ergriffen und beherrscht. So stand das Zweite Reich auf engerem Raum als das Erste, und es hatte in einer durch Verkehrserschließung und Volksvermehrung sehr viel gefährlicher gewordenen Umwelt sich zu behaupten. Bismarck hat das gewußt und seine Außenpolitik danach gerichtet. Daß man seinen „Albdruck der Koalitionen" nicht mehr verstand, hat zum Zusammenbruch des Zweiten Reiches entscheidend mit beigetragen; mit dem „Albdruck der Koalitionen" hat sich auch das auf Versailler Grenzen zurückgeschnittene Reich auseinanderzusetzen, sobald es den Versuch macht, aktive Außenpolitik zu treiben. Wer Bestehendes ändern will, hat alles gegen sich, was an der Aufrechterhaltung des Bestehenden interessiert ist. Macht man den Versuch, zu viele Fragen auf einmal oder in zu kurzen Abständen aufzugreifen, so hat man Feinde ringsum. Isolierung ist dann die Folge; und Isolierung ist ein Zustand, der in der Enge Europas seit langem aufgehört hat, „splendid" zu sein. Ist eine solche Isolierung einmal eingetreten, dann liegt die Versuchung für gegnerische Außenpolitik nahe, die gute Gelegenheit zu benützen. Eine solche gute Gelegenheit schien der französischen Politik in den letzten Wochen gekommen. Die deutschfeindliche Stimmung in weiten Teilen der Welt sollte die Möglichkeit geben, den deutschen Gleichheitsanspruch ein für allemal abzutun und jeden Versuch einer Vertragsrevision im Keim zu ersticken. Es kann einer späteren historischen Betrachtung überlassen bleiben, zu untersuchen, wieviel Fleisch und Blut das von dem englischen Kriegsminister Lord Hailsham beschworene Gespenst der Sanktionen schon gewonnen hatte. Der Spuk ist verschwunden; daß er verschwunden ist, bleibt ein besonderes Verdienst der außenpolitischen Rede des deutschen Reichskanzlers, die in der Wahl des Zeitpunkts und in der Treffsicherheit des Gehalts an die letzte große Reichstagsrede Bismarcks vom 6. Februar 1888 erinnert. Beide Reden haben eine bis zum Rand der gewaltsamen Entladung gespannte Atmosphäre so weit gereinigt, als die harten Tatsachen es zuließen. So wenig Bismarck die Gesinnungen seiner wirklichen Feinde verändern konnte, so wenig darf man die Tatsache, daß Frankreich im Augenblick aus gewissen Vorpostenstellungen in der Rüstungsfrage zurückweicht, mit dem Wunsch verwechseln, daß es sich endgültig mit einer wirklichen deutschen Gleichberechtigung abgefunden hätte. Das ist in keiner Weise der Fall. Was an „materieller Sicherung" geopfert werden muß, das soll durch ein lückenloses System der „Friedenssicherung" ersetzt werden — und diesmal unter ausdrücklicher nordamerikanischer Beteiligung und Garantie. Wenn wir einmal zur Kennzeichnung der außenpolitischen Lage einen meteorologischen Vergleich gebrauchen dürfen, so müßten wir ihn in dieser Weise stellen: Wir befinden uns in einer tiefen und weitgedehnten Depression, deren erstes Sturmzentrum durch die Rede Hitlers mit gutem Erfolg durchschifft worden ist. Was passiert worden ist, das war das „Auge" eines Teilminimums, dem weitere folgen können; die Depression selbst ist noch längst nicht durchfahren. Der weitere Gang der Ab-

rüstungskonferenz wird weitere Krisen bringen; die Weltwirtschaftskonferenz nicht minder. Sofern Deutschland gewillt ist, einen gewissen Anteil am Tauschverkehr der Welt zu halten, wird es — angesichts der in den letzten Monaten und Wochen fortschreitenden Einengung des Exports — um jede Position zu kämpfen haben. Die „Welt des Westens" in ihrer Gesamtheit hat auf dieser Konferenz noch eine letzte Möglichkeit, zu einer Neugestaltung in sich zu gelangen. Worum es sich dabei hndelt, könanen wir kaum anders sagen als mit den Worten, mit denen wir im Januar 1932 unsere Berichterstattung in dieser Zeitschrift begonnen haben. Wir drucken sie hier ab, weil darin, daß wir Wort für Wort aufrechterhalten können, eine Rechtfertigung geopolitischer Betrachtungsweise liegt.

„Wenige Tage vor Weihnachten hat der französische Ministerpräsident Laval erklärt, die Schwierigkeit der Weltlage bestehe darin, daß alle Regierungen gezwungen seien, die Wege nationaler Schutzpolitik zu gehen, während doch internationale Zusammenarbeit nötiger sei denn je. Diesen Satz wollen wir unserer geopolitischen Berichterstattung aus der Atlantischen Welt voranstellen. Er enthält in der Sprache der Konvention den Kern dessen, was die Geopolitik zur Weltkrise der Gegenwart zu sagen hat.

Daß diese Weltkrise zur Jahreswende gerade den Eingang eines Berichtes aus der Atlantischen Welt bilden muß, bedarf kaum der Begründung. Es sind die Länder beiderseits des dichtesten Seeverkehrsgürtels der Erde, östlich und westlich der nordatlantischen Verkehrsbahn, die am stärksten von ihr betroffen werden. Wesentliche Teile der Welt — wie z. B. China — werden kaum von ihr berührt. Ihr Zentrum liegt in den dichtbevölkerten Industriestaaten der Alten Welt.

Diese stehen vor einem Wendepunkt ihrer Geschichte. Sie haben sich entwickelt in zwei Jahrhunderten des technischen und wissenschaftlichen Fortschritts und gleichzeitig eines Machtanspruchs auf die ganze Welt, der vielfach nur um so wirksamer war, weil er sich nicht seiner selbst bewußt wurde. Dieser Zustand dauerte bis zum Weltkrieg. Im Weltkrieg hat das erste große, dem Blut nach nordwesteuropäische Kolonialland Europa überflügelt. Die Macht wurde verteilt; die wirtschaftliche Verflechtung wurde durch das Auftreten eines neuen Strahlungszentrums für wirtschaftlichen Einfluß nur verwickelter und intensiver. Der Weltkrieg selbst und die Jahre nach dem Weltkrieg haben nun den technischen Fortschritt in bezug auf die Verkehrsgeschwindigkeit um ebensoviel gefördert, wie das ganze vorhergehende Jahrhundert. Der Abstand zwischen der Spitzenleistung eines Reisens zu Pferd und Wagen, wie sie von Cäsar oder Napoleon erreicht wurden, und der Spitzenleistung eines Schnellzugs ist nicht größer als jener von den 100 oder 120 km, die dabei erreicht werden, zu den 400 km eines Spezialflugzeugs. Fast noch wichtiger als die Beschleunigung des Reiseverkehrs ist die Revolution der Nachrichtenübermittlung. Durch den drahtlosen Verkehr ist eine Gleichzeitigkeit des Lebens auf der Erde erreicht worden, die früher in diesem Sinne nie vor-

handen war. Diese völlig neuen Möglichkeiten der Raumüberwindung verlangen eine veränderte Einstellung zum Raum. Räume, die noch vor hundert Jahren sich selbst genügen konnten, haben ihre Unabhängigkeit verloren. Es gibt für sie keine Möglichkeit mehr, sich Einflüssen zu entziehen, deren Ursprung vollkommen außerhalb ihrer gewollten Reichweite liegt. Diese Tatsache wird nur ungern anerkannt. Sie stellt alle traditionellen Werte volklichen und staatlichen Lebens in Frage, sind doch nicht einmal Räume von der Größenordnung der Vereinigten Staaten, ja von der Größenordnung und Abschließbarkeit der Sowjetunion von solcher Beeinflussung frei.

Der Wunsch, das vielfältige Räderwerk der Weltwirtschaft in Gang zu halten, tritt nun in steigenden Gegensatz zu dem Selbstbehauptungswillen der politischen Teilkörper der Welt. Das wird verdeckt, solange die Welt in wirtschaftlichem Fortschritt ist oder wenigstens zu sein glaubt. Sobald es schlecht geht, erscheint der Gegensatz in seiner Schärfe; Heimat- und Nationalgefühl der Völker, Totalitätswille der Staaten (frühere Zeiten nannten ihn Absolutismus) suchen sich zu erhalten gegenüber den Notwendigkeiten der Weltwirtschaft in ihrer technischen Bedingtheit.

Der größere Teil der Menschheit (denn es sind immerhin rund 1200 Millionen von den fast zwei Milliarden, die von dem System dessen wirklich erfaßt werden, was wir Weltwirtschaft nennen) steht vor der Frage, welchen Weg er gehen will: ob er bereit ist, die bisherige Entwicklung der europäisch-amerikanischen Kultur weiterzuführen und ihre technische Zivilisation auch den Unwilligen weiterhin aufzuzwingen — oder ob er umkehren und den bisher begangenen Weg für einen Irrweg erklären will. Das eine bedeutet weiteres Fortschreiten der Technik, Auflockerung, wenn nicht Auflösung aller kleinräumlichen Bindungen, Zusammenfassung der Erde zu wenigen großen politischen Einheiten. Es liegt einige Willkür darin, wenn wir glauben, daß bei einer solchen Entwicklung eine Fläche von etwa 5 Millionen Quadratkilometern das mindeste sei, was zur Aufrechterhaltung eines geschlossenen staatlichen Lebens im alten Sinn Voraussetzung wäre. Wir wollen damit nur die Größenordnung zeigen; ob etwas größer oder kleiner — jedenfalls ist das ein Vielfaches dessen, was irgendein europäischer Staat an Flächengrundlage für seinen politischen Überbau beibringen kann. Der andere Weg bedeutet vielleicht eine Stabilisierung der Grenzen und der Souveränität, aber unter Zurückschraubung der gesamten Lebenshaltung auf ein Niveau, das etwa dem einer leidlich selbstgenügsamen Bauernwirtschaft entspricht, um ein für Mitteleuropa gültiges Beispiel zu wählen."

Der eine wie der andere Weg stellt große Ansprüche an die gesamte innere Struktur aller beteiligten Völker — ob sie nun durch besondere Spezialisierung auf den Wegen des weltwirtschaftlichen „Fortschritts" empfindlich sind — wie z. B. die Niederlande, die der Krise neuerdings mit einem Konzentrationskabinett unter Füh-

rung ihres besten Mannes, Colijn, entgegentreten — ob nun die Traditionslosigkeit ihres großgetürmten Aufbaus erschreckend klargelegt wird — wie es in manchen Kolonialländern, z. B. im Bereich der amerikanischen Farmwirtschaft oder der Bergbau-Monokulturen geschieht — oder ob sie noch auf eine solide Grundschicht des langsam Gewordenen zurückgreifen können, wie die meisten noch nicht allzusehr nationalisierten europäischen Bauernländer.

In diesem Zusammenhang weisen wir nochmals auf ein Problem, das ein Kernproblem deutscher Zukunftsgestaltung ist, und wir tun es mit dem Wortlaut unseres Berichts vom Juli 1932; der — abgesehen von einigen überholten Ziffern — genau so gültig ist wie vor einem Jahr:

„Die ostdeutsche Siedlungsfrage gehört überhaupt zu den schwierigsten geopolitischen Fragen, denen Deutschland gegenübergestellt ist. Der Bereich des ostdeutschen Großgrundbesitzes lag vor dem Krieg eingebettet in den großen zusammenhängenden Gürtel mittelosteuropäischer Großbesitzherrschaft, der sich länger gehalten hatte als die entsprechenden feudalen Formen des Westens. Überblickt man die Entwicklung seit der französischen Revolution, so findet überall, im gesamten Bereich der atlantischen Welt, eine Liquidierung des privaten Großgrundbesitzes statt. Sie ist in Frankreich am frühesten erfolgt, sie hat ungefähr zu gleicher Zeit Lateinamerika und den Osten Europas erfaßt. Die Herrschaft des Großgrundbesitzes in Osteuropa ist bis auf geringe Reste zerschlagen worden. Diese Zerschlagung hat sich in Rußland in der schroffsten, in den meisten Nachfolgestaaten in milderen, aber doch nahezu konfiskatorischen Formen abgewickelt. Als Restgebiete der zurückgedrängten Wirtschaftsformen blieben: Rumpf-Ungarn, Teile von Polen (dort, wo kein politisches Interesse an der Aufteilung fremdvölkischen Großgrundbesitzes bestand) und Ostdeutschland. In allen diesen Ländern hat sich die Wirtschaftsform des privaten landwirtschaftlichen Großbetriebs der Krise gegenüber als weniger widerstandsfähig erwiesen als die Bauernwirtschaften. In allen diesen Ländern, vor allem aber in Preußen und Ungarn, hat die Schicht der großen Besitzer eine starke staatliche Tradition hinter sich und verteidigte ihre Stellung mit scharfen Mitteln. Die Frage, vor der Ostdeutschland ebenso wie Ungarn steht, ist die: Kann es gelingen, die notleidenden Großbetriebe dauernd auf Kosten der übrigen Staats- und Volksteile zu halten, oder muß versucht werden, die in anderen Ländern gewaltsam erfolgte Agrarreform in einer Weise durchzuführen, die den Rechtsboden wahrt und radikaleren Ereignissen vorgreift? Im Osthilfegebiet ist die Mehrzahl der landwirtschaftlichen Großbetriebe notleidend. Wenn gesagt wird, daß von den etwa 60 000 Betrieben, die unter das Sicherungsverfahren gegangen sind, nur der fünfte Teil Großbetriebe sind, so ist das irreführend, denn tatsächlich stellt dieses Fünftel rund 80% der vorhandenen Großbetriebe dar. Das ist eine Lage, die zu Änderungen drängt. Wir glauben nicht, daß es auf die Dauer möglich sein wird, die gegenwärtige Agrarstruktur des deutschen Ostens zu halten.

Selbst wenn es möglich wäre, müßte die Erkenntnis von der Gefährdung des dünnbesiedelten großagrarischen Ostens durch die wachsende Zahl benachbarter Kleinbauernvölker zu vorbeugenden Maßnahmen führen."

Eine Maßnahme, die weit mehr bedeutet als irgendwelche Hilfsmittel, wie sie von der Agrarpolitik der letzten Jahre angewandt wurden, ist die Neugestaltung des alten deutschen Hofrechts — eines in seiner Wirkung durchaus aristokratischen Rechts — durch die preußische Regierung. (Wir forderten und begründeten sie im Aprilheft.) Sie soll die alte Verwurzelung des deutschen Bauerntums stärken (sie bedeutet also das völlige Gegenteil etwa der russischen Agrarpolitik, die planmäßig auf die Ausschaltung aller familienhaften Bindung an die eigene Scholle ausgeht); sie fordert zu ihrer Ergänzung eine Siedlungspolitik von großem Ausmaß. Hier ist ein Schritt auf lange Sicht getan!

Überschreiten wir die reichsdeutschen Grenzen, so begegnen wir besonderen Schwierigkeiten überall da, wo deutsche Volksgruppen fremder Staatsgewalt ausgeliefert sind. Darüber ließe sich ein ganzer Bericht füllen. Wir nennen heute nur die Vorgänge in Danzig und Oberschlesien, die Demonstrationen in Budapest, die Notlage der Sudetendeutschen. Der Blick donauabwärts ist wenig erfreulich .

Aus der Sowjetunion ist eine neue Verschlimmerung der Ernährungslage zu melden. Der Übergang zur Ernte ist für Rußland immer ein „Engpaß" gewesen. In diesem Jahr scheint er besonders schlimm zu sein. Vom „Erfolg" des Fünfjahresplans ist es merklich still geworden; der innere Rückzug aus Ostasien — an den verschiedensten Verwaltungsmaßnahmen zu erkennen — mag ein Zeugnis der Weitsicht sein; er ist ebenso Zeichen der Schwäche. Auf die Parallelität des russischen Zurückweichens aus dem Amurgebiet (das Verkaufsangebot der Ostchina-Bahn ist nur ein Anfang) mit dem amerikanischen aus dem Westpazifik (Philippinen!) sei auch an dieser Stelle hingewiesen, wo beides als Symbol des Zurückweichens „atlantischer" Kräfte aus dem pazifisch-ostasiatischen Bereich gesehen werden muß.

Außerhalb der großen Konfliktgebiete der Welt ist der Mai verhältnismäßig arm an geopolitischen Einzelereignissen gewesen. Wir erwähnen hier ein leises argentinisches Grollen zu den englischen Falklandfeiern (vor hundert Jahren wurden die Falklandinseln von England besetzt, ohne daß Argentinien jemals den Anspruch darauf aufgegeben hätte), die weitere Stärkung der Stellung von Smuts innerhalb der südafrikanischen Koalition, die durch Neuwahlen glänzend bestätigt worden ist; die aus Ägypten gemeldete Amtsmüdigkeit von Sidky Pascha. Von Bedeutung sind zwei Ereignisse, die von Paraguay ausgehen: die Errichtung eines paraguayischen Freihafens in dem brasilianischen Santos, die einen Teil des Verkehrs von Ost-Paraguay von der La-Plata-Linie auf die südbrasilianischen Bahnen umleiten soll, und außerdem die — Kriegserklärung Paraguays an Bolivien. Sie kommt etwas

spät, nachdem seit vielen Monaten gekämpft wird. Sie hat auch nur den einen Zweck: den Völkerbund auf einen Kriegszustand aufmerksam zu machen, den er bisher nicht bemerkt hat. Wir fürchten — ein vergeblicher Versuch. Wenn man den Schlachtenlärm von Peking nicht hört, dann hat man einen guten Schlaf — und gelegentlich hat man auch damit Glück: der Revolverschuß, der den peruanischen Präsidenten Cerro niederwarf, hat den Völkerbund, die Vereinigten Staaten und Brasilien von der Notwendigkeit befreit, sich ernstlich um den Amazonaskonflikt zu kümmern. Der neue peruanische Präsident ist friedenswillig und wird vermutlich (mit einigen kleinen Konzessionen) den Vertragszustand mit Kolumbien wiederherstellen — womit ein Urwald- und Flottenkrieg zum Abschluß kommt.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Asiatisches Gleichgewicht („Equilibre asiatique") — so überschreibt André Dubosqu einen seiner vorzüglichen Aufsätze im „Temps" (8. 4. 33). Oft schon haben wir auf die Gedankenwege dieses hervorragenden französischen Kenners der pazifischen und fernöstlichen Fragen aufmerksam gemacht. Sie bieten gleicherweise Einsichten in den eigentlichen Gegenstand wie in die Art und Weise, wodurch der französischen öffentlichen Meinung sonst fernliegende Gegenstände begreiflich, die Aussprache darüber mundgerecht gemacht wird — worin man viel von den Wissenden in Frankreich lernen kann, so klein und gewählt auch dort ihr Kreis ist.

„Die Idee eines asiatischen Bundes in einer noch unbestimmten Form macht langsam ihren Weg." — „Wir begegnen ihr in den jüngsten Nachrichten aus Asien, wie in der europäischen Presse." M. Adachi, der Vorstand des japanischen Nationalvereins, hat am 28. 3. in einer Rede die Forderung einer Sonderorganisation der asiatischen Nationen erhoben, im Stil eines Asiatischen Sonder-Völkerbundes. „Man hat sich nach und nach mit der neuen Idee vertraut gemacht, die zuerst so paradox erschien." — „Sich beeilen, eine chinesisch-japanische Versöhnung voraussagen, erscheint gewiß verfrüht." Gewiß! Aber der großasiatische Ausgleich muß irgendwie kommen, und kein Anlieger gewinnt dabei, wenn sich die Auslieger einmischen. Das wissen alle Beteiligten. Insofern müssen gewiß nach Dubosqu Mandschurei und Jehol in einem größeren Rahmen gesehen werden!

„Die Japaner wissen genau, daß ihre militärischen Erfolge nicht derart sind, um nach allen Richtungen und abschließend den psychopolitischen Bedingungen befriedigend zu genügen, unter denen sie stattgefunden haben." Ein berühmter Lands-

mann von Dubosqu und Jean Hugennot („Revue du Pacifique") hat das noch deutlicher ausgedrückt, Tallerand: „Man kann alles mit den Bajonetten machen, nur nicht dauernd darauf sitzen." Das gilt schließlich auch für die gewiß harten japanischen Staatseinrichtungen zum Festsitzen, wo man einmal mit Bajonetten hinkam.

Die Japaner wissen gut, „welcher Art die befreundliche Elastizität der chinesischen Masse ist — die man so oft mit einem Ballon verglichen hat, der sich auf der einen Seite bläht, wenn man die andere eindrückt —, um ihre Waffenerfolge als mehr einzuschätzen, als sie wert sind."

„Sie wissen zu genau, welche unfaßbare, ungreifbare Macht vierhundert, mit wenigen Ausnahmen für Ideen und Meinungen (Propaganda) indifferente Millionen darstellen, die nur auf ihre Alltagsarbeit bedacht sind, die ihnen das tägliche Brot und wenn möglich den Besitz eines kleinen Stücks Ackererde gewährleisten soll — um sich einzubilden, daß sie jemals gegen diese Gleichgültigkeit ankommen könnten oder diese beherrschende Sorge auf dem Wege der Autorität umzuformen vermöchten."

Schließlich hätten ja auch die Mandschu nur deshalb drei Jahrhunderte China beherrschen können, weil sie sich hüteten, die Chinesen mit Gewalt angleichen zu wollen. Dieses Beispiel sei nicht verloren! Es war eine Nebeneinanderschaltung, keine Gleichschaltung — bis die Mandschu wieder verschwanden und die Chinesen blieben! — —

Den großen Einfluß, der von den Sowjets aus gegen die fremden Nutznießer im chinesischen Volk sich verbreite, bezeichnen beide Franzosen „als eine stille Eroberung, von der man wenig, gewiß nicht genug spreche" — „die vielleicht doch den wahren Sinn asiatischer Politik enthülle, und mehr, als andere Meinungen den Schlüssel zum fernöstlichen Problem abgebe".

„Hält die starke Einmütigkeit zwischen Regierung und beiden Parteien, Seyukai wie Minseito, z. B. gegenüber dem Völkerbundsaustritt an" (die Front von Araki und Hiranuma bis Suzuki), so meint Dubosqu und wir, „werde die Regierung in Tokio das Feld gegen gefährliche Abenteuer halten können. Zwischen der Zeit, die den Chinesen helfe, und Methode und Wert, die den Japanern hülfen, werde sich das Gleichgewicht herstellen und in ein Generalabkommen münden denn es handle sich ja nicht nur um Manchukuo, sondern um weitgespannte Wirtschaftsbelange, die zwischen beiden Völkern eine Art wertvolles Wechselgeld für eine Regelung auf weite Sicht darstellten." Dazu gehören auch gemeinsame pazifische Interessen, vor allem Wanderrechte.

Eine gute Sammlung des japanischen Widerhalls auf die Anregungen zur Rückgabe der pazifischen Mandatsinseln aus deutschem Besitz wegen Japans Austritt aus dem Völkerbund findet sich u. a. im „Transpacific" (Nr. 13, vom 30. 3. 33).

Hier wird z. B. angeknüpft an den Kuhhandel vom 16. 2. 17, worin der britische Botschafter konstatierte: „daß die britische Regierung mit Vergnügen auf die Anregung der japanischen über Japans Ansprüche auf Deutschlands Rechte in Schantung und die Inseln nördlich des Äquators bei der Friedenskonferenz eingehe vorausgesetzt, daß Japan im gleichen Geist Großbritanniens Ansprüche südlich des Äquator behandle...", nebst französischer, russischer und italienischer Zustimmung, jeweils durch die betreffenden Botschafter überbracht, von Frankreich mit dem Beding „der japanischen Unterstützung, um von China den Abbruch seiner Beziehungen zu Deutschland zu erpressen...". Dann wird geschildert, wie nur aus Rücksicht auf Wilsons Trugbild der Waffenstillstandsbedingungen die reine Annexion unterbleiben mußte und dafür der Titel des „Mandats" gewählt wurde.

Wer aber nicht rund 900 000 t besten Kriegsschiffstahls unter sich hat und Eichenherzen hinter den Geschützen darauf, mindestens zehn Flugzeugmutterschiffe mit entsprechenden Flugstreitkräften und dem Organisationsrückhalt von rund 5 Millionen t Handelsflotte und 92 Millionen eines wohl organisierten Reiches dahinter, der hält sich am besten an Japans Versicherung, daß es die Inseln so oder so behalten werde. Denn mit dieser Ausrüstung wäre ein etwaiger Interessent erst dem gegenwärtigen Inhaber an Ort und Stelle ungefähr gleichbewaffnet. Das ist die nüchterne geopolitische, fast mehr ozeanopolitische Wirklichkeit in dieser Frage. Alles andere sind Wunschträume. Auch die für August 1933 angesetzten japanischen Flottenübungen (200 Kriegsschiffe, 12 Mill. G. M.) „zur Eroberung des strategischen Werts der japanischen Mandat-Inseln im Pazifik sprechen doch eine sehr deutliche Sprache"!

Eine weitere wichtige Strukturfrage wird an der gleichen Stelle aufgeworfen: wie man die neugeschaffene Fünf-Millionen-Hauptstadt Groß-Tokio organisieren und regieren solle — die einfach vor Größe unhandlich geworden ist. Sie ist zu ungunsten der Selbstregierung, zugunsten eines ernannten To-Cho (Hauptstadt-Chefs) direkt unter dem Innenminister, also nach dem Führerprinzip entschieden worden. Schlechte Erfahrungen mit der Autonomie der shi cho, son sind wohl der Anlaß dazu, außerdem sind Präfekten Wahlagenten, wenigstens in Frankreich, Italien und Japan.

Ein scharfes Blitzlicht auf hier schon oft berührte, für die geopolitische Vorausschau (Prognose) auf weite Sicht bedeutsame Entwicklungen, wirft Nr. 2 der „Mitteilungen des Japanischen Vereins in Deutschland" (Berlin, Motzstr. 31), die kluge Hände und wissende Köpfe redigieren.

Sie wendet sich mit großer Schärfe gegen den von Eugen Chen (weiland chinesischer Außenminister in triebfrohen Blütezeiten der Kuo-min-tang) veröffentlichten Propagandaaufsatz, in dem er „den Kinderschreck der Eroberung Asiens durch Japan an die Wand malt" und China und Indien — zunächst zu Boy-

kottzwecken — wirtschaftlich dagegen zusammenballen will. („Shanghai Evening Post and Mercury", vom 4. 4. 33).

Das Wünschenswerte einer Führung ganz Asiens durch Japan von ihrem Standpunkt haben nun zu viele ernsthafte Japaner schon allzu oft ausgesprochen, als daß man den Gedanken ganz aus den Augen lassen sollte, wenn es auch zur „Eroberung" und Verdauung nicht reicht. Da aber auch die Sowjets diesen Führungswunsch — (selbstverständlich ganz altruistisch und ohne irgendwelche selbstsüchtigen Hintergedanken!) — an die Wand malen, und Eugen Chen ihrer Gedankenwelt mindestens befreundet ist; da früher einmal auch die Angelsachsen es selbstverständlich fanden, daß „diese Welt" (also auch ihr Teil Asien) „zusehends englisch werde", wobei doch auch der Wunsch der Vater des Gedankens ist, werden diese Herrschaften das einmal auszutragen haben. Dieser Zeitpunkt oder seine Teilvorgänge müssen dann rechtzeitig von andern, auch von uns, für ihr eigenes Weiterleben zwischen Raum- und Wirtschaftskolossen und höchst aktiven Umgestaltungsmächten wahrgenommen werden.

Natürlich „hat Japan das stärkste Interesse, jeden frei werdenden Platz im indischen Handel einzunehmen". Jeder, der mehr verkaufen möchte, als er kaufen muß, hat in China und Indien diesen Zweck und verfolgt ihn.

Überlegene Außenpolitik zielsicherer Mächte „führt" leicht und oft weite Landräume mit schlechter Außenpolitik, wie China und Indien und andere — bald in der Irre, bald zum Heil. Das liegt in der Natur der Dinge; aber gerade Eugen Chen, der für ein gutes Stück chinesischer Außenpolitik verantwortlich ist, sollte lieber nicht solche Vergleiche herausfordern.

„Die nationale und territoriale, die politische und kulturelle Emanzipation der asiatischen Völker wird sich kaum in der Linie dieser Prophezeiungen und sie wird sich auch kaum so schnell vollziehen, wie es Mr. Chen befürchtet oder — hofft" — wenigstens solange dabei die japanische Land- und Seemacht entscheidend mitzureden hat! Deshalb ärgerten sich ja gerade die Freunde Eugen Chens so sehr über den Zwischenfall von Tsinanfu 1927 und viele andere, die seither — (von Japan aus) — der so fortschrittlichen Politik von Eugen Chen in den Weg gelegt wurden. Will man solchen aber vorbeugen, so gibt es nur zwei Auswege: Verständigung mit Japan oder Zusammenballen der chinesischen Kräfte um einen Führer ohne beständige Quertreiberei parteipolitischer und persönlicher Art, deren Quellen Eugen Chen kennen müßte. Selbst zum Friedenschließen gehören zwei: einer, der den momentanen Vorteil nicht übertreibt; und ein anderer, der wenigstens einigermaßen die Ausführung des Unterschriebenen gewährleisten kann. Der Erste fehlt vorläufig noch in Japan, der Zweite in China. Darum kann sich die „Brunnenvergiftung" ja so breitmachen!

Immerhin ist Tatsache, daß Yoshizawa — (bekannt durch erfolgreiche Wider-

stände gegen den Völkerbund in Genf) — in China zu Verständigungszwecken umherreist, und daß Matsuoka — (der den Bruch Japans mit dem Völkerbund feierlich durchgeführt hat) — einen triumphalen Einzug in Tokio buchen konnte. Dieses abgespielten, von beiden verlassenen Völkerbundklaviers also scheint man sich beiderseits in Ostasien zum Präludieren der Friedenshymnen nicht mehr bedienen zu wollen. Eher noch vermitteln die Sowjets. Manches Mal schon in der Legende hat, wo die Heiligen versagten, der Teufel Kirchen bauen helfen.

Nach Abrüstung jedenfalls sehen die ostasiatischen und indischen Entwicklungen nicht aus. Es darf auch nicht vergessen werden, daß gerade vor der Regierung Eugen Chens im chinesischen Süden seinerzeit und vor ihrem Gebrauch der Boykottwaffe England wenigstens kapitulierte, und daß der bloße Boykottgedanke, der Vorschlag, 480 chinesische und 353 indische Millionen zum Boykott zu ballen, für Mächte mit „forcierter" Ausfuhr Schrecken hat.

Wer kühlen Kopfes Pressefeldzüge und ihre oft dunklen Quellen über den Rücken der Erde hinweg zu beobachten vermag, der weiß doch, daß vieles, was jetzt gerade großen Handelsvölkern über die Gefahren der mitteleuropäischen Gleichschaltung geschrieben und gesagt wird, der schon einmal erprobten Schallverstärkung des Handelsneides seinen lauten Ton verdankt. Die früher durch unsere Zwietracht ganz ausgeschaltete Möglichkeit, immerhin mehr als 70 Millionen Käufer ohne äußerlich faßbaren diplomatisch zu beseitigenden Anlaß durch die Macht einer Idee zum Kaufstreik gegenüber bestimmten Drängern zusammenzuballen, ist eine dort gefürchtete, bei uns zu wenig gekannte außenpolitische Waffe. Von Moskau wird Absatzdrosselung eben gegen England, auch etwas gegen Deutschland mit der größten Kaltblütigkeit als Waffe benutzt; Eugen Chen zeigt ihre Anwendbarkeit im größten Maßstab.

Bemerkenswert bleibt übrigens, daß die Kwangtung-Armee — (wie man wohlbedacht die für Manchukuo bestimmten Streitkräfte in Japan nannte) — eigene Berater sowohl für internationale Rechtsverhältnisse (Kyo Matsuki) und für die Wirtschafts- und Finanzverhältnisse des zu beruhigenden Landes (Tokuzo Komai) mitbekam. Bei der Führerauswahl griff man in General Honjo, Oberst Itagaki und Oberstleutnant Ishihara auf geopolitisch in China und sonst international wohlgeschulte Offiziere zurück. (Ehemalige Verwendung als Militärattaché in China, bei der Besatzungstruppe in Hankau, in Mukden, in Kalgan als Nachrichtenoffizier — ungefähr, wie wenn bei uns ein französischer in Königsberg säße!) Es ging also der kriegerischen Handlung eine sorgfältige wehrwissenschaftliche, namentlich geopolitische Vorbereitung der verschiedensten Organe voraus: so sehr bis in die Einzelheiten reichend, daß man überall zusammengearbeitete Gruppen zu verwenden trachtete, deren engerer Kameradschaft man sicher war. Ein wahres Glück, daß T. Komai ein indiskretes Buch darüber geschrieben hat (Trans-

pacific 1933, Nr. 14, S. 4), und so einen Einblick in Japans Reichserweiterungswerkstatt gewährt, der z. B. auch Matsuoka angehörte. Freilich kam auch ihr im Anfang manches aus der Hand: „Die Räume rund um Mukden waren noch ein Chaos... Gruppen japanischer Ronins taten vieles Beklagenswerte!"

Hier steht es schwarz auf weiß, was bei so plötzlichem Wandel von Statik in Dynamik unvermeidlich ist, aber doch nicht gern zugegeben wurde.

Wehrgeographisch bemerkenswerte Einblicke geben Nachrichten über Flug-Sperr-Gebiete, die sich für Japan mühelos den Fremdenverkehrskarten entnehmen lassen, mit der Bezeichnung der Stellen, über denen Lichtbildverbote schweben — namentlich verstärkt durch Festlandstrecken, auf denen Forschungsreisende nicht zugelassen werden.

Für Indien veröffentlicht die „Gazette of India" („Times of India", 14. 4. 33, d. D. Simla) eine Mitteilung über Flug-Sperr-Räume, die manche geopolitische Aufschlüsse gibt und eine Nachprüfung auf der Karte rechtfertigt.

Dazu gehören: 1. Die Ölvorräte bei Bombay und Karachi (Kiamari) — (Flottenmotiv!). 2. Ein Gebiet von 1,6 km Umkreis um die Türme des Schweigens bei Bombay — (Rücksicht auf religiöse Gefühle der Parsi). 3. Die Nord-West-Grenzprovinz und alle politischen Untergebiete unter deren Gouverneur — (Grenzlandvorsicht!). 4. Alles Landgebiet innerhalb Britisch-Belutschistans und der unterstellten Fürstenländer und ihrer Agenturen innerhalb: a) des Bereichs von Zhob; b) der Teilräume Sibi und Loralai nördlich des Breitengrades von Kach; c) des Quetta-Pishin-Gaues, mit Ausnahme des Landraums südlich und östlich der Bahnlinie Kach—Bostan—Quetta—Spezand und ohne den Raum innerhalb eines Radius von 25 km rings um den Bahnhof Quetta — (eine sehr deutliche Mahnung!); d) der Teil des Chagai-Gaues nördlich der Bahn Spezand—Nuschki—Dalbandin—Duzdap und die ganze Zone südlich der Bahnlinie innerhalb von 32 km von der persisch-belutschischen Grenze — (vorbeugend!).

Auch die Routeneinträge Sir John Kirwans („Times", 17. 4. 33) über seine Fahrten in Nordwestaustralien, „Ein leeres Land" (An empty land) überschrieben, mit fesselnden, zeitgemäßen Schilderungen, verraten einen geahnten Gefahrenherd: mit 7000 Europäern auf dem fünffachen Raum der britischen Inseln über reichen Bodenschätzen, mit seinem von Gelben und Braunen wimmelnden Hafenplatz Broome als „einem Winkel Asiens im weißen Australien" — auch sonst einem problemreichen Land.

Unnötig war ein Flugverbot für den höchsten Gipfel der Erde im Himalaya und seine nähere Umwelt, die — mit einer Ausbeute prachtvoller Lichtbilder — kühner Mannesmut britischer Flieger und großzügige wirtschaftliche Hilfe für sie der Menschheit endlich zu Füßen legte. Voraussetzung dafür war eine flugtechnische Organisationsleistung von Rang.

Ungemein belehrende geopolitische Einblicke eröffnen sich bei den Verhandlungen zwischen Sowjets, Manchukuo und Japan über den Verkauf der ehemals als imperialistisches Werkzeug ersten Ranges gedachten chinesischen Ostbahn durch die Mandschurei von Manchuria über Charbin bis Programitschnaja. Sie hat die Russen mindestens 800 Mill. Goldrubel gekostet und wird jetzt für rund 300 Mill. Goldrubel angeboten, für 30, dann 80 angefeilscht — woraus man sieht, wie solche Wertgegenstände im Anschlag schwanken. Dabei fällt noch die damit indirekt erlangbare Sowjetanerkennung für Manchukuo preissteigernd ins Gewicht, und die Tatsache, daß mit einem Schlag fast alle gegenwärtigen russisch-japanischen Reibungen wegfielen und der häßliche Streit um die von den Sowjets als Pfand geflüchteten Wagen seine Erledigung fände. Rund 3500 Güterwagen sind bei so abgelegenen Bahnsystemen immerhin ein Wertgegenstand, den man ungern vermißt — namentlich, wenn fortwährend eilige Militärtransporte stattfinden sollen, und wenn man genau weiß, daß die einzige, dann noch den Sowjets verbleibende Verbindungslinie nach der pazifischen Küste, die Amur-Norduferbahn, im Unterbau so schlecht ist, daß sie keinen ernsthaften Puff verträgt, geschweige denn eine Feldzugsdauerleistung.

„Zahlen macht Frieden"; außerdem soll ihn eine groß aufgezogene Grenzkommission mit dem Sitz in Tokio mit Unterkommissionen in Charbin, Manchuria, Programitschnaja und Blagowjeschtschensk weiterhin durch Ausschaltung aller schwebenden Grenzfragen verfestigen.

Vergeblich treibt Eugen Chen (The Peoples Tribune, 1. 4. 33) USamerikanische Keile zwischen dieses merkwürdige Friedenswerk, das sich leicht in begehrlichen russischen Annäherungen an Chinas Fernen Westen entladen könnte. (Vgl. „American Council of Pacific Relations": Memorandum on Chinese Eastern Turkestan vom 27. 4. 33.) So treibt ein Keil den andern weltüber; und es bleibt geopolitische Chronistenpflicht, aufmerksam zu machen, von woher plötzlich gesprengte Klötze auch Mitteleuropa um die Ohren fliegen könnten, falls es die feine Arbeit der Keile übersieht. Jedenfalls kann man mit den Sowjets außenpolitische Geschäfte machen, auch wenn man daheim sehr hart mit den „Trägern gefährlicher Gedanken" (Japan) umgeht.

WILHELM VOLZ:

Industrie in den Osten! I

Die deutsche Wirtschaftsstruktur und das Problem der Ostsiedlung

Die weltwirtschaftliche Depression hat auch unser Vaterland in schwerste Bedrängnis gebracht; sie hat uns wirtschaftlich in enge Grenzen verwiesen — mehr und mehr schließt die Welt sich gegeneinander ab und zwingt auch uns, auf unsere eigenen Kräfte uns zu besinnen und unsere eigenen Kräfte zu festigen und planmäßig auszubauen. Je inniger gefügt unsere eigene Volkswirtschaft dasteht, desto besser werden wir nach draußen bestehen.

Also müssen wir uns klar werden über unseren jetzigen Zustand, gewissermaßen eine Bilanz aufnehmen — und hier hat die Geographie, besonders die Wirtschaftsgeographie, eine wichtige und grundlegende Aufgabe; ihrer ist es nicht nur, das gegenwärtige Bild zu zeigen, seine inneren Zusammenhänge aufzudecken und die natürlichen Gegebenheiten klar herauszustellen, mit denen dann weiter gerechnet werden kann — ihrer ist es auch in landeskundlicher Betrachtung die gleichen Tatsachenreihen für die Nachbarn der näheren und ferneren Umgebung zu erarbeiten, denn diese sind nicht nur nicht ohne Einfluß auf unser Leben, sondern können im Gegenteil sogar sehr wichtig und geradezu richtunggebend für uns werden, uns Aufgaben stellen.

Eine solche neue und lebensnotwendige Aufgabe für unser Vaterland ist „der deutsche Siedlerwall im Osten" — dies Wort kann keinesfalls nur eine Art Limes bedeuten, eine durch dichte Besiedlung geschützte Grenzlinie, sondern muß ein Auffüllen unserer weiten Ostgebiete mit Menschen sein, mit Siedlern, denen es wirtschaftlich gut geht und die an ihrer Scholle hängen. Die Notwendigkeit einer solchen zielbewußt durchzuführenden Maßnahme liegt ebensowohl in Tatsachen außerhalb unserer Landesgrenzen begründet wie in dem gegenwärtigen eigenen Wirtschaftszustand; beides arbeitet Hand in Hand.

Unser Osten ist wesentlich Agrarland, und zwar von der Natur wenig begünstigtes Agrarland; schon seit vielen Jahrzehnten hat seine nicht sehr reichliche Bevölkerung fortgesetzt Zehntausende von Menschen an die Mitte und den Westen des Reiches abgegeben, und mit ihren Händen hat unser Westen seine gewaltige Industrie aufbauen können — man kann rechnen, daß es seit drei Menschenaltern mehr als zweieinhalb Millionen Menschen waren, also eine blühende Provinz, und der breite Strom der nach Kriegsende aus den abgetretenen Gebieten rückflutenden Deutschen ist nur zu einem ganz unbedeutenden Teile unseren Ostprovinzen zugute gekommen.

Die Gebietsabtretungen infolge des Versailler Diktates haben unseren Osten schwer geschädigt, indem sie aus einem blühenden Wirtschaftsgebiet einen breiten Mittelstreifen herausschnitten; dadurch ist die ehemalige wirtschaftliche Einheit hoffnungslos zerstört, und unsere Grenzmarken von Oberschlesien bis Ostpreußen sind nur noch ein langes, schmales, zerflatterndes Band, welches 1200 km lang und nur 100 bis 150 km breit die geschlossene polnische Westmark — altes deutsches, uns entrissenes Land! — umgibt, verkehrsmäßig 300, 400, ja 600 km von den Wirtschaftszentren unseres Vaterlandes entlegen. Diese Zerreißung nahm für unsern Osten einen katastrophalen Charakter an, weil die Struktur des gesamtdeutschen Wirt-

schaftskörpers für den einseitig agrarischen Osten ungünstig ist und daher die wirtschaftliche Depression hier zuallererst, und zwar als schwere Agrarkrise einsetzte, die langsam, aber unaufhaltsam alles wirtschaftliche Leben vernichtete.

Demgegenüber ist die in unseren Osten breit, bis vor die Tore Berlins sich hineinlegende polnische Westmark das wirtschaftlich kräftigste Stück unseres östlichen Nachbarn — unseres östlichen Nachbarn Polen, dessen Geburtenüberschuß den unsrigen um fast das Dreifache übertrifft, so daß die absolute Bevölkerungszunahme Polens bereits die des doppelt so zahlreichen deutschen Volkes nicht unwesentlich übertrifft. Damit wächst aber der an sich schon vorhandene Überdruck der polnischen Bevölkerung längs unseren Grenzen je länger, desto stärker und rückt uns die Gefahr einer polnischen Unterwanderung in unserm dünn besiedelten Osten eindringlich vor Augen.

Abhilfe, schnelle und wirksame Abhilfe tut bitter not! Es ist nicht damit getan, Siedlerstellen im Osten zu schaffen und zu besetzen — vor allem muß dafür gesorgt werden, daß dem Siedler ein auskömmliches und sicheres Leben gewährleistet ist, daß er auch fest auf der neuen Scholle sitzt.

Man hat ja schon mancherlei Erfahrungen gesammelt, und von dem einstmaligen Optimismus, daß man viele Millionen deutscher Bauern im Osten neu ansetzen könne, ist man wohl zurückgekommen — aber seien es einstweilen auch nur Hunderttausende, viel wäre schon gewonnen; nur gut muß es ihnen gehen, daß sie ein festwurzelndes Geschlecht werden. —

Ich erwähnte bereits, daß die Struktur des gesamtdeutschen Wirtschaftskörpers für unseren agrarischen Osten ungünstig ist. Man hat zumeist die Anschauung, daß die Verteilung der wirtschaftlichen Aufgaben in unserem Vaterlande derart wäre, daß der Osten mit seinen gewaltigen landwirtschaftlichen Überschüssen den menschenreichen Westen ernähre — aber diese Anschauung ist (leider!) falsch. Bereits vor mehreren Jahren konnte ich nachweisen[1]), daß in der Nachkriegszeit der Westen sich in seiner Nahrungsmittelversorgung stark selbständig gemacht hat und seinen Bedarf auf dem Weltmarkt eindeckt. Mag seither manches besser geworden sein — die zu lösende Aufgabe bleibt die gleiche: durch die Gebietsabtretungen hat sich der Raum unseres Vaterlandes geändert, und die alte Wirtschaftsharmonie ist zerstört worden; eine neue Harmonie zwischen dem Osten und dem Westen ist daher planvoll herzustellen, die dem Osten neue, große Aufgaben stellt und ihn mit neuem pulsierendem Leben erfüllt, so daß er wieder ein lebendiges Glied des gesamtdeutschen Wirtschaftskörpers wird.

Also nicht nur auf die Landwirtschaft bezieht sich die große und lebenswichtige Aufgabe, sondern auf das gesamte Wirtschaftsleben, wenn auch der Landwirtschaft naturgemäß besondere Pflege gebührt — und nicht nur auf die Wirtschaft allein, sondern auf das gesamte kulturelle Leben. Eine weitgespannte, aber unerläßliche Aufgabe!

1) Wilhelm Volz, Die ostdeutsche Wirtschaft. Vgl. besonders im zweiten Abschnitt „Die Probleme des Ostens", S. 82 ff., und S. 85 ff. „Osten und Westen". (Verlag Jul. Beltz in Langensalza und Berlin, 1930.)

Versuchen wir es, uns einen Einblick in die wirtschaftsgeographische Struktur des gesamtdeutschen Wirtschaftskörpers zu verschaffen, und wählen wir dazu Gliederung, Aufbau und Verteilung der Bevölkerung, also des wirtschaftenden Menschen.

Wir sind hierbei auf die letzte Volkszählung von 1925 angewiesen und haben ein nach dem Weltkrieg, der Inflation und Stabilisierung der Währung immerhin geschlossenes Bild der wirtschaftlichen Entwicklung vor uns, wenn auch freilich sich seither manches recht erheblich geändert hat; das wird die kommende Volkszählung ausweisen. Aber für unsern gegenwärtigen Zweck ist dies alte Bild vielleicht sogar vorzuziehen, weil es für den notwendigen Neuaufbau der deutschen Wirtschaft doch manchen lehrreichen Fingerzeig gibt. Das heutige Bild ist ja kein grundlegend anderes, sondern nur eine gewisse Verödung des früheren Bildes infolge der gegenwärtigen wirtschaftlichen Notlage.

Die Verteilung der Volksdichte im Deutschen Reich ist bekannt; der mittlere Reichsdurchschnitt von 134 Einwohner pro Quadratkilometer trifft das Bild nicht. Eine breite Zone außerordentlich dichter Bevölkerung mit Zahlen von 150 bis 250, ja stellenweise bis 700 Menschen pro Quadratkilometer zieht beiderseits des deutschen Rheines — Naturgunst, Verkehrsgunst und geschichtliche Entwicklung sind die Ursache —; sie gipfelt im rheinisch-westfälischen Industrierevier. Hier legt sich eine zweite Zone dichterer Besiedlung an, welche dem Rande der Mittelgebirgsschwelle von der Münsterer Bucht über das südliche Hannover zur sächsisch-thüringischen Bucht und der schlesischen Fruchtebene bis nach dem oberschlesischen Industriegebiet folgt; auch hier liegt die Volksdichte meist über dem Reichsdurchschnitt bei 140 bis 160 Menschen pro Quadratkilometer, steigt oft höher und erreicht in Sachsen gar Zahlen von über 400 Menschen Dichte. Ihre Begründung findet diese Zone außer in den fruchtbaren Lößböden auch in mannigfaltigen Bodenschätzen, vor allem aber dem Erzreichtum der Gebirge, der schon vor langen Jahrhunderten zur wirtschaftlichen Intensierung führte. Der ganze große Rest des Reiches liegt unter und z. T. weit unter dem Durchschnitt. Das westliche Bayern, das östliche Württemberg und Hessen-Kassel weisen immerhin noch eine Volksdichte von 100 bis 120 Seelen pro Quadratkilometer auf, aber in Niederbayern und der Oberpfalz sinkt sie bereits unter 70, und ähnliche Zahlen finden wir, wenn wir von der Mittelgebirgszone nordwärts gehen — nach Nordhannover, der Mark Brandenburg, dem nördlichen Schlesien und dem übrigen Osten: allenthalben Zahlen, die großenteils sogar weit unter 70 Menschen pro Quadratkilometer liegen. (Nur Schleswig-Holstein zählt ihrer immerhin 100.) Hier sind die Ungunst von Boden und Klima, der Mangel an Bodenschätzen und z. T. auch die Verkehrsentlegenheit die wirkende Ursache.

Somit ist schon die Verteilung der Bevölkerung und die außerordentliche Verschiedenheit der Volksdichte in den einzelnen Teilen des Reiches ein sichtbarer Ausdruck des wirtschaftlichen Zustandes.

Noch klarer aber wird das Bild, wenn wir nicht nur die Menschenzahlen nehmen, sondern auch die berufliche Gliederung dabei berücksichtigen. Hierbei sollen im folgenden stets die Berufszugehörigen, d. h. die Erwerbstätigen nebst ihren Angehörigen, berücksichtigt werden; denn nur so erhält man ein Bild des von jedem Beruf lebenden Bevölkerungsteiles.

Es ist eine oft ausgesprochene Tatsache, daß der Anteil der landwirtschaftlichen

Bevölkerung seit zwei Menschenaltern stark zurückgegangen ist und jetzt nur noch knapp ein Viertel der Reichsbevölkerung beträgt; trotzdem wäre es aber durchaus falsch, anzunehmen, daß die Wichtigkeit der Landwirtschaft irgendwie nachgelassen hätte, im Gegenteil — nach wie vor wird der deutsche Boden allenthalben angebaut, ja intensiver bewirtschaftet wie früher, und in allen Teilen des Reiches bebaut eine auffallend gleichmäßige Schicht landwirtschaftlicher Bevölkerung die heimische Scholle, und der eigene Ackerbau bildet auch heute noch die breite Grundlage der deutschen Ernährung. Es wäre auch falsch, anzunehmen, daß diese Bauernschicht im agrarischen Osten etwa dichter wäre — nein, mit Ausnahme von Schlesien ist sie sogar dünner als im Westen: am Rhein kommen über 40 Landwirte auf den Quadratkilometer, in Ostpreußen und Pommern noch nicht einmal 30. Nicht der Großgrundbesitz ist schuld daran, sondern Boden und Klima, die im Osten eine weit größere Fläche für jede Familie erfordern als im Westen und Südwesten. Aus diesem Grunde ist ja auch die Möglichkeit, neue Massen landwirtschaftlicher Bevölkerung nach dem Osten zu verpflanzen, so gering.

Auf dieser Grundlage landwirtschaftlicher Bevölkerung baut sich die industrielle Bevölkerung auf. Man muß hier zunächst Industrie und Handwerk unterscheiden. Eine gewisse Menge von Handwerkern und Gewerbetreibenden ist als unmißbare Ergänzung jeder Landwirtschaft, jeder Menschenmenge unbedingt notwendig; ich denke hier an Schuster, Schneider, Bäcker und Fleischer, an Stellmacher, Schlosser, Schmiede, Maurer, Zimmerleute usw.; Kaufleute, Gastwirte u. a. kommen dazu. Für das stark agrarische Mecklenburg-Schwerin z. B. ist von allem in der Statistik als „Industrie" aufgeführten mehr als 80% als lebensnotwendiges Handwerk und Gewerbe aufzufassen. Auch ein gewisser Prozentsatz der Rubrik „Handel und Verkehr" ist unmißbar in den landwirtschaftlichen Betrieb verflochten. Wenn also z. B. in Mecklenburg-Schwerin auf den Quadratkilometer neben 21 Landwirten noch 12 in der „Industrie" und 7 in „Handel und Verkehr" beschäftigte Erwerbszugehörige kommen, so geht das kaum über das Mindestmaß des unbedingt Notwendigen hinaus.

Die Bevölkerungsdichte gibt einen guten Maßstab für den Grad der Industrialisierung ab; wir haben gesehen, daß die landwirtschaftliche Schicht allenthalben im Reich recht gleichmäßig ist — so entfällt die übrige Bevölkerung vor allem auf die Industrie. Die dünn besiedelten Gebiete mit nur 70 oder weniger Seelen pro Quadratkilometer sind industriearm und weisen nur etwa 20 Köpfe „industrieller" Bevölkerung pro Quadratkilometer auf; reichlicher ist die Industrie in der Diagonalzone dichter Besiedlung am Mittelgebirge und am oberen Rhein entwickelt, mit 45—70 Köpfen pro Quadratkilometer. Die höchste Intensierung der Industrie findet sich in den Provinzen Westfalen und Rheinland sowie dem Land Sachsen mit 147—187 Köpfen pro Quadratkilometer. Dem Grade der Industrialisierung entspricht auch die Entwicklung von „Handel

und Verkehr" — mit weniger als 10 Köpfen pro Quadratkilometer in den Agrargebieten und mehr als 50 Köpfen in den hochindustrialisierten Reichsteilen.

Neben diesen klaren und eindeutigen Zusammenhängen ergeben sich überraschende und aufschlußreiche Beziehungen zur Wohnweise, d. h. der Verteilung der Bevölkerung auf Landgemeinden und Landstädte unter 2000 Einwohner, auf Kleinstädte bis 20000 Einwohner, auf Mittelstädte bis 100000 Einwohner und letztlich Großstädte über 100000 Einwohner.

Mit den allgemeinen Angaben, daß die Stadtbevölkerung des Deutschen Reiches von 1871 bis jetzt von 36% auf 64% der Bevölkerung oder von 15 Millionen auf 40 Millionen gestiegen, ist für unsere Erkenntnis nicht viel geholfen. Eher ist schon die andere Tatsache interessant, daß die Landbevölkerung gleichzeitig von 26 nur auf 22 Millionen gefallen ist; das zeigt doch eine beträchtliche Stabilität und entspricht ungefähr der „gleichmäßigen Schicht" von Landbevölkerung über das ganze Reich.

Bei unserer Untersuchung über die Wohnweise wollen wir wieder in ähnlicher Weise vorgehen wie bisher — nicht die Wohnorte nach Zahl und Größe betrachten, sondern die auf jede der genannten Wohnortkategorien entfallende Gesamteinwohnerzahl im Verhältnis zur Fläche des Verwaltungsgebietes (Land bzw. Provinz); mit anderen Worten: wir wollen feststellen, wieviel Bewohner einer Großstadt, Mittelstadt und Kleinstadt oder von Landgemeinden auf 1 qkm des jeweiligen Gebietes kommen. Dadurch erhalten wir einfache Zahlen, welche mit den bisher benutzten Zahlen der Berufsgliederung usw. ohne weiteres vergleichbar sind; aus einer Kombination aller dieser verschiedenen Zahlen können wir lehrreiche Strukturbilder der einzelnen Gebiete ableiten.

Eine grundsätzliche Entscheidung galt es hierbei von vornherein zu treffen — eine Entscheidung, welche übrigens auch für die andern bisher gebrachten Zahlen in Betracht kommt: sind Wald und Wasser aus der Gebietsfläche auszuscheiden oder nicht? Diese Frage spielt ja für alle Volksdichteuntersuchungen eine wichtige Rolle. Ich habe mich dafür entschieden, Wald und Gewässer zu vernachlässigen, und zwar — ohne die Frage hier diskutieren zu wollen — weil einmal Forst wie Gewässer Erwerbsquellen darstellen, und weiterhin, weil (mit Ausnahme von Schleswig-Holstein und Oldenburg mit 11 bzw. 12%) bei allen Gebieten der Anteil von Forst und Wasser ziemlich gleichmäßig etwa bei 25 bis 36% liegt. Das Strukturbild ändert sich nicht; dagegen würde eine Umrechnung zu ungewohnten Zahlen führen. Im Interesse der Einheitlichkeit sämtlicher Zahlen sind allenthalben diejenigen der Volkszählung von 1925 genommen worden, also auch für die Wohnorte.

Es betrug damals die Zahl der Landgemeinden und Landstädte unter 2000 Einwohnern rund 62 400 — diejenige der Kleinstädte (von 2000 bis 20000 Einwohnern) 3169 — diejenige der Mittelstädte (von 20000 bis 100000 Einwohnern) 216 und diejenige der Großstädte (über 100000 Einwohner) 45. Im folgenden sind die Großstädte Berlin, Hamburg, Bremen und Lübeck unberücksichtigt geblieben, weil sie eigene, räumlich kleine Verwaltungseinheiten bilden; ebenso sind im Interesse besserer Übersichtlichkeit die räumlich

kleinen Länder, die sich in ihrer Struktur doch völlig der Umgebung anpassen, nicht aufgeführt worden.

Daß die Landbevölkerung in den Landgemeinden und Landstädtchen wohnt, ist einleuchtend; eine Ausnahme macht nur Oldenburg, wo etwa die Hälfte der Landbevölkerung auch in Kleinstädten sitzt. Interessant ist aber die Feststellung, daß allenthalben in den dünn besiedelten Gebieten mehr als die Hälfte der Bevölkerung in Landgemeinden wohnt:

auf 1 qkm	Einwohner	Landwirtschaftl. Bevölkerung	in Landgemeinden	%
Ostpreußen	61	28	37	61
Brandenburg	66	21	33	51
Pommern	62	26	33	53
Grenzmark	43	20	27	63
Hannover	83	26	43	52
Bayern	97	34	52	52
Mecklenburg-Schwerin	51	21	27	52
„ Strelitz	37	15	21	54
Reich	—	—	—	36

Auffallend ist weiterhin der außerordentlich geringe Anteil der Großstadt- und sogar Mittelstadtbevölkerung, vor allem, wenn man dabei die dynastisch bedingten und entwickelten Städte in Betracht zieht, die dann freilich den Weg des Großstadtwachstums gegangen sind. Der weitaus größte Anteil der Großstädte (über 80%) entfällt auf die industrialisierten Gebiete, obwohl die Agrargebiete fast die Hälfte des deutschen Raumes einnehmen. Von den 8 Großstädten der obengenannten Agrargebiete sind 4 Hafenstädte (Königsberg, Stettin, Harburg und auch Ludwigshafen) und die andern 4 (München, Augsburg, Nürnberg und Hannover) haben eine traditionell begründete Eigenstellung.

Sehr anschauliche und instruktive Strukturbilder ergeben sich, wenn man all diese Zahlen zu Diagrammen gestaltet, wie das in den beifolgenden Figuren geschehen ist. Zugrunde gelegt ist die Volksdichte, d. h. die Einwohnerzahl pro Quadratkilometer; und zwar entspricht eine Strecke von ½ cm jeweils 10 Einwohnern. Die Anteile der Landbevölkerung, der Kleinstädte zwischen 2—20000 Einwohnern, der Mittelstädte von 20000—100000 Einwohnern und der Großstädte über 100000 Einwohner sind als Balken übereinandergeschichtet, so daß ein Bild entsteht, in welches als Grundlage die Landbevölkerung und als Krönung die Großstadtbevölkerung eingetragen ist; die Gesamtsumme der Balken ergibt die Volksdichte. Auf diesen Balken ist dann der landwirtschaftliche Bevölkerungsanteil schwarz und der industrielle Anteil durch Schraffur gekennzeichnet. (Die Verteilung auf die Balken der Klein-, Mittel- und Großstädte ist willkürlich.) Der Anteil von „Handel und Verkehr", der ja in starker Abhängigkeit von der Industriebevölkerung steht, ist übersichtshalber fortgelassen.

Mit großer Deutlichkeit ergeben sich 4 wohlcharakterisierte Typen von Strukturbildern:

I. Agrarische Struktur

Auf 1 qkm kommen	Einwohner	Landwirtsch. Bevölk.	Industriebevölkerung	Handel und Verkehr	Bewohner von Landgemeinden	Kleinstädten	Mittelstädten	Großstädten
Ostpreußen	61	28	12	8	37	11	6	7
Pommern	62	26	15	9	33	15	6	8
Grenzmark	43	20	9	6	27	11	5	—
Brandenburg	66	21	23	9	33	19	14	—
Hannover[1]	83	26	28	14	43	16	13	11
Bayern[1]	97	34	33	13	52	17	11	17
Mecklenburg-Schwerin	51	21	12	7	27	13	11	—
,, Strelitz	37	15	9	5	21	16	—	—
Oldenburg	85	30	25	13	16	49	20	—

[1]) Die hier einbegriffenen Stücke Südhannover und Rheinpfalz sind abweichend struiert und färben das rein agrarische Bild etwas.

II. Agrarisch-industrielle Mischstruktur

Auf 1 qkm kommen	Einwohner	Landwirtsch. Bevölk.	Industriebevölkerung	Handel und Verkehr	Bewohner von Landgemeinden	Kleinstädten	Mittelstädten	Großstädten
(Schleswig-Holstein	101	23	33	21	36	30	9	26)
Oberschlesien	142	43	52	20	68	34	29	11
Baden	153	43	61	24	58	49	20	26
Württemberg	132	42	53	15	60	41	14	17
Hessen	175	44	73	29	65	64	32	14

III. Industrie-betonte Struktur

Auf 1 qkm kommen	Einwohner	Landwirtsch. Bevölk.	Industriebevölkerung	Handel und Verkehr	Bewohner von Landgemeinden	Kleinstädten	Mittelstädten	Großstädten
Niederschlesien	118	32	44	18	55	29	13	21
Provinz Sachsen	130	31	55	21	55	33	17	25
Provinz Hessen-Nassau	146	31	56	27	65	33	8	44
Braunschweig	136	26	60	14	60	36	—	40
Thüringen	137	29	61	17	60	43	34	—
Anhalt	151	28	73	21	46	49	56	—

IV. Hochindustrielle Struktur

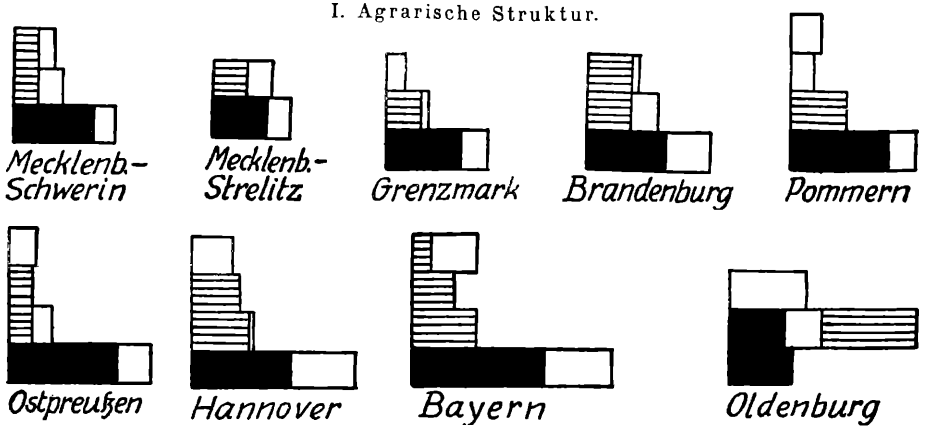
Auf 1 qkm kommen	Einwohner	Landwirtsch. Bevölk.	Industriebevölkerung	Handel und Verkehr	Bewohner von Landstädten	Kleinstädten	Mittelstädten	Großstädten
Rheinprovinz	297	39	151	55	53	82	44	118
Freistaat Sachsen	333	30	187	55	80	102	35	116
Provinz Westfalen[1]	237	32	147	34	40	80	75	42

[1]) Große Teile der Reg.-Bez. Münster und Minden gehören eher zu den anderen Gruppen.

Diese Übersicht ist natürlich bei der Größe der untersuchten Einzelgebiete etwas roh; immerhin zeigt sie deutlich, daß die Hälfte des Deutschen Reiches agrarisch struiert ist und nur ein Achtel hochindustrielle Struktur aufweist.

Die agrarische Struktur wird gekennzeichnet durch eine sehr geringe Volksdichte, welche zumeist unter der Hälfte der Reichsdichte gelegen ist; dementsprechend ist auch die absolute Zahl landwirtschaftlicher Bevölkerung pro Quadratkilometer recht gering (nur etwa zwischen 20—28), wenn auch ihr relativer Anteil an der Gesamtbevölkerung mit 35—45% weit über dem Reichsdurchschnitt (23%) liegt. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung wohnt in Landgemeinden bzw. Landstädtchen unter 2000 Einwohnern; nur Oldenburg macht hier eine Ausnahme insofern, als dort mindestens die Hälfte der landwirtschaftlichen Bevölkerung in Kleinstädten von 2—5000 Einwohnern (als Ackerbürger)

I. Agrarische Struktur.



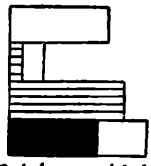
Bevölkerungsstruktur pro Quadratkilometer:
schwarz: landwirtschaftliche Bevölkerung } ½ cm = 10 E/qkm,
schraffiert: industrielle Bevölkerung }
oberster Balken = Großstädte über 100000 Einwohner,
zweiter = 20—100000 Einwohner,
dritter = 2—20000 Einwohner,
unterster = unter 2000 Einwohner.

lebt. Der Anteil an industrieller Bevölkerung und Handel und Verkehr bleibt im allgemeinen unter der Hälfte des Reichsdurchschnitts; es wurde bereits oben darauf hingewiesen, in wie hohem Maße Handwerk und Kleingewerbe daran beteiligt sind und als unentbehrlich bis in die kleinsten Dörfer hineinreichen. So ist das Bestehen von echter Industrie und Großhandel recht bescheiden und stark auf die Verarbeitung landwirtschaftlicher Produkte verschiedenster Art beschränkt; daneben kommt nur noch das Baugewerbe und allenfalls das Bekleidungsgewerbe in Betracht.

Die Großstädte sind auf anderer Grundlage erwachsen und geradezu Fremdkörper; das gilt vor allem auch für die Viermillionenstadt Berlin. Es darf aber keineswegs verkannt werden, daß diese ungeheure Menschenballung inmitten weiter Agrargebiete sich wirtschaftlich auf diese außer-

ordentlich günstig auswirkt[1]), schon als Großabnehmer des landwirtschaftlichen Überschusses — Ähnliches gilt natürlich auch für die übrigen Großstädte.

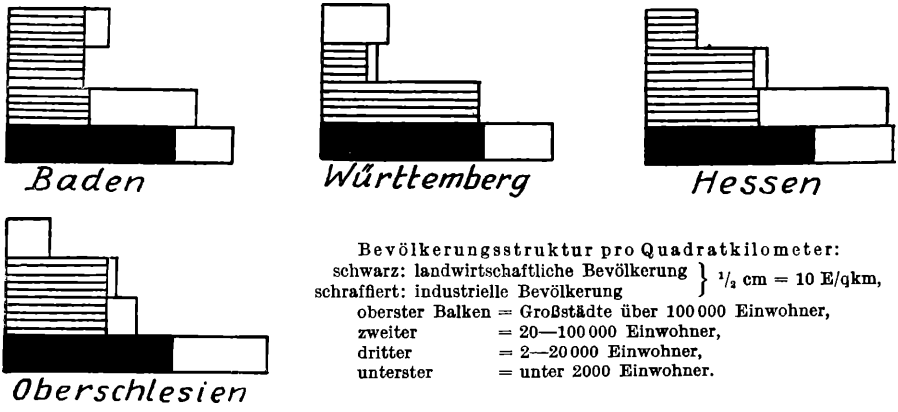
Die Ursache der bescheidenen und sehr einseitigen Agrarentwicklung liegt natürlich darin, daß es sich durchweg um Gebiete mit recht mäßigen Böden und wenig günstigem Klima handelt; es sind weiträumige Gebiete — oft sehr verkehrsentlegen — mit keinen oder dürftigen Bodenschätzen.



Eine eigenartige Mittelstellung nimmt strukturell die Provinz Schleswig-Holstein ein; sie ist an sich landwirtschaftlich eingestellt, aber hat durch ihre günstige Lage zwischen dem großen Elbhafen (Altona, Wandsbek) und der Ostsee (Kiel, Flensburg) reichlichere Entwicklung von Handel und Verkehr und auch Industrie. Trotzdem bleibt ihre Volksdichte gering und beträgt ohne diese Städte nur 65 Menschen pro Quadratkilometer.

Die agrarisch-industrielle Mischstruktur stellt eine Vereinigung intensiven Ackerbaues mit regem industriellen und wirtschaftlichen Leben dar. Für

II. Agrarisch-industrielle Mischstruktur.



die weite Südwestecke des Deutschen Reiches, Baden, Württemberg und Hessen sowie die Rheinpfalz, ist diese Struktur charakteristisch; außerdem findet sie sich in auffallender Übereinstimmung in der Südostecke des Reiches, in Oberschlesien; sicherlich wird man auch die anschließende niederschlesische Fruchtebene großenteils dazu rechnen müssen.

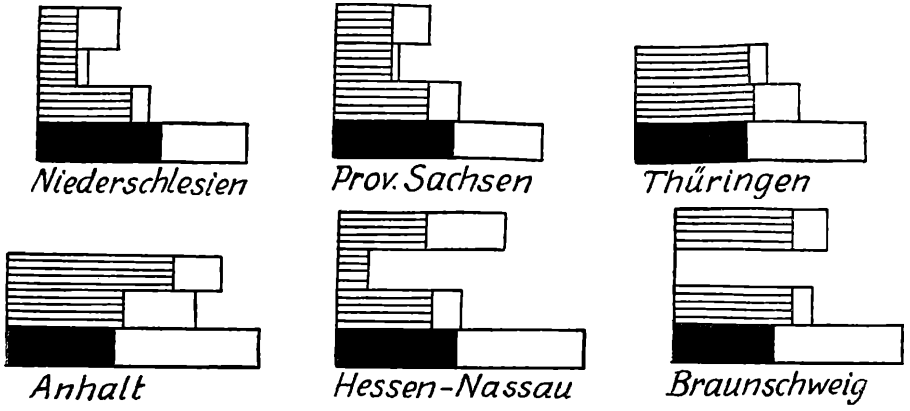
Mit einer den Reichsdurchschnitt übersteigenden Volksdichte ist ein absolut hoher Anteil an landwirtschaftlicher Bevölkerung (42 bis 44 pro Quadratkilometer — Reichsdurchschnitt nur 30,5) verbunden. Die Zahl der in Industrie und Handel und Verkehr Lebenden liegt meist leicht über dem Reichsdurchschnitt; dementsprechend wohnt denn auch erheblich weniger als die Hälfte der Bevölkerung auf dem Lande, und stark sind die Kleinstädte bevorzugt.

1) Von diesem Gesichtspunkt aus ist es ein großes Glück, daß dieser „Wasserkopf" im agrarischen Osten liegt — ein Glück nicht nur für den Osten, sondern für das ganze Reich!

Für die Bildung der Großstädte ist das eigene Wirtschaftsleben der Gebiete stark mit maßgebend: neben den Residenzstädten Karlsruhe und Stuttgart kommen hier Mannheim, Mainz und die große Industriedreistadt Beuthen-Gleiwitz-Hindenburg in Betracht; dazu Ludwigshafen und Saarbrücken.

Dieser Strukturtypus ist besonders glücklich im Sinne möglichst hoher und vielseitiger Ausnutzung und Durchdringung. Für sein Zustandekommen in der Südwestecke spielt neben dem Vorhandensein guter Böden und sehr begünstigtem Klima (kontinentaler Einschlag!) zweifellos die uralte Entwicklung als deutscher Kulturboden mit. Sein Bestehen in der Südostecke ist in

III. Industrie-betonte Struktur.



Bevölkerungsstruktur pro Quadratkilometer:
schwarz: landwirtschaftliche Bevölkerung } ½ cm = 10 E/qkm,
schraffiert: industrielle Bevölkerung }
oberster Balken = Großstädte über 100000 Einwohner,
zweiter = 20—100000 Einwohner,
dritter = 2—20000 Einwohner,
unterster = unter 2000 Einwohner.

gleicher Weise auf die guten Lößböden und das kontinental begünstigte Klima zurückzuführen; daneben allerdings haben ebensowohl der hier nur wenig gestörte Fortgang der mittelalterlichen Kolonisation mit ihren vielen kleinen Städten wie auch auf der Ostoderseite die junge Schwerindsutrie mitgewirkt.

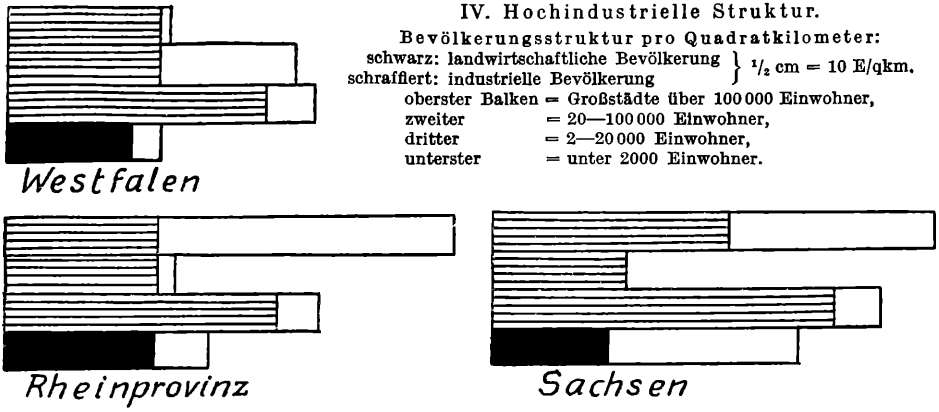
Daß der Reichtum an kleineren Städten auf die Rentabilität und Intensität der Landwirtschaft belebend wirkt, scheint einleuchtend; je größer die städtische Bevölkerung, desto gesicherter ist ein günstiger Absatz der landwirtschaftlichen Produkte.

Trotz vielem Gemeinsamen steht die Struktur der dicht bevölkerten Diagonale des Reiches am Rande der Mittelgebirgsschwelle doch in einem gewissen Gegensatz und weist typische Einzelzüge auf: ich möchte sie als industriebetonte Struktur bezeichnen.

Ihr ist der größte Teil von Niederschlesien (abgesehen von einem Teil der Fruchtebene und Teilen von Nordschlesien, die agrarische Struktur haben), größere Stücke von Ostsachsen, die Provinz Sachsen, Thüringen, Anhalt, Braunschweig

und Hessen-Nassau zuzurechnen; außerdem wohl das südliche Hannover und Teile des östlichen Westfalen — alles Gebiete, die eine Volksdichte um den Reichsdurchschnitt aufweisen, gern ihn ein wenig übersteigend. Auch ihr Anteil an von Industrie und Handel und Verkehr lebender Bevölkerung liegt ähnlich im Reichsdurchschnitt.

Ein wesentlicher Unterschied von der Mischstruktur liegt aber in der viel ungünstigeren Gestaltung des landwirtschaftlichen Anteiles, der nur 26—32 Köpfe pro Quadratkilometer beträgt, also nur knapp dreiviertel so groß ist. Da aber umgekehrt der Anteil der in Landgemeinden wohnenden Bevölkerung etwa der gleiche ist — 55—65 pro Quadratkilometer —, so gewinnt es den Anschein, als



ob hier die Industrialisierung bereits stärker auf das Land übergegriffen hat; und da die Zahl der industriellen Bevölkerung jener der vorigen Gruppe gleicht, so wird der strukturelle Unterschied verschärft; dem entspricht auch eine deutliche Tendenz zur Bildung größerer und großer Städte, wobei das wirtschaftliche Moment im Vordergrund steht (Breslau, Frankfurt a. M. — Magdeburg, Halle, Erfurt, Wiesbaden, Braunschweig — dagegen Kassel); in der Entwicklung Thüringens kommt die Kleinstaaterei noch zum Ausdruck: neben Gera mit 81 000 Einwohnern stehen Weimar, Altenburg, Eisenach, Gotha und dann auch Jena mit Einwohnerzahlen um 50 000.

Es ist beinah auffallend, daß der Anteil landwirtschaftlicher Bevölkerung so gering ist; denn die klimatisch keineswegs sehr ungünstig dastehenden Gebiete zeichnen sich durch ihren Reichtum an guten Lößböden aus. Daneben haben sie allerhand Bodenschätze (Kali, Kupfer, Erze, Braunkohle und Steinkohle), die natürlich zur Industriebildung führten.

Die hochindustrielle Struktur stellt einen sehr charakteristischen Typus dar, der vor allem in Sachsen und der Rheinprovinz großräumig ausgebildet ist;

zur Rheinprovinz gehört innerlich natürlich noch der breite angrenzende Teil Westfalens.

Auch hier ist eine leidlich dichte landwirtschaftliche Bevölkerung — 30 bis 39 Köpfe pro Quadratkilometer — vorhanden, und bei den gewaltigen zu versorgenden Menschenmassen braucht sich der Landwirt um den Absatz seiner Produkte im allgemeinen keine Sorge zu machen; eine Intensivierung des Wirtschaftsbetriebes lohnt die Arbeit, wenn wir von einzelnen kleineren, verkehrsentlegenen, gebirgigen Stücken absehen.

Die Bevölkerungsdichte liegt — mit Ausnahme des östlichen Sachsen, der südwestlichen Rheinprovinz und des nördlichen und nordöstlichen Westfalen — allenthalben über 300 Einwohner pro Quadratkilometer und steigt im Regierungsbezirk Düsseldorf gar auf mehr als 700 Köpfe. Die Hauptmenge der Bevölkerung lebt von der Industrie (147—187 Menschen pro Quadratkilometer) und im natürlichen Zusammenhang damit von Handel und Verkehr (reichlich 50 Menschen pro Quadratkilometer).

Während in Westfalen die Landgemeinden und Landstädte noch fast rein landwirtschaftliche Bevölkerung haben und dasselbe auch noch für die Rheinprovinz in hohem Maße gilt, hat die Industrie in Sachsen auch das Land ergriffen, und die Landgemeinden weisen nur noch ein Drittel landwirtschaftlicher Bevölkerung auf; noch schärfer wird dies Bild der Industrialisierung des flachen Landes, wenn man bedenkt, daß größere Stücke dieses Landes — vor allem der nördliche Streifen — noch stark agrarisch sind. Dieser durchgreifenden Industrialisierung Sachsens entspricht es, daß fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung in Kleinstädten wohnt und daß es nur zur Bildung von 4 Großstadtspitzen gekommen ist (Dresden, Leipzig, Chemnitz und Plauen). In dem in seinem hochindustrialisierten Teile keinesfalls räumlich größeren Westfalen dominiert die Mittelstadt neben 6 Großstädten, deren bemerkenswerteste Dortmund, Gelsenkirchen, Bochum und Bielefeld sind. Im Rheinland wiederum spielen neben den Kleinstädten die 11 Großstädte eine beherrschende Rolle, vielfach aus mehreren Ortschaften zusammengewachsen: neben Köln, Düsseldorf, Essen, Duisburg-Hamborn und Wuppertal ist Aachen zu nennen.

Die Grundlage dieser Entwicklung ist bei beiden Gebieten etwas verschieden; im Rhein-Ruhr-Gebiet hat die glänzende Verkehrsstraße des Rheines neben der glücklichen Nachbarlage und Verkehrslage den mächtigen wirtschaftlichen Aufschwung ermöglicht; die notwendigen Arbeitshände lieferte ja zu einem sehr wesentlichen Anteil der agrarische Osten unseres Vaterlandes, der in noch nicht 100 Jahren mehr als zweieinhalb Millionen Menschen — eine blühende Provinz — abgegeben hat.

Bei Sachsen hingegen ist es die Krönung jahrhundertelanger wirtschaftlicher Entwicklung neben der glücklichen Mittellage. Der Erzbergbau im Erzgebirge hat

Kräfte geschult; das immer wieder eintretende Erlöschen der Fündigkeit die Menschen gezwungen, immer wieder auf andern Erwerb sich umzustellen; so ist der sächsische Mensch erzogen worden. Leipzig seit dem Sinken Breslaus ein beherrschendes Handelszentrum; Gewerbe und Handwerk in hoher Blüte; ein reiches Land, mit Bodenschätzen verschiedenster Art gut ausgestattet — so konnte es nach jeder Beziehung wohlgerüstet in den industriellen Aufschwung fördernd eingreifen. Und darum ist auch der sächsische Typus einer allgemeinen Industrialisierung bis in die Dörfer hinein einzigstehend. Vielleicht gewinnt das Saargebiet manche ähnliche Züge.

PETER QUANTE:

Nicht Verstädterung, sondern „Vergewerblichung" — das Schicksal des Menschen in der Zivilisation

Hand in Hand mit der fortschreitenden Gestaltung der gesellschaftlichen Wirtschaft ist die Entwicklung der Städte gegangen; die Landbevölkerung ist nicht mehr gewachsen oder hat sogar abgenommen, der ganze Bevölkerungsüberschuß — und noch mehr — ist den Städten zugute gekommen. Unter den Städten wieder haben die größeren und vor allem die größten die stärkste Anziehungskraft ausgeübt. Dieses äußere Bild hat den Anlaß dazu gegeben, die „Verstädterung" als eine besondere Erscheinung der Wirtschaftsentwicklung hervorzuheben, der als Ergänzungserscheinung die „Landflucht" gegenübersteht. Diese Gegenüberstellung „Stadt und Land" ist in mancher Hinsicht irreführend; sie ist geeignet, den Blick von dem Wesentlichen der Entwicklung abzulenken; sie ist gefährlich, weil sie, dem Wortsinn nach genommen, dazu verleitet, die Abhilfe eines unerwünschten Zustandes in einer Änderung der örtlichen Beziehungen zu suchen.

Nach unbestrittener Anschauung ist das wichtigste Geschehen für den Fortschritt der gesellschaftlichen Wirtschaft die sogenannte „primäre Arbeitsteilung", die Loslösung der gewerblichen Tätigkeit von der landwirtschaftlichen Tätigkeit. Nicht, als ob es im Zusammenhang mit dem Betrieb der Landwirtschaft nicht bereits früher Tätigkeiten gegeben hätte, die ihrer Technik nach als gewerbliche zu bezeichnen gewesen wären — aber diese Tätigkeiten wurden zu anderen Stunden des Tages, in anderen Monaten des Jahres von den gleichen Menschen ausgeübt, die den Boden beackerten und das Vieh versorgten (der Zustand der „reinen Eigenwirtschaft"). Erst mit der Trennung der diese Tätigkeiten ausübenden Personen von den bei der Landwirtschaft verbleibenden Personen wird der entscheidende Schritt getan: die verschiedenen Berufe entstehen: Landwirt und Urhandwerker.

Der Landwirt gibt im Laufe der Zeiten immer mehr Tätigkeiten an das Ge-

werbe ab, selbst solche, die aus uralter Tradition bei uns noch in das vergangene Jahrhundert hinein gepflegt worden sind, wie das häusliche Spinnen und Weben. Der Landwirt wird somit in seinem Beruf immer einseitiger. Damit wird er auch immer leistungsfähiger in seiner Produktion — hinzu kommt die Entwicklung der agrarischen Technik, die vor allem von der Wissenschaft her mächtig gefördert wird. Das Ergebnis ist eine so große Überschußproduktion je Landwirt, daß immer mehr Nichtlandwirte von den Nahrungsüberschüssen der Landwirtschaft ernährt werden können. Auf der anderen Seite stoßen die Gewerbetreibenden, die anfänglich sogar in der Stadt noch vielfach Landbau getrieben haben, mehr und mehr die letzten Reste der Landwirtschaft ab und beschränken sich, wenn überhaupt, auf einen mehr gelegentlichen Gartenbau. Bei dieser ganzen Entwicklung spielt, wie man sieht, nicht das örtliche Moment, sondern das berufliche die Hauptrolle. Daß die Gewerbetreibenden sich — in der Regel — in den Städten zusammenfinden, ist vom Standpunkt der Arbeitsteilung nicht zwangsläufig, sondern mehr zufällig[1]).

Wie sich nun das Gewerbe immer mehr ausdehnt, wie es in immer feineren Verästelungen immer mehr Zweige menschlichen Bedarfs ergreift und in immer stärkerer technischer Vervollkommnung und — vielfach — immer großartigerer Konzentration die Bedarfsgüter immer mehr verbilligt — könnte so die Landwirtschaft nicht auch einen Aufschwung erleben und sich die Menschen zurückerobern, die ihr zu entfliehen drohen? Wenn Gustav Cassel Recht hätte, müßte man diese Frage allgemein mit ja beantworten; denn er glaubt, daß arbeitsparende Fortschritte auf die Dauer nicht in der Landwirtschaft überwiegen können, sondern auch in der Industrie stattfinden müssen, und daß dann wieder ein Hinüberfluten von entbehrlich gewordenen Arbeitskräften aus der Industrie in die Landwirtschaft erfolgen müsse, bis der Ausgleich zwischen den beiden großen Zweigen der Wirtschaft erreicht sei.

Wir können dieser Ansicht nicht beistimmen, halten vielmehr daran fest, daß auch in Zukunft, sofern überhaupt eine Bevölkerungsvermehrung stattfindet, immer eine einseitige Abgabe von Arbeitskräften von der Landwirtschaft an das Gewerbe eintreten muß.

Unser Schicksal ist nicht so sehr die Verstädterung wie die „Vergewerblichung". Warum ist das so? Weil — ich kann mich hier kurz fassen, da ich diesen Gegenstand ganz ausführlich an anderer Stelle behandelt habe — das Erzeugnis der Landwirtschaft, soweit es aus Nahrungsmitteln besteht, immer nur einem begrenzten Bedarf, eben dem Nahrungsbedarf, dient, das Erzeugnis von Handwerk und Industrie dagegen einem (theoretisch) unbegrenzten Bedarf. Das heißt, daß wir zwar grundsätzlich — unter der Voraussetzung genügender Nahrungs-

1) *Ist diese Wanderungsbewegung im Sinne der fortschreitenden Monokulturentwicklung (vgl. das Januarheft 1933) nicht doch notwendig und sogar zwangsläufig? Die Schriftleitung.*

überschüsse — beliebig viel Menschen mit gewerblicher Tätigkeit befassen können, aber immer nur eine beschränkte Anzahl mit landwirtschaftlicher Tätigkeit. Aus dieser Tatsache folgt auch die seit Jahrzehnten in den verschiedenen Ländern des abendländischen Kulturkreises bekannte „Flucht aus der Landwirtschaft" — von uns beruflich gefaßt im Gegensatz zu der herkömmlichen rein örtlichen Fassung.

Ist diese Vergewerblichung notwendig ein Übel? Ich sage nein! Daß in Handwerk und Industrie seit Jahren bei uns und anderswo Millionen von Menschen arbeitslos sind, ist kein Beweis dafür. Aus dieser Tatsache der gewerblichen Arbeitslosigkeit folgt auch nicht ohne weiteres, daß bei Unterbringung dieser Menschen oder eines Teiles von ihnen in der Landwirtschaft die Arbeitslosigkeit vermieden werden könnte. Wer diese Anschauung hegt, dürfte sehr bald enttäuscht sein, wenn er in größerem Rahmen versucht, seine Auffassung in die Tat umzusetzen. Vielmehr muß unser aller Bestreben, im Inland und im Verkehr mit dem Ausland, darauf gerichtet sein, die organisatorischen Schwierigkeiten, die zumeist menschlichen Schwächen entspringen, hinwegzuräumen, die einer gedeihlichen Weiterentwicklung der gewerblichen Tätigkeit im Wege liegen. Diese Vergewerblichung ist aber nicht nur kein Übel, sondern sie ist sogar notwendig[1]), um — nach Deckung des Nahrungsbedarfs — die Wirtschaftsgesellschaft immer allgemeiner mit all den Bedarfsgütern versorgen zu können, die nun einmal (ob mit Recht oder zu Unrecht, sei dahingestellt) als notwendig für eine fortschreitende Kultur angesehen werden.

Diese Notwendigkeit der Vergewerblichung ist aber, und damit kommen wir zu dem entscheidenden Punkt, vielfach in der Wirtschaftsgeschichte mißverstanden worden. Man hat sie dahin ausgelegt, daß auch ganze Völker sich von der Landwirtschaft, von der Urerzeugung abwenden müßten, um sich immer einseitiger nur noch dem Gewerbe und dem Handel widmen zu können (Hauptbeispiel Großbritannien!). Wir wissen jetzt, daß diese Schlußfolgerung verhängnisvoll war und daß man sich jetzt nach Kräften bemüht, das Geschehene zu revidieren. Für uns im Deutschen Reich kann somit die Schlußfolgerung nur lauten: Aufrechterhaltung unserer Landwirtschaft mit dem Ziele einer planmäßigen Deckung unseres Nahrungsbedarfs aus dieser deutschen Landwirtschaft; für diese Steigerung unserer Agrarproduktion kann es notwendig werden, neue Produktionsstätten durch bäuerliche Siedlung zu schaffen. Im Einzelfall sind die Möglichkeiten hierzu genau zu überlegen; nichts wäre der Siedlung selbst schädlicher als wahlloses Siedeln! Dabei kann auch für Jahre der landwirtschaftliche Geburtenüberschuß wieder an das

1) *Ein Satz, den wir nicht in dieser Form unterschreiben können. Entscheidend für die Beurteilung, in welchem Maß die Vergewerblichung schädlich ist, können nicht Wirtschaftsfragen, im Sinne des Verfassers also: die Aufrechterhaltung unseres zivilisatorischen Lebensstandards sein. Entscheidend ist vielmehr der Zusammenhang zwischen Vergewerblichung und Entwurzelung. Und letzten Endes die Frage: wo und wann werden Volkskörper und Rasse durch die fortschreitende Vergewerblichung biologisch geschädigt?* *Die Schriftleitung.*

Land (beruflich) gebunden werden, anstatt dem, vorläufig noch übersetzten, Gewerbe ausgeliefert zu werden.

Vergewerblichung bedeutet nicht, daß die Bevölkerung in Großstädten zusammengedrängt werden muß, bedeutet nicht, daß die Bevölkerung von jedem Zusammenhang mit der Natur, mit dem Grund und Boden abgeschnitten werden muß, sondern Vergewerblichung verträgt sich durchaus mit weiträumiger Wohnweise, mit mäßiger landwirtschaftlicher oder gärtnerischer Eigenwirtschaft. Auf das Wort mäßig lege ich deshalb großen Nachdruck, weil allzu stark ausgedehnte Eigenwirtschaft der gewerblichen Bevölkerung, etwa im Zusammenhang mit gewerblicher Kurzarbeit, leicht das Gefüge der eigentlichen landwirtschaftlichen Marktwirtschaft stören kann.

JUNYU KITAYAMA:

Japan und die Japaner[1])

Das Verständnis Japans verlangt nicht allein Kenntnisse, mit der man an die fachlich zugänglichen Aspekte Japans herangehen kann, sondern künstlerische Empfindsamkeit und geistige Großzügigkeit; es gilt nicht allein die Fakten, sondern auch Tiefe und Größe der Schicksalswanderung der japanischen Kultur kennenzulernen. Aber die Einzigartigkeit wird sich einem nur dann erschließen, wenn man selbst in jenem Lande seine Gegenwärtigkeit aus der Nähe erleben kann. Das Fehlen einer dieser Bedingungen wird die Mißgeburt jeglicher Arbeit in diesem Sinne bedeuten.

In dem Werk Haushofers begegnet man seit der alten Bekanntschaft mit dem greecho-englischen Dichter Lafcadio Hearn und mit dem Nationalökonom und Soziologen Emil Lederer zum erstenmal einem Japankenner, der auf seine Weise die Menschen und die Schicksale der zweitausendjährigen Kultur des Inselvolkes von innerster Berührung her erfaßt hat.

Die offene Importierung der europäischen Zivilisation und Kultur seit 1868 brachte Japan den letzten und größten Zwiespalt zwischen innerem und äußerem Leben, der dem Inselvolk sowohl Nivellierung als auch Erhöhung bedeutet. In diesem Zwiespalt laufen Europa und Japan, sich gegenseitig streitend oder ergänzend, nebeneinander, um wieder einmal eine Neuschöpfung des Japantums herauszuringen. Wer nicht das Innere und die Eigentümlichkeit des japanischen Volkes kennt, mag sagen „Das Land des Nebeneinander". Aber in dieser Spaltung liegt die Aufgabe und auch die Stärke der Japaner, deren biologische, geoanthropologische und geistige Dynamik aus dem winzig kleinen Inselland eine der stärksten Weltmächte als das einzige Licht des Ostens hervorgebracht hat. Es handelt sich hier nicht allein um die Fähigkeit der Aneignung fremder Elemente, sondern auch um die zähe Selbstbehauptung in und durch die heterogenen Kulturerzeugnisse.

Haushofer sieht durch seine präzise Fachforschung und durch persönliche Größe alle diese im Laufe der Geschichte von zweitausend Jahren gewobenen, sich lösenden und wieder neu sich webenden Fäden der Kulturpsyche Japans, die sich ihm im Alltagsaspekt und in der Naturwirklichkeit offenbaren. Übe rall, wo die Fühler Haushofers tasteten, trafen seine Wissenschaft und seine Persönlichkeit die Kernpunkte der Gegenstände.

Dieses Buch steht nicht allein als der Wegweiser zum Japanverständnis in völkerkundlicher Hinsicht da, sondern es wäre auch den Japanern zu empfehlen, die von ihrer Aufgabe und der Geschichte Japans erfüllt sind, um von Haushofer in seiner weitsichtigen und wirklichkeitstreuen Meinung über ihre Zukunft zu erfahren.

---

1) Haushofer, Karl, Prof. Dr.: Japan und die Japaner. 2. neubearbeitete Auflage. Leipzig 1933, B. G. Teubner.

HANS HUMMEL: Büchertafel

Deutschland

1. **Heinrich Hunke:** Lippe und seine Stellung in der Reichsreform. Beitr. d. wirtsch. Ges. z. Studium Niedersachsens 17. 123 S., 15 Karten. Hannover 1932. Kt. RM. 1,80.

2. **Thalenhorst:** Bremen im Rahmen einer Neugliederung des Reiches. 31 S., 8 Karten. Hauschild, Bremen 1932.

3. **Walter Geisler:** Schlesien als Raumorganismus. Zur Wirtschaftsgeogr. d. deutschen Ostens 1. 48 S., 9 Karten. Marcus, Breslau 1932. Geh. RM. 3,—.

4. **Wilhelm Rees:** Das Bergische Land als Lebensraum. 99 S. Bergisches Abendblatt, Remscheid 1932.

Vier verschiedenartige Veröffentlichungen über die deutschen Einzellandschaften zeigen, daß alle Fragen der Reichsreform aufgeworfen und im Fluß sind, ohne allerdings bisher festen Boden gewonnen zu haben. H. (1) versucht mit Erfolg, die Eigenart des lippischen Grenzlandes zwischen der niedersächsischen und westfälischen Landschaft herauszuarbeiten und diesem Gebiet die richtige Stellung innerhalb der Neugliederung zu geben — mit Verständnis für die Notwendigkeit der Vereinheitlichung, mit offenem Blick für die Schwierigkeiten. Ein ähnliches Grenzproblem zeigt Th. (2); er kommt zu einer kleinbremischen Lösung, da zwar Bremen landschaftlich zu Niedersachsen gehört, doch aber als Welthafen eine gesonderte Stellung einnehmen muß. Wie die natürliche Ausstattung einer Landschaft einen Lebensraum eingrenzt, zeigt G. (3) in einer feinen Studie über Schlesien. Die widernatürliche Zerreißung des Gebiets durch die Verträge wird nach geopolitischen und historisch-geographischen Gesichtspunkten dargestellt. Anschauliche Karten vermitteln das Bild der Landschaft. Die Entwicklung eines eng begrenzten, geschlossenen Raumes beschreibt R. (4), die Entwicklung des Bergischen Landes zum Industriebezirk europäischer Bedeutung.

5. **F. W. Bitter** und **A. Zelle:** Die Krankheit Europas. 320 S. 2. Aufl. Kampmann, Kampen 1932. Kt. RM. 4,60.

Ganz sachlich werden die großen Fragen der deutschen Politik im Rahmen der europäischen Krise beschrieben. Revision der Verträge wird gefordert auf Grund der Vertragsbrüche, der Zuspitzung der europäischen und deutschen Wirtschaftslage, der Aufhebung der Lüge von der deutschen Kriegsschuld. Die Revision muß sich einmal auf die Reparationen beziehen, deren Geschichte eingehend erläutert wird, zum andern auf die Abrüstung, die abgetretenen Gebiete und die koloniale Erneuerung. Das Buch ist ausgezeichnet ausgestattet, sauber in der Darstellung und verdient als Handbuch Eingang in weiteste Kreise.

6. **Johannes Schauff:** Wer kann siedeln? 88 S. Deutscher Siedlungsverlag, Berlin 1932. Br. 90 Pf.

Nach einer Einführung Serings behandeln Schauff die bäuerliche Siedlung, Boyens die Landarbeiter, Kann die Arbeiter, Maßmann die Akademiker. Das Heft dient dem Siedlungsgedanken durch seine nüchterne, objektive Darstellung. Der Unterschied zwischen bäuerlicher und Arbeitersiedlung wird scharf herausgearbeitet.

7. **Paul Schnoeckel** und **Artur Stegner:** Kampf um den deutschen Lebensraum. 29 S. Stilke, Berlin 1932. Geh. 50 Pf.

8. **Max Grösser:** Die Möglichkeiten deutscher Auslandssiedlung. 59 S. Zentralverlag, Berlin 1932. Br. RM. 1,50.

(7) verlangt nach knapper Schilderung der Einengung des Lebensraumes, der Geschichte und Wirtschaft der deutschen Kolonien und der Geschichte ihres Raubes im Zusammenhang mit Siedlungsfrage und Außenpolitik die Rückgabe der ehemalig deutschen Kolonien. Ebenso G. (8), der sich aber im wesentlichen mit der zur Zeit praktisch durchführbaren Auslandssiedlungspolitik, besonders in Südamerika, befaßt. Man könne auch Landwirte in Deutschland entbehren und werde bei Einsatz geeigneter Kräfte gute Erfolge erzielen.

9. **Hajo Holborn:** Kriegsschuld und Reparationen auf der Pariser Friedenskonferenz von 1919. Grundfr. d. internat. Pol. 3. 38 S. Teubner, Leipzig 1932. Kt. RM. 1,—.

Eine sehr wichtige Studie zur Geschichte des § 231, in der besonders die von der Ententemeinung abweichende Stellung der USA., Wilsons und seines Beraters House, und der Rückzug der Amerikaner dargestellt wird.

10. **Hans Spethmann:** Der Ruhrkampf 1923—1925. 274 S., 85 Abb., 1 Karte. Hobbing, Berlin 1933. Geb. RM. 5,20.

Die Volksausgabe des umfassenden Geschichtswerkes Sp.s bringt mit genauen Belegen und Photographien eine anschauliche Darstellung der Ruhrbesetzung und der Abwehr. Ein abschreckendes Bild aus der Nachkriegspolitik, jedoch der erste nationale Krafteinsatz Deutschlands nach dem Kriege.

11. **Rolf Schiebold:** Deutschlands Führung. 32. S. Körner, Altenburg 1933. Geh. 90 Pf.

Sch. konstruiert einen deutschen Rechtsstaat als ersten der Welt, indem er das gesamte Leben des einzelnen und des Volkes auf das Recht abstellt. Sch. versucht die Verbindung der liberalen Ideenwelt mit dem Gedanken der Volksgemeinschaft. Holland, Flandern und die Schweiz sind merkwürdigerweise einbezogen!

12. **Walter Gerhard:** Um des Reiches Zukunft. 222 S. Herder, Freiburg i. Br. 1932. Kt. RM. 4,30, Ln. RM. 5,60.

G. beschäftigt sich mit der ethischen und soziologischen Fundierung des neuen deutschen Nationalismus. Er verlangt eine autoritär aufgebaute Demokratie, da er den „Einheitsrausch" des Nationalismus ablehnt, kehrt also zu Parlament und Parteien zurück. Das Buch dürfte den Versuch darstellen, die Politik des Zentrums zu rechtfertigen und in eine neue Bahn zu lenken.

13. **Moeller van den Bruck:** Das ewige Reich. 355 S. Korn, Breslau 1933. Br. RM. 4,—, geb. RM. 5,50.

In dem feinen, geistreichen Stil, der alle seine Bücher auszeichnet, die jetzt Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind, bringt uns hier M. die großen Gestalten der deutschen Geschichte nahe; vielleicht gelegentlich etwas zu sehr das Heldische und Tragische betonend, immer aber stark und mitreißend. Armin, die Völkerwanderung, das Reich des Mittelalters, die europäischen Krisen des 16. und 17. Jahrhunderts, Preußentum und zweites Reich Bismarcks erstehen.

Auslanddeutschtum

1. **Friedrich Lange:** Sprachenkarte von Mitteleuropa. Reimer, Berlin 1932. 90 Pf.

Der verdienstvolle Volkstumsforscher gibt in einer Karte eine Übersicht über alle Fragen, die Arbeit an der Vollendung der volksdeutschen Idee erfordern. Glatte, unverzahnte Volksgrenze gegen Norden, Westen und Süden, aber Zersplitterung, Inseldeutschtum nach Osten und Südosten, die Ansatzpunkte zu kulturellem, wirtschaftlichem und politischem Angriff auf die einzige deutsche Ausdehnungsrichtung bilden können, jedoch jetzt in trauriger Stagnation verharren.

2. **Otto Junghann** und **Max Hildebert Boehm:** hrs.: Ethnopolitischer Almanach 1932. 118 S. Braumüller, Wien 1932.

Entwicklung der Minderheitenfragen im Berichtsjahr, unter besonderer Berücksichtigung der deutschen. Als Sonderbericht Bakker van Bosse über die polnisch-ukrainische Frage. Umfassend zusammengestellte Jahresbibliographie.

3. **Clemens Kopp:** hrs.: Jahrbuch des Reichsverbandes für die katholischen Auslanddeutschen 1931/1932. 304 S., 3 Abb. Aschendorff, Münster 1932. Geh. RM. 7,70, geb. Rm. 9,—.

Ein umfassendes Bild von der katholischen Arbeit für die Auslanddeutschen. Schreiber, Bleyer, Grentrup und Rink nehmen das Wort zu soziologischen, politischen und kulturellen Problemen. Aufsätze über die deutschen Schulen in Ungarn, Südslawien, Chile und Brasilien. Sinne: Nebraska, Rick: Brasilien, Jansen: Eupen-Malmedy, Steuer: Posen, Winter: Tschechoslowakei, Goebel: Bukowina.

4. **Joseph Czech:** Die Bevölkerung Polens. Veröff. d. schles. Ges. f. Erdk. 16. 232 S., 17 Karten. Marcus, Breslau 1932. Br. RM. 18,—.

Nach einem Abschnitt über die Geburtenentwicklung kommt C. auf die Nationalitäten und ihre Verbreitung — Polen, Ukrainer, Weißrussen, Juden und Litauer — zu sprechen. Der Hauptteil über die Deutschen in Polen enthält alle nur denkbaren Angaben in peinlichster Durcharbeitung für die einzelnen Woiwodschaften. Das Buch ist eine sehr gründliche, gediegene Arbeit.

5. **Paul Rühlmann:** Das Schulrecht der deutschen Minderheit in Jugoslawien. 126 S. Hobbing, Berlin 1932. Geb. RM. 4,80.

Die Deutschen in Südslawien sind eine wirkliche Minderheit ohne irredentistische Bestrebungen. R. spricht über die Entwicklung ihres Schulrechtes und erläutert die neuesten Schulgesetze, die — wenigstens auf dem Papier — neue Möglichkeiten schufen. Die Weiterarbeit der Deutschen ist dann aber durch die einzelnen Amtsstellen nach Kräften sabotiert worden. Aber das ist R. unbekannt.

6. **Wilhelm Tietgens:** Der deutsch-dänische Grenzsaum. 63 S., 8 Karten. Nordschleswigsche Zeitung, Apenrade 1932.

T. gibt einen Beitrag zur Grenzforschung. Die stark fluktuierenden deutschen und dänischen Kräfte zwischen Königsau und Eider lassen ihn den Begriff der Grenzlinie ablehnen. Er erörtert in feiner Weise an Hand von Wirtschaftsfragen, Besiedlung und Politik den Grenzsaum und schildert die Not der Deutschen, die durch eine starre Grenzlinie von allen Verbindungen zu ihrer alten Heimat getrennt sind.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

X. JAHRGANG 1933

1.

HEFT / JANUAR

VERHÄNGNIS DER EINSEITIGKEIT

MONOKULTUREN UND IHRE FOLGEN

onokultur und Autarkie als Gegensätze — Forst- und Landwirtschaft kenne
as Verhängnis der Monokultur — Biologie bestätigt ihre Erfahrungen — Welt
irtschaft ist Arbeitsteilung, Arbeitsteilung führt zur Monokultur — Kapitalis
us und Verstädterung als Monokulturerscheinungen — Staatshoheit, Be
ölkerungsbewegung und Wirtschaftsform bilden einen Zusammenhang -
taaten natürlicher Autarkie, arbeitsteiliger Autarkie und Monokultur
staaten — Der Staat als Opfer der Monokultur.

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., Honorarprofessor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

Unter ständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Privatdozent Dr. H. Lautensach, Gießen, Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinckel, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83
Fernsprecher: H 1, Pfalzburg 2234

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

X. JAHRGANG / HEFT 1 / JANUAR 1933

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort 1

BEISPIELE

1. Gert von Natzmer: Monokultur im Reich der Organismen 2
2. Zur Geographie der Monokultur 7
3. Hans Hummel: Die Verteilung von Monokultur und Autarkie 8
Statistiken 10
Karte der nichternährungs-autarken Staaten der Erde 15
4. Martin Reinecke: Arbeitsteilung, fixe Kosten und unnatürliche Preisbildung als Eigenschaften der Monokultur 18
5. Kurt Vowinckel: Monokultur und Staatsführung 22

THEORIE DER MONOKULTUR

1. Albrecht Haushofer: Maßstäbe der Monokultur 29
2. Karl Pintschovius: Die Stellung der Monokultur in der Geschichte . . . 35
3. Schlußwort 45

BERICHTE

1. Albrecht Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt 46
2. Karl Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum 54

LITERATURBERICHTE

1. Gerhard Herrmann: Weltwirtschaftlicher Literaturbericht 63

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Register M. 22.—
Österreich: Vierteljahr ö. Sch. 10.—, Ausland (portofrei): Jährlich RM 23.— Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM 0.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—
Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H. / BERLIN 18769 / WIEN 55918 / PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Dr. Albrecht *Haushofer*, Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl *Haushofer*, Gen.-Major a. D., Honorarprofessor a. d. Universität, München O 27, Kolberger Str. 18 — Dr. Gerhard *Herrmann*, Leipzig C 1, Schwägrichenstr. 17 — Hans *Hummel*, Berlin W 15, Lietzenburger Str. 38 — Gert von *Natzmer*, Berlin-Ruhleben (Siedlung), Stendelweg 36 — Dr. Karl *Pintschovius*, Berlin-Schmargendorf, Ruhlaer Str. 12 — Martin *Reinecke*: durch Verlag — Kurt *Vowinckel*, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83

KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / BERLIN-GRUNEWALD
HOHENZOLLERNDAMM 83

SCHRIFTEN ZUR GEOPOLITIK

Eine neue Schriftenreihe.
In ihr werden selbständig bedeutsame Aufsätze und Aufsatzreihen der Zeitschrift für Geopolitik, meist in erweiterter Form, als Broschüren veröffentlicht.

Bisher erschienen:

J. THIES: Geopolitik in der Volksschule
Eine methodische Einführung zur nationalpolitischen Erziehung der deutschen Jugend. Mit 6 Abbildungen M 1.50

ALBRECHT HAUSHOFER: Zur Problematik des Raumbegriffs M –.60

KARL HAUSHOFER: Rückblick und Vorschau auf das geopolitische Kartenwesen
Mit 18 Abbildungen M –.60

Monokultur / Das Verhängnis der Einseitigkeit
Herausgegeben von Karl Haushofer M 2.–
Mit 3 Abbildungen

BERLIN-GRUNEWALD
KURT VOWINCKEL VERLAG / G. m. b. H.

Die Einbanddecke

zum II. Halbjahresband 1932 ist in diesen Tagen erschienen und geht den laufenden Bestellern unverlangt zu. — Preis M. 2.—. Das Inhaltsverzeichnis liegt diesem Heft kostenlos bei.

Wer sich noch nicht entschlossen hat, die Hefte der „Geopolitik“ durch Einbinden zu erhalten, möge sofort die Zustellung der Decken während der ganzen Dauer seines Abonnements erbitten

vom

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.

BERLIN-GRUNEWALD

Bücher
Zeitschriften
Werbedrucke

Spamersche Buchdruckerei Leipzig O 5

OTANOX
yszczanie
2015

ELBLĄG

CZ.140.13
nr inw. 33123